

HERDERS BIBELKOMMENTAR

DIE HEILIGE SCHRIFT

für das Leben erklärt

Herausgeber:

Edmund Kall (für das Alte Testament) und
Willibald Lauck (für das Neue Testament)

BAND XI

Das Evangelium des hl. Matthäus
und des hl. Markus
erklärt von Willibald Lauck

ERSTE HALFTE

Mit einem Geleitwort von Eminenz Kardinal Inniger

Dritte Auflage

1937

Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau

Imprimatur

Friburgi Brisgoviae, die 5 Octobris 1936

Rösch, Vic. Gen.

Alle Rechte vorbehalten

ZUM GELEITE

Die religiöse Bewegung, von der unsere Zeit erfaßt worden ist, hat auch in den Kreisen der Laienwelt, selbst bei der Jugend, ein Verlangen nachgerufen, den katholischen Glauben aus seinen Quellen kennen zu lernen und ihn aus der unmittelbaren Kraft dieser Quellen zu leben. Sie hat darum ein lebhaftes Interesse an der Heiligen Schrift zunächst des Neuen, aber auch des Alten Testaments geschaffen und so eine katholische Bibelbewegung in Fluß gebracht.

Wie im Plan der göttlichen Vorsehung die von Papst Pius X. ganz besonders geförderte frühe und öftere Kommunion den religiösen Ausbruch vorbereitete und ermöglichte, so haben auch die Rundschreiben der letzten Päpste über Schriftstudium und Schriftpredigt viel dazu beigetragen, durch den Klerus auch das Volk mit dem übernatürlichen Reichtum der biblischen Bücher mehr als seither bekannt zu machen. Soll die gegenwärtig so erfreulich einsetzende Bibelbewegung immer mehr erweitert und vertieft werden, soll sie wie ein aus dem Heiligtum quellender Strom das religiöse Leben befruchten, dann muß nach den Weisungen der Päpste vor allem der Priester sich nicht nur ein rechtes Verständnis des nächsten Sinnes der heiligen Schriften durch emsiges Studium der wissenschaftlichen Kommentare aneignen, er muß auch darüber hinaus den reichen Schatz ihrer religiösen Lebenswerte zu heben verstehen.

Nur soweit der Priester selbst das geschriebene Gotteswort schätzen und lieben lernt, und nur soweit sich ihm dessen Kraft und Schönheit erschließt, wird er auch imstande sein, zu den Gläubigen in der Sprache der Heiligen Schrift zu reden und ihnen deren Sinn mit solcher Wärme auszulegen, daß ihr Herz davon ergriffen wird. „Gerade diese einzigartige Kraft der Schrift“ — sagt Papst Leo XIII. in seinem Rundschreiben „Providentissimus Deus“ über das biblische Studium —, „die von dem göttlichen Hauch des Heiligen Geistes ausströmt, ist es, die dem geistlichen Redner Autorität verschafft, der Sprache apostolischen Freimut verleiht und seine Beredsamkeit kraftvoll und siegreich macht.“

Es ist eine ernste und heilige Pflicht des Priesters, sich mit dieser biblischen Lebensweisheit ganz vertraut zu machen, nicht nur um daraus für sich selbst die Nahrung zur Vollkommenheit zu finden, sondern um auch den Gläubigen

diese übernatürliche Geistesnahrung in Predigt und Katechese darbieten zu können.

Diese Weisheit der biblischen Bücher liegt aber nicht für jedermann ganz offen da; sie ist vielfach wie ein im Ader verborgener Schatz, der gesucht und gehoben werden muß. Dies gilt in erster Linie für den Laien, der zur Heiligen Schrift greift. Der Priester hat zwar durch seine theologischen und besonders durch seine exegetischen Studien ein gewisses Feingefühl für den tieferen Sinn der biblischen Worte erhalten. Doch auch er kann eines zuverlässigen Führers nicht völlig entraten. Die Unrast und Überlastung der modernen Seelsorge läßt ihm vielfach nicht die erforderliche Zeit und innere Ruhe, um durch selbstständiges Weiterführen seiner biblischen Studien die Lebenswerte aller heiligen Bücher immer klarer zu erfassen und sie für seine persönliche Heiligung und zur Erbauung und Leitung der ihm anvertrauten Seelen auszumünzen.

Ohne eine sachkundige Anleitung droht der praktischen Auswertung dieser Bücher die Gefahr, daß das geschriebene Gotteswort mehr gefühlsmäßig als unter Berücksichtigung des vom Heiligen Geist beabsichtigten Sinnes gedeutet und angewendet wird. Auch eine Erklärung der Heiligen Schrift für das Leben setzt das Verständnis ihres nächsten Sinnes und eine gewisse Vertrautheit mit der biblischen Gedankenwelt voraus. Dies gilt im besonderen Maße von den Büchern des Alten Testaments, deren Inhalt und Form uns ferner liegt und die bisher aszetisch-homiletisch weniger erschlossen wurden als die Evangelien und die Apostelbriefe.

Es ist darum freudig zu begrüßen, daß der Verlag Herder in Freiburg die Herausgabe eines Bibelwerkes ins Auge gefaßt und bereits in Angriff genommen hat, das alle biblischen Bücher für das praktische christliche Leben erklärt, das auf dem buchstäblichen Sinne aufbauend das Überzeitliche und Überweltliche, das Göttliche in diesen Schriften heraushebt und zeigt, was sie auch uns, dem Geschlecht des 20. Jahrhunderts, noch zu sagen haben. Nur eine systematische Durcharbeitung der ganzen Heiligen Schrift wird auf Schönheiten hinweisen können, zu denen die vielbegangenen Wege nicht führten. Dieses Bibelwerk wird darum eine wirkliche Lücke ausfüllen und einem Bedürfnis besonders des Seelsorgesklerus entgegenkommen. Es wird darum auch in dessen Bibliothek nicht fehlen dürfen.

Das neue Freiburger Bibelwerk wird den seither erschienenen verdienstvollen Bibelwerken keinen Abtrag tun. Die für die Mitarbeiter herausgegebenen Richtlinien heben nachdrücklich hervor, daß die „Heilige Schrift

für das Leben erklärt" nicht die Aufgabe hat, den heiligen Text wissenschaftlich zu erklären; sie hat die wissenschaftliche Erforschung zur Voraussetzung und baut auf ihr auf. Es ist darum nicht nur nicht zu fürchten, daß das neue Bibelwerk das Interesse an den wissenschaftlichen Kommentaren mindert, vielmehr zu hoffen und zu wünschen, daß das tiefere Eindringen in die praktischen Lebenswerte der heiligen Bücher, wie sie die Freiburger Bibel erschließen will, auch zu einer tieferen wissenschaftlichen Erfassung des Gotteswortes anregt, daß der Klerus noch mehr als seither auch nach den wissenschaftlichen Erklärungen greift, um dadurch zu einem allseitigen Verständnis der Heiligen Schrift zu gelangen. So werden beide Erklärungsweisen sich nicht gegenseitig beeinträchtigen, vielmehr sich gegenseitig fördern und befruchten und auf parallelen, nicht auf sich schneidenden Wegen das große gemeinsame Ziel der Erschließung des Gotteswortes erstreben.

Wien, den 21. März 1935.

✠ TH. Kard. INNITZER
Erzbischof

VORWORT

Um zu sagen, was diese Erklärung will, ist es notwendig, zu sagen, was sie nicht will. Zunächst will sie nicht die rein wissenschaftlichen Kommentare ersetzen. Deshalb ist auf alles wissenschaftliche Beiwerk, z. B. genaue Zitationen, verzichtet. Ebenso sind alle Anmerkungen vermieden, um eine leicht fließende Lektüre zu ermöglichen. Auch unterblieben viele ausführliche Begründungen, besonders philologischer Art, die in einem eigentlich wissenschaftlichen Kommentar nicht fehlen dürften. Andererseits will diese Erklärung auch nicht die schon vorhandenen Betrachtungs- und Predigtbücher um eines vermehren. Sie bietet also keine ausgeführten erbaulichen Anwendungen, die sich sofort auf die Kanzel übertragen lassen.

Was diese Erklärung vielmehr will, sagt der Gesamttitel des Werkes: „Die Heilige Schrift für das Leben erklärt.“ Das Wort Gottes soll also wirklich erklärt werden. Das heißt: Nicht schöne Gedanken sollen gegeben werden, die sich im Anschluß und angeregt durch die Lektüre neben den Gedanken des heiligen Verfassers ausdenken lassen, sondern letztere selber sollen klar herausgestellt werden. Zu diesem Zweck kann das Werk auf die Erfordernisse einer streng wissenschaftlichen Exegese nicht verzichten. Der gebildete Leser — nicht nur der Priester oder Philologe, sondern jeder, der wenigstens die dazu nötige Herzensbildung besitzt — soll sich darüber klar werden können, was der heilige Verfasser gesagt, gedacht und etwa auch dabei empfunden hat. Auch dürfen dem nachdenklichen Leser auftauchende Fragen und Probleme nicht unbeantwortet bleiben. Die Evangelienklärung insbesondere soll es dem Leser ermöglichen, soweit dies überhaupt erreichbar ist, die Werke und Worte Jesu so aufzufassen und zu erfassen, als ob er selber unter den Zuschauern und Hörern geweilt hätte.

Das ist die erste Aufgabe des Kommentars. Auf sie baut sich die zweite auf: zu zeigen, wie die Gedanken der Heiligen Schrift, d. h. Gottes, hineingreifen ins Leben, welch unersehbare Lebenswerte sie enthalten. Also nicht auf theoretische Spekulationen ist es abgesehen. Aber ebensowenig wollte der Verfasser möglichst viele Anwendungen geben für möglichst viele Einzelfälle des äußerlichen Lebens. Das will er dem besinnlichen Leser überlassen. Wohl aber hat er versucht, zu zeigen, welche Folgerungen für das innere Leben sich aus Gottes Wort ergeben, also für die Wurzel, aus der alle äußere Betätigung, auch alle religiöse Übung, herauswächst oder herauswachsen sollte. Dabei ist nicht nur an die Angehörigen bestimmter Stände, des Priester- oder Ordensstandes, gedacht, sondern an jeden Menschen und Christen.

Das vorliegende Werk will also das eigene Nachdenken nicht überflüssig machen. Im Gegenteil. Es will den Leser hineinführen in den unmittelbaren Sinn des Wortes Gottes, damit er von hier herausblicke auf das Leben

Vorwort

überhaupt, und insbesondere auf sein Leben. Denn nicht nur religiöse Übung ist es, was uns so dringend not tut, noch weniger religiöse Spielerei mit netten erbaulichen Gedänkchen, die kein Mark in sich haben. Sondern religiöse Vertiefung, aus der die Lebens- und Leidens- und Siegeskraft der Religion hervorquillt, die Kraft der Urkirche, deren Buch die heilige Schrift war.

Der vorliegende erste Teilband behandelt die Vor- und Kindheitsgeschichte Jesu, sowie dessen galiläische Wirksamkeit nach Matthäus, wobei der Einfachheit halber gewöhnlich Markus gleich miterklärt ist. Der zweite Teilband wird die letzten Tage Jesu in Jerusalem, seine Leidens- und Auferstehungsgeschichte nach Matthäus und Markus behandeln und die Übersetzung des Markusevangeliums bringen.

Eine Literaturangabe erübrigt sich. Nur sei darauf hingewiesen, daß die angeführten Talmudstellen dem für den Exegeten heute unentbehrlichen großen fünfbändigen Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch von Strack-Billerbeck (München, Beck'sche Verlagsbuchhandlung) entnommen sind. Natürlich soll nicht behauptet werden, daß alle Talmudverordnungen schon zur Zeit Jesu in dieser Form in Gültigkeit waren. Aber sie sind auf alle Fälle bezeichnend für die ganze Denkweise der Pharisäer auch schon zu Jesu Zeit. Um der Gerechtigkeit und Wahrheit genugzutun, muß auch bemerkt werden, daß man nicht aus allen Sätzen des Talmud, z. B. über das Verhalten gegen den Nichtjuden, Schlüsse ziehen darf auf das heutige Judentum. Denn vieles im Talmud ist zeitgeschichtlich bedingt und begrenzt.

Manche Leser werden es mißlich finden, daß der Markustext erst am Ende folgt, während seine Erklärung zum größten Teil in die Erklärung des Matthäus versflochten ist. Aber besondere Gründe ließen dies als besser erscheinen.

Der Zweck des Buches ist, wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, sehr weit gesteckt: sowohl den theologisch oder auch sonst akademisch Gebildeten als auch den, der den Mangel an solcher Bildung durch religiöses Interesse ersetzt, in die Gedankenwelt Jesu hineinzuführen. Das machte es notwendig, die Darstellung nach Form und Inhalt so zu gestalten, daß mancher Leser manches vielleicht anders wünschte. Wenn die Kritik dem Rechnung trägt, wird der Verfasser ihr dankbar sein.

Baden-Baden, den 17. Mai 1935.

WILLIBALD LAUCK.

INHALT

MATTHÄUSEVANGELIUM

ZUM GELEITE	Seite V
-----------------------	------------

EINLEITUNG	XV
----------------------	----

JESU KINDHEIT. Kapitel 1 und 2.

Stammbaum Jesu	1
Jesu Geburt und Name	6
Die Weisen aus dem Morgenlande	9
Die Flucht nach Ägypten	13
Der Kindermord und die Übersiedelung nach Nazareth	13

JOHANNES DER TÄUFER UND JESU WEIHE ZU SEINEM MESSIANISCHEN BERUF. Kap. 3 Vers 1 bis Kap. 4 Vers 11.

Johannes der Täufer	18
Jesu Taufe und Offenbarung	26
Jesu Versuchung	30

DAS WIRKEN JESU IN GALILÄA. Kap. 4 Vers 12 bis Kap. 11 Vers 1.

Allgemeiner Überblick	37
Beginn der Tätigkeit in Galiläa	37
Berufung der ersten Jünger	38
Entfaltung seiner Wirksamkeit	38
Die Bergpredigt	44
Einleitung	44
Die acht Seligkeiten	44
Anwendung auf die Jünger und deren Beruf	44
Die neue Gerechtigkeit	53
Die richtige Auslegung des Gesetzes an Beispielen	60
Du sollst nicht töten	60
Du sollst nicht ehebrechen	63
Du sollst keinen Meineid leisten	69
„Aug um Aug“	72
„Liebe deinen Nächsten und hasse deinen Feind“	72
Die falsche und die richtige Frömmigkeitsübung	76
Vom Almosengeben	76
Vom Beten	77
Vom Fasten	77

	Seite
Das Streben nach der von Jesus verlangten Gerechtigkeit erfordert ein ungeteiltes Herz	88
Das richtige Schätzesammeln	88
Das innere Auge rein erhalten	88
Kein verkehrtes Sorgen um das Irdische	88
Nicht richten, sondern beten und handeln!	96
Nicht nur hören, sondern handeln!	100
Die Bereitwilligkeit Jesu, allen ohne Ausnahme zu helfen	106
Heilung des Aussätzigen	106
Heilung des Dieners des Hauptmanns zu Kapharnaum	106
Die Heilung der Schwiegermutter des Petrus und vieler anderer	107
Jesu ruheloses Leben	118
Nachfolge Jesu	118
Stillung des Seesturmes	119
Die Besessenen im Lande der Gadarener	126
Die Heilung des Gelähmten	131
Berufung des Apostels Matthäus und anschließende Gespräche	134
Drei weitere Wunder: Heilung der Tochter des Jairus und der blutflüssigen Frau, zweier Blinden, eines stummen Besessenen	140
Die Unterweisung der Apostel im Missionsberuf	147
Die zwölf Apostel	147
Erste Unterweisung	149
Weitere Unterweisungen: Vorhersagung von Verfolgungen	152
Mut in der Verfolgung	154
Die persönliche Stellungnahme zu Jesus	156

WACHSENDE FEINDSCHAFT DER JUDEN. JESUS ZIEHT SICH IMMER MEHR VOM VOLKE ZURÜCK. Kap. 11 Vers 2 bis Kap. 18 Vers 35.

Die Gesandtschaft des Täufers	159
Das Wehe über die ungläubigen Städte	164
Jesu Jubel- und Heilandsruf	166
Die Jünger rupfen am Sabbat Ähren	168
Die Heilung der verdorrten Hand. Jesus der Knecht Gottes	171
Jesu Teufelaustreibungen. Die Sünde wider den Heiligen Geist	174
Die Zeichenforderung	181
Jesu wahre Familie	184
Die Gleichnisreden	191
Das Gleichnis vom Säemann	191
Warum Gleichnisreden?	191
Erklärung des Gleichnisses	192
Das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen	197
Die Gleichnisse vom Senfkorn und vom Sauerteig	199
Abschluß der Gleichnisrede vor dem Volk und Erklärung des Gleichnisses vom Unkraut	201
Die Gleichnisse vom vergrabenen Schatz, der kostbaren Perle und vom Fischnetz	202
Jesus in seiner Vaterstadt	206

	Seite
Jesus schränkt seine öffentliche Tätigkeit ein und widmet sich hauptsächlich der Unterweisung seiner Jünger	209
Hinrichtung des Täufers	209
Erste Brotvermehrung	213
Jesus wandert über das Meer	215
Jesus in der Landschaft Gennesaret	218
Das Händewaschen. Die wahre Unreinheit	219
Die chananäische Frau	225
Die zweite Brotvermehrung	228
Das Zeichen vom Himmel. Der Sauerteig der Pharisäer	230
Petrus der Papst	233
Die erste Leidensankündigung. Nachfolge Jesu	243
Die Verklärung. Die Wiederkunft des Elias	252
Heilung des mondsüchtigen Knaben	257
Neue Leidensankündigung	260
Die Tempelsteuer	262
Vom Ärgernisgeben	265
Vom Vergeben	272

**REISE NACH JERUSALEM. VERSCHIEDENE GESPRÄCHE
UND BELEHRUNGEN. Kap. 19 Vers 1 bis Kap. 20 Vers 34.**

Ehe und Jungfräulichkeit	275
Die Kinder	287
Der reiche Jüngling	290
Der Lohn der guten Werke. Die Parabel von den Arbeitern im Weinberg	297
Dritte Leidensverkündigung	306
Christlicher Ehrgeiz	308
Die Heilung der Blinden in Jericho	314



MATTHÄUS

EINLEITUNG

Daß die Evangelien das sind, als was wir sie ansehen, authentische Berichte über Jesus Christus, das ist für jeden, der überhaupt die Fähigkeit besitzt, einem literarhistorischen Beweisgang zu folgen, eine nicht mehr zu erschütternde Tatsache. Hier können natürlich nur die Grundlinien des Beweises aufgezeigt werden. Sie mit den zahllosen Einzelheiten auszufüllen, die sozusagen aus dem Gedankenskelett einen lebendigen sprechenden Zeugen machen, geht über den Rahmen dieses Buches hinaus. Wir besitzen die Schriften der sog. „Apostolischen Väter“. Dazu gehören „die Lehre der zwölf Apostel“ aus dem Ende des ersten christlichen Jahrhunderts, der nicht viel jüngere Barnabasbrief, der Brief des Papstes Clemens an die Korinther (um 95), die sieben Briefe des hl. Ignatius von Antiochien († 107), der Brief des hl. Polykarp von Smyrna († 155), des Schülers des hl. Apostels Johannes. Außerdem etwa gleichzeitig mit dem letzteren der sog. Hirte des Hermas und der sog. zweite Clemensbrief. In diesen Schriften finden sich die Evangelien bereits zitiert. Nicht mit Namen, meist wohl aus dem Gedächtnis, aber bisweilen mit der Bemerkung, es sei so geschrieben. Also waren die Evangelien schon um diese Zeit, d. h. zu Anfang und vor Anfang des zweiten Jahrhunderts geschrieben. Und nicht nur geschrieben, sondern bereits in der Christenheit von Kleinasien bis Rom verbreitet. Denn die vorhin genannten Verfasser setzen offenbar voraus, daß ihre Leser wissen, auf was sie mit ihren Zitaten anspielen. Wenn außerdem selbst die Häretiker der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, wie besonders Marcion, der in Rom eine Gegenkirche gründete und das Alte Testament verwarf, die Autorität der Evangelien nicht antasteten, ist das ein weiterer Beweis für das Ansehen, das diese Evangelien bereits in jener Zeit in der gesamten Christenheit besaßen.

Ebenso fest steht aber auch, wer die Verfasser der vier Evangelien gewesen sind. Die ältesten griechischen und lateinischen Handschriften haben als Überschrift einfach: „nach Matthäus“, „nach Markus“ usw., oder sie setzen in der folgenden Zeit gewöhnlich das Wort „Evangelium“ dazu. Es ist klar, daß die Verfasser selbst ihren Schriften nicht diesen gänzlich ungewohnten Titel gegeben haben, der ja so auch gar nicht zu verstehen wäre. Denn er kann nur dahin verstanden werden, daß man die vier Evangelien als „ein Evangelium“ auffaßte, „das viergestaltige Evangelium“, wie es bei Irenäus († 202) heißt. Darum setzte man als Gesamtüberschrift „das Evangelium“. Und um die Verfasser der einzelnen Teile desselben zu bezeichnen, fügte man hinzu: „nach Matthäus“, „nach Markus“ usw. Diese seit Irenäus ganz allgemeine Bezeichnung kann also erst entstanden sein, als man bereits die zuerst gesondert verbreiteten Evangelien gesammelt herauszugeben pflegte. Da nun aber

diese Ausdrucks- und Auffassungsweise offenbar schon zur Zeit des hl. Justin herrschte († um 165), ergibt sich die doppelte Folgerung: 1. Die vier Evangelien waren schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts in einer kanonischen Sammlung vereinigt, wonach also die einzelnen noch älter sein müssen. 2. Auch die von uns als solche angesehenen Verfasser derselben galten damals ebenso dafür. Tatsächlich hat nicht einmal der oben erwähnte Marcion deren Autorschaft bestritten, wenn er sie auch in liebenswürdiger Weise Pseudoapostel nannte. Bei dieser allgemein unumstrittenen Annahme der Verfasserschaft ist es natürlich ganz ausgeschlossen, daß etwa erst der erste Sammler im Anfang des zweiten Jahrhunderts diese Namen erdichtet hätte. Die Sache läßt sich nur daraus erklären, daß schon vor der Sammlung die einzelnen Evangelien unter denselben Verfasseramen im Umlauf waren.

Der erste Schriftsteller, der uns direkte Kunde bringt über die Verfasser der zwei ersten Evangelien, ist Papias, Bischof von Hierapolis, der Freund des hl. Polykarp und letzter Schüler des Apostels Johannes, in seinem aus fünf Büchern bestehenden Werk: „Erklärung der Aussprüche des Herrn“. Zwar ist dieses Werk selbst verloren gegangen. Aber in der Kirchengeschichte des Eusebius († 339) sind einige Auszüge aus demselben enthalten. Darunter findet sich, nachdem Eusebius darauf hingewiesen hat, daß in des Papias Schrift verschiedene direkt auf den Apostel Johannes zurückgehende Überlieferungen enthalten seien, über das Markusevangelium folgender wichtige Satz: „Auch das pflegte der Presbyter (= der Apostel Johannes) zu sagen: ‚Markus, der Dolmetscher des Petrus war, hat alles genau, wenn auch nicht der Reihenfolge nach, aufgeschrieben, wie er sich erinnerte, nämlich das, was vom Herrn sei es gesagt, sei es getan worden ist‘“. Papias fügt dann noch hinzu, daß Markus nicht selbst Schüler des Herrn gewesen sei, sondern nur die Lehrvorträge des Petrus gehört habe, „welcher seine Lehrvorträge dem Bedürfnis anpaßte, ohne eine chronologische Ordnung der Aussprüche des Herrn einzuhalten“ (Eusebius Kirchengesch. III, 39, 15). Markus habe aber das Gehörte mit größter Treue wiedergegeben. Aus diesem Zeugnis des Papias geht also klar hervor, daß schon der Apostel Johannes das Markusevangelium gekannt und dessen Inhalt bestätigt hat, wenn auch mit der, den Inhalt selbst allerdings nicht berührenden Einschränkung, daß es keine chronologisch genaue Darstellung gebe, sondern eine den katechetischen Bedürfnissen angepaßte. Nach diesem Zitat über Markus fährt Eusebius weiter: „Das also wird von Papias über Markus berichtet. Über Matthäus aber steht Folgendes dort (wörtlich: ist Folgendes gesagt): ‚Was Matthäus angeht, so hat er in hebräischer Sprache die Aussprüche schriftlich dargestellt. Es hat sie aber dann ein jeder, so gut er konnte, verdolmetscht.‘“

Man hat nun gemeint, weil Papias das Wort „Aussprüche“ gebraucht, so könne er damit gar nicht unser Evangelium gemeint haben, sondern nur eine „Spruchsammlung“, die Matthäus verfaßt habe. Allein das ist gänzlich abwegig. Zunächst einmal: Wenn Papias wirklich etwas anderes im Auge

gehabt hätte als das zu seiner Zeit schon in griechischer Sprache verbreitete ganze Evangelium, so hätte er gar nicht so schreiben können, ohne darauf aufmerksam zu machen. Aber das Wort „Ausprüche“ (griechisch = *logia*) hat nicht einmal den Ton in diesem Satz. Der Ton liegt vielmehr ganz auf der Sprache: „Was Matthäus betrifft“ — im Gegensatz zu andern Schriftstellern —, „so hat er hebräisch geschrieben. Darum mußte man es jedesmal übersetzen.“ Der hier gänzlich unbetonte Ausdruck *logia* kann also gar keinen anderen Sinn haben als den an der vorhergehenden Stelle über Markus. Dort ist zwar auch die Rede von „den Ausprüchen des Herrn“, über die Petrus seine Lehrvorträge gehalten, die dann von Markus aufgezeichnet worden seien. Wo aber der „Presbyter Johannes“ genauer von dem spricht, was Markus aufgezeichnet hat, heißt es: „was vom Herrn gesagt oder getan worden ist“. Genau also wie dort die „Ausprüche des Herrn“ nicht nur Jesu Worte umfassen, sondern auch seine Taten mit einschließen, ist derselbe Ausdruck auch in der Matthäusestelle zu verstehen. Warum Papias, wenn er kurz und prägnant sprechen will, gerade diesen Ausdruck verwendet, liegt auf der Hand. Sind ja doch für die katechetische Unterweisung nicht nur die Lehren Jesu von besonderer Wichtigkeit, sondern das griechische Wort *logia* umfaßt über den Sinn „göttliche Ausprüche“ hinaus die „göttlichen Offenbarungen“ überhaupt. Der alte syrische Übersetzer des Eusebius hat also den Sinn durchaus richtig getroffen, wenn er „logia“ einfach mit „Evangelium“ übersetzte.

Matthäus hat also nach Papias, der auch hierüber ohne Zweifel vom Apostel Johannes belehrt worden ist, sein Evangelium in hebräischer Sprache geschrieben. Dabei ist wohl nicht, wie manche annehmen, an das klassische Hebräisch zu denken, sondern, dem auch sonst gebräuchlichen Sinn vom „hebräischen Dialekt“ entsprechend, an das Aramäische, die Sprache Jesu, die damals im Heiligen Lande lebendig war. Es wäre nun ein Irrtum, die folgende Bemerkung des Papias: „es verdolmetschte sie aber ein jeder, so gut er konnte“, dahin zu verstehen, als ob erst eine Menge griechischer schriftlicher Übersetzungen oder Bearbeitungen entstanden seien, aus denen dann schließlich unser heutiger griechischer Matthäus als Sieger hervorgegangen sei. Denn einmal wäre es schon kaum vorstellbar, daß diese Menge griechischer Übersetzungen in so kurzer Zeit spurlos sollte vom Erdboden verschwunden sein. Sodann aber beruht diese Meinung auf einem Mißverständnis der Stelle des Papias. Schon das Wort „ein jeder“ müßte stutzig machen. Es hat doch nicht alsbald nach Erscheinen des hebräischen Matthäus „ein jeder“ — auch wenn es mit Übertreibung gesagt ist — sich hingesezt und eine griechische Übersetzung angefertigt. Papias will vielmehr etwas sagen, was den Kenner der Verhältnisse nicht wundert. So wie es schon lange Übung geworden war, die alttestamentlichen Schriften beim Verlesen im Gottesdienst in die Umgangssprache zu übersetzen, wozu jeder dazu Befähigte berechtigt war und woraus dann die sogenannten Targume entstanden sind, so wie sogar der

Schriftgelehrte sehr häufig einen Dolmetscher neben sich hatte, der seinen hebräischen Lehrvortrag ins Aramäische übersehte, so war es natürlich erst recht notwendig, in Kleinasien das hebräische Matthäusevangelium zu verdolmetschen. Man kann sich ja denken, wie die des Hebräischen bzw. Aramäischen gänzlich unkundigen Heidendriften darauf brannten, auch zu hören, was in diesem von einem Apostel selbst verfaßten Evangelium stand, das die Judenthristen aus Palästina mitgebracht hatten. Da probierte eben jeder sprachkundige Jude, so gut er es konnte, seinen lauschenden Mitchristen „die Aussprüche“ ihres Herrn vorzuübersetzen. Das war natürlich kein Idealzustand. Die Bemerkung des Papias sagt es deutlich genug. Diesem Zustand wurde erst ein Ende bereitet durch die schriftliche griechische Übersetzung, die zur Zeit des Papias schon allgemein in Umlauf war und die auch wir jetzt noch lesen. Wenn nun aber Papias in seinem Buche seinen Lesern von diesem prekären Zustand als von einem vergangenen erzählt („es verdolmetschte“ ist im Griechischen Aorist), so folgt daraus nicht nur auch aus seinem Zeugnis, daß der griechische Matthäus damals bereits verbreitet war, sondern daß der hebräische Matthäus schon bedeutend früher geschrieben worden ist. Damit kommen wir auf die Frage: Wann sind die Evangelien geschrieben?

Hierüber berichtet Genauerer der schon erwähnte hl. Irenäus, der gelehrte Bischof von Lyon († 202), der selbst ein Schüler des Johannessehülers Polycarp gewesen war. Er schreibt (Advers. haer. III, 1, 1): „Matthäus hat unter den Hebräern in deren eigener Sprache auch ein geschriebenes Evangelium herausgegeben, während Petrus und Paulus in Rom das Evangelium verkündeten und die Kirche gründeten. Nach deren Tod hat Markus, der Schüler und Dolmetscher des Petrus, auch selber das von Petrus Gepredigte uns schriftlich übergeben.“ Hier auf folgt eine entsprechende Notiz über Lukas und Johannes, die hier übergangen wird, da es sich in dieser Einleitung hauptsächlich um Matthäus und Markus handelt. Danach hat also Markus sein Evangelium herausgegeben nach dem Tode des Petrus, also in oder nach 67. Geschrieben haben kann er es schon vorher. Das behauptet auch ausdrücklich Clemens von Alexandrien, das Haupt der dortigen Gelehrtenschule († vor 215), und Eusebius bestätigt es. Markus habe auf Bitten der Hörer des Petrus dessen Predigt aufgeschrieben. Somit vereinigen sich beide Nachrichten gut in der Weise, daß Markus zwar sein Evangelium schon zu Lebzeiten des Petrus verfaßt und wohl schon einigen zu lesen gegeben, es aber erst nach dem Tode des Petrus herausgegeben hat, damit das nunmehr verstummte mündliche Wort durch das schriftliche ersetzt werde. Matthäus aber hat nach derselben Nachricht sein hebräisches Evangelium herausgegeben, „während Petrus und Paulus in Rom das Evangelium predigten und die [dortige] Kirche gründeten“. Der Zusammenhang der ganzen Stelle macht es trotz dem Widerspruch einiger Forscher zweifellos, daß Irenäus damit eine Zeitbestimmung geben will (im Griechischen steht der gen. abs.). Nun aber kann eine gemeinsame Wirksamkeit der beiden Apostel in Rom nur statt-

gefunden haben zwischen 61 und 67, oder zwischen 64 und 67. In diese Zeit wäre also die Abfassung des hebräischen Matthäusevangeliums zu setzen, und wird sie auch von angesehenen Gelehrten gesetzt.

Und doch stehen wichtige Bedenken dieser Ansicht gegenüber. Zunächst kann man nicht gerade gut sagen, in jenen Jahren sei die römische Gemeinde gegründet worden. Denn sie bestand schon lange, bevor Paulus nach Rom kam. Nach zuverlässigen, von Hieronymus und Eusebius aus älteren Quellen geschöpften Nachrichten war Petrus von 42 bis 67 Bischof von Rom, wenn er auch natürlich nicht die ganze Zeit dort verweilte, sondern als Apostel auch andere Missionsreisen unternahm. Hier könnte sich also Irenäus in der Zeit getäuscht bzw. irrthümlicherweise eine gemeinsame Tätigkeit beider Apostel in Rom in die fünfziger Jahre gelegt haben. Und das ist sogar aus anderen Gründen das Wahrscheinlichere. Ein Vergleich der Evangelien des Matthäus und Markus untereinander ergibt, daß Markus den aramäischen Matthäus benutzt hat, während umgekehrt der griechische Übersetzer des Matthäus sich durch den Markus hat beeinflussen lassen. Wäre nun das Matthäusevangelium erst nach 61 oder gar erst nach 64 geschrieben, und zwar in Palästina und zunächst für die Einwohner des Landes, so wäre die Zeit doch etwas sehr knapp, in der das hebräische Evangelium durch zureisende Jüdischriften nach Kleinasien gelangen mußte, wo es Markus auf seiner Reise (vgl. Kol. 4, 10) vorfinden und benutzen konnte, zumal Markus sein Evangelium doch wohl schon zu Lebzeiten des Petrus geschrieben hat. Das alles erklärt sich leichter, wenn das Matthäusevangelium schon länger geschrieben und verbreitet war. Auch kann man es immerhin fraglich finden, ob Matthäus, der nach mehreren zuverlässigen Berichten sein Evangelium bei seinem Weggang aus dem Heiligen Lande den Jüdischriften zurücklassen wollte, so lange gezögert hat mit der Ausführung des Missionsauftrages des Herrn, den er selbst überliefert hat (Matth. 28, 19). Deshalb werden doch wohl die recht haben, die die Abfassung des Matthäusevangeliums in die Zeit kurz nach 50 verlegen. Noch früher hinaufzugehen, wie manche tun, ist durch den Inhalt wohl selbst ausgeschlossen. Bemerkungen wie 27, 8 (der „Blutacker“ heißt so „bis auf den heutigen Tag“) und 28, 15 (die falschen Gerüchte bezüglich der Auferstehung werden verbreitet „bis auf den heutigen Tag“) setzen ebenso schon eine längere Zeit voraus wie die Grundtendenz des ganzen Buches, das die Jüdischriften stärken will gegen die ihnen durch jüdische Bekehrungsversuche wie durch Verfolgungen drohenden Gefahren. Andererseits zeigt der Wortlaut der im Buche enthaltenen Weissagungen Jesu, daß das Buch nicht erst nach 70 geschrieben sein kann, wie die Kritiker wollen. (Siehe darüber den Kommentar.) Weitere Zeugen der Echtheit und der Reihenfolge der vier Evangelien sowie der Namen ihrer Verfasser sind: die Evangelienharmonie des Eyrers Tatian (160–140), Clemens von Alexandrien, der große Gelehrte Origenes († um 251), dem in seiner Bibliothek zu Alexandrien noch die besten und ältesten Quellen zur Verfügung standen, das sog. Muratorische

Einleitung

Fragment, ein aus dem 2. Jahrhundert stammendes Verzeichnis der kanonischen Schriften des Neuen Testaments, die vier aus dem Anfang des 3. Jahrhunderts stammenden lateinischen Prologe zu den Evangelien und viele andere.

Noch eine wichtige Bemerkung darf in dieser kurzen Einleitung nicht fehlen. (Das Folgende findet sich zum Teil auch im Kommentar selbst, da die Einleitung erst am Schlusse geschrieben wurde.) Schon dem, der die drei ersten Evangelien in einer Übersetzung liest, fällt ihr merkwürdiges gegenseitiges Verhältnis auf. Einerseits zeigen sie die engste Verwandtschaft, die nicht nur in der gemeinsamen Gesamtanlage besteht, sondern über die Anordnung der einzelnen Erzählungsabschnitte hinaus sich bis in die Einzelheiten des Wortlautes, sogar in den Zitaten aus dem Alten Testament verrät. Andererseits ist doch jeder dieser drei Evangelisten wieder seinen eigenen Weg gegangen, teils durch Hinzufügung von Erzählungsstoff, den die anderen nicht haben, teils und noch mehr durch Selbstständigkeit in der Anordnung und in der Wahl der Worte, so daß trotz aller Gleichheit kaum ein längerer Satz zu finden ist, der tatsächlich bei allen drei keine Unterschiede aufwies. Man nennt deshalb die drei ersten Evangelisten seit etwa hundert Jahren „Synoptiker“, weil sie sozusagen alle zusammen von einem Punkte aus das Leben Jesu betrachtet haben, und deshalb auch von dem, der sie verstehen und erklären will, zusammen betrachtet werden müssen. Die Frage aber, wie man ihr eigentümliches Verhältnis zu deuten habe, ist das sog. synoptische Problem.

Die Kritik findet die Lösung dieses Problems nur in der Annahme von Quellschriften. Und sie stimmt heute in der „Zweiquellentheorie“ überein. Nicht Matthäus sei der erste Evangelist, sondern Markus, in dem die eine Quelle für Lukas und das sog. Matthäusevangelium zu finden sei. Allerdings nicht ganz in der Form des heutigen Markusevangeliums, sondern in einer etwas älteren, die man sich von der jetzigen unterschieden denken kann, so wie etwa unser griechischer Text sich von der lateinischen Übersetzung unterscheidet. Die andere Quelle aber des Matthäus und Lukas sei die sog. „Redequelle“. Das seien eben jene logia, jene Spruchsammlung, von der Papias schreibe. Die könne allerdings dem Apostel Matthäus zugewiesen werden. Beide Quellen wären natürlich sehr frühe anzusehen, die „Redequelle“ schon um das Jahr 50. Befestigt den Fall, diese Auffassung wäre richtig, so ergäben sich einige bedeutende Folgerungen für das Alter und die Zuverlässigkeit des in jenen beiden Quellen überlieferten Stoffes. Beide Quellen fließen nämlich nicht getrennt. Sondern sehr vieles ist in beiden zugleich enthalten. Und hier macht man nun die Entdeckung, daß, einige Variationen abgesehen, der Stoff nicht nur nach dem Inhalt, sondern selbst nach der Form ziemlich gleich überliefert ist. Das wirft aber ein Licht nicht nur auf die Treue und Glaubwürdigkeit dieser Quellen auch in dem, was jede gesondert für sich hat, sondern noch viel weiter zurück. Offenbar hatte nämlich der in ihnen enthaltene Erzählungsstoff schon lange eine ziemlich feste Form angenommen, die also auf die Zeit

unmittelbar nach Christus zurückgeht, seit der sie sich an allen Orten im Wesentlichen unverändert erhielt und fortpflanzte.

Wir halten diese „Zweiquellentheorie“, obwohl sie gegenwärtig in der Kritik die Alleinherrschaft ausübt, trotzdem mit vielen andern, auch nicht-katholischen, Gelehrten für unrichtig. Nicht nur, weil sie den zuverlässigsten historischen Zeugnissen widerspricht, sondern weil sie unseres Erachtens aus ganz einseitiger Betrachtungsweise geboren ist und deshalb auch notwendig stets neue verwickelte Probleme erzeugt.

Die alte „Traditionshypothese“ wird weiterhin im wesentlichen zurecht bestehen: Aus dem katechetischen Bedürfnis heraus entstand schon ganz frühe eine Auswahl aus der Summe der Begebenheiten des Lebens Jesu, die am besten geeignet war, den Zuhörern zu zeigen, was Jesus war und wollte. Ganz wie es auch sonst in jener Zeit zu geschehen pflegte (vgl. die Entstehung des Talmud) und wie es die Einheitlichkeit des Unterrichts erforderte, nahm diese mündliche Katechese sehr bald eine feste Form an, die sie auch nach ihrer (mündlichen) Übertragung ins Griechische beibehielt. Die heiligen Schriftsteller, deren Absicht nicht war — außer Johannes, dessen entgegenstehende Absicht zu Tage tritt —, wesentlich Neues zu bieten, sondern den Hörern des Wortes dasselbe in zuverlässiger schriftlicher Form zum Gebrauch bei der Vorlesung zu hinterlassen, konnten und wollten sich von dieser den Christen schon geläufig gewordenen Form nicht trennen. Da jedoch jeder von ihnen bei der Abfassung seines Evangeliums seinen besonderen Zweck verfolgte, wahrten sie sich die Freiheit, nicht nur da und dort den Stoff der Katechese anders zu gruppieren und auch im Wortlaut zu redigieren, sondern auch aus dem in die allgemeine Katechese nicht aufgenommenen Stoff das eine oder andere in ihren Augen besonders Bemerkenswerte einzuflechten. So entstanden die „synoptischen Evangelien“. Nimmt man dazu bei deren Abfassung, wie schon bemerkt, eine gegenseitige Venußung an, so löst sich das „synoptische Problem“ viel einfacher und natürlicher als durch alle gelehrten Konstruktionen. Daß man dabei den Ursprung jedes Wörtchens aufzudecken vermöge, darf man allerdings nicht verlangen. Die Kritik kann es auch nicht.

Man mag sich also zu der Frage stellen, wie man will. Es kommt letzten Endes auf eines hinaus: Unsere Evangelien sind hervorgegangen aus (schriftlichen oder mündlichen) Quellen, deren feste Urform hineinreicht bis in die Zeit der lebendigen Ereignisse selbst. Also in eine Zeit, die für Sagen- und Legendenbildung keinen Raum mehr läßt, zumal diese Formbildung stattfand vor den Augen und Ohren eines ganzen Volkes von nicht nur freundlichen, sondern meist feindlichen Zeugen. Nehmen wir überdies noch hinzu, was die anderen ebenso sicherstehenden neutestamentlichen Schriften, besonders die Paulinischen Briefe, uns über Christus berichten, so können wir ruhig behaupten: Jesus von Nazareth ist die historischste Persönlichkeit, die es überhaupt gibt.

Noch etwas: Wir besitzen natürlich die Ur Exemplare der Evangelien nicht mehr. Aber der Vergleich der Summe oder Unsumme von Handschriften,

deren älteste (der sog. Codex Vaticanus und der Codex Sinaiticus) dem 4. Jahrhundert angehören, unter Zuhilfenahme der alten Übersetzungen läßt uns den Text zunächst zurückverfolgen bis ans Ende des 3. Jahrhunderts. Freiherr v. Soden hat das mit seinen Mitarbeitern unternommen und das Resultat in seinem vierbändigen Werk niedergelegt: „Die Schriften des Neuen Testaments“ (Göttingen 1911–1913). Um jene Zeit nämlich haben sich drei gelehrte Männer, Hesychius in Alexandrien, Pamphilus in Cäsarea, Lucian in Antiochia, jeder für sich, daran gemacht, den Text einer Revision zu unterziehen und neu herauszugeben. So sind drei Typen oder Textrezensionen entstanden: die Hesychianische oder ägyptische Textform, die Lucianische, auch Koiné genannt, und die palästinensische. Von letzterer kann man allerdings bezweifeln, ob man sie eine eigene Textform nennen darf wegen ihrer Uneinheitlichkeit. Auf diese drei Formen gehen alle unsere Handschriften zurück. Dabei sind aber die Varianten trotz ihrer beträchtlichen Zahl für den Inhalt ohne Bedeutung. Also das steht fest, daß wir denselben Text besitzen, wie er damals, Ende des 3. Jahrhunderts, sich vorfand. Aber es steht noch mehr fest. Diesen drei gelehrten Männern, besonders dem Pamphilus in Cäsarea und dem Hesychius in Alexandrien, standen zu ihrer Arbeit noch älteste Exemplare zur Verfügung. Die Handschriftenvergleichung macht es uns also sozusagen mathematisch sicher, daß das, was wir jetzt in unsern Bibeln über Jesus Christus lesen, genau so schon in jenen bis in seine Zeit hineinreichenden Urquellen enthalten war.

Daraus folgt: Kein denkender und ehrlicher Mensch kann sich der Frage entziehen: Wer war Jesus von Nazareth? Ob er dieselbe zu beantworten vermag, ohne dessen Gottheit anzuerkennen, ist eine Frage für sich.

MATTHÄUSEVANGELIUM.

JESU KINDHEIT. Kapitel 1 und 2.

STAMMBAUM JESU. Kap. 1 Vers 1—17 (vgl. Luk. 3, 23—28).

(1) Geschichte der Herkunft Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams.

(2) Abraham zeugte den Isaak, Isaak den Jakob, Jakob den Judas und seine Brüder. (3) Judas zeugte den Phares und Zara von der Thamar. Phares zeugte den Esrom, Esrom den Aram. (4) Aram zeugte den Aminadab, Aminadab den Naasson, Naasson den Salmon. (5) Salmon zeugte den Booz von der Rahab, Booz zeugte den Obed von der Ruth. Obed zeugte den Jesse. (6) Jesse zeugte den König David. David zeugte den Salomo von der Frau des Urias. (7) Salomo zeugte den Roboam, Roboam den Abia, Abia den Asaph. (8) Asaph zeugte den Josaphat, Josaphat den Joram, Joram den Ussias. (9) Ussias zeugte den Joatham, Joatham den Ahas, Ahas den Ezechias. (10) Ezechias zeugte den Manasses, Manasses den Amos, Amos den Josias. (11) Josias zeugte den Jechonias und seine Brüder zur Zeit der Wegführung nach Babylon. (12) Nach der Wegführung nach Babylon zeugte Jechonias den Salathiel, Salathiel den Zorobabel. (13) Zorobabel zeugte den Abiud, Abiud den Eliakim, Eliakim den Azor. (14) Azor zeugte den Sadok, Sadok den Achim, Achim den Eliud. (15) Eliud zeugte den Eleazar, Eleazar den Matthan, Matthan den Jakob. (16) Jakob zeugte den Joseph, den Mann Mariens, von welcher Jesus geboren wurde, der da heißt der Christus (Messias).

(17) Im ganzen sind es also von Abraham bis David 14 Glieder und von David bis zur Wegführung nach Babylon wieder 14 Glieder und von der Wegführung nach Babylon bis zum Messias noch einmal 14 Glieder.

Es ist auffällig, daß sowohl Matthäus wie Lukas (Kap. 3), obwohl beide ausdrücklich die jungfräuliche Geburt Jesu betonten, den Stammbaum Josephs geben. Denn wenn auch nach dem damals geltenden jüdischen Eherecht durch die Verheiratung des hl. Joseph mit Maria deren Kind rechtlich als Josephs Sohn und somit als Davidide galt, so war doch durch den Nachweis der Abstammung Josephs von David damit keineswegs auch bewiesen, daß Jesus „dem Fleische nach aus dem Samen Davids“ stammte (Röm. 1, 3; vgl. 2 Tim. 2, 8).

Zwar geht die wirkliche Abstammung Jesu aus David, von der das Urchristentum fast ausnahmslos überzeugt war, und deren ältester Zeuge schon Justinus (2. Jahrh.) ist, sowohl aus den angeführten Stellen hervor als auch aus Luk. 1, 27, wo ausdrücklich erwähnt wird, daß Maria aus dem Hause Davids war. Denn dem ganzen Zusammenhang nach paßt doch diese Bemerkung, die rein grammatisch auch zu Joseph gehören könnte, nur zu ihr. Keineswegs aber ist, wie manche meinen, schon mit dem Beweis der Abstam-

mung des Joseph von David dasselbe auch schon von Maria bewiesen. Denn es ist nicht richtig, daß die Israeliten nur innerhalb ihres Geschlechtes heiraten durften. Im 4. Mos. 36, worauf man sich bezieht, ist das nur den Erbtöchtern vorgeschrieben, damit der Besitz nicht an einen andern Stamm kommt. Sonst durfte jeder Israelite, ja sogar jeder Priester, irgend eine Israelitin heiraten, der sonst kein Makel anhaftete.

Matthäus, der das alles wußte, wollte also offenbar mit seinem Stammbaum keinen Beweis der davidischen Abstammung Jesu geben. Sonst wäre es ja auch überflüssig gewesen, den Stammbaum über David hinaus bis auf Abraham zu führen. Er hatte auch keinen Grund dazu, da niemand von den Juden Jesu Abstammung von David bestritten hat. Daß er tatsächlich mit seinem Stammbaum eine andere Absicht hatte, sieht man gerade diesem Stammbaum deutlich an. Matthäus legt besondern Wert auf die Feststellung, daß von Abraham bis David, von diesem bis zur Babylonischen Gefangenschaft und wiederum von dieser bis Christus jedesmal 14 Generationen waren. Zwar stimmt das nach dem vorliegenden Text nicht. Denn in der 3. Reihe sind es nur 13. Und würde man den Jechonias zweimal zählen, um 14 zu erhalten, so müßte man ebenso den David zweimal zählen und erhielte so in der 2. Reihe 15. Da Matthäus auch zählen konnte und in diesem Falle offenbar sehr genau gezählt hat, liegt die Annahme am nächsten, daß ein Versehen des griechischen Übersetzers vorliegt. Matthäus wird Vers 11 statt Jechonias Jojakim geschrieben haben. Beide Namen sind im Hebräischen leicht zu verwechseln. Jojakim war tatsächlich Sohn des Josias und hatte mehrere Brüder, während von Brüdern Jechonias', des Sohnes Jojakims, nichts bekannt ist. Diese jeweiligen 14 Glieder sind aber künstlich hergestellt. Das zeigt nicht nur ein Vergleich mit Lukas, der viel mehr Glieder aufzählt. Der Stammbaum verrät es auch selbst. In der Liste der Könige von David bis Jechonias sind Vers 8 zwischen Joram und Uffias die 3 Königsnamen Ahasja, Joas und Amasja ausgelassen ohne einen andern ersichtlichen Grund als den, eben die Zahl 14 zu erreichen.

Das führt auf den Gedanken, den Matthäus bei Abfassung dieses Stammbaums hatte. Was er damit sagen will, sagt die Überschrift: „Geschichte der Herkunft Jesu Christi“, man könnte auch übersetzen: „Bericht über das Werden Jesu Christi.“ Jesus Christus war Gott und Mensch in einer Person. Als Gott ist er nicht geworden, sondern war und ist seit Ewigkeit wie der Vater und der Heilige Geist. Aber als Mensch ist er „geworden“ (Röm. 1, 3). Und wie Gott das immer tut, so hat er auch das Werden seines Sohnes im Fleische seit langer Zeit vorbereitet. Dieser Stammbaum ist wie eine Hieroglyphenschrift. Lauter dürre Namenszeichen, aus denen der Uneingeweihte nichts herauslesen kann. Wer aber diese Zeichen zu deuten versteht, dem verraten sie Gottes Ewigkeitsgedanken, nach denen er die Geschichte lenkt. Abraham war der erste, den Gott aus der Masse der Völker auswählte, um nach langen Jahrtausenden den Messias aus seinem Samen hervorzubringen.

Von Abraham an steigt die Geschichte des auserwählten Volkes empor bis zu ihrem Höhepunkte, David, dem prophetischen Vorbild des Messias. Die Namen der Patriarchen und Urväter erinnern den in der heiligen Geschichte bewanderten Leser an die Demütigungen und Mühen und Kämpfe, die das gekostet hat, von der Zeit Agyptens angefangen. Wie das Volk herabsank von jener Höhe durch seine Sünden und Abfälle von Gott, zeigt die 2. Namensreihe der jüdischen Könige bis zum unglücklichen Jechonias, der in die Babylonische Gefangenschaft wandern mußte. Da war es scheinbar zu Ende mit allen Verheißungen Gottes. Aber wie das Volk langsam aus dieser Nacht wieder auftauchte, das zeigen die sonst vergessenen und unbekannten Namen der 3. Reihe bis auf Jesus Christus. Dreimal 14; drei gleiche Reihen. Das soll vor Augen führen, wie dieser Verlauf der Geschichte kein zufälliger war. Dieses Auf und Ab war von Gott genau berechnet, man möchte sagen, mathematisch berechnet, damit das Ergebnis herauskäme, das der ganzen göttlichen Weltrechnung vor Augen schwebt: Jesus Christus. Unser modernes Denken mutet ja eine solche Darstellung fremd an. Aber wir müssen die orientalischen Schriftsteller eben so verstehen und lesen, wie sie nun einmal gedacht haben. Solche künstliche Redaktionen und Verkürzungen von Geschlechtsregistern machen ihnen keine Bedenken, da der Grundsatz gilt: „die Söhne der Söhne gelten als Söhne“. Darum verzichteten sie auf die von uns geforderte historische Exaktheit, um in scheinbar trockenen Aufzählungen für den, der sie versteht, ihre geschichtsphilosophischen Gedanken anzudeuten. In der Tat verläuft ja alles Geschehen, nicht nur das der Völker und Nationen, sondern auch das des einzelnen Menschenlebens, nur scheinbar so zufällig und verworren, weil wir Menschen es nur mit unsern kurzfristigen Diesseitsaugen zu betrachten vermögen. Für Gott läuft es aber so mathematisch genau wie der Gang der Gestirne, um am Ende trotz allem Auf und Ab und Durcheinander seine Pläne zu verwirklichen. Schließlich ist es nur ein Resultat, das aus Gottes Rechnung sich stets von neuem ergibt, und das das große Resultat am Ende aller Weltgeschichte sein wird, das beim Jüngsten Gericht allen Völkern wird verkündet werden: Jesus Christus.

Sonderbar aber ist es, wie Gott zu diesem Resultat kommt. Auch darüber hat der Stammbaum seine geheimnisvollen und doch nicht mißzuverstehenden Andeutungen. Zur Zeit Christi war es allgemein übliche Sitte, die Stammbäume der Familien aufzustellen. In der Mishna sind die Regeln genau festgelegt, nach denen das Synedrium über die Legitimität der Abstammung zu entscheiden hat. Aber Frauennamen finden sich äußerst selten in den Stammbäumen und nur wenn eine Unregelmäßigkeit in der Abstammung oder sonst etwas Bemerkenswertes vorlag. Matthäus macht nun viermal eine Ausnahme von dieser Regel. Aber eine sehr auffällige. Die großen Frauen, wie etwa Sara und Rebekka, bleiben unerwähnt. Dafür führt er vier andere an, die bei dem jüdischen Leser mit Recht höchst peinliche Erinnerungen wachrufen müssen. Thamar (Vers 3) hatte es verstanden, als Buhl-

dirne verkleidet ihren eigenen Schwiegervater Judas zu verführen, und gebär ihm den Phares und Zara (1 Mos. 38). Rahab war eine öffentliche Dirne in Jericho gewesen, die wegen des den Kundschaftern geleisteten Dienstes bei der Einnahme Jerichos verschont wurde (Jos. 2 u. 6). Ruth war zwar persönlich fleckenlos und eine der liebenswürdigsten Frauen des Alten Bundes. Aber sie war nicht nur Heidin von Geburt, sondern ihr Volk verdankte seine Entstehung einem unerhörten Greuel. Die zwei Töchter Lots hatten, um nach der Zerstörung Sodomas Nachkommenschaft zu erhalten, ihren eigenen Vater betrunken gemacht und dann mißbraucht. So war die ältere die Stammutter der Moabiter geworden (1 Mos. 19). Die Geschichte vom Ehebruch Davids mit Bathseba, der Frau des Urias, die der Evangelist nicht einmal mit Namen nennt, ist ja bekannt, ebenso die hinterlistige Art, wie David den ihm so treu ergebenen Urias aus der Welt schaffen ließ (2 Sam. 11). Solche Frauen also haben mitgeholfen, die Familie des Messias zu bereiten. Das ist eben die souveräne Güte Gottes, der gerade das Böseste und Schlechteste gerne zu benützen scheint, um seine höchsten Gnadenpläne zu verwirklichen. Nicht weil er das Böse liebt. Aber weil er Mitleid hat mit uns verdorbenen Menschen. Das ist ein großer Trost für jeden, dessen Leben auch schwarze Flecken aufweist, ja der vielleicht sich verzweifelte Gedanken macht, weil er durch irgend eine Tat der Leidenschaft sein ganzes Leben aus dem Geleise geworfen hat. Nein, dein irdischer Lebenslauf verläuft jetzt freilich anders, vielleicht mühevoll und stürmisch. Das ist die Buße, die du tragen sollst für jene Tat. Aber sei fest versichert: auch jene Tat hat Gott in seinen Vorsehungsplan für dich aufgenommen, um dich zum Heil zu führen.

Wenn man den Stammbaum des Matthäus mit dem des Lukas vergleicht, ist man überrascht, daß fast kein Name übereinstimmt. In der 2. Reihe wie in der 3. Reihe sind bloß die jeweiligen Anfangs- und Endnamen dieselben, alle dazwischen verschieden. Es wäre sehr übereilt, daraus zu schließen, daß also beide Stammbäume wertlose Erfindungen sind. Dagegen spricht schon das soeben Gesagte über die Häufigkeit von Geschlechtsregistern zur Zeit Jesu und über die dabei verwendete peinliche Sorgfalt. So ist auch gewiß Matthäus, der die ersten zwei Reihen seines Stammbaumes im Wesentlichen den Geschlechtsregistern des 1. Buches der Chronik entnommen hat, in der zweiten Reihe einer Familientradition gefolgt. Anders wäre es nicht zu erklären, warum er für diese nicht auch Namen aus der Chronik genommen hat, die ihm dort ebenso zur Verfügung standen. Dasselbe gilt auch für Lukas. Aber woher diese Verschiedenheit? Restlos wird sie sich wohl nie erklären lassen. Manches aber dürfte seine Erklärung finden in dem durch das Gesetz (5 Mos. 25) vorgeschriebenen Gebrauch der sog. Leviratshe. Wenn nämlich ein Mann kinderlos starb, so verlangte das Gesetz, daß dessen Bruder seine Frau nehme und daß der erste von ihm gezeugte Sohn „auf den Namen des verstorbenen Bruders in das Geschlechtsregister eingetragen werde, damit dessen Name in Israel nicht aussterbe.“ Der gelehrte christliche Arzt Julius

Africanus aus dem 3. christlichen Jahrhundert wird also recht haben. Er hatte in Palästina selbst bei Nachkommen der Familie Jesu Erkundigungen eingezo-gen und berichtet auf Grund dieser Erkundigungen: der bei Lukas als Josephs Vater genannte Eli sei kinderlos gestorben. Darauf habe sein Bruder Jakob Elis Frau genommen und mit ihr den Joseph erzeugt. Jakob und Eli aber seien nur mütterlicherseits leibliche Brüder gewesen, während sie väterlicherseits von verschiedenen Zweigen des Hauses Davids abstammten. Jakobs Vater nämlich sei der von Salomon abstammende Davidide Matthäus gewesen (vgl. Matth. 1, 15) und seine Mutter habe Esra geheißen. Diese Esra habe sich nach Matthäus' Tode noch einmal verheiratet mit dem von Davids Sohn Nathan abstammenden Melchi, aus welcher Ehe Eli hervorgegangen sei. Dazu würde auch gut passen, daß Matthäus stets den Ausdruck „erzeugte“ gebraucht, also von direkter Abstammung spricht, während es bei Lukas für alle Glieder nur heißt: „wie man annahm“. Auf diesem Wege oder durch Adoption mögen auch andere Unstimmigkeiten der beiden Geschlechtsregister zu erklären sein. Alle freilich nicht. Schon die nicht, daß in der von Africanus gefundenen Tradition die beiden bei Lukas (3, 24) vorkommenden Namen Matthäus und Levi fehlen. Geschlechtsregister sind immer eine komplizierte Sache. Außerdem sind die im Alten Testament enthaltenen Register oft lückenhaft, da die Juden nach ihren dabei geltenden Grundsätzen ohne Bedenken Namen übersprangen. Schließlich sind viele Namen durch die Abschrift zweifelhaft überliefert. Endlich ist es auch keineswegs ausgeschlossen, daß die Familientraditionen, denen Matthäus und Lukas zum Teil folgten, auch selbst Fehler enthielten. Denn die Inspiration der Heiligen Schrift bürgt uns nur dafür, daß der heilige Verfasser keinem Irrtum unterworfen ist in dem, was er selbst direkt oder indirekt als feststehend bezeugt. Keineswegs aber ist es gegen die Inspiration, daß in einem Stück schriftlicher oder mündlicher Überlieferung, das der heilige Verfasser um eines höheren Zweckes willen übernimmt, ohne sich für alle darin enthaltenen Einzelheiten einsetzen zu wollen, Fehler enthalten sind. So enthalten ja auch die Wiederkäuerkataloge des Buches Moses Tiere, die in Wirklichkeit nicht Wiederkäufer sind.

Sei dem wie immer, eines sieht man sofort aus dem Vergleich der beiden Stammbäume, daß die Abstammungsverhältnisse der Familie Jesu sehr verwickelt waren. Er hat Blut in sich von einer ganzen Unzahl israelitischer Familien. Denn wenigstens bis David hat Maria denselben Stammbaum wie Joseph. Er wollte eben ganz Mensch werden, wollte ganz hineinwachsen bzw. herauswachsen aus dem Menschengeschlecht, damit er ganz von unserer Art sei. Das ist die Liebe des Gottessohnes, wie es ja überhaupt der Liebe eigen ist, nicht in einsamer Ferne zu bleiben, sondern, soviel sie kann, unterzutauchen in die Wesensart des Geliebten.

Manche von diesen Namen sind uns wohlbekannt, waren es den Zeitgenossen des Matthäus noch viel mehr. Andere (vgl. Lukas und letzte Reihe des Matthäus) sind gänzlich unbekannt und verschollen. Wir lesen nur noch

Namen und Namen, wie einer, der auf einem uralten Friedhof spazieren geht. Und doch war jeder dieser Namen einmal getragen von einem lebendigen Menschen, in dessen Brust ein Menschenherz geschlagen hat, bald heftig und stürmend in drängender Leidenschaft, bald angstvoll und zagend in beengender Sorge. Das alles ist längst, längst vorüber. Aber hier im Evangelium stehen diese verschollenen Namen und bleiben stehen bis ans Ende der Welt. Denn alle diese, was sie auch sonst getan haben im Leben, haben dazu beigetragen, dem Erlöser eine Familie zu bereiten. Ja, das allein bleibt von unserem Leben übrig, was irgendwie in Beziehung steht zu Jesus Christus. Wer ihm ein Heim bereitet hat in seinem Herzen, dessen Name steht für immer im Buche des Lebens.

JESU GEBURT UND NAME. Kap. 1 Vers 18—25.

(18) Mit der Geburt Jesu aber verhielt es sich folgendermaßen: Während seine Mutter Maria mit Joseph verlobt war, fand es sich, noch ehe sie zusammenkamen, daß sie empfangen hatte, und zwar vom Heiligen Geiste. (19) Da aber Joseph, ihr Mann, ein rechtschaffener Mann war und sie nicht bloßstellen wollte, entschloß er sich, sie in aller Stille freizugehen. (20) Während er sich nun mit diesem Gedanken trug, siehe, da erschien ihm ein Engel des Herrn im Traume und sagte: „Joseph, Sohn Davids, scheue dich nicht, Maria, deine Frau, zu dir zu nehmen. Denn das, was sie im Schoße trägt, stammt vom Heiligen Geiste her. (21) Sie wird einen Sohn gebären, und du wirst ihm den Namen Jesus geben. Denn er ist es, der sein Volk von seinen Sünden erlösen wird.“ (22) Das alles aber ist geschehen, damit das Wort des Herrn in Erfüllung gehe, das er durch den Propheten gesprochen hat: (23) „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und man wird ihm den Namen Emmanuel geben“ (Is. 8, 8), das heißt übersetzt: „Mit uns ist Gott.“

(24) Sobald nun Joseph vom Schlafe erwachte, tat er, wie der Engel des Herrn ihn geheißen hatte. Er nahm seine Frau zu sich, (25) erkannte sie aber nicht, bis sie einen Sohn geboren hatte. Und dem gab er den Namen Jesus.

Schon im Bericht über die Herkunft Jesu hatte der Evangelist angedeutet, daß es mit Jesu Geburt eine besondere Bewandnis hatte. Denn bei Joseph unterläßt er plötzlich den bisher gebrauchten Ausdruck „zeugte“ und fährt fort: „den Mann Mariens, von der Jesus geboren wurde“ (Vers 16). Was das für eine Bewandnis war, setzt er im Folgenden auseinander. Im Gegensatz zu Lukas macht er keinerlei Angaben über Zeit und Ort oder Umstände der Geburt. Seiner ganzen Art entsprechend kommt es ihm darauf an, nur das Wesentliche hervorzuheben: das Wunderbare dieser Geburt und die Bedeutung des Geborenen.

Maria also war verlobt mit Joseph. Ohne Zweifel war sie noch sehr jung für unsere Begriffe. Denn die Regel war, daß die jüdischen Mädchen sich mit zwölf oder zwölfteinhalf Jahren verlobten bzw. verlobt wurden. Auch den hl. Joseph dürfen wir uns kaum, wie wir gewohnt sind, als bereits älteren Mann vorstellen. Die jüdischen Männer pflegten im Alter von acht-

zehn, spätestens vierundzwanzig Jahren zu heiraten. Auch Joseph wird kaum länger gewartet haben. Galt es doch als Pflicht des Mannes, zu heiraten, wie die Rabbiner häufig betonten. Ja der Rabbi Eleazar (um 270) hat gesagt: „Jeder Mann, der keine Frau hat, ist kein Mensch.“ Die Verlobung war zwar von der Verheiratung, d. h. von der feierlichen Heimführung der Braut, verschieden. Sonst aber galt die Braut rechtlich schon ganz als Frau. So war sie z. B. nach dem Tode des Verlobten Witwe, die das Anrecht auf die Ketuba besaß, d. h. auf den im Ehevertrag festgesetzten Teil des Vermögens des verstorbenen Mannes, und ein Bruch der Treue während der Brautzeit war nach dem Gesetz ein Ehebruch. Deshalb wird auch Maria „Frau“ des Joseph genannt, er ihr „Mann“. Nach der Verlobung, die durch Überreichung eines Geldstückes oder einer Urkunde in Gegenwart zweier Zeugen stattfand, durfte die Braut noch etwa ein Jahr lang zu Hause bleiben, um ihre Aussteuer zu richten. Dann kam die feierliche Heimführung.

- 18 In dieser Zeit aber stellte es sich auf einmal heraus, daß Maria ein Kind im Schoße trug. Wenn auch die andern Leute es bei der Zurückgezogenheit der heiligen Jungfrau kaum bemerkten, Joseph nahm es wahr, auch wenn er es im Anfang kaum glauben wollte. Und er wußte ja nicht, wie der Evangelist, daß sie „vom Heiligen Geiste“ empfangen hatte. Der arme Joseph! Seine Braut, diese Reinste aller Reinen! Und doch, die Tatsache war da. Es müssen entsetzliche Tage und Wochen für ihn gewesen sein, wo alles einzustürzen drohte, was er bisher für wahr und echt und heilig gehalten hatte. Und er schwieg! Die Ehrfurcht vor ihr hielt ihm auch jetzt noch den Mund zu sowohl ihr gegenüber als erst recht vor fremden Menschen. In solcher Lage schweigen zu können, dazu gehört Charaktergröße, ein Mensch, der sich ganz in der Gewalt hat, ein großer Heiliger! Dieses Schweigen muß allerdings gelernt sein in weniger wichtigen Dingen. Wer es gelernt hat, den bewahrt es nicht nur vor vielen Mißgriffen, für den ist es auch eine Quelle innerer Kraft. Aber ein Entschluß mußte gefaßt werden. Als rechtschaffener Mann konnte er sie so weder heiraten, noch brachte er es über sich, sie öffentlich bloßzustellen. Denn wenn es so war, wie der Augenschein bezeugte, dann stand nach dem Gesetz auf ihrer Tat die Steinigung (5 Mos. 22, 23 ff.), die allerdings nach dem damaligen Recht für die meisten Fälle in Erdrosselung umgewandelt war, und nur ausgesprochen werden durfte, wenn es Zeugen der Tat gab. Immerhin wäre durch eine Gerichtsverhandlung angesichts des Zeugnisses ihres eigenen Leibes ihr guter Ruf dahin gewesen. Einfach das Verhältnis aufgeben, konnte er auch nicht. Denn sie waren rechtlich Verlobte.
- 19 Es blieb nur übrig, unter Vermeidung des öffentlich rechtlichen Weges ihr etwa durch verschwiegene Verwandte oder Freunde den Scheidebrief zuzustellen (5 Mos. 24).

Und sie! Auch ihr schloß frauliche Scham und das vom Engel (Luk. 1, 26 ff.) anvertraute Gottesgeheimnis den Mund. Aber Schwereres hätte Gott diesem Kinde wirklich nicht antun können, als daß sie, die Allerreinste, vor

dem Menschen, den sie am meisten schätzte und liebte, so dastand! Wenn Gott seine Pläne hat, dann kennt er keine Rücksicht, und zwar gerade gegen die, die er am liebsten hat. Mutter Gottes sein, ist keine leichte Aufgabe. Kaum ist das Kind in ihrem keuschen Schoße, da wird sie schon hinabgedrückt in den tiefsten Abgrund der Verdemütigung und des Schmerzes. Denn zusehen zu müssen, wie ihr unschuldiger Verlobter litt durch sie, war keine Kleinigkeit. Es gibt ja manchmal im Leben zweier Menschen, die miteinander in Liebe verbunden sind, Lagen, wo man sich nicht mehr zurechtfindet, besonders dann, wenn vielleicht der eine, sei es aus Berufspflicht, sei es aus andern höheren Gründen, schweigen muß über eine Sache, die der andere nicht verstehen kann. Da muß man nicht nur warten können, sondern auch vertrauen können. Nicht nur auf Gott, sondern auch auf die Liebe und Treue des andern, auch wenn sie gegenwärtig ganz in Nebel gehüllt ist.

Gott ließ Maria und Joseph ziemlich lange warten. Denn es eilt ihm nie, wenn er die Seinigen prüfen will. Aber im Stich läßt er sie auch nicht. 20 „Als Joseph sich mit solchen Gedanken trug, erschien ihm ein Engel des Herrn im Traume“ mit der erlösenden Botschaft: „Sohn Davids“, paß auf, 21 die Verheißungen Davids gehen in Erfüllung. „Das, was sie im Schoße trägt“, wird ein Sohn sein, und zwar der große Davidsohn. Darum „wirfst du ihn Jesus nennen“. Denn das ist Josephs Recht als gesetlicher Vater, dem Kinde den Namen zu geben. Jesus aber heißt auf deutsch: Gott ist Heil und Helfer. Denn das Kind ist der Erlöser. Freilich nicht in dem Sinn, wie die Juden damals ausnahmslos erwarteten: Erlöser aus politischem, irdischem Druck: „Er wird sein Volk erlösen von seinen Sünden.“ Auch wir vergessen es immer wieder, daß es in erster Linie die Sündennöten sind, in denen wir zum Heiland fliehen sollen, und nicht nur irdisches Mißgeschick, 22 das uns gewöhnlich zum Beten antreibt. „Das alles ist ja geschehen“, damit jene uralte Prophezeiung des Isaias in Erfüllung gehe von der Jungfrau, die empfängt. Jetzt erst fällt es dem hl. Joseph wie Schuppen von den Augen. Jene Prophezeiung hatte er ja schon oft gehört und gelesen. Aber kein Jude seiner Zeit hatte sie verstanden. Auch kein Schriftgelehrter jener Zeit hatte eine jungfräuliche Geburt des Messias erwartet. Nun ist alles Licht und klar: meine kleine liebe Braut ist die jungfräuliche Mutter von Gottes Sohn!

Und nun zeigt sich der Mann der Tat und des Gehorsams. Sobald alles 24 klar ist, wird gehandelt, und zwar genau so, wie befohlen ist. „Sobald er 25 vom Schlafe aufgewacht war“, führte er alles aus (Vers 24 u. 25). „Bis sie einen Sohn gebaar“, heißt nicht, daß er sie nachher „erkannte“, d. h. geschlechtlich mit ihr verkehrte. Über das, was nachher geschah, besagt der Ausdruck gar nichts. Darin sind sich alle, auch nichtkatholische, Erklärer einig. Was von dem Dogma der Jungfräulichkeit Mariens auch nach Jesu Geburt gilt, darüber siehe zu 12, 46 ff. S. 187 ff.

Joseph war ein prächtiger Mann. So schweigsam, so klug, so zartfühlend, so voll Selbstbeherrschung, so entschlossen im Handeln und so gehorsam kann

nur ein Mann sein, der, wenn er auch Handwerkerkleidung trägt, innerlich auf überragender Höhe steht. Ja, Gott hat schon gewußt, wen er seiner heiligsten Mutter zur Seite stellen wollte.

DIE WEISEN AUS DEM MORGENLANDE. Kap. 2 Vers 1—12.

(1) Nachdem aber Jesus geboren war in Bethlehem im Gebiete Juda in den Tagen des Königs Herodes, siehe, da trafen Weise aus dem Morgenlande in Jerusalem ein (2) und sagten: „Wo ist der neugeborene König der Juden? Denn wir haben seinen Stern im Aufgehen [oder im Osten] gesehen und sind deshalb gekommen, ihn anzubeten.“ (3) Als der König Herodes davon hörte, erschrak er und ganz Jerusalem mit ihm. (4) Und er ließ alle Hohenpriester und Schriftgelehrten des Volkes zusammenkommen und fragte sie aus, wo der Messias geboren werde. (5) Sie sagten ihm: „In Bethlehem im Gebiete Juda. Denn so steht geschrieben im Propheten: (6) „Und du, Bethlehem im Gebiete Juda, bist keineswegs die geringste unter den Fürstenstädten Judas. Denn aus dir soll ein Fürst hervorgehen, der mein Volk Israel weiden wird“ (Mich. 5, 1).

(7) Darauf ließ Herodes heimlich die Weisen kommen und erkundete von ihnen genau die Zeit der Erscheinung des Sterns. (8) Dann schickte er sie nach Bethlehem und sagte: „Geht hin und stellt genaue Nachforschungen nach dem Kindlein an, und sobald ihr es gefunden habt, laßt es mich wissen, damit auch ich kommen und ihm meine Huldigung darbringen kann. (9) Die reisten also ab, nachdem sie den König angehört hatten. Und siehe: der Stern, den sie bei seinem Aufgehen [oder im Osten] gesehen hatten, zog vor ihnen her, bis er über den Ort kam, wo das Kindlein war. Da blieb er stehen. (10) Als sie aber den Stern erblickten, ergriff sie eine überaus große Freude. (11) Sie gingen in das Haus hinein und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter. Und sie fielen nieder und beteten es an. Dann machten sie ihre Koffer auf und brachten ihm Geschenke dar, Gold und Weihrauch und Myrrhe. (12) Hierauf zogen sie auf einem andern Weg in ihre Heimat zurück, weil sie im Traume von Gott Weisung erhalten hatten, nicht zu Herodes zurückzukehren.

Während der Evangelist, dem es bei seinen Erzählungen stets auf das Wesentliche ankommt, vorhin nichts gesagt hat über Zeit und Ort der Geburt 1 Jesu, muß er diesmal von beidem sprechen. „In den Tagen des Königs Herodes.“ Das waren äußerlich glanzvolle Tage gewesen, aber Tage voll Grausamkeit und Fäulnis. Herodes, der Sohn des Antipater aus dem früheren Edom, südlich vom Toten Meer, war von den Römern, besonders auf das Betreiben des Antonius hin, um 40 v. Chr. zum König von Palästina ernannt worden. 37 hatte er mit römischer Hilfe Jerusalem erobert. Er, der wie alle grausamen Menschen nach oben kriechen konnte, so vor Cäsar Augustus, als er nach dem Sturz des Antonius, dessen Parteigänger er war, fast Thron und Leben verloren hätte, arbeitete mit Gift und Dolch, um seinen Thron zu sichern. Nicht nur viele Vornehme des Volkes fielen seiner Tyrannei zum Opfer, so gleich nach Eroberung Jerusalems 45 Anhänger seines besiegten Nebenbuhlers Aristobul. Seinen eigenen Schwager, drei seiner Söhne,

ja seine Gattin Mariamne ließ er ermorden. Die Augen des Volkes aber blendete er durch prachtvolle Tempelbauten. Freilich, die heidnischen Bauwerke, die er daneben errichtete, mußten jedem Einsichtigen die Augen darüber öffnen, daß seine ganze Regierung durch die Verbreitung heidnisch-römischen Geistes nur eine Vorbereitung war für die endgültige Beseitigung des letzten Restes nationaler Selbständigkeit. Diese bestand schon unter ihm nur noch dem Scheine nach. Als König ganz von Kaisers Gnaden durfte er nicht einmal eigene Gold- oder Silbermünzen prägen lassen, konnte keinen Krieg führen ohne Erlaubnis, mußte Tribut entrichten. Selbst sein Testament bedurfte, um rechtskräftig zu sein, der kaiserlichen Bestätigung. Um so flitterhafter sein königlicher Glanz also war, desto gieriger war er bedacht, durch jede mögliche Gemeinheit diesen Flitter zu erhalten.

In den Tagen dieses Herodes entstand also große Aufregung in Jerusalem. Es war schon gegen Ende seiner Tage. Denn er ist bald nach diesen Ereignissen gestorben, kurz vor Ostern des Jahres 4 vor unserer Zeitrechnung. Christus muß demnach, da er beim Tode des Herodes ja kein Säugling mehr war, etwa fünf bis sechs Jahre früher geboren sein, als der gelehrte Mönch Dionysius Exiguus im 6. Jahrhundert berechnet hat. Jene Aufregung aber war entstanden, weil „Weise aus dem Osten“ eingetroffen waren mit ihrer sonderbaren Frage. „Magier“, wie der Evangelist schreibt, hießen die Weisen und Priester am persischen Hof. Diese Weisen kamen „aus dem Morgenland“, also ohne Zweifel aus dem Perserreich, zu dem ungefähr ganz Mesopotamien gehörte. Vielleicht kamen sie aus Babylon selber, dem uralten Sitz der Sternen- und Sternedeutungskunde. Von „drei Königen“ spricht schon Tertullian († nach 220). „Drei“ vielleicht entstanden aus der Dreizahl der Geschenke, „Könige“ durch Ausdeutung von Js. 60 und Ps. 72. In der orientalischen Kirche erzählte man sich von zwölf Magiern.

- 2 Sie haben seinen „Stern“ aufgehen sehen. Der Seher Bileam hatte einst zur Zeit der Wüstenwanderung Israels von einem Stern gesprochen, der aus Jakob aufgehen werde (4 Mos. 24, 17). Unter diesem Stern war zwar der Messias selbst verstanden, nicht ein seine Ankunft anzeigendes Gestirn. Aber wie aus Keilinschriftfunden ersichtlich ist, erwarteten die Astrologen des Morgenlandes schon lange einen großen König im Westen, nach dessen Erscheinen sie in den Sternen eifrig Umschau hielten. Was für ein Stern es war, darüber ist endlos gerechnet und geschrieben worden. Dem Texte gerecht wird nur die Annahme einer wunderbaren Erscheinung, natürlich nicht eines physischen Sternes, den Gott etwa zu diesem Zweck erschaffen und nachher wieder vernichtet hätte, sondern einer Vision am Himmel. Gottes zuvorkommende Gnade paßt sich eben den Eigentümlichkeiten der Menschen an, um sie zu sich zu führen. Denn nicht das Finden belohnt Gott, sondern das ehrliche Suchen, selbst wenn menschlicher Irrtum und Schwachheit sich hinein-gemischt haben.

Bemerkenswert ist, wie die Weisen dem Rufe Gottes sofort Folge leisteten.

Ein weiter Weg lag ja vor ihnen mit großen Strapazen und Gefahren. Und so deutlich und klar die Vision des Sternes am Himmel stand, so ungewiß war doch das Ziel der Reise und was sie dort alles erwartete. Aber gerade das will Gott vom Menschen, daß er der klar erkannten Gnade folge in blindem Vertrauen und Gehorsam. Schließlich folgt ja jeder Mensch seinem Stern und ist bereit, durch diesen Stern sich wegführen zu lassen aus Heimat und Familie, durch Wüste und Meereswogen. Und es kommt vor, daß selbst im reifen Alter ein Mensch plötzlich glaubt, einen neuen Stern, seinen Stern entdeckt zu haben: da gibt er seine sichere Lebensstellung, selbst seine Ehre und seinen guten Namen preis und jagt wie wahnsinnig dem Irstern nach ins Verderben. Diese Gefahr bestand bei den Weisen nicht. Sie trieb nicht wilde Leidenschaft. Denn sicherlich waren sie Männer des Gebetes. Darum folgten sie dem einzigen Stern, der zum Glücke führt, dem Sterne Christi. Und darum ließen sie sich auch nicht entmutigen, weder durch die Mühen und Beschwerden der Reise, noch etwa durch den Spott ihrer Landsleute, noch durch die Enttäuschungen, die sie unterwegs erwarteten. Denn alles das sind Anzeichen dafür, daß man auf dem Wege Gottes ist.

Eine große Enttäuschung traf sie allerdings gerade in Jerusalem. Nicht nur, daß keiner, den sie fragten, etwas wußte von dem neugeborenen Messias-König. Noch viel mehr, daß ihre freudige Frage in allen Gesichtern Schrecken auslöste. Denn bevor Herodes sie rufen ließ, werden sie wohl erst bei den Einwohnern sich erkundigt haben. Die hatten freilich Grund genug zu erschrecken. Wußten sie doch nur zu gut, zu was für einem Blutbad das den alten, argwöhnischen Wüterich veranlassen könnte. Aber auch Herodes erschrak, als er davon Kunde bekam. Er hatte ja wenig Furcht dabei empfunden, als er seine eigenen Verwandten und Söhne hatte morden lassen. Aber der, den ein Stern ankündigt, das muß der Messias sein. Der ist gefährlicher. Der Böse kommt doch nie zur Ruhe, auch wenn er kein Verbrechen gescheut hat, sich eine sichere Stätte zu bauen. Sie ruht eben auf einem Fundamente, an dem das Böse ganz von selber weiter frisst. Doch jetzt heißt es, vorsichtig zu Werke zu gehen. Ein Vornehmer des Volkes, ja sein eigener Sohn, läßt sich heimlich oder auch mit plötzlicher Gewalttätigkeit ermorden, ohne daß das eingeschüchterte Volk aufsteht. Aber wenn es einmal in Scharen begeistert zu seinem Messias läuft, dann könnten auch die Lanzen der Soldaten sich nach rückwärts wenden. Aber zuerst kommt es darauf an, herauszubringen, wo dieser verhasste kleine Messias steckt. In Eile werden die maßgebenden Mitglieder des Hohen Rates, die Hohenpriester, d. h. nicht nur die regierenden und abgesetzten Hohenpriester, sondern auch die Mitglieder der vornehmen Priesterfamilien, aus denen man gewöhnlich die Hohenpriester entnahm, und die Schriftgelehrten herbeibefohlen. Man hört es aus der griechischen Form des Verbums (Imperfekt) heraus, wie der König von einem zum andern geht und seine Fragen wiederholt, um genau herauszukriegen, welches die herrschende Meinung ist in dieser für ihn so wichtigen Frage.

6 Diese Meinung war allerdings damals ganz übereinstimmend unter den jüdischen Schriftgelehrten und deckte sich völlig mit dem Zitat aus Michäas, das der Evangelist hier gibt, zwar mit kleiner Veränderung des Wortlautes, aber um so deutlicherer Hervorhebung des Sinnes. Es ist übrigens bezeichnend für den Herodes, daß er nicht im mindesten daran zweifelt, daß das Kind wirklich der von Gott gesandte Messias ist, und trotzdem sich einbildet, durch seine Schlaueit und Macht Gottes Pläne vereiteln zu können. Im zweiten Psalm heißt es, Gott lache über die Gottlosen. Sie merken es nämlich nie, daß alle ihre Mächenschaften nur dazu mithelfen, Gottes Pläne im einzelnen auszuführen.

Nachdem nun der Ort der Geburt bekannt ist, ist es ferner wichtig, die Zeit festzusetzen. Die ergibt sich aus der Zeit des Aufgangs des Sternes. Freilich nicht ganz sicher. Denn keiner konnte ja wissen, ob der Stern bei der Geburt oder schon bei der Empfängnis des Kindes aufgegangen ist. Herodes aber ist umsichtig genug, auch das später beim Kindesmord in Rechnung zu ziehen. Er läßt also heimlich die Weisen kommen, damit Jerusalem nicht erfahre, welch großes Interesse er an diesem Kinde hat, und stellt genau diese Zeit fest. Er hätte sich diese Mühe freilich sparen können. Denn wenn die Weisen seinem Auftrag entsprechend ihm nachher alles berichteten, hatte er ja das Kind in seiner Hand. Aber sicher ist sicher. Einer, dem keiner trauen darf, traut auch keinem andern, und wenn er noch so harmlos aussieht, wie diese Morgenländer. Harmlos müssen sie wirklich gewesen sein. So gelingt es dem Herodes leicht, mit seiner heuchlerisch frommen Rede sie zu täuschen.

9 Voll unruhigen Verlangens, endlich ans Ziel zu kommen, reisen sie ab, nachdem sie den frommen Wortschwall des Königs über sich haben ergehen lassen. „Und siehe da, der Stern, den sie bei seinem Aufgehen gesehen hatten, ging vor ihnen her.“ Sie hatten ihn also seit seinem Aufgehen im Morgenlande nicht mehr gesehen. Sonst hätten sie ja auch in Jerusalem nicht lange zu fragen brauchen. Ja, so pflegt Gott es zu machen. Er ruft den Menschen durch seine Gnade. Aber dann überläßt er ihn eigenem Suchen und Denken und Arbeiten und Ringen und selbst Irren. Da heißt es, den Mut nicht verlieren; die Richtung beibehalten! Darauf kommt alles an. Heimlich begleitet dich doch Gott auf allen deinen Wegen, und eines Tages scheint sein Stern wieder.

10 Am Ziel! Diese Freude! Sie können sich nicht fassen. Also es war nicht umsonst gewesen. Alles, das Verlassen der Heimat, die Mühen des Weges, die Enttäuschungen. Nein, was man für Gott tut, ist nie umsonst, auch wenn

11 man nicht gleich einsieht, zu was es dient. Sie gehen ins Haus hinein. Denn inzwischen wohnt die heilige Familie natürlich nicht mehr in dem Stall, der bei der damaligen Überfüllung allein für sie übrig geblieben war. Sie fanden Jesus. Nicht so, wie sie ihn sich vorgestellt hatten, in Glanz und Königsherrlichkeit. Nein, ein ganz armes Kind, das später am Kreuze sterben sollte. Wir sollten nie vergessen, daß man in diesem Leben nicht den auferstandenen

und verklärten, sondern den fürs Leiden geborenen Heiland findet. Sie fanden ihn in den Armen seiner Mutter. Da ist er auch jetzt noch am besten zu finden. Nachdem sie in tiefer Anbetung erst den ganzen Dank, die ganze Freude und Sehnsucht ihres Herzens ausgeschüttet haben, machen sie ihre Koffer auf, worin die Herrlichkeiten des Morgenlandes verwahrt sind. Gold, kostbare Balsame, die nicht nur beim Kult, sondern auch zu medizinischen Zwecken und zur Pflege der Schönheit verwendet wurden. Die Kirchenväter werden recht haben, wenn sie eine tiefere Bedeutung in den Geschenken erblickten: das Gold dem König, der Weihrauch Gott, die Myrrhe dem leidenden und toten Erlöser.

- 12 Gott aber sorgt dafür, daß sie in ihrer Arglosigkeit nicht mehr zu Herodes zurückkehren. Was in ihrer Heimat aus ihnen geworden ist, wissen wir nicht. Wir möchten es ja oft gerne wissen, auch von solchen, mit denen wir etwa in der Jugend Freunde waren und dann durchs Leben getrennt wurden. Wir möchten es erst recht gerne vorauswissen von denen, die wir geliebt und umforgt haben und nun im Sterben zurücklassen müssen. Wenn sie nur „Jesus gefunden haben mit Maria, seiner Mutter“. Alles andere ist am Ende gleichgültig.

So leuchtet in das Dunkel der Armut und Verborgenheit des göttlichen Kindes diese Begebenheit wie ein Stern, der dasselbe bezeugt wie seine wunderbare Geburt: dieses Kind ist Gottes Sohn. Aber nur kurz ist dieses Aufleuchten. Bald ist um so tiefere Nacht. Wir werden das noch oft finden im Leben Jesu. Es ist vorbildlich auch für unser Leben: Gott schickt uns bisweilen sein strahlendes Licht, damit wir uns nachher in der um so größeren Dunkelheit nicht fürchten.

DIE FLUCHT NACH ÄGYPTEN. Kap. 2 Vers 13—15.

(13) Als diese weggegangen waren, siehe, da erschien ein Engel des Herrn dem Joseph im Traume und sagte: „Steh auf, nimm das Kind mit dir und seine Mutter und flieh nach Ägypten, und bleibe dort, bis ich es dir sage. Denn Herodes macht sich daran, das Kind zu suchen, um es zu vernichten.“ (14) Da stand er auf, nahm bei Nacht das Kind mit sich und seine Mutter und entwich nach Ägypten (15) und blieb dort bis zum Tode des Herodes, damit das Wort in Erfüllung ging, das der Herr durch den Propheten gesprochen hat: „Aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen“ (Os. 11, 1).

DER KINDERMORD UND DIE ÜBERSIEDELUNG NACH NAZARETH. Kap. 2 Vers 16—23.

(16) Als nun Herodes merkte, daß er von den Weisen hintergangen sei, wurde er außerordentlich zornig und schickte hin und ließ in Bethlehem und seiner ganzen Umgebung alle Knaben im Alter von zwei Jahren und darunter töten, der Zeit entsprechend, die er durch Ausfragen der Weisen festgestellt hatte. (17) Da wurde das Prophetenwort des Jeremias erfüllt: (18) „Man hört Geschrei in Rama, Wehklagen und lauten Jammer: Rachel

weint über ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen, weil sie nicht mehr sind“ (Jer. 31, 15).

(19) Als aber Herodes gestorben war, siehe, da erschien ein Engel des Herrn dem Joseph im Traume in Ägypten (20) und sagte: „Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter mit dir und ziehe in das Land Israel. Sie sind jetzt tot, die dem Kind nach dem Leben getrachtet haben. (21) Da stand er auf, nahm das Kind und seine Mutter mit und kam in das Land Israel. (22) Als er aber hörte, daß Archelaus über Judäa herrschte an Stelle seines Vaters Herodes, fürchtete er sich, dorthin zu gehen. Deshalb zog er sich nach einer im Traum erhaltenen göttlichen Weisung in das galiläische Gebiet zurück. (23) Dort angekommen, ließ er sich nieder in einer Stadt namens Nazareth, damit das Wort der Propheten in Erfüllung gehe, wonach er „ein Nazaräer“ heißen sollte.

Noch haben die Freudenklänge im Herzen Josephs und Mariens nicht
13 ausgeklungen, da kommt schon neues Leid. Mitten in der Ruhe der Nacht erscheint der Engel mit dem Fluchtbefehl und der Schreckenskunde von der Mordabsicht des Herodes. Da zeigt sich wieder der ganze heilige Joseph. Keine
14 Klage, kein Murren, überhaupt kein unnützes Wort. Aber er handelt. Mit denselben Worten, mit denen der Engel den Befehl gegeben hatte, beschreibt der Evangelist die Ausführung. Es liegt so etwas Soldatisches in der Art des hl. Joseph. Wie der Befehl gegeben ist, so wird er ausgeführt: pünktlich, stramm, ohne Umschweife. Das gefällt dem Herrn. Auch der Heiland scheint die Soldaten gerade deshalb gern gehabt zu haben. Man merkt es an der Geschichte vom Hauptmann von Kapharnaum (Kap. 8). Sein ganzes Leben war ja auch ein fortgesetzter Gehorsam gegen den Willen seines Vaters, ein pünktliches Einhalten der genauen Marschrouten, die ihm von oben gegeben war. Und darin liegt auch der eigentliche Wert unseres Lebens vor Gott: nicht in den selbstgewählten Übungen und Abtötungen, bei denen wir ja doch gewöhnlich darauf achten, daß sie nicht zu wehe tun und daß unsere Eigenliebe anderswo Ersatz dafür findet, sondern im bewussten Einfügen in das von Gott gegebene Schicksal, im Großen wie im Kleinen.

Die Angaben des Engels sind übrigens sehr dürftig: „Geh nach Ägypten.“ Auf welchem Wege? An welchen Ort? Was dort machen? Auf diese und andere wichtige Fragen gibt er keine Antwort. Joseph hat diese Fragen allerdings auch gar nicht gestellt. Dazu gibt Gott jedem Menschen den eigenen Verstand und die eigene Verantwortung. Darum ist es auch z. B. verkehrt, wenn manche Leute von ihrem Väterchen alle möglichen Entscheidungen haben wollen. Im Grunde genommen möchten sie sich nur der eigenen Verantwortlichkeit entziehen und rechnen sich das als ganz besondere Tugend des Gehorsams an. Für eines jedoch ist gesorgt: für das nötige Geld. Das haben ja die Weisen geschenkt. Wo die eigenen Kräfte wirklich nicht ausreichen, da pflegt Gottes Vorsehung eben doch lebenswürdig einzugreifen.

15 Der hl. Matthäus sieht auch in dieser Begebenheit die Erfüllung einer Weissagung. Zwar will der Prophet Osee an jener Stelle keine Weissagung

ausprechen, sondern das undankbare Volk Israel auf die geschichtliche Tatsache hinweisen, daß Gott es aus Ägypten, dem Lande der Knechtschaft, ins Gelobte Land geführt hat. Denn unter dem „Sohn“ versteht er Israel. Aber der Evangelist erblickt mit Recht auch in diesen geschichtlichen Tatsachen selbst eine Weissagung. Wie Israel seine Kindheit in Ägypten zugebracht hat und von dort aus von Gott ins Heilige Land gerufen wurde, so auch später sein Erlöser, der des Volkes Schicksale in sich nachlebt. Das Weltgeschehen, richtig verstanden, ist eben eine große Sinfonie Gottes, wo dieselben Motive in mannigfachen Variationen wiederkehren. Darum gebraucht der Evangelist auch so gerne den Ausdruck: „damit die Prophezeiung erfüllt werde“. Ursache des späteren Ereignisses ist freilich nicht die Prophezeiung, sondern umgekehrt. Nicht weil etwas prophezeit ist, wird es geschehen. Sondern weil es geschehen wird, hat Gott es den Propheten vorausgezeigt oder durch eine Tatsache im voraus abgebildet. Aber weil alles Weltgeschehen nicht Zufall oder blindes Schicksal ist, sondern planvoll angelegtes Gotteswerk, deshalb kann man auch sagen: das und das muß geschehen, weil es prophezeit ist.

Herodes hat inzwischen gewartet und gewartet. Aber die Weisen sind nicht gekommen. Sie müßten schon lange da sein. Denn der Weg von Jerusalem 16 nach Bethlehem ist nur zwei Stunden. Da er natürlich nichts davon weiß, daß die Weisen auf göttliches Geheiß anders gehandelt haben, kann er nur annehmen, daß sie ihn hintergangen haben. „Zum Narren gehalten“ könnte man den griechischen Ausdruck vollstündlich übersetzen. Sie sind also trotz ihres einfältigen Gebarens noch schlauer als er, der schon gemeint hatte, seine gewandte Verschlagenheit habe sie ganz im Netz und mit ihnen diesen neugeborenen Messias-König. Gegen den wendet sich nun seine ganze Wut. Der soll ihm nicht entgehen, nachdem ihm diese Morgenländer entslüpft sind. Wie gut, daß er das mutmaßliche Alter des Kindes so genau festgestellt hat. Weichherzige Bedenken haben Herodes nie beunruhigt. Wenn alle Kinder Bethlehems und der Umgebung unter drei Jahren sterben, dann ist dieses verhasste Messiaskind sicher auch dabei. Manche Bibelkritiker haben sich darüber aufgehalten, daß der jüdische Geschichtsschreiber Josephus Flavius, der etwa 40 Jahre jünger war als Christus, nichts berichtet von dem Kindermord in Bethlehem, obwohl er die sonstigen Grausamkeiten des Herodes ausführlich erzählt. Aber abgesehen davon, daß Josephus gerne Dinge übergeht, die mit Christus zusammenhängen, ist es auch arg übertrieben, von Hunderten oder gar Tausenden hingemordeter Kinder zu sprechen. In dem kleinen Ort Bethlehem gab es wohl kaum mehr als höchstens 30 oder 40 Knäblein unter drei Jahren. Jedenfalls aber paßt dieser Mordbefehl vorzüglich zu dem Charakter des alten Herodes, der nach Josephus Flavius sogar in seinem Testament die Ermordung der Vornehmsten im ganzen Judenland angeordnet haben soll, damit „im ganzen Land bei seinem Tode die Tränen fließen“.

18 In Rama, zwei Stunden nördlich von Jerusalem, hatte einst der Prophet Jeremias in der Vision das schmerzliche Weinen Rachels, der Stammutter

der Ephraimiten und Benjaminiten, gehört, weil ihre Kinder von dort aus in die assyrische Gefangenschaft geschleppt wurden. Auch diese Tatsache erscheint dem Evangelisten im Zusammenhang der Gottesgedanken vorbildlich gerade für diesen Kindermord in Bethlehem. Der Umstand, daß Rachel bei Bethlehem begraben liegt, mag ihn daran erinnert haben.

Wie lange die Heilige Familie in Ägypten geblieben ist, wissen wir nicht. Kaum so lange als der Kirchenschriftsteller Hippolyt (+ 235) meint, der von 3½ Jahren berichtet. Jedenfalls war es eine Freudekunde, als der Engel 20 die Botschaft brachte: „Sie sind jetzt tot, die dem Kinde nach dem Leben gestrebt haben.“ „Sie sind jetzt tot.“ So viele Christusfeinde sind seither tot. Christus aber lebt: „Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit“ (Hebr. 13, 8). Joseph zeigt sich wieder ganz als der Mann, als 21 den wir ihn schon kennen: „Er stand auf, nahm das Kind mit sich und seine Mutter.“ Er ist wirklich ein treuer Gatte und Vater, ein herrliches Vorbild für jeden Ehemann. Er geht nie seine eigenen Wege. Immer hat er „das Kind mit sich und seine Mutter“. Auch diesmal sind die göttlichen Weisungen sehr knapp, auf das Notwendigste beschränkt. „Zieh ins Land Israel.“ Wohin? das muß er selber überlegen. Nach Judäa ziehen, war tatsächlich nicht geraten. Herodes hatte in seinem Testament sein Land unter seine noch lebenden Söhne geteilt. Dabei war dem Archelaus Judäa und Samaria zugefallen mit dem Königstitel. Der Kaiser hatte das Testament bestätigt, allerdings mit der Einschränkung, daß Archelaus den Königstitel erst nach einer Probezeit führen dürfe. Er hat die Probe schlecht bestanden. Schon gleich bei seinem Regierungsantritt ließ er 3000 Bürger niederhauen, „um nicht als unebenbürtiger Sohn des Herodes zu erscheinen“ (Josephus Flavius). Zehn Jahre später wurde er auf die vielen Klagen des Volkes und seiner eigenen Brüder hin 22 vom Kaiser abgesetzt und verbannt. Auf eine weitere göttliche Weisung hin zieht Joseph sich also nach Galiläa zurück, wo es unter Herodes Antipas 23 ruhiger war, und wählte sich Nazareth als Aufenthaltsort. Warum er sich gerade für die so unbedeutende Stadt Nazareth entschied, ergibt sich aus dem Lukasevangelium. Sie war vor der Geburt Jesu sein Wohnsitz gewesen, obwohl er als Davidide in Bethlehem wohl einige kleine Güter besaß. Daß er sich nicht gleich für Nazareth entschied, sondern, wie aus dem Text hervorgeht, ursprünglich nach Bethlehem hatte zurückkehren wollen, ist begreiflich. Glaubte er doch offenbar, der durch besondere Fügung in Bethlehem geborene Davidsohn (vgl. Luk. 2) müsse auch in der Stadt seines Urahnen aufwachsen. Es ist deshalb sehr kurzfristig, wenn die Kritiker zwischen Matthäus und Lukas einen unlösbaren Widerspruch finden, weil Lukas den Joseph sofort nach der Darstellung Jesu im Tempel nach Nazareth zurückkehren läßt (Luk. 2, 39).

Da Lukas von der Anbetung der Weisen und von der Flucht nach Ägypten nichts erzählt, übergeht er auch alles andere und führt den Leser ohne weiteres wieder nach Nazareth, wo Jesus aufgewachsen ist. Man darf eben die alten Schriftsteller nicht mit unsern Augen lesen, die wir gewohnt sind, in allem

historische Genauigkeit zu suchen. Man muß vielmehr lernen, sie zu lesen mit den Augen, mit denen sie selber geschrieben haben. So z. B. hat jeder, der das letzte Kapitel des Lukasevangeliums liest, unweigerlich den Eindruck, als ob Jesus noch am Abend des Auferstehungstages in den Himmel aufgefahren sei. Im ersten Kapitel der Apostelgeschichte jedoch wird mitgeteilt, daß er noch vierzig Tage lang zwischen Auferstehung und Himmelfahrt mit den Jüngern verkehrte. Da hätten wir ein glänzendes Beispiel des Widerspruchs, wenn nicht zufällig der Verfasser des Lukasevangeliums und der Apostelgeschichte ein und dieselbe Person wäre, die im Evangelium ihren Bericht zusammenzieht in einer für uns mißverständlichen Weise, wenn wir nämlich vom damaligen Schriftsteller voraussetzen, daß er habe schreiben müssen, wie wir es zu tun pflegen.

Wieder erkennt der Evangelist in der Wahl Nazareth's eine höhere Bedeutung. Zwar findet sich in keinem Propheten ein ähnliches Wort wie „er wird Nazaräer heißen“. Darum schreibt Matthäus auch bezeichnenderweise nicht wie gewöhnlich „das Wort des Propheten“ in der Einzahl, sondern redet allgemein von Propheten in der Mehrzahl. Das haben nämlich alle Propheten, die sich mit dem Messias beschäftigen, vorausgesagt, daß er aus demütiger und niedriger Verborgenheit herauswachsen werde, wie ein schwaches Reis aus dem abgehauenen Stumpf des einst so prächtigen Baumes Jesses, des Vaters Davids (Jf. 11, 1). Diese Weissagungen faßt Matthäus in einer damals auch sonst geübten Freiheit zusammen in dem Ausdruck, „er wird Nazaräer genannt werden“. Schon Nathanael hat ja verächtlich gefragt: „Kann aus Nazareth etwas Gutes kommen?“ (Joh. 1, 46.) Und später wurden tatsächlich Jesus und die Seinen verächtlich Nazaräer genannt. Anlaß zu dieser Prägung des Wortes wird dem Matthäus der Gleichklang gegeben haben zwischen „Nazaräer“ und „Nezer“, dem hebräischen Wort für Reis in der Stelle Jesaias 11, 1.

Was für ein schönes, sorgenloses Leben haben doch die beiden gehabt, Joseph und Maria, bevor der Heiland bei ihnen war. Sie in ihrem friedlichen Gebetskämmerlein in Nazareth, er in seiner stillen Werkstätte. Das hat jetzt alles aufgehört. Schreckensnachrichten, Fliehen, Sorgen, Überlegenmüssen, wie man dies und jenes einrichtet, das alles wechselt jetzt miteinander ab. Ja, der Heiland läßt den Seinigen keine Ruhe. Er selbst ist gekommen, um ein ruheloses Leben zu führen. Da müssen wir uns schon damit abfinden, daß es hienieden keine Ruhe gibt und kein Herauskommen aus den Sorgen. Die richtige Ruhe ist eben die im Herzen drin. Die haben sie allerdings besessen. Das merkt man schon dem hl. Joseph an. Dieser ruhige Mann, der schweigend festen Schrittes durch alle Schwierigkeiten hindurchgeht und dazu noch „das Kind mitnimmt und seine Mutter“. Man möchte gar nicht aufhören, vom hl. Joseph zu erzählen, diesem prächtigen Vorbild des Mannes. Freilich auch von ihr. Für sie, die Frau, ja damals noch das zarte Mädchen, war es ja noch viel schwerer. Und wie ihr Herz gezittert hat um ihren einzigen Lieb-

ling, und wie es ihr in die Seele schnitt, als sie ihn aus der Wiege nehmen mußte und notdürftig einwickeln für die nächtliche Flucht, und wenn er unterwegs litt unter Hunger und Kälte, das kann nur eine Mutter fühlen, deren Herz auch zittert um das Kind ihres Schoßes. Aber sie waren eben beide ganz fest gegründet in Gott. Da ist Ruhe, selbst wenn auf der Erde alles zusammenbricht.

Schließlich hat ja Gott doch immer wieder geholfen. Wenn es am schlimmsten stand, dann griff er selber überraschend ein. So mußte alles, selbst der Haß des Herodes, nur dazu dienen, die uralten Vorsehungspläne Gottes über dieses Kind auszuführen. Es bleibt immer wahr, „daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Guten dienen“ (Röm. 8,28). Nur dürfen sie nicht träge die Hände in den Schoß legen und alles der Vorsehung allein überlassen wollen, sondern müssen wie Joseph kräftig mitwirken durch eigenes Überlegen und tatkräftiges Handeln.

JOHANNES DER TÄUFER UND JESU WEIHE ZU SEINEM MESSIANISCHEN BERUF. Kap. 3 Vers 1 bis Kap. 4 Vers 11.

*JOHANNES DER TÄUFER. Kap. 3 Vers 1—12 (Mark. 1, 1—8;
Luk. 3, 1—18).*

(1) In jenen Tagen trat Johannes der Täufer als Prediger auf in der jüdischen Wüste (2) mit den Worten: „Tut Buße. Denn das Himmelreich ist nahe gekommen.“ (3) Er ist es nämlich, den der Prophet Isaías bezeichnete mit den Worten: „Horchet, es ruft einer in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg. Ebnet ihm seine Pfade“ (Is. 40, 3). (4) Er aber, Johannes, trug ein Gewand aus Kamelhaaren und einen ledernen Gürtel um seine Hüften. Und seine Nahrung bestand aus Heuschrecken und wildem Honig. (5) Da zogen die Leute aus Jerusalem und ganz Judäa und aus der ganzen Jordangegend zu ihm hinaus (6) und ließen sich von ihm im Jordanfluß taufen und bekannten dabei ihre Sünden.

(7) Als er aber viele von den Pharisäern und Sadduzäern zur Taufe kommen sah, sagte er zu ihnen: „Ihr Schlangenbrut. Wer hat euch einen Wink gegeben, vor dem kommenden Zorn zu fliehen? (8) So bringt denn eine der Buße entsprechende Frucht (9) und bildet euch nicht ein, denken zu können: ‚Wir haben den Abraham zum Vater.‘ Ich sage euch: Gott kann dem Abraham aus diesen Steinen Kinder erwecken. (10) Aber schon ist die Axt angelegt an die Wurzel der Bäume. Jeder Baum also, der keine gute Frucht bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen. (11) Ich selber taufe euch nur mit Wasser zur Buße. Aber der, der nach mir kommt, ist stärker als ich, so daß ich es nicht wert bin, ihm die Schuhe nachzutragen. Der wird euch mit heiligem Geist und mit Feuer taufen. (12) Er hält schon die Wurfschaufel in seiner Hand und wird seine Tenne ganz gründlich reinigen. Und seinen Weizen wird er in die Scheune sammeln, die Spreu aber verbrennen mit unauslöschlichem Feuer.“

- 1 Mit einem großen Sprung verfehlt Matthäus den Leser über dreißig Jahre hinweg in die Zeit des Vorläufers Christi und in den Beginn von Jesu eigener messianischen Tätigkeit. Daraus ergibt sich, wie dehnbar auch sonst im Stil der evangelischen Schriftsteller der Begriff „in jenen Tagen“ ist. Es reicht allerdings noch in jene Zeit hinein, von deren Beginn die letzten vorhergehenden Sätze gehandelt haben, die Zeit, wo Jesus in Nazareth vom Kind zum Manne heranwuchs. „Johannes der Täufer“ ist eine den jüden-christlichen Lesern des Evangeliums bekannte Persönlichkeit. Darum kann er auch einfach mit dieser Bezeichnung eingeführt werden. Der Schauplatz seines Auftretens ist mit dem Ausdruck „jüdische Wüste“ ungenau angegeben. Für gewöhnlich versteht man darunter nur die Wüstenstriche zwischen dem Kamm des jüdischen Gebirges und dem Toten Meer, während Johannes gegenwärtig (Vers 5) sich in der Gegend des unteren Jordan aufhielt, in keiner Sandwüste, aber in einer nur sehr spärlich bewohnten, zur Viehweide jedoch nicht unbrauchbaren Steppenlandschaft. Da er seinen Standpunkt zu wechseln pflegte (vgl. Joh. 3, 23), so ist dieser verallgemeinernde Ausdruck gerechtfertigt. Matthäus ist ein Meister der knappen charakteristischen Darstellung. Wie sonst, so versteht er es auch hier, mit ganz wenigen Strichen erst die Predigt, dann die Person des Täufers im allgemeinen zu zeichnen, dann eine bei besonderem Anlaß gehaltene Predigt zu skizzieren, so daß in diesen zwölf
- 2 Versen der ganze Johannes, wie er leibt und lebt, vor uns steht. „Zut Buße. Denn das Himmelreich ist nahe gekommen.“ Das ist der Inhalt seiner Predigt. Eigentlich „denket um“; so müßte man das Griechische genau übersetzen. Ändert euer ganzes Denken und Wollen, eure ganze innerste Gesinnung. Denn ohne das wären die äußern Werke der Buße nur leere Form. Grund genug zu dieser gänzlichen inneren Umkehr ist vorhanden: „Das Himmelreich ist nahe gekommen.“ Diese Worte haben für unser Ohr tröstlichen Klang. In den Ohren der Zuhörer des Täufers klangen sie ein bißchen anders. Das „Himmelreich“ ist zunächst noch nicht der „Himmel“. Es ist die von den Propheten längst verkündete Herrschaft Gottes, deren wuchtiges Hereinbrechen in die Reiche der Welt der König Nebukadnezar einst im Traume gesehen hatte: Ein Stein löste sich von einem Berge ohne Zutun einer Menschenhand und zerschlug in seinem Ausprallen jene Prachtstatue, deren Haupt aus Gold, deren Brust und Arme aus Silber, der Unterleib aus Kupfer, die Beine aus Eisen und die Füße teils aus Eisen teils aus Ton waren, das Sinnbild der irdischen Mächte. Dann wurde er zu einem großen Berge, der die ganze Erde erfüllte (Dan. 2, 31 ff.). So wird die Herrschaft Gottes von oben herunter kommen und beginnen mit einem furchtbaren Vernichtungsgericht über die Heiden, aber auch über alle widerspenstigen Israeliten. Da die Propheten ohne zeitliche Perspektive sehen, worüber später (Kap. 24) näher die Rede sein wird, verbinden sie dieses Gericht, das erst beim zweiten Kommen des Messias als Weltrichter sich vollenden wird, schon mit seinem ersten Kommen als Erlöser. Auch Johannes selbst, wie alle seine Zuhörer, lebt

ganz in dieser Auffassung. Darum ist das „Nahen des Himmelreiches“ etwas Furcht- und Schreckenenerregendes, vor dem man sich nur durch Buße schützen kann. Seine Predigt ist trotzdem richtig. Denn wer mehr werden will als ein Namenschrift, der kann es auch heutzutage nicht ohne ein ganz gründliches „Umdenken“ und Umdrehen seiner ganzen von Natur immer wieder zur Welt und zum eigenen Ich hinstrebenden innern Gesinnung und Richtung.

3 Ganz von selbst mußte man in diesem Bußprediger in der Wüste den Herold Gottes erkennen, von dem Jesaias schon gesprochen hatte. Zu Beginn des zweiten Teiles des Buches Jesaias, worin der Prophet dem bereits im Exil weilenden Volke die Erlösung und Rückkehr in die Heimat verspricht, stehen die angeführten Worte. Der Weg nach Jerusalem zurück führt ja durch die große arabische Wüste. Darum hört der Prophet eine Stimme, die auffordert, Gott in dieser Wüste einen Weg zu bahnen. Denn bald kommt er selbst, sein Volk auf diesem Wege heimzuführen. Da aber die Heimführung Israels aus dem babylonischen Exil selbst wieder nur ein Vorbild der Heimführung aller Erlösten aus dem Exil der Sünde und Gottesferne ist, sieht Matthäus mit Recht die volle Erfüllung jener Weissagung erst jetzt. Ist doch auch die Wüste ein treffendes Bild der Sünden und Hindernisse, die der Mensch Gott in den Weg legt, daß er nicht zu seinem Herzen vordringen kann. Darum ergeht auch die Aufforderung, Gott den Weg zu bahnen, an den Menschen selbst. Wenn Gott zu dir kommen soll, mach ihm erst Platz bei dir!

4 Kleidung und Lebensweise des Johannes passen ganz zu seiner Predigt. Nicht ein Kamelfell hatte er um sich, wie die Maler ihn gerne darstellen. Er hatte ein richtiges „Gewand“, aber dieses gewoben aus Kamelhaaren, also aus grobem Stoff, wie die Armen ihn trugen. Dazu paßt der lederne Gürtel der Arbeiter. Vielleicht ist mit dem Ausdruck „er hatte ein Gewand aus Kamelhaaren“ auch angedeutet, daß er überhaupt nur ein einziges Kleidungsstück anhatte, nur den Mantel oder Überwurf, und keinen Chiton besaß, einen bis über die Kniee gehenden engen Leibrock mit kurzen Ärmeln, wie es sonst allgemeine Sitte bei besseren Leuten war. Schließlich charakterisierte ihn der „härene Mantel“ auch als Prophet (vgl. 2 Kön. 1, 8). Dementsprechend bestand auch seine Nahrung aus Heuschrecken und wildem Honig, d. i. nicht künstlicher Honig, wie Dattel- und Traubenhonig, sondern der von wilden Bienen in Felspalten oder hohlen Bäumen abgesonderte Honig. Heuschrecken werden auch heutzutage noch in Palästina von ärmeren Leuten gegessen. Im Frühjahr lassen sie sich ja bei Gelegenheit der Heuschreckenschwärme in Massen fangen. Gewöhnlich wurden sie mit Salz eingelegt. Auch bespritzte man sie mit Wein, um ihnen ein schöneres Aussehen zu geben. Aber auch gedörrt oder geröstet dienen sie heute noch als Nahrungsmittel, teils unmittelbar, teils gemahlen und zu einer Art Brot verbacken.

5 Den Eindruck, den dieser außergewöhnliche Mensch und seine Predigt machte, sieht man aus der Wirkung: Aus dem ganzen Gebiet von Judäa, auf

das allerdings seine Wirksamkeit sich beschränkt zu haben scheint, kommen sie in Scharen herbei und lassen sich unter Bekenntnis ihrer Sünden taufen. Die damalige politisch und religiös hochgespannte Zeit war ja für das Aufstehen eines solchen Propheten sehr günstig. Kurz vor dem Tode des Herodes hatte der römische Kaiser in der syrischen Provinz eine Vermögensschätzung vornehmen lassen zum Zweck der Steuerveranlagung, die auch im Judenlande durchgeführt wurde. Diese Schätzung, die schlaglichtartig die tatsächliche Unterwerfung des Judentums unter die Römer trotz des scheinbaren Glanzes des herodianischen Königtums beleuchtete, hatte furchtbar böses Blut gemacht. Nach dem bald erfolgten Tode des Herodes war es nur dem großen Einfluß des Hohenpriesters Joazar zu verdanken, daß nicht in Judäa blutiger Aufbruch ausbrach. In Galiläa aber kam es unter Führung des sog. Judas Galiläus zur direkten Revolution, die freilich durch die römischen Truppen erstickt wurde. Aber der Haß glühte weiter im Volke. Die überlebenden Führer jener galiläischen Revolution riefen eine neue Partei ins Leben, die Zeloten oder Eiferer, die mit teils offener teils versteckter Unterstützung der Pharisäer auf die Vertreibung der Römer und die Wiederaufrichtung eines eigenen theokratischen Königtums hinarbeiteten. Was für ein Geist diese Partei beherrschte, sieht man am besten daraus, daß aus ihr nach dem Tode Christi sich die Partei der Sicarier [= Dolchträger oder Meuchelmörder] entwickelte, deren unheimliche Tätigkeit darin bestand, bei großen Festen und sonstigen Volksansammlungen unter den Massen verborgen vornehme Volksgenossen, die im Rufe des guten Einvernehmens mit den Römern standen, meuchlings zu ermorden. Als nun gar Archelaus, der Sohn des Herodes und Regent von Judäa und Samaria, nach nur zehnjähriger Herrschaft vom Kaiser verbannt und in Judäa ein römischer Statthalter eingesetzt worden war, war auch äußerlich das Ende der jüdischen Selbständigkeit besiegelt. Allerdings verfuhrten die klugen Römer gegen das kleine Judentum mit einer Schonung und Vorsicht, die sie andern, größeren Völkern, z. B. den Ägyptern gegenüber nicht kannten. Die Hohenpriester bedurften zwar der Bestätigung des römischen Statthalters und wurden möglichst oft gewechselt. Aber sie blieben doch und besaßen auch fernerhin die höchste Gerichtsbarkeit, ausgenommen die Vollstreckung von Todesurteilen. Aber während einerseits dieses Nebeneinander der nationalen und fremden Obrigkeit zur Quelle stetiger Reibereien und Zwischenfälle wurde, fühlte der gewöhnliche Bürger, vom Vornehmen bis herab zum geringen Mann, auf Schritt und Tritt die wirklich herrschende römische Macht. War ihm schon das römische Geld mit dem Bildnis des Kaisers im täglichen Handelsverkehr ein Greuel, so noch viel mehr der Anblick der römischen Soldaten und erst recht der Zöllner in allen Gassen und Plätzen, die ihn schonungslos ausquetschten. Denn trotz der scheinbar vornehmen Rücksichtnahme auf das national-religiöse Empfinden der Juden haßten die Römer diesen „scheußlichen Volksstamm“ (Tacitus), um so mehr, als die Juden allein sich nicht einfügen wollten in die die ganze damalige Welt

durchdringende römisch-griechische Kultur. Es war ja auch wie eine Herausforderung für den stolzen römischen Weltbezwinger, dessen Götter selbst von den Ägyptern anerkannt und mit den uralten Göttern des Landes identifiziert wurden, daß dieses kleine Volk seinen im Kampf unterlegenen Jahve jetzt erst recht als alleinigen Gott des Himmels und der Erde, den Jupiter aber und seine ganze Familie als Götzen und „Nichtse“ erklärte. Umgekehrt aber war es den Juden unerträglich, als Anhänger Jahves dem Diener eines Götzen unterworfen zu sein. Diese Schmach traf doch in letzter Linie ihren Gott selbst. So floss aller nationale Haß, alle Bitterkeit über persönliche Unterdrückung zusammen mit dem Eifer für die Ehre Gottes. Aber, wie es immer geht, wenn politisch-nationale und religiöse Ziele sich mischen: der nationale Eifer flammt mächtig auf, durch die religiösen Affekte angefacht, die Flamme der Religion aber wird getrübt und zur Erde herabgedrückt. So sah es aus in der Zeit Johannes' des Täufers und Jesu Christi.

In Scharen also strömte das Volk hinaus in die Wüste, um den merkwürdigen Asketen zu hören, der in der längst verklungenen Sprache der alten Propheten das nahe Kommen jenes „Starken“ verkündete, der ein Zorngericht über alle Gottesfeinde halten und Israel befreien wird. Aber als dieser Starke kurz darauf selber kam und das Volk befreien wollte, nicht von Steuer und Abgaben und Fremdherrschaft, sondern von seinen eigenen Sünden, da geriet das gleiche Volk in Wut und schlug ihn ans Kreuz. Die Geschichte hat es immer gelehrt: Wer die Religion rein erhalten will, der muß sie sorgfältig behüten vor aller Vermischung mit weltlichen Zielen, seien diese auch noch so berechtigt und ideal.

Die Leute kamen also und ließen sich taufen. Johannes hat die Taufe nicht erfunden. Sie war schon längst in Gebrauch beim Übertritt von Heiden in das Judentum und hatte dabei sogar größere Bedeutung als die Beschneidung. Der Konvertit wurde, nachdem er auf den Ernst seines Schrittes hingewiesen worden war, von zwei oder drei Rabbinernovizen zum Wasser geführt. Während das Wasser schon die untere Hälfte seines Körpers bedeckte, wurden ihm mehrere Gebote erklärt. Beharrte er auf seinem Entschluß, so mußte er untertauchen, so daß das Wasser über seinen ganzen Körper hinwegging. Nun war er in jeder Hinsicht ein Israelit. Ähnlich werden wir uns die Taufe des Johannes vorzustellen haben. Nur ein großer Unterschied bestand: Die Proselytentaufe, deren Entstehung aus den zahlreichen vom Geseze vorgeschriebenen Waschungen sich erklärt, war ebenso wie jene Waschungen nur eine Zeremonie zur Herstellung der levitischen, d. h. kultischen Reinheit — denn vieles macht den Menschen kultisch unrein, Berührung mit einer Leiche, geschlechtliche Ausflüsse usw., erst recht also das Heidentum. Die Johannestaufe dagegen hatte eine tiefe religiös-sittliche Bedeutung: Der Mensch erkannte durch sie seine innere Sündhaftigkeit an und die Notwendigkeit einer sittlichen Läuterung, die er selbst aus eigener Kraft sich nicht erwerben konnte. Sie war also selbst schon ein Sündenbekenntnis. Vielleicht aber war sie auch

von einem mündlichen Sündenbekenntnis begleitet, wie solche, freilich meist nur in sehr allgemeinen Formeln, bei den Juden auch sonst in Übung waren.

7 Es war ganz natürlich, daß auch viele von den Pharisäern und Sadduzäern sich dabei einfanden. Das waren die beiden einflussreichsten politisch-religiösen Parteien im damaligen Israel. Sie sind entstanden aus den innern politisch-religiösen Gegensätzen, die sich nach dem Tode Alexanders des Großen (323 v. Chr.) herausgebildet hatten, als das kleine Israel von den syrischen Seleuciden im Norden und den ägyptischen Ptolemäern im Süden umworben und umkämpft wurde. Während die einen nun erst recht mit aller Zähigkeit an nationaler Art und Religion festhielten, die Bestimmungen des Gesetzes mit einem ganzen Zaun von Auslegungen und menschlichen Sanktionen umgaben, deren Gewicht zum Teil schwerer wog als das Gesetz selbst, und alle ausländische Kultur als gögendienerisch erklärten, erblickten die andern die einzig vernünftige Politik in möglichster Anpassung an die griechische Weltkultur, ließen nur den Wortlaut des Gesetzes selber gelten, suchten auch in den religiösen Anschauungen möglichste Annäherung an den Zeitgeist. Aus den ersteren entstand die sehr zahlreiche und beim Volke einflußreiche Partei der Pharisäer, d. h. der Abgesonderten. Denn sie sonderten sich nicht nur streng von jeder Berührung mit den Heiden ab, sondern auch immer mehr vom „gewöhnlichen Volk“, das sie ebenso gründlich verachteten, wie sie es beherrschten und seine demütige Verehrung sich herablassend gefallen ließen. Sie sind nicht zu verwechseln mit den Schriftgelehrten, mit denen sie allerdings nicht ohne Grund in einem Atemzug genannt zu werden pflegen. Denn die Schriftgelehrten sind die eigentlichen auf Gelehrtenschulen gebildeten Ausleger des Gesetzes. Die große Zahl aber der Pharisäer bilden die, die genau nach dieser Auslegung leben und das gewöhnliche Volk in diesem Sinne beeinflussen. Es ist also die im strengsten Sinn politisch wie religiös konservative Partei. Den Gegensatz zu ihr bildet die liberale Partei der Sadduzäer, so genannt nach dem Hohenpriester Sadok, den Salomo an Stelle des von ihm abgesetzten Abjathar zum Hohenpriester eingesetzt hatte und in dessen Familie das Hohenpriestertum verblieb bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. Es waren nämlich hauptsächlich vornehme Priester, die zu dieser Partei gehörten. Sie war hervorgegangen aus der vorhin erwähnten zweiten Richtung und daher bezüglich des Gesetzes nicht nur lax im Vergleich zu den Pharisäern, sondern auch in Glaubenssachen ziemlich rationalistisch. So leugneten die Sadduzäer die Auferstehung der Toten, überhaupt jedes persönliche Fortleben nach dem Tode, und suchten ihren Rationalismus mit recht oberflächlichen Beweisen zu begründen. Die Sadduzäerpartei war bedeutend weniger zahlreich und volkstümlich als die der Pharisäer. Aber sie rekrutierte sich aus den vornehmsten Kreisen und stand auch mit dem herodianischen Königshaus in verwandtschaftlicher und freundschaftlicher Beziehung. So war die dritte Frau Herodes' des Großen eine Tochter oder Enkelin des von Herodes zum Hohenpriester gemachten Boëthos, der wenigstens nach der

jüdischen Tradition auch zur Partei gehörte. Daß diese beiden Parteien nicht gut aufeinander zu sprechen waren, liegt auf der Hand. Das hat sie freilich, wie es auch sonst geschieht, nicht gehindert, sich die Hände zu reichen, wenn es gegen Christus ging.

Von diesen beiden Parteien kamen auch viele an den Jordan. Bezeichnenderweise sagt Matthäus nicht wie nachher von Jesus: sie kamen, „sich taufen zu lassen“, sondern, „sie kamen zu der Taufe“. Nicht innere Bußgesinnung hat sie getrieben, sie, die Herren, um wie das Volk vor einem Mann im Kamelhaarrock ins Wasser zu steigen. Teils war es Neugier, vermischt mit Argwohn gegen den Prediger, der solchen Einfluß auf das Volk gewonnen hatte. Teils durfte man auch nicht ganz abseits stehen bei einer solchen allgemeinen Bewegung, wollte man nicht in Gegensatz geraten zu dem Volke. Ein bißchen mag ihnen ja auch, ohne daß sie es sich zugeben wollten, das Herz geklopft haben über den Inhalt der Predigt: „Das Reich Gottes steht vor der Tür“. Sie stehen also da und gucken und hören, wie man auch heutigentags manche in den Kirchen, etwa bei einer Mission, sehen kann, mit gelangweilten, blasierten Gesichtern. Johannes behandelt sie ganz entsprechend. Furcht hat er keine. Das zeigt seine Anrede. Und statt der *captatio benevolentiae* liebt er die nackte Wahrheit. Wenn das, was ihr 8 gehört und gesehen habt, doch nicht ganz ohne Eindruck auf euch geblieben ist, will er ihnen sagen, dann zieht die Folgerungen. Zeigt euern Gesinnungswechsel durch entsprechende Tat und laßt nicht, was in euch sich regen möchte, 9 ersticken durch eure falsche Selbstsicherheit. Die Verdienste Abrahams standen bei den Juden in höchster Ehre, wie aus zahlreichen Aussprüchen des Talmud hervorgeht. Und wenn es auch kein Dogma war, der praktisch herrschenden Meinung entsprach es durchaus, was Justin der Martyrer (um 150) den Juden vorwirft: „Eure Lehrer meinen, daß denen, die aus dem Samen Abrahams nach dem Fleische sind, auch wenn sie Sünder und Ungläubige sind, das ewige Reich gegeben werde.“ Und Rabbi Nachman (gegen 400) hat gesagt: „Alle Schlechtigkeiten und Lügen, die die Israeliten in dieser Welt verüben, ist unser Vater Abraham imstand, sämtlich zu sühnen.“ Aber vor Gott, der den Menschen einzig nach seiner persönlichen innern Gesinnung beurteilt, gilt kein auf irgend welche Außerlichkeiten ausgesetzter Veredlungsschein. Aus diesen leblosen Steinen, die in der Wüste herumliegen, kann er dem Abraham Kinder erwecken. So wenig Wert hat fleischliche Abstammung. Ganz von selbst richtet sich die Predigt des Täuflers auch an das übrige umstehende Volk, um ihm die Dringlichkeit der Bekehrung klarzu- 10 machen. „Die Art ist schon angelegt.“ Das Gericht steht nahe bevor. Freilich nicht durch mich. Ich kann nur mit Wasser taufen, das über den Körper 11 hinwegfließt. Aber ein Stärkerer kommt, dem ich nicht wert bin, die niedrigsten Sklavendienste zu leisten. („Alle Arbeiten, die ein Sklave seinem Herrn tut, soll ein Schüler seinem Lehrer verrichten, ausgenommen das Lösen des Schuhwerks“, heißt es irgendwo im Talmud.) Der hat Macht, in den Men-

schen hineinzugreifen, sei es durch seinen Geist, der einen neuen Menschen aus ihm macht, sei es durch sein verzehrendes Feuer, das ihn vernichtet. Von 12 dieser doppelten Wirkung des Gerichtes spricht nämlich hier der Gerichtsprediger Johannes, je nachdem es über die für die Gnade Empfänglichen ergeht oder über die Verstockten. Den gleichen Gedanken wiederholt er in einem andern den Zuhörern sehr geläufigen Bilde. Wenn das Getreide unter den Hufen der Ochsen oder unter dem Dreschschlitten, einer auf der Unterseite mit harten spitzen Steinen besetzten großen Holztafel, ausgedroschen ist, dann wird es mit der Wurfschaukel emporgeschleudert in den allabendlich von der Westküste herüberwehenden Wind. Die leichte Spreu fliegt fort, das Korn fällt zur Erde. So wird jener Starke seine Tenne „gründlich reinigen“. Die einen kommen in die himmlische Scheune, die andern ins unauslöschliche Feuer. Johannes spricht hier in lauter Bildern, mit denen auch das Alte Testament vom großen Weltgerichte spricht. Aber es ist bezeichnend: Während dort all diese richterlichen Machterweise von Gott selbst ausgesagt werden, ist es nach Johannes der kommende „starke Mensch“, der sie vollbringt. Es ist „sein“ Weizen und „seine“ Scheune. Er ist also mehr als ein bloßer Mensch.

Ein finsterner Mann, dieser Johannes, „der nicht aß und trank“, wie der Herr selbst von ihm sagt (Matth. 11, 18), in härenem Kleid in der wilden Gegend am Ufer des trüb dahinfließenden Jordans, nahe beim Toten Meer, wo einst Sodom und Gomorrha in Feuer und Schwefel untergegangen waren. Nur die Bilder des Schreckens aus dem Alten Testament sind es, die er seinen Zuhörern vorhält. Er mußte so sein als Bußprediger der verstockten Masse. Der Donner und Blitz des göttlichen Zornes sind allein noch imstande, ihr vertrocknetes und verhärtetes Innere aufzuwühlen und sie zum „Umdenken“, zur Änderung ihrer gesamten verkehrten Lebensrichtung zu bewegen. Aber immer gibt es, Gott sei Dank, unter der Masse auch andere Leute, die, so schwach sie auch sind, doch Gott suchen. Ihr aus der Seele dringendes Beten, ihr tägliches Ringen und Opfern zeigt es an. Auch sie begehen viele Sünden. Aber sie sind trotzdem keine „Sünder“ im biblischen Sinne. Denn ihre Gesamtrichtung geht nach Gott. Nur läßt sie ihre Schwachheit bald nach rechts, bald nach links entgleisen. Die brauchen nicht erst „umzukehren“. Und es täte ihnen nicht gut, immer wieder durch den Gerichtsdonner der Bußpredigt niedergeschmettert zu werden. Das würde sie verwirren und nutzlos machen, ja könnte die Ängstlichen unter ihnen ganz aus dem Gleise werfen. Sie brauchen nicht Schrecken, um umzukehren, sondern Mut, um besser vorwärtszugehen. Nun, Johannes der Täufer wird nicht allzu viele davon unter seinen Zuhörern gehabt haben. Seine Aufgabe war auch eng umschrieben: dem nahenden Messias den Weg zu bereiten. Wie alle Menschen, die nur Menschen sind, war auch er einseitig auf seinen ersten Ideentreis beschränkt. Und diese Einseitigkeit war seine Kraft. Der „Starke“ aber, der nach ihm kam, trug zwar denselben Ernst auf seiner Stirne. Aber dieser Ernst war gemildert vom Glanze göttlicher Liebe. Darum konnte er

auch nicht nur niederschmettern, sondern zugleich emporheben. So war er ganz anders als sein Vorläufer Johannes (Kap. 11). Bis jetzt kannte Johannes ihn noch nicht (Joh. 1, 33). Die beiderseitigen Mütter scheinen ihr Geheimnis bewahrt zu haben (Luk. 1, 39 ff.), bis der Heilige Geist es selber offenbarte. Dieser aber hatte dem Johannes nur einen Wink gegeben: „Wenn du siehst, wie der Geist auf einen herabsteigt und auf ihm verharret, der ist es, der mit heiligem Geiste taufen wird“ (Joh. 1, 33). Doch schon ist „der Starke“ unterwegs, sich zu offenbaren.

JESU TAUFGE UND OFFENBARUNG. Kap. 3 Vers 13–17
(Mark. 1, 9–11; Luk. 3, 21–22; vgl. Joh. 1, 31 ff.).

(13) Da kam Jesus von Galiläa zu Johannes an den Jordan, um sich von ihm taufen zu lassen. (14) Der aber wollte ihn durchaus davon abhalten und sagte: „Ich habe nötig, von dir getauft zu werden, und du kommst zu mir?“ (15) Jesus aber antwortete ihm: „Laß es für diesmal geschehen. Denn so geziemt es sich für uns, daß wir jegliche Rechtsordnung beobachten.“ Da ließ er ihn zu. (16) Nach der Taufe stieg Jesus sofort aus dem Wasser, und siehe da: der Himmel öffnete sich, und er sah den Geist Gottes wie eine Taube herabschweben und auf sich zukommen. (17) Und sogar eine Stimme sprach vom Himmel her: „Das ist mein geliebter Sohn, den ich auserwählt habe.“

Es ist klar, daß sich Johannes in seinen Gedanken noch mehr als in seinen Worten mit dem beschäftigt hatte, der nach ihm kommen sollte. Und siehe da: 13 eines Tages kommt einer von Galiläa, sich taufen zu lassen. Schon das wird ihm aufgefallen sein. Denn man möchte aus den sonst belanglosen Worten „aus Galiläa“ in Verbindung mit der Angabe von Vers 5 über die Heimat der Zuhörer des Johannes fast schließen, daß nicht viele Galiläer sich zur Taufe eingefunden hatten. Noch mehr aber fiel ihm der Mann selber auf. Er sah zwar aus wie andere Menschen auch, und doch wieder nicht. Wir beobachten das häufig in der evangelischen Geschichte: Jesus muß etwas Eigentümliches, wir würden sagen, etwas Distinguiertes an sich gehabt haben. So wie etwa ein Sprosse des feinsten Adels, auch wenn er Arbeiterkleider trägt, durch die Feinheit seiner Züge, durch die Vornehmheit seiner Bewegungen auch gegen seinen Willen verrät, daß etwas Besonderes unter diesem Arbeiterkittel steckt. Und noch bevor das vom Heiligen Geist verheißene Zeichen eintritt, wird es dem Täufer zur Gewißheit: Er ist es. Ein Schauer der Ehrfurcht durchrieselt ihn, als dieser Mann ihn demütig um die Sündertaufe bittet. Das bringt er nicht über sich, diesen Mann zu taufen. 14 Er wehrt sich förmlich dagegen. Das liegt sowohl in dem griechischen Wort wie in dem Tempus des Verbs. Johannes ist doch ein demütiger Mann. Und diese seine Demut ist ebenso echt wie seine Schroffheit. Im Johannes-evangelium gibt er denen, die in ihm den Messias oder wenigstens einen großen Propheten sehen möchten, voller Entrüstung immer kürzere und unfreundlichere Antworten (Joh. 1, 19 ff.). Seine Demut besitzt nichts von der Art derer, die auf Lobesworte unter bescheidenem Senken des Kopfes und mit behaglichem Händereiben abwehrende Antworten geben, um das

Staunen über ihre Heiligkeit noch zu vergrößern. Und noch demütiger freilich ist Jesus. Seine Antwort verrät deutlich, daß er sich voll und ganz klar ist über die Richtigkeit dessen, was Johannes gesagt hat. Er, der Sündenlose, braucht keine Sündertaufe von Johannes. Vielmehr hat Johannes es nötig, von ihm jene Taufe zu empfangen, die nur er spenden kann, die Taufe mit dem Heiligen Geiste. Trotzdem besteht er darauf, wie die andern Sünder in
 15 den Jordan zu steigen: „Laß es für diesmal geschehen.“ Es ist eine Ausnahme, will er sagen, du hast ganz recht. Aber diese Ausnahme, die ich fordere, hat einen Grund. Wenn du es auch mit Recht für ungeziemend hältst, daß du mich taufest, so mußt du bedenken, daß es noch einen andern Gesichtspunkt gibt: „Es geziemt sich für uns beide, jegliche Rechtsordnung zu beobachten.“ Hier spricht der Heiland einen Grundsatz aus, den er in der Bergpredigt noch deutlicher wiederholt (Matth. 5, 17) und der für ihn sein ganzes Leben hindurch maßgebend war: Er ist nun einmal Mensch geworden. Er wollte ganz aus dem Menschengeschlechte herauswachsen, die jungfräuliche Empfängnis und Geburt abgesehen (siehe Kapitel 1). Darum will er ganz Mensch sein. Zum Menschsein gehört es aber auch, in einer menschlichen Rechtsordnung zu leben, an die der einzelne gebunden ist. Obwohl als Sohn Gottes frei von dieser Ordnung, freier als ein Königssohn, will er bewußt sich in sie einfügen wie jeder andere Israelit. Wenn es auch keine Vorschrift des Gesetzes war, sich taufen zu lassen, so war es doch nicht weniger eine Forderung Gottes an das ganze Volk. „Darum laß es für diesmal geschehen.“ Es liegt uns Menschen so nahe, Ausnahmen zu beanspruchen, besonders von allgemeinen Gebräuchen, „die für die Masse einen Sinn haben, nicht für den tiefer Gebildeten“. Jesus dachte anders. Wie eben doch meistens in der nicht notwendigen Ausnahme eine Selbstüberhebung liegt, ein Heraustretenwollen aus der Masse der andern, ist es Demut und Liebe zugleich, dem, was den andern gut tut, sich nicht zu entziehen, aus Rücksicht auf die andern. Das große Gut der allgemeinen Ordnung wiegt meistens schwerer als die im kleinen Einzelfall gerettete individuelle Freiheit. Ganz besonders in diesem Falle hielt Jesus es „für geziemend“, obwohl persönlich sündelos, mit den Sündern in das Wasser zu steigen, weil er ja gekommen war, die Sünden aller Menschen auf sich zu laden. Freilich, es gehörte schon göttliche Demut dazu für den Gottmenschen, sich öffentlich als Sünder zu erklären und ansehen zu lassen, viel mehr als später sich ans Kreuz schlagen zu lassen. Wir sind entsetzlich empfindlich, wenn jemand einen Fehler an uns vermutet, den wir tatsächlich nicht besitzen!

16 Daß Jesus nach der Taufe „sofort aus dem Wasser stieg“, ist keine Aussage von Wichtigkeit, die bei Matthäus, diesem feinen und scharfen Stilisten, der kein unnötiges Wort gebraucht, auffällt. Es wird die Schuld des griechischen Übersetzers sein. Denn das „sofort“ gehört dem Sinne nach zum Folgenden: „Sofort öffnete sich der Himmel...“ Kleinlich am Buchstaben hängende Schriftauslegung findet hier einen schweren Widerspruch zwischen dem Johannesevangelium einerseits und den Synoptikern anderseits und diesen unter sich. Nach Johannes hat der Täufer selbst diesen Vorgang gesehen (Joh. 1, 33), nach den Synoptikern nur Jesus. Ja nach Markus und Lukas waren auch die Worte an Jesus gerichtet: „Du bist mein geliebter

Sohn. Dich habe ich auserwählt“ (Mark. 1, 11. Luk. 3, 22). Aus Matthäus löst sich das Rätsel. Er bringt die Worte in der dritten Person. Er will damit ausdrücken, daß gerade die Worte nicht nur für Jesus bestimmt waren, sondern hauptsächlich für die Umstehenden, besonders den Täufer. Damit ist schon nahegelegt, daß andere, so wie sie hörten, auch sahen, was geschah, wie es Joh. 1, 33 tatsächlich berichtet. Wenn Matthäus, der auf besondere Schärfe der Darstellung achtet, nur von Jesus erzählt, er habe die Erscheinung gesehen, so hat das seinen besondern Grund: Die Worte sollten den andern, besonders Johannes, verkünden, wer dieser Mann ist. Das Herabkommen der Taube jedoch war ein Zeichen, das hauptsächlich Jesus selber galt, wie gleich näher ausgeführt wird. Die beiden andern Evangelisten, die als bloße Erzähler nicht dasselbe dogmatische Interesse haben wie der für seine Volksgenossen schreibende Matthäus, haben durch ihre vereinfachende Darstellung die scharfen Unterschiede verwischt. Wer daran Anstoß nehmen möchte, muß sich eben an dieser wie an mancher andern Stelle der Heiligen Schrift damit abfinden, daß der inspirierende Heilige Geist kein Gewicht legt auf skrupulös-kasuistische Exaktheit, sondern seine Schriftsteller so schreiben läßt, wie auch sonst vernünftige Menschen zu schreiben pflegen.

Eine der schwierigsten theologischen Fragen ist die über das Wissen Christi. Abgesehen von seiner göttlichen Allwissenheit unterscheidet man in der Menschheit Jesu ein übernatürliches Wissen, das besonders durch die Anschauung Gottes vermittelt ist (siehe darüber zu Kap. 16, 28) und ein natürliches Wissen, das er, wie jeder Mensch, sich durch die Erfahrung seiner Sinne usw. angeeignet hat. Wenn also Jesus von etwas sagt, er wisse es nicht, oder wenn er nach etwas sich erkundigt, so pflegt man das dementsprechend zu erklären: er wisse es zwar durch seine übernatürliche Erkenntnis, habe es aber auf dem natürlichen Erkenntniswege noch nicht erfahren. Man veranschaulicht das durch ein Beispiel: Wenn ich auf amtlichem Wege, etwa in der Beichte, zur Kenntnis einer Sache gekommen bin, dann ist dieses mein Wissen sozusagen kein Wissen, denn ich darf in keinerlei Weise davon Gebrauch machen. Erst wenn ich auf andere Weise dasselbe gehört habe, darf ich mich dazu äußern wie ein anderer Mensch. Demnach würde durch die Erfahrung das Wissen Christi inhaltlich nicht bereichert, sondern er wäre lediglich zu demselben bereits vorhandenen Erkenntnisinhalt noch auf einem neuen Wege gekommen. Diese Erklärung, in dieser Weise gefaßt, dürfte aber doch noch nicht ganz befriedigen. Denn Jesus spricht wiederholt so (vgl. Mark. 5, 30 ff.; Luk. 8, 45 ff.), daß man den Eindruck gewinnt, es handelt sich nicht nur um einen neuen Erkenntnisweg, sondern auch einen neuen Erkenntnisinhalt, d. h. er will tatsächlich etwas Neues wissen. Noch größer wird die Schwierigkeit, wenn es bisweilen von ihm heißt, er habe sich gewundert (vgl. Matth. 8, 10; Mark. 6, 6). Wundern kann sich ein Mensch nur, wenn er etwas wirklich inhaltlich Neues erfährt. Ich kann, um auf das vorige Beispiel zurückzukommen, wenn mir jemand etwas mitteilt, was ich vorher nur amtlich gewußt hatte, zwar jetzt erst dazu Stellung nehmen. Würde ich aber mein Staunen darüber ausdrücken, so würde ich unnatürlich handeln, ähnlich wie ein Schauspieler, der auf der Bühne so tut, als ob er aufs höchste überrascht sei, obwohl er in Wirklichkeit gar nicht überrascht ist. Darum würde es nicht befriedigen, solche Angaben des Evangeliums damit zu erklären, Jesus habe jetzt die bei einem gewöhnlichen Menschen in solch einer Situation auftretenden Affekte geäußert, obwohl er selbst sie doch gar nicht haben konnte. Diese Schwierigkeiten lösen sich aber, wenn wir die obige Erklärung noch etwas weiter ausbilden: In der menschlichen Natur Christi gab es nicht nur verschiedene Erkenntniswege, sondern auch verschiedene Erkenntnisfelder. Die ihm auf übernatürliche Weise zukommende Erkenntnis ruht in dem übernatürlichen Erkenntnisfeld. Der Inhalt seines durch Erfahrung gewonnenen Wissens ist aufgespeichert im natürlichen Erkenntnisfeld. Zwischen beiden Erkenntnisfeldern finden zwar Beziehungen statt. Sie werden jedesmal da offenbar, wo Christus etwas aussagt, was er nur auf übernatürliche Weise wissen konnte. Trotzdem sind beide Felder untereinander verschieden. Wo also kein erhellender Lichtstrahl aus dem übernatürlichen Erkenntnisfeld ins natürliche gefallen ist, da fehlt in dem natürlichen Feld der entsprechende Erkenntnisinhalt, bis er, sei es auf

natürlichem Erfahrungswege, sei es durch Erleuchtung des Heiligen Geistes, erworben ist. Auf diese Weise lassen sich sowohl die hier behandelte Textstelle als auch alle anderen derartigen evangelischen Berichte befriedigend erklären.

Ein Einwand kann gegen diese Auffassung, die nur den Wert einer Hypothese beanspruchen will, erhoben werden. Wie ist die Annahme verschiedener Erkenntnisfelder in Christus zu vereinbaren mit der Einheit seines Selbstbewusstseins bzw. mit der Einheit des Bewusstseinträgers? Die Antwort lautet: das ist für uns eben so ein Mysterium, wie die hypostatische Union ein Mysterium ist. Die Einwände, die wir von unserer, dem gewöhnlichen Menschen entnommenen Psychologie aus machen können, scheitern aus demselben Grunde, aus welchem z. B. die Einwände gegen die Dreieinheit der Personen in der einen göttlichen Natur ihr Ziel verfehlen. Sie substituieren nämlich alle den geschöpflichen Personenbegriff, der auf Gott nicht anwendbar ist. Wenn wir somit auch darauf verzichten müssen, die Psychologie der in hypostatischer Union mit der Gottheit verbundenen menschlichen Seele Christi zu begreifen, so können wir doch an merkwürdige Fälle aus der menschlichen Psychologie erinnern, z. B. an das mystische Schauen der Heiligen, von dessen Inhalten sie in ihrem außermystischen natürlichen Bewusstseinszustand keine Rechenschaft zu geben vermögen. Freilich bieten solche und ähnliche außernormale menschliche Bewusstseinszustände nur schwache Analogien für das Seelenleben des Gottmenschen. Es bleibt für uns ein Mysterium. Es muß bemerkt werden, daß dem Ausdruck „Erkenntnisfeld“ eine gewisse Bildlichkeit eignet wie allen unseren Begriffen von uns fernliegenden geistigen Dingen, wodurch eine Mißverständlichkeit von selbst gegeben ist. Sollte sich aber trotzdem die Unvereinbarkeit dieses Begriffes mit der Einheit des Bewusstseinträgers in Christus erweisen, dann wäre die Erklärung auf einem anderen Wege zu suchen: Wie die Anschauung Gottes von sich aus die Seele Christi mit einer himmlischen Seligkeit hätte überströmen müssen, die sie zu jedem Leiden unfähig gemacht hätte, wäre nicht durch seinen freien Willen diese Wirkung während seines Erdenlebens unterbunden gewesen, so müßte man auch annehmen, daß Jesus das durch diese Anschauung gegebene potentielle Wissen in manchen Dingen nicht aktualisiert hat, um auch hierin Mensch unter Menschen zu sein. Wie immer man sich die Sache denkt, es handelt sich jeweils um den Versuch, das Mysterium des gottmenschlichen Seelenlebens uns nahe zu bringen und für zwei in den Evangelien gleichbezeugte Tatsachen eine gemeinsame Erklärungsformel zu finden: Einerseits verrät Christus oft ein bis in Kleinigkeiten hinein sich erstreckendes übernatürliches Wissen, andererseits gibt er sich manchmal so wie einer, der etwas wissen will.

Nach dem eben Gesagten mag man sich den Vorgang nach der Taufe so zurecht denken: Von Anfang an war Christus auch in seiner Menschheit sich bewußt, daß er Gottes Sohn und Messias war. Dieses Bewußtsein leuchtet klar aus der Antwort des zwölfjährigen Knaben im Tempel. Den Zeitpunkt ihm anzuweisen, wann er sein messianisches Amt anzutreten habe, hatte der Heilige Geist sich vorbehalten. Was im Innern Jesu vor sich ging, während er in Nazareth heranreifte, ist uns nicht offenbart. Darüber Vermutungen anzustellen, wäre für uns eine Vermessenheit. Ein innerer Drang, hinter dem er den Finger des Heiligen Geistes erkannte, trieb ihn an den Jordan, nachdem er vom Auftreten des Täufers gehört hatte. Im Bewußtsein, als Sohn Gottes und Messias dazu bestimmt zu sein, die Sünden der ganzen Welt auf seine reinen Schultern zu nehmen, stieg er in das Wasser hinein. Und nun, kaum ist er dem Wasser entstiegen, öffnet sich der Himmel. Er sieht den Heiligen Geist herabschweben, gerade auf sich zu. Da leuchtet es in seiner Seele in voller Klarheit: die Zeit ist gekommen, mein Werk zu beginnen. So kann man sagen, es war die Weihe zu seinem messianischen Amt. Zugleich soll die himmlische Stimme dem Täufer
17 und allen, die dabei stehen, verkünden, wer dieser Mann ist: „Das ist mein geliebter Sohn.“ Nicht einer von den vielen Söhnen im weiteren Sinn, sondern, wie es genau nach dem Griechischen heißt: „der Sohn von mir, der geliebte“, der Sohn in einem einzigartigen Sinn. Das wird noch

klarer, wenn man bedenkt, daß das Wort für „geliebt“ in der Septuaginta als Übersetzung des hebräischen *jachid* = „der einzige“ gebraucht wird. „Dieser ist mein eingeborener Sohn“ und deshalb „habe ich ihn auserwählt“ zu dem Amte des Messias. Gewöhnlich übersetzt man die letzten Worte: „an dem ich mein Wohlgefallen habe“. An sich kann der griechische Ausdruck beides bedeuten. Aber diese gebräuchliche Übersetzung wäre nur eine den Sinn nicht weiter fördernde Wiederholung des „geliebt“. Auch das griechische *Tempus* rät für die andere Auffassung: Aorist = einmalige, der Vergangenheit angehörende Handlung, während man sonst das Präsens oder wenigstens das Perfekt erwartete.

Jesus hat sich eben so tief verdemütigt, hat sein wahres Wesen, seine Gottessohnschaft so tief verborgen, als es nur möglich war, indem er sich nicht nur den Menschen gleich gemacht, sondern direkt zu den Sündern gestellt hat. Aber kaum hat er das getan, da wird er „sofort“ vom Vater verherrlicht, und die Stimme vom Himmel verkündet allen, die seine Verdemütigung mit ansehen haben, wer er wirklich ist. Das tut der Vater immer wieder im Leben seines Sohnes, und wo der Sohn sich ganz vernichtet hat am Kreuze, da wird er vom Vater auferweckt von den Toten. Fürchte dich also nicht vor Verdemütigung. Sei nicht ängstlich darauf bedacht, ja stets deinen wahren Wert ins rechte Licht zu rücken. Je weniger du dich darum kümmerst, je einfacher du „jegliche Rechtsordnung beobachtest“, desto sicherer wird Gott es eines Tages tun. Er tut es wahrscheinlich noch zum Teil solange du lebst, sicher und ganz dort drüben nach deinem Tode.

JESU VERSUCHUNG. Kap. 4 Vers 1—11 (Luk. 4, 1—13; vgl. Mark. 1, 12—13).

(1) Hierauf wurde Jesus vom Geiste in die Wüste hinaufgeführt, um vom Teufel versucht zu werden. (2) Und nachdem er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn schließlich. (3) Da trat der Versucher an ihn heran und sagte: „Wenn du Gottes Sohn bist, befehl, daß diese Steine da zu Broten werden.“ (4) Er aber antwortete: „Es steht geschrieben: Nicht vom Brot allein lebt der Mensch, sondern von jedem Wort, das aus dem Munde Gottes kommt“ (5 Mos. 8, 3) (5) Darauf nahm ihn der Teufel mit in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Zinne des Tempels (6) und sagte zu ihm: „Wenn du Gottes Sohn bist, so stürze dich da hinab. Denn es steht geschrieben: Er wird seine Engel für dich entbieten, und sie werden dich auf Händen tragen, damit du deinen Fuß an keinen Stein stoßest“ (Ps. 91, 11 u. 12). (7) Jesus sagte zu ihm: „Es steht auch geschrieben: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen“ (5 Mos. 6, 16). (8) Noch einmal nahm ihn der Teufel mit auf einen sehr hohen Berg und ließ ihn alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit schauen (9) und sagte zu ihm: „Das alles werde ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.“ (10) Da sprach Jesus zu ihm: „Weiche, Satan! Denn es steht geschrieben: Den Herrn, deinen Gott, sollst du anbeten und ihm allein dienen“ (5 Mos. 6, 13). (11) Da ließ ihn der Teufel los, und siehe, Engel kamen und brachten ihm zu essen.

Für uns gewöhnliche Menschen ist es schwer, ins Innere Jesu hinein-zublicken, in diesen geheimnisvollen Menschen, der zwar ganz Mensch war

wie wir, mit einem eigenen menschlichen Verstand und Willen, mit einem menschlichen Phantasie- und Gefühlsvermögen, wie wir es auch besitzen, dessen Menschheit aber mit der Gottheit auf unausdenkbar innige Weise verbunden war in der Einheit der einzigen göttlichen Person. Darum können wir uns auch kaum eine Vorstellung davon machen, was nach der Taufe und dem darauf folgenden Herabsteigen des Heiligen Geistes in seiner Seele vor sich ging. Aber diese Berufung zum Antreten seines messianischen Amtes, die sein bisher so ruhiges äußerliches Leben von Grund aus ändern sollte, konnte, eben weil er ganz Mensch war, nicht ohne einen mächtigen Eindruck auf sein Inneres gewesen sein. Er, der bisher still an der Seite seiner sozusagen an Heiligkeit und Reinheit ihm ebenbürtigen Mutter gelebt hatte, sah nun als „das Lamm Gottes“, als das der Täufer ihn seinen Jüngern gegenüber bezeichnete, die ganze ungeheure Sündenlast der ganzen Welt auf seinen Schultern. Und als Heiland der Welt fühlte er in sich gleichsam auch all die Not, all das Leid und Elend, das diese Sündenmenge in ihrem Gefolge hat, das wie ein schwarzer bitterer Strom sich über die Erde wälzt, mit dessen Wogen die Menschen kämpfen und ringen und darin untersinken. Da mußte er allein sein, ganz in der Einsamkeit das alles in sich verarbeiten, bevor er mitten hineintreten konnte in diese Menschheit, um als ihr Heiland und Messias ihr Kreuz auf sich zu nehmen. Aber noch etwas anderes trieb 1 ihn in die Wüste: der Heilige Geist selber. Markus gebraucht dafür ein eigentümliches Wort: „hinauswerfen“ heißt es in der Grundbedeutung, also ein unwiderstehliches Hinaustreiben und -drängen, fast mit Gewalt. Denn ebenso eigentümlich war die Absicht des Heiligen Geistes: „damit er vom Teufel versucht werde“. Im Hebräerbrief heißt es: „Wir haben ja nicht einen Hohenpriester, der nicht Mitgefühl mit unserer Schwachheit haben könnte, sondern einen solchen, der in allen Stücken, ebenso wie wir, versucht worden ist, nur ohne Sünde“ (Hebr. 4, 15). Er konnte ja selbst nicht sündigen. Das war bei ihm eine physische und metaphysische Unmöglichkeit. Denn trotz der Zweifelt der Naturen und damit auch des Willens, besaß er nur eine, und zwar die göttliche Person, die niemals Subjekt der Sünde sein konnte. Trotzdem sollte er, bevor er als Erlöser unter die Sünder trat, der Sünde so nahe kommen, als es überhaupt für einen Gottmenschen möglich war, damit er auch hierin menschliche Erfahrung habe. Freilich konnte aus ihm selbst heraus keine Versuchung zur Sünde entstehen. Auch nicht aus seiner Phantasie und seinem sinnlichen Begehrungsvermögen. Denn er war nicht nur frei von aller Erbsünde mit ihren Folgen und im Besitz der Überfülle des Geschenkes der heiligmachenden Gnade, sondern eben infolge der hypostatischen Union, d. h. der Verbindung mit der Gottheit unter der einen göttlichen Person, war seine menschliche Seele von Natur aus und wesenhaft heilig. Somit konnte die Versuchung nur von außen an ihn herangebracht werden, durch den „Versucher“, den Teufel. Oder vielmehr, nicht nur an sich heranbringen ließ er sie, sondern in sich hineinbringen, so weit hinein,

als es bei ihm möglich war, in sein Vorstellungs- und sinnliches Begehrungsvermögen. Genau dieselben Versuchungen, die er als Mensch von sich aus hätte empfinden müssen in dieser Lage, sind es, die der Teufel von außen in ihn hineinträgt. Sie sollten zugleich sozusagen die Probe sein, ob er gewillt ist, sein ihm übertragenes messianisches Amt und die dazu verliehenen übernatürlichen Fähigkeiten ganz nach dem Sinn und Willen des Vaters zu verwalten und zu gebrauchen, ungetrübt von egoistischen Nebenabsichten.

Auch Gott führt also bisweilen in Versuchung. Das heißt, „er selbst versucht niemand“ (Jak. 1, 13). Aber er führt unter Umständen den Menschen in Verhältnisse, aus denen die Versuchung sich ergibt. Freilich tut er das aus ganz anderen Absichten als der Teufel. Er tut es, um uns zu erproben, und gibt zugleich seine Gnade zum Bestehen der Versuchung. „Er wird euch nicht über euer Vermögen versuchen lassen, sondern zugleich mit der Versuchung auch einen solchen Ausgang schaffen, daß ihr sie bestehen könnt.“ (1 Kor. 10, 13). Deshalb hat uns der Heiland andererseits auch beten gelehrt: „Führe uns nicht in Versuchung“, d. h. laß uns nicht in solche Lagen kommen, in denen wir infolge unserer Schwachheit und des Mangels an gutem Willen eben tatsächlich doch fallen werden. Hier wollte er nun noch mehr tun aus Liebe zu uns. Seine eigene Versuchung soll uns ein Trost sein, wenn uns Versuchungen plagen. Sie soll uns auch zeigen, daß wir uns der Versuchungen wegen weder zu schämen noch zu beunruhigen brauchen, seien sie auch noch so häßlich — hat doch ihn der Teufel sogar aufgefordert, ihn anzubeten. Die Versuchung, mag sie auch unsere ganzen Sinne in Beschlag nehmen, stört unsere Vereinigung mit Gott ebensowenig, als sie der hypostatischen Vereinigung der Menschheit Christi mit der Gottheit Eintrag tun konnte. Zugleich will uns Jesu Beispiel lehren, wie wir den Versucher behandeln müssen, um ihn in die Flucht zu schlagen.

Deshalb also führte der Geist Jesus hinauf in die Wüste, d. h. aus der Jordan-Niederung, wo durch das Kommen und Gehen der vielen Besucher des Johannes ein reges Leben herrschte, durch die schluchtenreichen Hänge westlich vom Jordantal hinauf, weitab von den zahlreichen Gebirgsstraßen in öde Gegenden, die kaum eines Menschen Fuß betritt, in denen kein Laut zu vernehmen ist als das nächtliche Heulen der Schakale. „Er war unter den wilden Tieren“, sagt Markus (1, 13). Hier fastete er nicht nur in der gewöhnlichen Weise, nach der man nach Sonnenuntergang etwas essen durfte, sondern bei Tag und Nacht, d. h. „er aß gar nichts“, wie Lukas ausdrücklich 2 erklärt (4, 2), vierzig Tage lang. „Nachher“ hungerte ihn. Offenbar hat er also während dieser ganzen Zeit nichts von Hunger gespürt. Er war mit seiner ganzen Seele so versunken in die oben angedeuteten Gedanken, stand auch derart unter dem Einfluß des Heiligen Geistes, der ihn hierher getrieben hatte, daß er allen persönlichen Empfindungen und Bedürfnissen entrückt war. Er spürte so wenig vom Hunger wie von den kalten Nächten hier auf den

Bergen, sah und fühlte nichts von der schaurigen schluchtenreichen Einöde, die ihn umgab. In diesem Zustand wagte sich auch der Versucher nicht an ihn heran. So schlau ist der Satan schon. Solange ein Mensch ganz unter dem unmittelbaren Einfluß Gottes steht, ist er für den Teufel nicht zu haben. Das weiß der Teufel. Aber er weiß auch, daß auf solche Zustände seelischer Hochspannung, wie sie z. B. in Exerzitien oder sonstigen weisevollen Stunden erlebt werden können, wieder andere der Abspannung folgen, wo der Mensch seinen natürlichen Kräften und Schwachheiten überlassen ist. Das sind die gefährlichsten Zustände. Schon durch den Gegensatz. Da ist es etwa wie nach einem heißen Bad, wo der von wohliger Wärme und Müdigkeit zugleich durchflutete Körper am ehesten der Erkältung ausgesetzt ist. Auch bei Jesus hält der Teufel darum jetzt seine Zeit für gekommen.

- 3 „Er trat an ihn heran.“ Natürlich in sichtbarer Gestalt, wie aus der ganzen Art der Erzählung hervorgeht, nicht etwa in einer Vision oder Halluzination der durch den Hunger geschwächten Sinne Jesu. Ebenso klar ist es, daß der Versucher nicht in abscheulicher Gestalt sich Jesus nahte, wie die Maler es gerne darstellen. Wen der Teufel gewinnen will, dem sucht er nicht Schrecken einzujagen. Wie ein Wanderer wird er ausgesehen haben, der zufällig des Weges gekommen, den müden, hungrigen Mann in der Wüste beobachtet, wohl auch etwas von seinen Gebetsworten vernommen hat, und ihm nun mit gütigen Worten einen wohlgemeinten Rat erteilt: „Wenn du...“ Es hat wohl seine Bedeutung, daß im Griechischen der Artikel fehlt: nicht „der“ Sohn Gottes. Ganz klar ist sich der Teufel nicht über die Person Jesu. Aber daß er der Messias ist, darüber hegt er keinen Zweifel. „Wenn du Gottes Sohn bist“ — der Teufel hofft auf diese Weise dahinter zu kommen, wie es damit steht —, „befiehl, daß diese Steine da zu Broten werden.“ Der Gedanke lag nahe. „In der Wüste Juda gibt es Steine, die von außen glänzenden Broten ähnlich sehen, es sind Trümmer von harten Feuersteinen, die Wind und Sand im Vereine rundgeschliffen und poliert haben“ (Willam, Leben Jesu). Wie herrlich, wenn das lauter Brote wären, und man könnte sich einmal ganz satt essen! Und warum sollte er nicht? Besitzt er doch die Wundermacht und hat nun vierzig Tage und Nächte nichts zu essen gehabt in der Wüste, in die ihn der Heilige Geist selbst hineingeführt hat. Aber darin lag die Arglist des Versuchers: Er sollte diese Wundermacht, die ihm gegeben war zum Beweise des göttlichen Wortes und zur Hilfe der Menschen, für sich selbst gebrauchen, um sich herauszuhelfen aus einer Not-
- 4 lage, in die ihn sein messianischer Beruf gebracht hatte. Jesus antwortete ihm: „Nicht vom Brot allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt.“ Nicht das Wort Gottes als Seelen-speise ist mit diesem Zitat aus 5 Mos. 8, 3 gemeint, die der Mensch ebenso und noch nötiger braucht als die Körperspeise. Moses hatte die Israeliten daran erinnert, wie Gott sie in der Wüste auf die Probe gestellt hat und sie Hunger leiden ließ, dann aber durch das Manna wunderbar speiste. Daran

sollten sie erkennen, daß Gottes Allmachtswort die Seinigen zu nähren vermag, auch wenn auf natürlichem Weg keine Speise mehr zu erhoffen ist. Der Heiland will also dem Versucher sagen: Gottes machtvolle Vorsehung kann und wird irgendwie für mich sorgen, jetzt, wo ich durch seinen Willen in dieser Wüste Hunger leide. Er antwortet dem Teufel nur mit einem Schriftwort, das jeder Fromme in dieser Lage gebrauchen könnte. Aus seinem Munde soll dieser nicht erfahren, daß er Gottes Sohn ist.

Eines aber ist dem Teufel doch klar geworden: An den gewöhnlichen menschlichen Schwachheiten ist der nicht zu fassen. Er ist zu geistig und lebt zu sehr in Gottes Wort. Doch der Teufel ist ein erfahrener Menschenkenner. Er weiß: bei manchem, bei dem man von unten nicht hineinkommt, gelingt es, von oben her einzusteigen. Schon mehr als einer, der seine niederen Begierden durch strenge Abzuse gebändigt hatte, ist durch geistigen Hochmut tief gefallen. Wie ein geschmeidiger Diplomat ändert der Versucher deshalb sofort seinen ganzen Plan. „Er nahm ihn mit in die Heilige Stadt und stellte ihn auf die Zinne des Tempels.“ Wie schon bemerkt, ist durch die ganze Art der Erzählung ausgeschlossen, daß es sich bei diesen Versuchungen um einen rein visionären Vorgang handelt, dessen Ursache in den überreizten Sinnen Jesu gelegen wäre. Ihre Ursache ist vielmehr ein aktives Eingreifen Satans. „Er nahm ihn mit.“ Andererseits ist es ebenfalls durch die Umstände ausgeschlossen, daß der Teufel ihn in Wirklichkeit etwa durch die Luft getragen und auf der Tempelzinne niedergestellt hätte. Denn abgesehen davon, daß mit keinem Wort die Zuschauer unten im Tempel erwähnt werden, befindet sich nachher, nachdem der Teufel ihn verlassen hat, Jesus nicht auf jenem hohen Berg, sondern in der Wüste am gleichen Platz, wo er von Anfang an gewesen. Der aktive Einfluß des Teufels erstreckte sich also auf die Sinnes-tätigkeit Jesu. Er, der Reinste, dessen Sinne von sich aus nicht in Aufruhr kommen konnten, gestattete dem Versucher, ihm innerlich so nahe zu kommen, als es überhaupt möglich war. Darum vermochte der Teufel eine solche Wirkung auf die Sinne Jesu auszuüben, daß dieser sich wie in Wirklichkeit auf die Zinne des Tempels gestellt sah. Was unter der „Zinne des Tempels“ zu verstehen ist, ist nicht so leicht zu sagen. Das Dach des eigentlichen Tempelgebäudes selbst ist kaum gemeint. Matthäus hätte sonst auch ein anderes griechisches Wort gebraucht (naos statt hieron). Außerdem war das Tempelgebäude von einem etwa 30 Meter hohen Anbau umgeben. Es wäre also da nicht tief hinuntergegangen. Zu dem ganzen Heiligtum gehörten aber noch verschiedene Baulichkeiten. Denn der Tempel selbst stand im Vorhof der Priester, der umgeben war vom Vorhof der Männer, von dem wieder im Osten der Vorhof der Frauen abgegrenzt war. Diese einzelnen Vorhöfe zusammen bildeten den sog. inneren Vorhof, um den sich der riesige äußere Vorhof schloß, auch Vorhof der Heiden genannt, weil nur zu diesem Nichtjuden Zutritt hatten. Diese Vorhöfe waren abgeschlossen durch Mauern mit turmartigen Toren und Anbauten. Besonders den äußern Vorhof umgab

eine gewaltige, vom Fuß des Tempelberges an aufgeführte, mit Zinnen gekrönte Festungsmauer im Umkreis von sechs Stadien (ein Stadium = etwa 192 Meter), an deren Innenseite teilweise hochragende Säulenhallen angebaut waren. (Siehe die Beschreibung des Tempels zu Kapitel 21.) Auf eine dieser Zinnen wird der Teufel den Heiland im Geiste gestellt haben, oder vielleicht auf das Dach der dreischiffigen prächtigen Südhalle, der sog. „königlichen Halle“, von dem aus man nach Josephus Flavius in eine unheimliche Tiefe hinabblifte. Da mußte auch Jesus vom Schwindel ergriffen werden. Und diese Gelegenheit benutzte der Versucher: „Wenn du 6 Gottes Sohn bist, so stürze dich hinab. Denn es steht geschrieben . . .“ Es ist eine ganz raffinierte Versuchung, die Satan dem Heiland in diesem Zustand suggerieren will: Jetzt hast du Gelegenheit, dein Gottvertrauen zu betätigen, und jetzt kannst du Gott selbst Gelegenheit geben, seine Verheißung an dir zu erfüllen. Ja noch mehr: In einem Midrasch heißt es: „Unsere Lehrer haben gelehrt: Wenn sich der König, der Messias, offenbart, dann kommt er und steht auf dem Dach des Heiligtums. Dann wird er den Israeliten verkünden und sagen: Ihr Armen, die Zeit eurer Erlösung ist da; und wenn ihr es nicht glaubt, sehet mein Licht, das über euch aufgeht.“ Wenn Jesus sich da hinabstürzt und von Engelhänden getragen wird, dann werden alle Tempelbesucher ihm zujubeln. Das wäre ja das „Zeichen vom Himmel“, das die Juden später stets vergebens von ihm verlangt haben. Mit einem Schläge, durch ein glänzendes Schaustück, hätte er alle Herzen für sich erobert und brauchte nicht den langen, enttäuschungsreichen Messiasweg zu gehen, den ihm der Vater vorgezeichnet hat. Aber mit voller Klarheit durchschaut Jesus 7 die hinterlistigen Gedanken des Versuchers: „Es steht auch geschrieben: Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen.“ Jesus besitzt das feste Gottvertrauen, daß dieser ihm in ähnlichen Gefahren, in die ihn sein Beruf bringen kann, bestimmt helfen werde. Aber diese Gefahr selbst heraufbeschwören und Gott die Art seiner Hilfe vorschreiben wollen, das hieße Gott versuchen, erst recht, wenn es aus Eitelkeit geschieht und mit der Nebenabsicht, auf bequemere Weise an sein Ziel zu gelangen, als es Gottes Willen entspricht.

Wiederum ist der Teufel geschlagen. Das erregt seine Wut. Sollte der wirklich nicht doch noch zu erobern sein? Ein Mittel hat bis jetzt noch nie versagt, selbst beim demütigsten Menschen nicht. Man muß ihn nur in die 8 entsprechende Lage versetzen. „Noch einmal nahm ihn der Teufel mit auf einen sehr hohen Berg.“ Es ist überflüssig, zu untersuchen, was für ein Berg das gewesen sein mag, da es sich ja nicht um ein physisches Mitnehmen, sondern wiederum um eine Einwirkung auf die Sinne Jesu handelt. Natürlich sieht man auch vom höchsten Berg aus nicht alle Reiche der Welt. Aber auch das ist eine weitere Einwirkung des Teufels auf Jesu Phantasie. „Er ließ ihn schauen“, wie das Griechische als Übersetzung des hebräischen Wortes des Matthäus am genauesten wiederzugeben ist. „Mit all ihrer Herrlichkeit“, all dem Schönen, womit die Natur sie ausgezeichnet und was Menschenkunst

darin geschaffen hat. All dieser reiche Glanz lacht lockend hinein in die menschlichen Augen Jesu, die außer dem ärmlichen Häuschen Nazareths bisher nicht viel gesehen haben. Macht und Besitz! Auch der Edelste kann dieser Lockung nicht widerstehen, besonders wenn er einen rechtmäßigen Anspruch darauf hat.

- 9 Und der Messias soll ja König werden, Herrscher der Welt. „Das alles werde ich dir geben.“ Du brauchst es nicht erst zu erobern auf mühevолlem messianischem Leidensweg. Ich, dem es bis jetzt gehört, ich gebe es dir freiwillig. Nur unter einer Bedingung: „Wenn du niederfällst und mich anbetest.“ Man sieht, daß es die letzte verzweifelte Anstrengung des Teufels ist. Sonst hätte er am Schlusse nicht so töricht verraten, was er schließlich und letztlich mit jeder Versuchung bezweckt: den Abfall von Gott. Darum ant-
- 10 wortet der Heiland diesmal nicht mehr nur mit einem Schriftwort. „Weiche, Satan!“ fährt er ihn an. Und obwohl er auch jetzt mit dem begründenden Wort aus der Heiligen Schrift nichts anderes sagt, als was jeder Fromme sagen würde und müßte, fühlt der Teufel doch eine solche Macht aus den
- 11 Augen des Heilandes herausblicken, daß er geschlagen das Feld räumt.

Jesu Gottvertrauen aber in der Antwort auf die erste Versuchung war nicht umsonst gewesen. Wie das Machtwort Gottes die Israeliten in der Wüste wunderbar gespeist hatte, so kamen jetzt Engel und „brachten ihm zu essen“. So heißt das griechische Wort in seiner gewöhnlichen Bedeutung, die hier am besten am Platze ist. Nur einmal noch im Leben Jesu kommt es vor, daß der Vater ihm einen Engel schickt, um ihn zu stärken: am Ölberg. Der Zedenskampf war da so heftig, daß er ihm sonst erlegen wäre. Offenbar war Jesus auch hier in der Wüste von dem langen Fasten so erschöpft, daß er nicht mehr konnte. Der Teufel hatte sich also die beste Gelegenheit ausersuchen, um ihm mit seinen Künsten zuzusehen. Aber wenn auch der Leib fast am Erliegen war und die Sinne ganz in die Gewalt des Teufels gegeben: Jesu Geist blieb stärker als alle Macht des Teufels.

Er hat die Messiasprobe glänzend bestanden. Und der Heilige Geist hatte es ihm nicht leicht gemacht, als er ihn mitten in der Wüste seiner körperlichen Schwachheit überließ. Und der Teufel hat es ihm auch nicht leicht gemacht, als er gründlich alle Macht anwendete, die ihm auf die Sinne Jesu verstatet war. Doch er hielt fest am Ziel und Weg, auf den Gott ihn gestellt hatte, und an Gottes Wort. Dadurch aber hat Jesus den Teufel auch für uns besiegt. Und noch mehr: er hat uns auch gezeigt, wie wir ihn besiegen können, selbst wenn die Versuchung noch so groß ist, wenn die ermatteten Körperkräfte versagen, wenn es uns schwindelig wird und die Sinne toben, wenn das, was der Versucher anrät, als der einzige, vernünftige, ja gottgewollte Ausweg erscheint: Festhalten an Gottes Wort, mitten im Taumel. Gottes Wort gibt Klarheit, wo wir selber nichts mehr sehen. Und mit der Klarheit gibt es Ruhe. Und mit der Ruhe Kraft. Denn wer die Ruhe verliert, der fängt schon an zu wanken. Zugleich aber zeigt uns Jesu Beispiel auch, wie wichtig es ist, sich mit dem Versucher in keinen Disput einzulassen über die

Gründe für oder wider. Das war Evas Verhängnis gewesen im Paradies. Kurz und knapp sind Jesu Antworten, Gottes Worte, nicht eigene. Da ist der Teufel machtlos.

Die rationalistische Kritik sieht begreiflicherweise in der Versuchungsgeschichte eine reine Dichtung. Nur über den Ursprung und Sinn dieser Dichtung gehen die Ansichten sehr auseinander. Jedoch ist noch keinem Kritiker gelungen, auch nur annähernd begreiflich zu machen, wie es möglich gewesen wäre, daß die ersten Christen, die doch an die Gottheit Christi glaubten, eine solche kaum faßbare Erzählung über ihren göttlichen Herrn ins Evangelium aufgenommen hätten, wenn sie nicht auf Wahrheit beruhte. Auf die Frage aber, woher denn die Evangelisten die Geschichte wissen konnten, da Jesus die Versuchungen allein ohne Zeugen in der Wüste erlebte, ist die Antwort sehr einfach: er selbst hat sie seinen Aposteln erzählt. Er hat sich also nicht gescheut, ihnen auch das mitzuteilen, so wenig er sich am Ölberg schämte, drei Apostel als Zeugen seines Todeskampfes bei sich zu haben und bei ihnen sogar Trost zu suchen. Er war eben demütig, wahrhaft demütig. Drum brauchen auch wir uns nicht zu schämen, unsere Versuchungen einem vertrauenswürdigen Menschen, dem Seelenführer z. B., zu offenbaren. Das ist oft das beste Mittel, sie zu verschrecken. Denn der Teufel fürchtet das Licht. Und umgekehrt: wer so allein herumgeht mit seiner Versuchung, scheu wie ein Dieb, der Böses plant, und doch zu stolz, jemand in seine Seele hineingucken zu lassen, der bereitet durch diese Stimmung der heimlichen Sünde den besten Nährboden. Zugleich aber warnt uns diese Geschichte davor, irgend einen Menschen zu verachten, weil er Versuchungen hat. Oder wer von uns dürfte es wagen, den Reinsten und Heiligsten zu verachten, weil er diese Geschichte seiner Versuchungen den Aposteln erzählt hat?

DAS WIRKEN JESU IN GALILÄA. Kap. 4 Vers 12 bis Kap. 11 Vers 1.

ALLGEMEINER ÜBERBLICK. Kap. 4 Vers 12—25.

BEGINN DER TÄTIGKEIT IN GALILÄA. Kap. 4 Vers 12—17 (Mark. 1, 14—15; Luk. 4, 14—15).

(12) Auf die Kunde aber von der Gefangenschaft des Johannes zog er sich nach Galiläa zurück. (13) Er verließ jedoch Nazareth, zog nach Kapharnaum, das am Meer (Galiläischen See) liegt, im Gebiet von Zabulon und Nephtalim, und nahm dort seinen Wohnsitz. (14) So wurde das Wort des Propheten Isaias erfüllt: (15) „Land Zabulon und Nephtalim, Land am Meere, Land jenseits des Jordans, Galiläa der Heiden, (16) das Volk, das in Finsternis sitzt, hat ein großes Licht gesehen, denen, die im Lande und Schatten des Todes sitzen, ist ein Licht aufgegangen.“

(17) Von da an begann Jesus zu predigen mit den Worten: „Tut Buße. Denn das Himmelreich ist nahe gekommen.“

BERUFUNG DER ERSTEN JÜNGER. Kap. 4 Vers 18—22
(*Mark. 1, 16—20*).

(18) Als er [eines Tages] dem Galiläischen See entlang wandelte, erblickte er zwei Brüder: Simon, der auch Petrus heißt, und dessen Bruder Andreas, als sie gerade das Netz ins Meer warfen. Sie waren nämlich Fischer. (19) Da sagte er zu ihnen: „Kommt, folget mir nach: Ich will Menschenfischer aus euch machen.“ (20) Und sofort ließen sie das Netz liegen und schlossen sich ihm an. (21) Dann ging er von dort weiter und erblickte zwei andere Brüder, Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und dessen Bruder Johannes, die mit ihrem Vater Zebedäus in dem Kahne ihre Netze ausbesserten. Auch die berief er. (22) Und sie verließen sofort ihr Boot und ihren Vater und schlossen sich ihm an.

ENTFALTUNG SEINER WIRKSAMKEIT. Kap. 4 Vers 23—25
(*Mark. 1, 39; 3, 7 u. 8; Luk. 4, 15 u. 44; 6, 17—19*).

(23) So wanderte er in ganz Galiläa umher, lehrte in ihren Synagogen, verkündete die frohe Botschaft vom Reiche und heilte alle Krankheiten und Gebrechen im Volke. (24) Sein Ruf aber drang von hier aus weiter durch ganz Syrien hindurch. Und sie brachten alle Leidenden zu ihm, alle, die von den verschiedenartigsten Krankheiten und Schmerzen geplagt waren, Besessene, Mondsüchtige, Gelähmte, und er heilte sie. (25) Schließlich folgten ihm ganze Scharen nach aus Galiläa, der Dekapolis, Jerusalem, Judäa und aus dem Lande jenseits des Jordan.

Der unbefangene Leser hat den Eindruck, daß die von Vers 12 an berichteten Ereignisse sich unmittelbar an das Vorhergehende anschließen, daß also Jesus alsbald nach der Versuchung sich nach Galiläa begeben und dort seine große messianische Tätigkeit begonnen habe. Dieser Eindruck wird noch verstärkt und scheinbar zur Gewissheit erhoben durch Lukas, der nach dem Bericht über die Versuchung fortfährt: „Und Jesus kehrte in der Kraft des Geistes nach Galiläa zurück“ (Luk. 4, 14), und hieran die Geschichte der galiläischen Wirksamkeit anschließt. Und doch ist es nicht so gewesen, wie aus dem Johannesevangelium unumstößlich sich ergibt. Die Gefangennahme des Johannes, nach der der Herr seine galiläische Wirksamkeit begonnen hat, und von der Matthäus erst später (Kap. 14) Genauerer erzählt, weil er die Tatsache selbst bei seinen Lesern als bekannt voraussetzt, kann nach Johannes zum allermindesten nicht früher erfolgt sein als ein ganzes Jahr nach Jesu Taufe und Versuchung. Höchstwahrscheinlich war Johannes noch etwa ein- einhalb Jahre lang in Freiheit. Es ergibt sich also aus dem Vergleich zwischen Johannes und den Synoptikern folgendes Bild: Der erste Aufenthalt Jesu in Judäa, wohin er zur Taufe gegangen war und bei welchem er seine ersten Apostel kennen lernte (Joh. 1, 35 ff.), währte nur kurz. Jesus begab sich alsbald „unter dem Einfluß des Heiligen Geistes“, der fortan überhaupt sein Führer war, nach Galiläa zurück. Aber seine Wirksamkeit begann er damals noch nicht. Außer der Verwandlung von Wasser in Wein bei der Hochzeit zu Kana wirkte er kein Wunder. Er scheint aber damals

schon seinen Wohnsitz von Nazareth nach Kapharnaum verlegt zu haben, blieb jedoch „nur wenige Tage“ dort (Joh. 2, 12), da das Osterfest bevorstand (Joh. 2, 13). Zu diesem Osterfest begab er sich nach Jerusalem und begann im Anschluß daran seine Tätigkeit in Judäa (Joh. 3, 22). Diese Tätigkeit, dem Inhalt nach des Täufers ähnlich, dauerte ziemlich lange und hatte zur Folge, daß sich ihm auch eine beträchtliche Anzahl von Jüngern im weiteren Sinn anschloß (Joh. 4, 1). Aber Jesus brach sie nach etwa dreiviertel Jahren ziemlich plötzlich ab. Johannes gibt als Grund an: „Jesus erfuhr davon, daß die Pharisäer gehört hatten, daß er bereits mehr Jünger habe als Johannes“ (Joh. 4, 1). Es wird weniger die Rücksicht auf Johannes gewesen sein, da dieser ja selbst seine Schüler teilweise zu ihm schickte, als die Vorsicht gegenüber den Pharisäern. Diese waren dem Johannes schon feindlich genug gesinnt. Der noch größere Erfolg Jesu mußte sie erst recht auf ihn aufmerksam machen und die Gefahr von Verwicklungen herbeiführen, die seinem Wirken ein Ende bereitet hätten, bevor dessen Ziel erreicht war. Des-
12 halb zog sich Jesus, der stets unter der Führung des Heiligen Geistes stand, aber als Mensch auch stets die äußern Umstände in Rechnung zog und mit dem Auftrag seines Vaters in Beziehung setzte, nach Galiläa zurück. Das war im Januar, wie aus Joh. 4 hervorgeht, also etwa dreiviertel Jahre nach Beginn dieser judäischen Tätigkeit. Aber nicht, um nun in Galiläa die in Judäa abgebrochene Tätigkeit aufzunehmen, begab er sich dorthin. „Seine Stunde war noch nicht gekommen.“ Deshalb wollte er in Galiläa, wo er als „Prophet in seinem Vaterland“ sowieso eine kühler Aufnahme erwartete (Joh. 4, 44), vorläufig ein zurückgezogenes, möglichst unauffälliges Leben führen. Tatsächlich wirkte er auch während dieses Aufenthaltes nur ein einziges Wunder, und dieses sozusagen nur im Vorbeigehen, nämlich das an dem Sohn des königlichen Beamten von Kapharnaum (Joh. 4, 46 ff.). Ziemlich lange verharrete er in dieser Zurückgezogenheit, wahrscheinlich über ein halbes Jahr, bis zum nächsten Laubbüttenfest (im Oktober) — denn dieses wird mit „dem Fest der Juden“ in Joh. 5, 1 gemeint sein —, wo er mit Übergehung von Ostern und Pfingsten zum ersten Mal wieder nach Jerusalem ging. Nach diesem Laubbüttenfest muß die Zeit fallen, von der Matth. 4, 12 ff. spricht. Denn auch nach Joh. (Kap. 6) finden wir Jesus nach diesem Fest in Galiläa, und zwar in Verhältnissen, die nach Matthäus bereits den Höhepunkt seiner galiläischen Wirksamkeit darstellen. Da dies nach Johannes kurz vor dem Osterfeste war (Joh. 6, 4) und da bis zu diesem Höhepunkte seines messianischen Wirkens doch mehrere Monate verflossen sein müssen, so wird es also kurz nach diesem Laubbüttenfeste gewesen sein, daß Jesus „auf die Kunde von der Gefangenschaft des Täufers sich nach Galiläa zurückzog“ und nun seine eigentliche von Matthäus und den andern zwei Synoptikern beschriebene galiläische Wirksamkeit begann.

Man darf eben die alten Schriftsteller, wie schon einmal bemerkt, nicht

mit unsern Augen lesen, sondern muß sie aus ihrer Schreibart heraus verstehen. Wo es ihnen nicht darauf ankommt, historisch genau den zeitlichen Zusammenhang zu geben, was sie in einem solchen Falle auch durch genauere Zeitangaben tun, da ziehen sie unbedenklich Ereignisse zusammen, die zwar nicht zeitlich, aber dem Sinne nach zusammengehören. Höchstens kann man die Frage aufwerfen, warum die Synoptiker, obwohl sie gelegentlich auch die Kenntnis einer judäischen Wirksamkeit Jesu verraten, ausschließlich diese galiläische Wirksamkeit geschildert haben. Eine absolut sichere Antwort läßt sich darauf nicht geben. Aber wir können immerhin eine solche vermuten: Alle drei Synoptiker wollten sich im wesentlichen an die Darstellung des Lebens Jesu halten, die im mündlichen Unterricht gebräuchlich war. Für diese aber eignete sich die Wirksamkeit in Galiläa am besten. Denn Jesu erste Tätigkeit in Judäa hatte sich nicht entwickeln können, sondern war ziemlich jäh zum Abschluß gekommen. Seine späteren Reden in Jerusalem bei Gelegenheit der Feste waren sowohl wegen ihres ziemlich einseitigen Inhaltes als Streitreden wenig geeignet, ein Gesamtbild seiner Art und seines Wirkens zu entwerfen, als auch deshalb, weil es sich dabei immer nur um vorübergehende Besuche in Jerusalem handelte. In jener zusammenhängenden Zeit aber der galiläischen Wanderschaft und Tätigkeit, die sich etwa durch ein Jahr hindurchgezogen hat, hat nicht nur Jesus selber seine ganze messianische Wirksamkeit entfaltet, angefangen von der mit der Predigt des Täufers noch ziemlich gleichlautenden Bußpredigt bis zu ihrem Höhepunkt in Wort und Tat. In derselben Zeit entwickelte sich auch der Erfolg seiner Tätigkeit von der stets höher wachsenden Begeisterung des Volkes bis zu der durch die Pharisäer verursachten immer deutlicher werdenden Feindseligkeit, die schließlich seinen Tod in Jerusalem herbeiführen mußte. So war die galiläische Wirksamkeit gerade dafür gemacht, um die Schüler des Evangeliums in den ganzen Inhalt der Lehre und des Lebens Christi einzuführen. Dazu kommt noch, daß in Judäa nicht alle Apostel seine stetigen Begleiter waren (vgl. Joh. 7, 10 ff.). In Galiläa aber erfolgte ihre eigentliche Berufung und dort folgten sie ihm auch auf Schritt und Tritt als Augen- und Ohrenzeugen von allem, was er tat und sprach. War ja doch gerade die galiläische Zeit die Zeit ihrer Schulung und besondern Ausbildung zu evangelischen Lehrern. Der Lehrer aber pflegt gewöhnlich später sich im wesentlichen an das zu halten, was er selbst in seiner Schule gelernt hat.

So überspringt also Matthäus alles Dazwischenliegende und versetzt den Leser in den Anfang der galiläischen Wirksamkeit Jesu. Natürlich zog sich Jesus nicht deshalb nach Galiläa zurück, um den Nachstellungen des Herodes zu entgehen, der den Täufer hatte gefangen nehmen lassen. Denn Galiläa war ja gerade das Herrschaftsgebiet des Herodes. Und Herodes hatte den Johannes nicht wegen seiner Predigt gefangen gesetzt, sondern wegen der Wormürfe, die dieser ihm wegen seiner unerlaubten Ehe gemacht hatte. Aber da die den Pharisäern sehr erwünschte und wohl auch nicht ohne ihr Mitwirken ge-

- geschehene Gefangennahme des Täufers großes Aufsehen in Judäa erregt haben und somit in diesem Hauptbereich der Pharisäer auch die Blicke auf Jesus selber lenken mußte, zog er es vor, den Schauplatz seiner Tätigkeit in das entferntere Galiläa zu verlegen. Denn dessen vielfach von Heiden durchsetzte Bevölkerung stand nicht so sehr unter pharisäischem Einfluß. Dabei holt Matthäus den Bericht über die schon früher geschehene Übersiedlung nach Kapharnaum nach. Dieses damals nicht unbedeutende Städtchen, das ein Zollamt, königliche Beamte des Herodes und eine große, wieder ausgegrabene Synagoge besaß, war recht geeignet als Wohnsitz. Es lag, wenigstens höchst wahrscheinlich, an der Stelle des heutigen Tell Hum, am Nordufer des Sees von Gennesaret, vier bis fünf Kilometer westlich von der Jordanmündung. So war es nicht nur geeignet zum Mittelpunkt der Wanderungen und Reisen, die Jesus zum Teil auf dem See machen konnte, sondern diente als wichtiger Verkehrspunkt an der Verbindungsstraße von Syrien und Mesopotamien einerseits und den Küstenländern und Ägypten anderseits auch vorzüglich dazu, seinen Ruf weithin unter die Leute zu tragen. Noch bedeutsamer aber ist für den Evangelisten, daß in der Wahl dieses Wohnsitzes bzw. in der von hier nach allen Richtungen ausgehenden messianischen Tätigkeit Jesu eine alte Weissagung des Isaia sich erfüllt. Der Prophet hatte seinem Volke eine drangvolle Zukunft voll „Finsternis und düsterer Nacht“ vorausgesagt (Is. 8, 22). Da geht mitten in diesem verzweiflungsvollen Dunkel von dem neugeborenen Messiaskinde ein Licht aus (9, 5). Aber merkwürdigerweise erblickt man dieses Licht nicht zuerst im Kernland und in der Hauptstadt des Volkes, sondern hoch im Norden, in den gering geschätzten, zum Teil mit Heiden durchsetzten Gegenden von Zabulon und Nephthalim und den im Westen, Norden und Osten, jenseits des Jordans, angrenzenden Ländern, also im Gebiete des damaligen Galiläa und seiner Umgebung. Nach dem, was oben gesagt wurde über den Vergleich der jüdischen und galiläischen Wirksamkeit Jesu, muß man dem Evangelisten recht geben, wenn er sich hier auf diese Prophezeiung beruft.

- Auch heute noch geht diese Prophezeiung immer wieder in Erfüllung, so oft das Licht des Glaubens in einer Menschenseele aufleuchtet. Denn wir sitzen alle in einem Land und Schatten des Todes, umgeben von unheimlichen Geheimnissen und Rätseln, die kein menschlicher Scharfsinn zu lösen vermag. Der oberflächliche Mensch, der nur seiner Arbeit und seinem Vergnügen lebt, ahnt sie zum Glück nicht. Aber wer tiefer schaut, dem starren die Fragen nach Urgrund und Sinn alles Seins entgegen wie dunkle unergründliche Abgründe. Und auch der Mensch, der nichts zu fragen hat, so lange er weiß, wovon er morgen leben kann, stößt über kurz oder lang einmal mit dem Schicksal zusammen, daß es ihm schwarz wird vor den Augen. Da bringt nur das Evangelium Licht, das damals von Kapharnaum aus aufleuchtete.
- 17 Zunächst beginnt der Herr mit der gleichen Predigt wie sein Vorläufer. Denn obwohl später auch viele Leute aus Galiläa zu diesem an den Jordan

gepilgert waren (vgl. 11, 7 ff.), mußte das galiläische Volk doch erst auf das Kommen des Messias vorbereitet werden durch innere Umkehr. Bevor nun der Evangelist die Entwicklung der messianischen Tätigkeit in allgemeinen Zügen schildert (Vers 23–25), flucht er hier die Einzelerzählung ein von der **18** Berufung zweier Jüngerpaare. Freilich ist auch diese Erzählung sehr allgemein gehalten. Wir erfahren nichts davon, wo und wie die vier Apostel den Herrn zum ersten Mal gesehen haben (vgl. Joh. 1, 35 ff.), obwohl es doch unwahrscheinlich ist, daß sie einem gänzlich Fremden sich sofort sollten angeschlossen haben unter Preisgabe von allem, was ihnen bisher lieb und teuer war. Ebenso ist anderseits dieser Anschluß zur vollkommenen Nachfolge hier zu früh erzählt. Erst später, nach dem reichen Fischfang, haben sie auf die Einladung hin, Menschenfischer zu werden, alles verlassen und sich ihm endgültig angeschlossen (Luk. 5, 1 ff.). Hier handelt es sich um eine vorläufige Berufung und ein vorübergehendes, von der Ausübung ihrer gewöhnlichen Berufstätigkeit wieder unterbrochenes Nachfolgen. Matthäus aber, dem es aufs Ganze ankommt, zieht das alles zusammen, um von vornherein zu zeigen, daß der Herr nicht allein war auf seinen Wanderungen, sondern, wie die Rabbiner seiner Zeit, begleitet von einer Anzahl treuer Schüler. Daß er gerade hauptsächlich Fischer dafür wählte, mag mehr als ein bloßer Zufall und Folge des Umstandes gewesen sein, daß es in der Seestadt Kapharnaum eben viele Fischer gab. Die Fischer am See Gennesaret mit seinen plötzlich eintretenden gefährlichen Stürmen führen ein hartes Leben, an Armut, Strapazen, Gefahren und nicht minder Enttäuschungen trotz schwerer Arbeit gewohnt. Sie haben auch gelernt, willig zusammen zu arbeiten und auf ein Kommando zu hören. Die Art ihrer Berufstätigkeit, die meist mehrere Boote und Leute erfordert, bringt das mit sich. Solche Leute brauchte der Heiland als seine Begleiter. Und solche braucht er auch heute noch und zu allen **20** Zeiten. Deshalb sind sie bereit, auf seinen Ruf alles zu verlassen und sich ihm anzuschließen. Gewiß, es war nicht viel, was sie verlassen haben. Aber wie der arme Bauer viel mehr an seinem harten Boden hängt, in den sein Schweiß und der Schweiß seiner Väter geflossen ist, als der Reiche an dem Landhaus, das andere mit seinem Gelde für ihn gebaut haben, so werden auch die Apostel mit allen Fasern verwachsen gewesen sein mit ihren Booten und Netzen, mit dem See und mit ihren Familien. Aber alle diese Fasern, die zartesten wie die härtesten, gilt es zu zerreißen, wenn Gott ruft.

Manche Leute haben eine falsche Vorstellung von dem Rufen Gottes. Sie glauben, den Ruf Gottes in einer innern Stimme hören zu müssen, und lauschen ängstlich, um diese Gottesstimme nicht zu überhören. Aber wenn Gott wirklich ruft, wenn er von den Menschen ein Opfer haben will, das nicht schon anderweitig als Pflicht erfordert ist, wenn er positiv etwas will, das er nicht der freien Wahl überläßt, dann spricht er sehr laut und unüberhörbar. Dann pflegt er auch nicht durch eine innere Stimme zu sprechen, die so schwer zu unterscheiden ist von subjektiven, oft krankhaften Einbildungen.

Dann spricht er überhaupt nicht, sondern stellt selber die Weichen des Schicksals. Wenn drei Wege vor dir liegen, alle drei an sich gleich erlaubt, Gott aber will bestimmt, daß du auf dem ersten gehst, dann sperrt er dir die beiden andern ab. Tut er das nicht, so hast du von ihm aus freie Wahl. Will Gott aber ein Opfer von dir, ohne es deiner Wahl zu überlassen, dann richtet er es so ein, daß deine Lebensumstände selbst es erheischen. In diesem Falle gilt es allerdings, ohne Einwände zu gehorchen, so wie die Apostel sofort Netz und Brot und Vater verlassen und sich ihm angeschlossen haben. Manche, die das nicht beachten, quälen sich unnütz, den verborgenen Willen Gottes zu erforschen, und sind trotzdem oft recht halsstarrig, wenn der wirkliche Wille Gottes an sie herantritt.

23 In wenigen Sätzen schildert nun Matthäus zunächst im allgemeinen die galiläische Wirksamkeit Jesu und ihre Erfolge vom Anfang bis zum Höhepunkt. Sie ist, wie schon gesagt, im Anfang noch ziemlich ähnlich der des Täufers, aber doch wieder sowohl dem Inhalt als der Form nach wesentlich verschieden. Wenn es (Vers 17) wie bei dem Täufer hieß: „Das Himmelreich ist nahe gekommen“, so wird hier diese Predigt nicht ohne Absicht „die frohe Botschaft“ vom Reiche genannt. Auch Jesu Rufruf ist nicht so einseitig hart wie der seines Vorläufers. Hellere Töne der Freudenbotschaft klingen schon darin mit. Dem entspricht auch die ganze Art seines Auftretens. Er bleibt nicht in der Wüste stehen, um zu warten, bis die Leute kommen, und sie dann durch eine gewaltige, das Rauschen des Jordans über-tönende Predigt zu erschüttern. Er geht den Menschen nach von Ort zu Ort und „lehrt“ sie in ihren Synagogen, wo man ruhiger und doch zu Herzen sprechen kann.

Und seinem Wort folgt sofort die Tat: „er heilte alle Krankheiten und Gebrechen im Volke“, deren es ja unter diesen armen Leute so viele gab. Matthäus ist ein richtiger Künstler: mit ganz wenigen Strichen charakterisiert er nicht nur den Messias und seine Tätigkeit, sondern ebenso deren Wirkung. Wir hören und sehen es sozusagen mit den Augen, wie gleich den Wasserwellen in einem vorher ruhigen See, in den ein Stein
24 geworfen wurde, sein Ruf immer weitere und weitere Kreise zieht, über die Grenzen Galiläas hinaus, durch ganz Syrien hin, in dessen Städten ja überall auch Juden wohnten. Und die Bewegung, die von ihm ausgeht, flutet wieder zu ihm zurück. Alle Leidenden bringen sie zu ihm, alle mit Krankheit und Schmerzen jeglicher Art Geplagten. „Und er heilte sie.“ Bald ist das ganze Land von ihm erfüllt. Nicht nur Galiläa, wo er wirkt, auch Judäa, mit der Hauptstadt Jerusalem, das Ostjordanland, selbst die Dekapolis südlich und südöstlich vom See Gennesaret, deren jüdische Einwohner ziemlich in der Diaspora unter Heiden leben. Eine Aufregung und Spannung ergreift alle. Sie müssen ihn sehen und hören, den Propheten Galiläas. Der Bauer ver-
25 läßt den Acker, der Handwerker die Werkstätte. In Scharen eilen sie herbei und laufen ihm nach. Seine Wanderungen werden zu Triumphzügen. Seine

messianische Tätigkeit hat den Höhepunkt erreicht. Freilich, das ist das Tragische im Leben aller wahrhaft Großen: Wie eine Flamme im Stoppelfeld, durch das der Wind bläst, verbreitet sich die Begeisterung der Massen im Fluge. Aber sie ist bald ausgebrannt. Und wenn der Große doch nicht so ist und so tut, wie die Tausende der Kleinen es sich gedacht und gewollt haben, dann wandelt sich die Liebe der Massen in Haß. So ging es auch im Leben Jesu. Das Leben Jesu nach Matthäus liest sich wie ein Drama, wie ein Trauerspiel. Wir werden sehen, wie gerade in seinem Aufstieg zu dieser Höhe die Fäden geknüpft werden, erst ziemlich verborgen und geheim, bald immer offensichtlicher, die — menschlich gesprochen — seinen Untergang herbeiführt haben.

DIE BERGPREDIGT. Kapitel 5 Vers 1 bis Kapitel 7 Vers 29.

EINLEITUNG. Kap. 5 Vers 1 u. 2.

- (1) Als Jesus die Volksscharen erblickte, stieg er auf den Berg hinauf. Und als er sich dort niedergesetzt hatte, traten seine Jünger zu ihm hinzu.
(2) Hierauf tat er seinen Mund auf und lehrte sie mit folgenden Worten:

DIE ACHT SELIGKEITEN. Kap. 5 Vers 3–10.

- (3) „Selig die Armen im Geiste; denn ihrer ist das Himmelreich.
(4) Selig die Trauernden; denn sie werden getröstet werden.
(5) Selig die Sanftmütigen; denn sie werden das Land zum Besiz erhalten.
(6) Selig, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie werden gesättigt werden.
(7) Selig die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.
(8) Selig, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.
(9) Selig die Friedfertigen; denn sie werden Kinder Gottes genannt werden.
(10) Selig, die verfolgt werden um der Gerechtigkeit willen; denn ihrer ist das Himmelreich.“

ANWENDUNG AUF DIE JÜNGER UND DEREN BERUF. Kap. 5 Vers 11–16.

(11) „Selig seid ihr, wenn man um meinetwillen euch schmäht und verfolgt und alles Böse lügnerisch gegen euch aussagt. (12) Freut euch und frohlocket, denn ihr habt einen großen Lohn im Himmel. Denn so hat man auch die Propheten vor euch verfolgt.

(13) Ihr seid das Salz der Erde. Wenn aber das Salz fade geworden ist, womit soll man es selber salzen? Es taugt zu nichts mehr, als daß man es hinauswirft, und daß die Menschen es mit Füßen treten. (14) Ihr seid das Licht der Welt. Eine Stadt, die auf einem Berge liegt, kann nicht verborgen bleiben. (15) Auch zündet man kein Licht an und stellt es unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter. So leuchtet es allen im Hause. (16) Ebenso soll euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“

Was der Evangelist im 4. Kapitel Vers 23 – 25 allgemein geschildert hat, dafür gibt er nun einzelne Beispiele. Zunächst ein Beispiel der Lehrtätigkeit 1 Jesu. Der Ausdruck: „als er die Volkscharen erblickte, stieg er auf den Berg hinauf“, ist ganz allgemein gehalten, ohne jede Zeitangabe. Aus dem Inhalt der Predigt, die keine Bußpredigt für Anfänger, sondern eine Unterweisung für Fortgeschrittene ist und sich in erster Linie an die Jünger richtete, ergibt sich, daß sie erst in späterer Zeit gehalten sein kann, als schon eine beträchtliche Anzahl von Jüngern sich um ihn gesammelt hatte. Noch deutlicher geht dies hervor aus der Bemerkung: „als er die Volkscharen erblickte“. Das weist auf die in Vers 25 genannte Zeit des Höhepunktes seiner Tätigkeit hin. Aus Lukas 6, 12 ff. erfahren wir Genaueres. Der Herr war schon am Tag vorher auf den Berg gestiegen, um allein zu sein, und hatte die ganze Nacht im Gebete zugebracht. Am Morgen rief er die Jünger, die also nicht weit entfernt waren, zu sich, und wählte aus ihnen die zwölf Apostel aus. Dann stieg er etwas herab, nicht in die Ebene, sondern auf „eine ebene Stelle“ des Berges, wo sich eine Menge Volkes gesammelt hatte. Dort hielt er dann die Bergpredigt. Wenn diese somit auch kein Beispiel seiner eigentlichen Volkspredigten bietet, wie er sie in den Synagogen (Vers 23), aber auch oft im Freien unmittelbar für das Volk gehalten hat, so ist sie doch sehr geeignet, als Beispiel für die Lehre Jesu überhaupt zu gelten. Denn gerade hier sprach er deutlich aus, was er eigentlich wollte. Außerdem bildet die Auseinandersetzung seiner Stellung zum Gesetz (5, 17 ff.) auch die beste Apologie gegen die Verdächtigungen der Pharisäer, als sei er ein Feind des Gesetzes. Daß er wirklich eine Bergpredigt, und zwar diese Bergpredigt gehalten, und daß das Ganze nicht eine Komposition des Evangelisten ist, zusammengestellt aus verschiedenen bei sonstigen Gelegenheiten gesprochenen Reden Jesu, geht sowohl aus der im wesentlichen gleichartigen Bergpredigt des Lukas hervor, als auch aus dem klaren Gedankengang der Predigt bei Matthäus. Daraus, daß solch ein klarer, zusammenhängender Gedankengang in der kürzeren Rede des Lukas nicht zu finden ist, ergibt sich der Schluß, daß Lukas die Predigt gekürzt hat, weil er mehr das herausholte, was sich an das ganze zuhörende Volk richtete, und das wegließ, wofür die Heidendriften, für die er schrieb, weniger Verständnis hatten, z. B. Jesu Stellung zum Mosaïschen Gesetz und die Heuchelei der Pharisäer. Einige kleinere Teile mögen allerdings von Matthäus aus anderem Zusammenhang eingefügt sein, so etwa die Ausführung über das Vaterunser. Natürlich hat der Heiland, wie jeder Volksredner, vieles, was er in der Bergpredigt ausgeführt hat, auch bei andern Gelegenheiten mit gleichen oder ähnlichen Worten gesagt.

Der Artikel auf „den“ Berg darf uns nicht irreführen, als ob ein ganz bestimmter Berg damit bezeichnet sein solle. Er ist wohl bloß in der Weise von Matthäus und Lukas gebraucht, wie auch wir zu sagen pflegen: er ging 2 in den Wald oder auf das Feld. Die feierliche Einleitung: „er öffnete seinen Mund“, soll wohl auf die Bedeutung der längeren Rede aufmerksam machen.

Die acht Seligkeiten richten sich nicht an verschiedene Gruppen von Menschen. Wie jeder Volksredner, und erst recht der orientalische, liebt es der Herr, wenige oder einen Gedanken in stets neuer und doch ähnlicher Prägung zu wiederholen. So sind auch hier mit allen acht Ausdrücken ein und dieselben Menschen gemeint, eben die „Armen im Geiste“ in ihren mannigfachen Beziehungen zu Gott und den Menschen. Die „Armen im Geiste“ sind natürlich nicht die, die arm sind an Geist, d. h. wenig Geist besitzen. Aber auch nicht, wie man es gerne deutet, diejenigen, die sich im Geiste, d. h. innerlich, losgemacht haben von der Anhänglichkeit an irdische Güter, gleichviel, ob sie solche tatsächlich besitzen oder nicht. Es sind vielmehr, wie sich aus dem hebräischen Wort, dessen Übersetzung das griechische ist, deutlich ergibt, die, die gebeugten Geistes sind, d. h. diejenigen, die sich vor Gott innerlich arm vorkommen, die, gleichviel, ob sie äußerlich reich und angesehen oder arm und verachtet sind, vor Gott sich als Bettler fühlen, wie es im Griechischen eigentlich heißt, die also wissen, daß sie in sich selbst, in ihrem Herzen, in ihrer Seele nichts haben, womit sie vor Gott hintreten könnten, die deshalb in Demut sich beugen vor Gott im Bewußtsein ihrer absoluten seelischen Dürftigkeit. Diesen gehört „das Himmelreich“.

Dieses Wort hat für uns einen einfachen, klaren Sinn. Nicht so einfach und klar ist sein Sinn im Munde Jesu. Es ist ein in seiner Zeit geläufiges Wort, das er übernommen hat. Denn so wie er selber in einer bestimmten Zeit und einem bestimmten Volke Mensch geworden ist, hat er auch in seinen Reden sich an die Sprechweise dieses Volkes gehalten. In dieser aber bedeutet das Wort „Himmelreich“ zunächst etwas ganz anderes, als woran wir ausschließlich denken. Es ist die Herrschaft Gottes über die ganze Erde, die ganze Welt, wie sie einmal hergestellt werden wird am Ende der Zeiten durch das Weltgericht. Denn diese Herrschaft, die Gott allerdings von Natur aus gehört und im Paradiese auch bestand, hat sich infolge der Sünde zurückgezogen in den Himmel, bzw. besteht auf Erden nur in Gottes Herrschaft über sein auserwähltes Volk Israel. Die übrige Welt hat sich unter die Herrschaft des Teufels gestellt. Am Ende der Tage aber wird Gott zum Gerichte kommen und seine Herrschaft vom Himmel herunterbringen auf die Erde. Daher heißt es „Reich des Himmels“, weil es vom Himmel heruntersteigt. Darum auch die Busspredigt des Johannes und sein Hinweis auf das nahe Gericht (siehe oben S. 19 ff.). Das Wort hat also einen eschatologischen Sinn, d. h. es bezieht sich auf die Endzeit. In diesem Sinne hat es auch der Heiland zunächst übernommen. Andererseits gebraucht er es oft in einer Weise, aus der zu schließen ist, daß das Himmelreich schon da ist (vgl. Matth. 11, 11 u. 12; 12, 28; Luk. 17, 20 ff.; die Gleichnisreden Matth. 13, Mark. 4 u. a.). Dieses schon gegenwärtige Himmelreich ist eine sichtbare Organisation mit einer Verfassung und Hierarchie (Matth. 16, 13 ff.; 18, 17 u. 18), eine Organisation, der nicht nur Gute, sondern auch Böse angehören, die allerdings am Ende ausgeschieden werden (Gleichnis vom Acker mit dem

Unkraut, vom Neg). Andererseits ist das Himmelreich auch etwas Innerliches, das in der Seele des Menschen zu suchen ist (Luk. 17, 20 u. 21). Diese Vieldeutigkeit kommt daher, weil Jesus zwar den seinen Zeitgenossen geläufigen Ausdruck aufgenommen hat, und zwar zunächst in dem Sinn, den er bei ihnen hatte, ihn aber dann mit neuem Sinn, mit seinen eigenen Gedanken aufgefüllt und so den in ihm liegenden Begriff weiter ausgebaut hat. Diese Herrschaft Gottes wird ihre Vollendung erlangen nach dem letzten Gericht, wenn Christus „Gott und dem Vater das Reich übergibt, sobald er jede andere Herrschaft und jede Gewalt und Macht vernichtet hat“ (1 Kor. 15, 24). Freilich ist schon das nicht ganz in dem Sinn gemeint, wie die Zeitgenossen Jesu es sich dachten. Denn die vollendete Gerechtigkeit der Bürger jenes Reiches ist nicht etwa eine Forderung Gottes, die der Mensch aus eigener Kraft leisten kann, sondern sie selbst ist Gottes Gabe, das Geschenk seiner Gnade, das Gott jedem Empfänglichen umsonst gibt. Dieses Reich beginnt aber jetzt schon mit der ersten Ankunft Christi. Es ist die Kirche, nach Paulus sein mystischer Leib, durch den alle Gnade vom Haupte, das Christus ist, den einzelnen Gliedern zufließt (Gleichnis vom Weinstock und den Reizweigen), die Kirche, die als sichtbare Organisation eine Hierarchie besitzt, in deren Hände er selbst seine Vollmachten legt, und deren Aufgabe es ist, das Reich Gottes auf Erden zu verbreiten, um so das himmlische Endreich vorzubereiten. Allerdings ist es möglich, daß jemand nur äußerlich der sichtbaren Organisation der Kirche angehört, ohne das Wesentliche, die heiligmachende Gnade, d. h. jene Gerechtigkeit schaffende innere Lebensverbindung mit Christus zu besitzen, wie umgekehrt einer ohne seine Schuld dieser äußern Organisation fernstehen und doch im Besitz des Reiches sein kann, weil er in Verbindung mit Christus steht. Jener gehört, wie die spätere Theologie unterscheidet, nur zum Körper der Kirche, dieser zur Seele, während beiden anzugehören naturgemäße Pflicht ist. Dieser von Gott geschenkten Gerechtigkeit, die dem Wesen nach in jedem wirklichen Bürger des Reiches vorhanden ist durch die Gnadenverbindung mit Christus, haften zwar in diesem Erdenleben noch viele Mängel an vonseiten des Menschen. Aber wenn einmal die Gottesherrschaft in ihrer ganzen Ausdehnung vollendet ist, nach der Auferstehung der Toten und nach dem Jüngsten Gericht, dann wird auch die in allen vollendete Gerechtigkeit ausstrahlen in vollendete Seligkeit und Herrlichkeit in der Anschauung Gottes. Auch in diesen erweiterten Gedankengängen, die sich immer noch um das eschatologische, d. h. das Endreich drehen, findet sich zunächst noch nicht der Sinn des Wortes „Himmel“, an den wir in erster Linie denken beim Lesen der acht Seligkeiten. Und doch sind wir berechtigt, ihn zu denken. Führt doch Jesu Lehre von selbst dazu. Denn da mit dem Tode und dem darauf folgenden Gericht des einzelnen schon dessen ewiges Schicksal besiegelt ist (Luk. 16, 19 ff. — Geschichte vom reichen Prasser und armen Lazarus), folgt daraus, daß der Gerechte, der im Reinigungsort von den letzten ihm anhaftenden Mängeln geläutert ist, mit seiner Seele schon jetzt vor der Auferstehung

des Leibes an der Herrlichkeit des Reiches Gottes teilnimmt im Himmel. Freilich, ganz vollendet ist auch seine Herrlichkeit noch nicht. Das wird erst der Fall sein, wenn seine bereits verklärte Seele mit dem verklärten Leib vereinigt am Endreich teilnimmt. So berechtigt also unsere gewohnte Auffassung dieser Worte im Zusammenhang der Gesamtlehre Jesu ist, müssen wir doch, um die Bergpredigt ganz zu verstehen, uns darüber klar sein, wie die unmittelbaren Zuhörer seine Worte verstanden.

- 4 Diese Bettler vor dem Herrn, die sich ihres eigenen Mangels an Gerechtigkeit so tief bewußt sind, sehen aber auch um sich herum die ganze Welt angefüllt mit Ungerechtigkeit und Sünde und darum noch so fern von dem Reiche Gottes, das den ganzen Gegenstand ihres Hoffens bildet. Das ist es, was sie traurig macht. Sie können sich dieser Welt nicht freuen, deren Verderbtheit sie nur aufs tiefste beklagen können — so heißt eigentlich der griechische Ausdruck —, zumal diese Verderbtheit bis in ihr eigenes Innere vordringt. „Sie werden getröstet werden.“ In jenem Gottesreich der Heiligkeit ist kein Unrecht mehr zu beweinen. Da sie aber doch nicht zu denen gehören, die mit den Mitteln des Unrechts und der Gewalt sich einen Platz zu verschaffen wissen auf dieser Erde, müssen sie selbst am meisten unter diesem Unrecht leiden. Sie gehören ja zu denen, die auf Erden beiseite geschoben, in die Ecke gedrängt, in den Schatten gestellt, unterdrückt und vergewaltigt werden, für die kein Platz ist auf der großen, reichen Erde, daß auch sie ihre Kräfte entfalten und ihren vollen Anteil am Leben haben können. Aber 5 sie sind die „Sanftmütigen“, die keine Revolution machen, die ihr Erden-schicksal geduldig tragen, da ihre Blicke weiter gehen nach einer höheren Heimat. Jedoch gerade sie werden „das Land“ zum Besitz erhalten. Unter diesem, Ps. 37 Vers 11 entnommenen Wort ist zunächst das „Land der Verheißung“ zu verstehen, also das Heilige Land, Palästina, in der Herrlichkeit, die Gott ihm zur Zeit des Messias bzw. nach dem Weltgerichte verleihen wird. So mußten die jüdischen Zuhörer Jesu es auffassen. Im Sinne Jesu allerdings und seiner Lehre macht das Wort dieselbe Begriffsentwicklung und Vergeistigung durch wie das Wort „Himmelreich“, so daß wir also mit Recht dabei an den „Himmel“ denken. Dort wird reichlich Platz sein zu vollster Lebensentfaltung für alle, die hienieden von Armut, Unverstandensein, Unrecht und Mißgunst des Schicksals gedrückt ihr Leben nicht entwickeln konnten. Auch das ist wahr und liegt im Sinne dieses Wortes: das Evangelium, getragen und verwirklicht von diesen Sanftmütigen, erobert sich trotz aller Verfolgung doch auch die Erde. Das römische Weltreich z. B. mit all seinen Machtmitteln ist längst untergegangen, die Kirche der Märtyrer aber hat sich auf Erden ausgebreitet weit über die Grenzen des Römerreiches hinaus.

Es ist nicht Feigheit oder stumpfe Resignation, weshalb diese Sanftmütigen so still dulden. Die Erdengüter haben für sie ihren Reiz verloren, 6 weil ihre Sehnsucht ganz anderswohin geht. „Sie hungern und dürsten nach

der Gerechtigkeit." Hunger und Durst sind Naturtriebe. Wo diese einmal mächtig werden, drängen sie jedes andere Interesse in den Hintergrund. Denn der Mensch braucht vor allem Speise und Trank, um leben zu können. So fühlen diese Bettler vor Gott im tiefsten Innern, wie sehr ihre Seele die Gerechtigkeit braucht, um leben zu können. Und da sie diese Gerechtigkeit aus sich weder besitzen noch zu erwerben vermögen, so „hungern und dürsten“ sie danach. Im Reiche Gottes, wenn es vollendet ist, werden sie einmal ganz damit „gesättigt werden“. Die Unterdrückung, die sie selbst auf Erden leiden, 7 macht sie aber weder bitter noch gefühllos. Im Gegenteil: sie sind „die Darmherzigen“, die gerne helfen, wo immer Hilfe nottut. Denn nicht vom Almosengeben allein ist dieser Ausdruck gemeint, sondern von jedem Beistand in seelischer oder geistiger Not des Nächsten.

8 Die folgende Seligpreisung könnte an sich auch dem Sprachgebrauch der Zeit entsprechend in dem Sinne verstanden werden, wie wir sie gewöhnlich verstehen: von der Reinheit von Sünde, wenn auch nicht ausschließlich in sexueller Beziehung. Aber in den ganzen Gedankenzusammenhang paßt diese Auffassung doch nicht, ja sie widerspricht ihm geradezu. Diese Bettler vor Gott fühlen sich ja gerade deshalb seelisch so arm und sind so erfüllt von Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit, weil sie diese Gerechtigkeit und Reinheit nicht besitzen und auch durch eigene Kraft nicht erwerben können. Darum ist nach alttestamentlichem Sprachgebrauch das Wort anders zu verstehen: die Menschen von geradem, aufrichtigem Herzen sind gemeint, die keine Hintergedanken und selbstsüchtige Nebenabsichten haben bei ihrem Tun, sondern direkt nur das Gute wollen. Sie werden einmal ebenso direkt in das Angesicht Gottes schauen dürfen, „nicht wie in einem Spiegel in undeutlichen Bildern“ (1 Kor. 13, 12). So paßt diese

9 Seligpreisung gut zwischen die fünfte und siebte. Sie sind die Friedfertigen, oder richtiger die „Friedensstifter“, die mit der gleichen lauterer Absicht, in der sie jede Not soviel als möglich zu beheben suchen, auch überall für den Frieden wirken. Dabei ist aber das Wort nicht nur in dem engen Sinne zu fassen (= Streitigkeiten schlichten), sondern in dem ganzen Umfang des hebräischen Begriffes Schalom, der jede Art des Wohlergehens und Glückes in sich schließt. Nicht nur das Leid des Nächsten suchen sie zu lindern, soweit es in ihrer Macht ist, auch Glück und Freude wollen sie ihm bringen, soviel sie können. Dadurch sind sie dem Sohne Gottes am ähnlichsten, dessen messianische Aufgabe ja auch darin besteht, der Welt diesen allumfassenden tiefen Frieden zu schenken, den sie selbst nicht besitzt (Joh. 14, 27). Darum werden sie auch „Kinder Gottes genannt werden“, d. h. sein. Kinder Gottes sind sie allerdings schon hienieden in dieser Welt. Es wird also noch mehr mit diesem Wort gemeint sein. Im vollendeten Gottesreich, nach der Auferstehung wird diese ihre Kindschaft Gottes erst ihre ganze herrliche, Leib und Seele verklärende Auswirkung erfahren: da „sind sie den

Engeln gleich und sind Kinder Gottes, weil sie Kinder der Auferstehung sind" (Luk. 20, 36).

- 10 Jetzt freilich werden sie gerade um dieser Gerechtigkeit willen, nach der sie sich sehnen und die sie auch schon ausüben, verfolgt. Es ist kein Widerspruch, wenn Jesus diesen Bettlern vor Gott, die nach der Gerechtigkeit hungern, auch schon jetzt Gerechtigkeit zuschreibt. Denn gerade wegen ihrer demütigen Sehnsucht besitzen sie schon solche, wenn sie auch lange noch nicht vollendet ist. „Ihrer ist das Himmelreich.“ Mit dieser der ersten gleichlautenden Verheißung endigen die acht Seligkeiten. Die Wiederholung der ersten Verheißung an letzter Stelle schließt die acht Seligpreisungen zu einem Ganzen zusammen. Es sind also nicht die „Gerechten“, die der Herr selig preist, sondern die Gnadebedürftigen, diejenigen, die in tiefster Seele ihren gänzlichen Mangel an Gerechtigkeit und ihre gänzliche Unfähigkeit, sie aus eigener Kraft zu erwerben, erkannt haben. Die deshalb, von heftigem Hunger nach diesem einzig erstrebenswerten Gut erfüllt, in dieser Welt des Bösen sich nicht wohl fühlen können. Die darum, weit davon entfernt, teilzunehmen an der sündhaften, rücksichtslosen Jagd der Weltkinder nach Erdenglück, geduldig Unrecht, Unterdrückung und Verfolgung ertragen, ja sogar um so eifriger sich bemühen, überallhin Hilfe und Freude zu bringen. Sie sind deshalb „selig“, weil sie durch ihre ganze Lebensauffassung und Lebensführung empfänglich sind für das Evangelium, für das der Weltmensch keine Aufnahmefähigkeit und kein Interesse besitzt. Darum kann das Evangelium auch in ihnen wirken und aufgehen, wie der Same aufgeht in fruchtbarem Boden. Dessen erste Wirkung ist eben die von ihnen so heiß ersehnte und demütig ersehnte Gerechtigkeit, die zwar in diesem Leben, solange ihre Seele noch eingeschlossen ist im „Leib der Sünde“, nie eine vollkommene sein wird. Aber im „neuen Reich“, wenn Gott wieder die ganze Herrschaft an sich genommen hat, dann werden sie ganz mit Heiligkeit „gesättigt“ werden und als vollendete Gotteskinder, engelgleich geworden, Gott schauen von Angesicht zu Angesicht in wunschloser Seligkeit.

Die von Lukas überlieferte Form der Seligkeiten zusammen mit den entgegengesetzten Weherufen (Luk. 6, 20–26) erweckt bei oberflächlicher Lektüre den Eindruck, als habe Jesus ursprünglich nur eine lediglich durch soziale Gesichtspunkte bestimmte, ja geradezu revolutionäre Volksrede gehalten, und verspreche darin für die bevorstehende große Umwälzung den sozial Armen und Bedrängten die Güter des neuen Reiches, in dem die jetzt Bessergestellten mit jenen die Rollen vertauschen müßten, und erst Matthäus habe diese politische Volksrede des Herrn zu einer religiösen vergeistigt und vertieft. Aber dieser Eindruck ist grundfalsch. Denn auch nach Lukas richten sich die Seligpreisungen zunächst an seine Jünger und eben gewählten Apostel. Die waren aber keine „Bettler“. Jakobus und Johannes z. B., die Söhne des Zebedäus, haben ein eigenes Boot besessen und, obwohl sie mit ihrem Vater schon drei arbeitsfähige Männer waren, noch Angestellte nötig gehabt

zum Betrieb ihres Geschäftes (Mark. 1, 20). Dieses war also ziemlich groß. Matthäus, der Zöllner, war so wenig arm wie andere Zöllner, sonst hätte er nicht ein „großes Mahl“ veranstalten können, zu dem eine „große Menge Leute“ eingeladen waren (Luk. 5, 29). Auch unter den Frauen, die Jesus folgten, besaßen manche Vermögen (Luk. 8, 3 u. a.). Somit kann auch die Rede des Lukas nur in dem gleichen Sinne verstanden werden wie bei Matthäus, und dieser hat seine geistig-religiöse Auffassung nicht hineingetragen in die Worte des Herrn, sondern er hat, wie überhaupt die ganze Bergpredigt, so auch die acht Seligpreisungen deutlicher und schärfer wiedergegeben.

- 11 Waren mit den Seligpreisungen schon in erster Linie die Jünger gemeint, so wendet sich nun der Herr direkt an diese. Denn sehr bald sollen sie ja die Verfolgungen zu spüren bekommen, und zwar um seinetwillen. Darum gilt ihnen dieses „Selig“ ganz besonders. Das „um meinethwillen“ entspricht dem „um der Gerechtigkeit willen“ (Vers 10). Durch ihre Beziehung zu
- 12 ihm sind sie also der Gerechtigkeit teilhaftig geworden. Darum sollen sie sich freuen, ja aufjubeln, nicht trotz, sondern wegen der Verfolgungen. Denn während sie noch hienieden verfolgt werden, häuft sich droben im Himmel ein ganzes Kapital von „Lohn“ an. Die katholische Lehre vom „Lohn“ ist mithin Christi Lehre selbst, über die also die katholische Kirche vor Andersgläubigen nicht zu erröten braucht. Wegen des Leidens sich freuen zu können, ist etwas spezifisch Übernatürliches und Christliches. Der natürliche Mensch kann zwar trotz des Leidens seine Geduld und Ruhe bewahren, seine Pflicht weiter erfüllen. Ja das Leiden kann ihm Veranlassung geben, schlummernde moralische Kräfte aus sich herauszuholen, die sonst vielleicht nie geweckt worden wären. Aber das Leiden selbst ist für ihn an und für sich etwas Negatives, das keine positiven Werte erzeugt. Anders in der übernatürlichen Ordnung. Da ist das Leiden um Christi willen das höchste Positive und Werteschaffende, weil in ihm die selbstlose Vereinigung unseres Willens mit dem Willen Gottes stattfindet. Solange ich arbeite, auch wenn es zur Ehre und im Dienste Gottes geschieht, erfülle ich doch zum mindesten meinen natürlichen Tätigkeitstrieb, dessen Auswirkung in sich schon eine natürliche Befriedigung enthält. Einen natürlichen Leidenstrieb aber gibt es bei normalen Menschen nicht. Hier ist ungemischte Erfüllung des göttlichen Willens. So steht diesem Leiden um Christi willen der höchste Lohn zu. Gewiß gelten die Worte des Herrn zunächst von den Leiden, die ihre direkte Ursache in unserer Zugehörigkeit zu ihm haben. Aber dem Wesen nach gelten sie von jedem Leiden, das in wirklich reiner Meinung um seinetwillen mit Geduld ertragen wird. Das Leiden, so schwer es für uns zu ertragen ist, ist eine Fundgrube himmlischer Schätze, die der Christ viel mehr achten und ausnützen sollte. „Um meinethwillen“, hat der Heiland gesagt. Darauf muß der Jünger Christi wohl acht haben. Es kann nämlich auch vorkommen, daß er geschmäht wird um seiner eigenen Fehler willen, die gerade in seiner Stellung und Tätigkeit als Jünger Christi um so unangenehmer auffallen und wirken. Hier sollte

er an seine eigene Brust klopfen und nicht diese Schmähungen sich als besonderes Verdienst anrechnen.

Der Hinweis auf die Propheten, die vor ihnen waren, sagt den Jüngern, daß auch sie Propheten sind und demnach eine Prophetenaufgabe haben. Sie
 13 sind das „Salz der Erde“. Man salzt die Speisen nicht nur, um sie schmackhaft zu machen, sondern auch, um sie vor Fäulnis zu bewahren, also zu konservieren. Ein jüdisches Sprichwort zur Zeit Jesu lautet: „Das Salz des Geldes ist die Wohltätigkeit.“ Sein Sinn nach rabbinischer Erklärung ist: Wer seinem Vermögen Bestand verleihen will, gebe reichliche Almosen. So besteht die Aufgabe der Jünger darin, den Menschen dieser vergänglichen Welt Ewigkeitswerte zu geben. Das kann nur der Jünger, der selbst Ewigkeitswerte in sich trägt, der von Ewigkeitsgedanken ganz erfüllt ist. Wer die verloren hat, taugt nichts mehr, mag er auch sonst ein noch so routinierter Redner und Organisator sein. Die Pflege des eigenen Innern ist deshalb die wichtigste Aufgabe des Jüngers Christi. Nur durch sie kann er zum
 14 „Lichte der Welt“ werden.

Das Licht zündet man an, damit es einen dunkeln Raum erhelle, so daß die Menschen den Weg finden können. Ebenso sollen die Jünger den Menschen in der Dunkelheit der Welt den Weg zur Ewigkeit und zu Gott zeigen. Es liegt schon in der Natur des Amtes eines Jüngers Christi, daß die Menschen auf ihn besonders acht haben. „Eine Stadt hoch oben auf dem Berge kann eben nicht übersehen werden.“ Um so dringender ist ihre Pflicht,
 15 dafür zu sorgen, daß ihr Licht auch immer leuchte. Kerzen benutzten die alten Orientalen selten. Dafür hatten sie Öllampen, flache, runde Schalen, meist aus Ton, mit einer Schnauze für den Docht und meist auch einer Handhabe zum Tragen. Diese Lampen stellte man in größeren Räumen auf den Leuchter, einen manchmal bis eineinhalb Meter hohen, meist metallenen Ständer. So konnten sie „allen im Hause“ leuchten, da das orientalische Haus nur einen Raum hatte. Ausgehen durfte die Lampe nie. Es gab ja noch keine Streichhölzer. Wenn man von einem heutigen Fellachen oder Beduinen sagt: „Er schläft im Finstern“, so heißt das soviel als: er hat keinen Pfennig mehr, um Öl zu kaufen (Benzinger, Hebräische Archäologie). Wohl aber kam es vor, daß man bei Tag die Lampe mit einer Schüssel zudeckte. Im Talmud wird ausdrücklich erklärt, daß man dies auch am Sabbat tun dürfe, ohne sich einer Sabbatschändung durch unerlaubte Arbeit schuldig
 16 zu machen. Der Jünger aber soll dafür sorgen, daß sein Licht immer leuchte. Nicht nur in Worten, sondern noch viel mehr durch seine „guten Werke“ soll er ein Zeuge der Wahrheit und sittlichen Güte des Christentums sein. Diese Aufforderung steht nicht im Widerspruch mit Kap. 6 Vers 1. Denn nicht in selbstsüchtiger Absicht sollen die Jünger Jesu ihre guten Werke zeigen, um eigene Ehre dafür einzuheimsen. Ja sie sollen sie überhaupt nicht aufdringlich zeigen wollen. Denn das gute Beispiel, dem man die Absicht der Erbaulichkeit ansieht, wirkt eher abstoßend, zumal es sich kaum von irgend

einer Selbstüberhebung wird freihalten können. Sie sollen vielmehr in ihrem ganzen innern Wesen derart von jenen Ewigkeitsgedanken erfüllt sein, daß ihr ganzes Leben und Handeln deren naturgemäßer Ausdruck ist, auch ohne daß sie dies eigens im einzelnen Fall erst beabsichtigen müssen. Auch das Licht sendet ganz von selbst seine Strahlen nach allen Richtungen aus. Dann werden auch die andern Menschen es sehen und merken, daß Gott ihr (der Jünger) Vater ist, d. h. daß sie offenbar in einer ganz besonderen, innigen Beziehung zu Gott stehen, worin die Ursache dieser aus ihnen ausstrahlenden sittlichen Güte und Kraft liegt. Dann müssen die Menschen aber auch diesen Vater „preisen“ und ganz von selber wünschen, ebenfalls seine Kinder zu werden. „Euer Vater, der im Himmel ist.“ Gott ist also in ganz besonderer Weise der Vater der Jünger, also auch in wesentlich anderer Weise, als jeder Israelit gewohnt ist, in Gott den Vater Israels zu sehen. Sonst würde es ja den Leuten nicht auffallen. Es ist von vornherein klar, daß die Jünger diese besondere Beziehung zu Gott ihrer Zugehörigkeit zu Jesus, dem Sohne Gottes, verdanken. Trotzdem gebraucht der Heiland weder hier noch sonst jemals, auch wenn es noch so nahe läge (vgl. Joh. 20, 17), den Ausdruck „unser Vater“. Sein Verhältnis zu Gott ist also doch wieder ganz anders als das der Jünger zu Gott, obwohl letzteres dem ersteren ähnlich ist und seine Ursache darin hat. Die Sache wird klar aus der sonstigen Lehre Jesu und seiner inspirierten Apostel. Was er nämlich von Natur ist: Sohn Gottes, das sind sie durch die von ihm geschenkte heiligmachende Gnade. Denn durch diese läßt er von seinem eigenen Leben in sie überfließen (Gleichnis vom Weinstock), wodurch sie „teilnehmen an der göttlichen Wesenheit“ (2 Petri 1, 4).

DIE NEUE GERECHTIGKEIT. Kap. 5 Vers 17—20.

(17) „Glaubet nicht, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen aufzuheben, sondern zu erfüllen. (18) Denn wahrlich, ich sage euch: bis der Himmel und die Erde vergeht, wird kein einziges Jota oder Hörnchen vom Gesetze vergehen, bis alles geschehen ist. (19) Wer also eines dieser geringsten Gebote aufhebt und die Menschen so lehrt, der wird als ein ganz Geringer gelten im Himmelreich. Wer sie aber tut und lehrt, der wird als ein Großer gelten im Himmelreich. (20) Denn ich sage euch: wenn eure Gerechtigkeit nicht wesentlich größer ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr überhaupt nicht hineinkommen ins Himmelreich.“

Was das für „gute Werke“ sind, die die Menschen an den Jüngern, d. h. also an den Christen überhaupt, wahrnehmen sollen, setzt der Heiland im Folgenden auseinander. Es ist eine wesentlich neue und anders geartete Heiligkeit als die von den Schriftgelehrten und Pharisäern gelehrt und geübte. Ihre Darstellung bildet den gesamten Inhalt der Bergpredigt, weshalb auch gerade diese Predigt dem Matthäus so geeignet erschien als Muster der Predigtweise Jesu überhaupt. Da war nun aber zunächst einem großen

Mißverständnis vorzubeugen, dem die Jünger und gerade die neugewählten Apostel leicht verfallen konnten. Alles große Neue in der Weltgeschichte beginnt gewöhnlich mit einem Umsturz des Alten. Nun war Jesus gekommen, das neue Gottesreich zu bringen. Somit lag die Meinung nur zu nahe für die Jünger, daß also jetzt die Gesetze des Alten Bundes abgeschafft würden. In dieser Meinung mochte sie manchmal schon bisher — die Bergpredigt wurde ja erst zur Zeit des Höhepunktes der galiläischen Tätigkeit gehalten — die Handlungsweise ihres Meisters selbst bestärkt haben, der sich über manche rabbinische Auslegung des Gesetzes hinwegsetzte, ja mit scharfen Worten sie tadelte. Das konnte bisweilen den Eindruck erwecken, als ob er es auch mit
 17 dem Gesetz selbst nicht so genau nehme. Demgegenüber betont der Herr von vornherein, daß er nicht nur nichts aufzulösen gekommen sei vom Gesetz, sondern im Gegenteil, alles zu erfüllen, d. h. also das Gesetz in seiner ganzen Tiefe und seinem ganzen Umfang zur vollen Auswirkung zu bringen.

Keineswegs kann hier unter „Gesetz“ nur das Sittengesetz verstanden sein, wie manche Ausleger wollen, im Gegensatz zu den andern rituellen und sonstigen Anordnungen zivilrechtlicher oder strafrechtlicher Natur, die doch den weitaus größten Teil des „Gesetzes“ bilden. Nicht nur der Ausdruck „das Gesetz“, wie ihn jeder Zuhörer verstehen mußte, widerspricht dem, sondern erst recht die scharfe Einbeziehung der „kleinsten Verordnungen“ in den folgenden Versen. Denn die Zehn Gebote sind keine „kleinen Verordnungen“. Auch die Propheten werden mitgenannt, nicht wegen der Prophezeiungen, die Jesus an seiner Person zu erfüllen gekommen ist, sondern weil auch sie dem Volke für alle geltende Gottesforderungen vermittelt haben. Bezüglich all dieser Gesetze und Forderungen erklärt also Jesus, er sei gekommen, sie zu erfüllen. Auch seine Zeitgenossen haben vom Messias in erster Linie die Wiederherstellung des Gesetzes erwartet. Aber sie dachten sich das in ganz anderer Weise. Es war die große Hoffnung der Schriftgelehrten, der Messias werde all die juristischen Zweifel und kasuistischen Schwierigkeiten lösen, in die sie durch ihre spigfindigen Auslegungskünste sich verwickelt hatten. So faßt Jesus sein Amt aber wirklich nicht auf. Er will nicht der gefeierte Lehrer einer Rabbinen-
 18 schule werden. Sein Ziel ist ein ganz anderes: „Wahrlich, ich sage euch, bis der Himmel und die Erde vergeht, wird kein Jota und kein Hörnchen vom Gesetze vergehen, bis alles geschehen ist.“ Ihm kommt es nicht auf die Erweiterung juristischer Kenntnisse an, sondern auf das Tun, daß alles geschieht. Das hebt er in schärfster Weise hervor, indem er sich einer zu seiner Zeit geläufigen Ausdrucksweise bedient: Kein Jota und kein Hörnchen vom Gesetz darf vergehen. Das Jota ist der kleinste Buchstabe der damals schon gebräuchlichen hebräischen Quadratschrift. Unter Hörnchen oder Häkchen sind wohl nicht die sog. diakritischen Zeichen verstanden, d. h. Strichelchen und Pünktchen zur Unterscheidung der verschiedenen Aussprache gleicher Schriftzeichen, sondern einfach Verzierungen der Buchstaben, die also für das Lesen überhaupt keine Bedeutung haben: Nichts, auch nicht die geringste, scheinbar

überflüssige Bestimmung des Gesetzes darf unerfüllt bleiben, will Jesus damit sagen. Er gebraucht in diesem Satze auch zum ersten Mal den Ausdruck „Amen“, der durch das deutsche Wahrlich nur schlecht wiedergegeben ist. Ursprünglich ist das Wort eine Bekräftigung, mit der man sich die Rede eines andern ganz und voll aneignet oder sogar dessen Vermünstung im Falle des Wortbruchs auf sich nimmt. Indem Jesus das Wort in bisher ungewohnter Weise seiner eigenen Rede voransetzt, gibt er dieser, ohne zwar einen Schwur auszusprechen, in den Ohren seiner Zuhörer doch eine feierliche Bekräftigung, der das Wort „wahrlich“ keineswegs genügend entspricht. Daß auch im neuen Reich das Gesetz seine bindende Kraft behalte bis zur vollen
 19 Erfüllung, wiederholt der folgende Satz. Wenn Jesus den, der solch ein kleines Gebot in Praxis und Lehre aufhebt, einen „ganz Kleinen“ im Himmelreich nennt, den dagegen, der es befolgt und lehrt, „einen Großen“, so hat er sich hier der geläufigen Auffassung seiner Zeitgenossen angeschlossen, die verschiedene Rangstufen im Paradies unterscheidet. Der Talmud zählt sieben solche Rangstufen auf und weiß mancherlei darüber zu berichten. Daß es allerdings tatsächlich im Himmelreich Rangunterschiede und Abstufungen der Seligkeit geben wird, folgt aus vielen andern Worten Jesu, z. B. Matth. 18, 1–4; 19, 27–30; 20, 20–27 u. a.

Angeichts dieser feierlichen Erklärungen Jesu, er gedenke keines, auch nicht das geringste Gesetz des Alten Bundes aufzuheben, verlange im Gegenteil deren restlose Beobachtung und Erfüllung, erhebt sich die Frage: Welches ist dann die Stellung des Christentums zum Gesetze des Moses? Tatsächlich gilt es doch für uns schon längst nicht mehr. Aus dieser Verlegenheit heraus haben ältere und neuere Erklärer versucht, die Worte Jesu umzudeuten. Die einen, indem sie, wie schon gesagt, unter dem „Gesetz“ nur dessen sittliche Vorschriften verstehen wollten, die andern, indem sie das Wort „erfüllen“ im Sinn von „erweitern“, also doch „umändern“ auffaßten. Beides aber widerspricht dem klaren Wortlaut. Die Lösung der Schwierigkeiten ist sehr einfach, wenn man sich klar macht, daß der Gottessohn Mensch geworden ist in einer ganz bestimmten Nation, der er also angehörte, in der er lebte, und an die seine Worte zunächst gerichtet waren. Diesen Juden versichert er, daß jedes Gesetz, sei es allgemeiner Natur, sei es eine rituelle oder straf- oder zivilrechtliche Bestimmung, beobachtet werden müsse, „bis alles erfüllt ist“. Wann und wie die einzelnen ganz verschiedenartigen Gesetze erfüllt sind, darüber sagt er begreiflicherweise kein Wort, weil dieses Wort von den Zuhörern nicht im mindesten verstanden werden könnte. Solange der Alte Bund bestand und mit ihm die Selbständigkeit der jüdischen Nation, solange galten auch sämtliche Gesetze des Moses ohne Ausnahme. Also auch die rituellen. Darum hat Jesus selbst diese gewissenhaft befolgt, wo es sich um wirkliche Gesetze handelte, nicht nur um deren menschliche Auslegung und Verzerrung. So schickte er z. B. sogar die von ihm geheilten Aussätzigen gewissenhaft zu den Priestern. So geht er, wenn nicht wichtige Gründe ihn abhalten, an

den hohen Festtagen nach Jerusalem in den Tempel. Denn erst, als er am Kreuze sein eigenes unendliches Opfer dargebracht hatte, waren die Opfer des Alten Bundes „erfüllt“ und damit nicht nur sämtliche Opferbestimmungen, sondern auch alle Reinigungsgefeße und sonstigen rituellen Verordnungen hinfällig geworden. Das hat er nun freilich auch seinen Aposteln nicht vorausgesagt. Er hätte ihnen ja noch so vieles zu sagen gehabt, was sie noch nicht zu verstehen vermochten (Joh. 16, 12). „Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, dann wird er euch in alle Wahrheit einführen“ (Joh. 16, 13). Als kluger Erzieher hat Jesus deshalb nicht die Köpfe der Seinigen verwirrt, sondern es der geschichtlichen Entwicklung unter Leitung des Heiligen Geistes überlassen, solche Fragen zu lösen. Deshalb gingen auch die ersten Christen in Jerusalem noch eifrig in den Tempel, wenn sie in ihren Privathäusern die heilige Messe gefeiert hatten. Und das war notwendig, nicht nur, weil der Kult einen Teil des nationalen Lebens der Juden ausmachte, von dem er kaum getrennt gedacht werden konnte, sondern weil gerade deshalb sonst die Missionstätigkeit unter den Juden, also die Gründung der Kirche durch „abgefallene“ Juden, unmöglich gewesen wäre. Denn die Synagoge mußte von selber sich organisch umbilden und auswachsen in die Kirche. Erst als Heiden anfangen, sich zum Christentum zu melden, wurde die Frage akut und den Zeitverhältnissen entsprechend weise vom Apostelkonzil entschieden (Apg. 15). Auch dann aber behielten die Judentristen noch lange Zeit die Beschneidung bei. Denn wenn auch nach der klaren Lehre des hl. Paulus die „Beschneidung des Fleisches“ unnütz war fürs Reich Gottes, so war sie eben außer der religiösen Zeremonie ein nationales Zeichen der Zugehörigkeit zu dem Volke, das immer noch an erster Stelle ein Anrecht besaß auf das Evangelium, so wie auch Paulus, der Heidenapostel, wie er sich selber nannte, es trotzdem für seine Pflicht hielt, in jeder Stadt zunächst die Synagoge aufzusuchen und seinen und Jesu Landsleuten zu predigen. Erst als im Jahre 70 das von Jesus vorausgesagte Strafgericht die Heilige Stadt und besonders den Tempel vernichtet hatte und das jüdische Volk zwang, sich unter die Völker zu zerstreuen, hatten die letzten Reste der bisher noch geltenden nationalen Geseße ihr naturgemäßes Ende gefunden.

Auffällig bleibt es immerhin, daß der Herr seine positive Stellung zum Geseß so außerordentlich scharf hervorhebt, eine Schärfe, die durch die beabsichtigte Warnung an seine Jünger allein nicht ganz erklärt ist. Ohne Zweifel sollen seine Worte auch eine Verteidigung bilden gegenüber den damals schon laut genug gewordenen gegenteiligen Anschuldigungen der Pharisäer. Deshalb hat sie auch der für die Juden schreibende Matthäus so genau überliefert, während Lukas sie ganz wegläßt. Aber gerade diese scharfe Betonung dient vorzüglich dazu, seine von der der Pharisäer grundverschiedene Auffassung vom Wesen der „Erfüllung“ des Geseßes noch umso schärfer hervorzuheben.

20 „Ich sage euch: Wenn eure Gerechtigkeit die der Schriftgelehrten und Phariseer nicht bei weitem übertrifft, werdet ihr überhaupt nicht hineingelangen ins Himmelreich.“ Um die weittragende, die religiös-sittliche Grundanschauung seiner Zeit geradezu umstürzende Bedeutung dieses Fundamentalsatzes der Moral Jesu zu erfassen, ist es notwendig, zu wissen, was die Schriftgelehrten und Phariseer unter „Gerechtigkeit“ verstanden. Schriftgelehrte und Phariseer sind nicht dasselbe. Die Lehre, die die Schriftgelehrten — bis zum Untergang Jerusalems, d. h. bis zum Verschwinden der Sadduzäerpartei gab es allerdings auch sadduzäische Schriftgelehrte — durch eifriges Studium aus dem Gesetz herauslasen oder auch hineinlasen und in ihren Schulen dozierten, suchte die große Partei der Phariseer durch eigene Übung und durch die Kraft ihres Ansehens im Volke zur allgemeinen Geltung zu bringen. Nach dieser Lehre war der Mensch, d. h. der Israelit, imstande, aus eigener Kraft sich das Heil zu erwerben. Einen Erlöser brauchte er dazu nicht. Aufgabe des Messias war es, das Volk von der politischen Knechtschaft zu befreien, nicht von der Sünde. Denn eine Erbsünde und deren moralische Folgen kannte die Synagoge nicht. Zwar steckt in jedem Menschen der „böse Trieb“. Aber der „gute Trieb“ ist von Natur stärker, und der Mensch ist mit Hilfe des Gesetzes fähig, durch den guten Trieb den bösen zu überwinden und so gerecht und demnach selig zu werden. Wie geschieht das? Im Gesetz mit seinen 248 Geboten und 365 Verboten hat Gott genau gesagt, was der Mensch zu tun und zu lassen hat. Was also nicht verboten ist, das ist erlaubt, und was nicht geboten ist, dazu ist man nicht verpflichtet. Wer aber gegen das Gesetz verstößt, der hat eine Schuld vor Gott. Es kommt also darauf an, genau zu wissen, was alles die 613 Einzelsatzungen des Gesetzes enthalten. Darum ist ja auch das Thorastudium so wichtig, und der Schriftgelehrte so erhaben und angesehen beim ganzen Volke. Hat er doch die Schlüssel zum Himmelreich in seiner Hand (vgl. Matth. 23, 13). Denn wie bei einem menschlichen Gesetzbuche gilt es, nach allen Regeln der Interpretation, durch genaue Erwägung der einzelnen Ausdrücke, durch ihre gegenseitige Vergleichung, den Wortsinne jeder einzelnen Satzung festzulegen, um so abgrenzen zu können, was darin enthalten ist, was nicht, welche Leistung erforderlich ist, um ein Gebot zu erfüllen, welche darüber hinausgeht, in welchem Umfang ein Verbot gilt, in welchem nicht, wann eine absichtliche oder nur irrtümliche Übertretung vorlag, wann eine Satzung durch eine andere in einem bestimmten Falle aufgehoben oder modifiziert wird usw. Denn nur, was dem Wortsinne des Gesetzes widerspricht, ist Übertretung und damit schuldbar. Dasselbe gilt folgerichtig auch von der Erfüllung. Wer den Wortlaut des Gebotes befolgt, hat es erfüllt und somit Verdienst vor Gott erworben. Gewiß fehlt es nicht an Stimmen, die auf den höheren Wert einer Handlung aufmerksam machen, wenn sie z. B. unter schwerem innerem Kampf gegen den bösen Trieb zustande kam, oder nicht aus Furcht sondern aus Liebe zu Gott geschah. Aber der wesent-

liche Wert besteht eben doch lediglich in der Erfüllung des Buchstabens als solcher. Allerdings kann man sich auch Verdienste erwerben durch gewisse Handlungen, die nicht geboten sind, z. B. durch Almosen, Gebet, verschiedene Liebeswerke wie Krankenbesuche, Beherbergung von Gästen, Ausstattung armer Bräute, Unterstützung armer Schriftgelehrten und vieles andere, Werke, die an den verschiedenen Stellen des Talmud genau aufgezählt und besprochen sind.

Über alle diese einzelnen Werke nun, die guten, wie die bösen, führt Gott genau Buch. Hat der Mensch ein Gebot übertreten, wird eine Schuld eingetragen, hat er eines befolgt oder sonst ein gutes Werk getan, so trägt Gott ein Verdienst ein in sein Buch. Gerecht vor Gott ist nun der Mensch, bei dem das Verdienstkonto größer ist als das Schuldkonto, genau wie beim Kaufmann das Verhältnis von Haben und Soll. Als Gottloser umgekehrt gilt der, dessen Schuldkonto überwiegt. Sind beide Konten gleich, so ist er ein „Mittelmäßiger“. Nach der milderen Schule des Rabbi Hillel, eines Zeitgenossen Jesu, nimmt Gott beim Tode eines solchen Mittelmäßigen aus Gnade einen Schuldbrief weg, so daß nun das Konto der Verdienste überwiegt, und der Betreffende auch ins Paradies gelangt. Der ebenso berühmte Rabbi Schammai allerdings wollte dies nicht gelten lassen.

Gott aber rechnet ganz anders. Das heißt, er rechnet überhaupt nicht wie ein Kaufmann, der Zahlen addiert und subtrahiert. Sondern er schaut ins Innere des Menschen, in seine Gesinnung, und bildet danach sein Gesamturteil über dessen ganzes Leben. Denn die einzelnen Handlungen, die guten wie die bösen, sind dies nur deshalb und in dem Grade, in wie weit und in welchem Grade sie der Ausfluß der inneren Gesinnung sind. Darum vermag auch nur Gott, der Allwissende und Herzenskenner, ein richtiges Urteil zu bilden über den Menschen. Weder er selbst noch seine Mitmenschen sind dazu imstande (vgl. 1 Kor. 4, 3 ff.). Ebendeshalb aber ist der Mensch von Natur aus zum Pharisäismus geneigt, und werden auch die Pharisäer nie aussterben, solange es Menschen gibt. Denn der Mensch will einen klaren, leicht anzuwendenden Maßstab für die Beurteilung seines Tuns und das der andern. Darum hat er stets die Neigung, die Forderungen der Sittlichkeit, die in die unerforschliche Tiefe des Herzens hinabreichen, in solche des Rechtes zu verwandeln, das sich mit äußerlichen wäg- und meßbaren Handlungen begnügt. Seine höchste Blütezeit hat dieser Pharisäismus zur Zeit Jesu und in der nachfolgenden jüdischen Schriftgelehrsamkeit erreicht. Denn die Lehre und Schriftauslegung der Rabbiner hat aus den sittlichen Geboten Gottes einen reinen Strafrechtskoder gemacht, der den unglaublichsten Advokatenkünsten als Tummelplatz diente. Wie weit diese Auflösung aller Sittlichkeit in äußerliches Recht vorangeschritten war bis zur direkten Umkehrung tiefster sittlicher Forderungen in Rechtskarikaturen, dafür bietet der Talmud zahllose Beispiele, auf die wir zum Teil noch stoßen werden. Wer genug im Gesetz und in seiner Auslegung bewandert war, konnte selbst Gott da und dort um seine

Forderungen betrügen, wenn es ihm gelang, manche verschiedenen Zwecken dienende Gesetzesbestimmungen geschickt zu kombinieren. Man nannte das „schlau handeln“. So war, um ein Beispiel anzuführen, vorgeschrieben, daß die Früchte des zweiten Zehnten in Jerusalem verzehrt werden mußten. Man konnte sie jedoch statt dessen auch mit Geld einlösen, aber mit einem Zuschlag von 20 Prozent. Rabbinische Auslegungskunst brachte nun heraus, daß nur der Besitzer die 20 Prozent zahlen muß; denn es heißt im Gesetz: „einen Teil von seinem Zehnten (3 Mos. 27, 31). Also, „sagt man zu seinem erwachsenen Sohn oder Tochter oder Sklaven oder Sklavin: Hier hast du Geld, löse diesen zweiten Zehnten für dich aus“. So konnte man sich die 20 Prozent sparen. Denn der Sohn oder Sklave war ja nicht Besitzer, brauchte also den Zuschlag nicht zu zahlen. Solche Beispiele gibt es genug.

Diese Gerechtigkeit, die nichts anderes war als eine äußerliche Korrektheit, so genau es auch die Pharisäer, „die strengste Schule unserer Religion“, wie Paulus sie vor dem König Agrippa und dessen Schwester Bernike bezeichnet (Apg. 26, 5), damit nahmen, konnte freilich für das Reich Gottes nicht genügen, da sie religiös und sittlich wertlos war. Deshalb hat Christus es sich zu seiner Aufgabe gemacht, aus dem Buchstaben der Säkung wieder hinabzuführen in deren sittlichen Sinn, aufzuweisen, welche tief- und weitreichende sittliche Forderungen in den Worten des Gesetzes ausgesprochen waren und auf ihre Erfüllung harrten, man könnte kurz sagen: das Recht wieder in Sittlichkeit zurückzuverwandeln, ja letzten Endes in Liebe, jene Liebe, die, wie Paulus lehrt, kein Gesetz mehr braucht, weil sie spontan von sich aus alles tut, was das Recht erst erzwingen muß. Das ist der tiefste Sinn und Inhalt der Bergpredigt, deren geradezu umwälzende Bedeutung in der damaligen Zeit wir uns kaum mehr ganz klar zu machen vermögen. Das Gesetz, so verstanden, wie Jesus es versteht, stellt allerdings Anforderungen an den Menschen, die kein Mensch aus eigener Kraft zu erfüllen vermag. Gewiß war es auch nicht möglich gewesen, all die kleinen und kleinsten Forderungen der 613 Säkungen des mosaischen Gesetzes und ihrer tausend Auslegungen äußerlich zu erfüllen, ohne dies und das zu übersehen. Aber es kam ja nur darauf an, daß die Summe der Verdienste die Summe der Schulden wenigstens um eines überstieg. Das war nicht allzu schwer zu erreichen, bei der Fülle von Säkungen und möglichen guten Werken. Die innere Heiligkeit aber, die das Gesetz nach Christi Auslegung verlangt, geht über Menschenkraft. Dazu bedarf es eines Erlösers und seiner Gnade. So hat Jesus nicht nur die ganze Gesetzesauffassung der Schriftgelehrten und Pharisäer zerstört, sondern auch die religiös-sittliche Grundanschauung, auf der sie ruhte. Sie hätten ihre Kolleghefte zerreißen und heruntersteigen müssen von ihren hohen Lehrstühlen, und mit dem Zöllner an ihre Brust klopfen: „Herr, sei mir Sünder gnädig.“ Saulus hat es später getan, nachdem ihn vor den Toren von Damaskus der Blickstrahl der Gnade vom Pferde geworfen hatte. Die andern

wollten es um keinen Preis. Und so mußte es zum Kampfe kommen zwischen Jesus und ihnen, zu einem Kampf auf Leben und Tod. Dieser Satz (Vers 20) hat ihn ans Kreuz gebracht.

DIE RICHTIGE AUSLEGUNG DES GESETZES AN BEISPIELEN. Kap. 5 Vers 21–48.

DU SOLLST NICHT TÖTEN. Kap. 5 Vers 21–26.

(21) „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten. Wer aber tötet, der soll dem Gerichte verfallen sein. (22) Ich aber sage euch: jeder, der gegen seinen Bruder zornig ist, soll dem Gerichte verfallen sein. Wer aber zu seinem Bruder sagt: ‚du Dummkopf‘, soll dem Hohen Rate verfallen sein. Und wer sagt: ‚du Narr‘, der soll der Feuerhölle verfallen sein. (23) Wenn du also schon im Begriff bist, deine Gabe auf dem Altare darzubringen, und es fällt dir dort ein, daß dein Bruder etwas gegen dich hat, (24) dann laß ebenda deine Gabe vor dem Altar liegen und geh erst hin und versöhne dich mit deinem Bruder. Dann komm und bring deine Gabe dar. (25) Zeige dich deinem Widersacher entgegenkommend ohne Säumen, so lange du noch mit ihm unterwegs [zum Richter] bist. Damit dein Widersacher dich nicht etwa dem Richter übergebe und der Richter dem Gerichtsdieners, und du ins Gefängnis geworfen werdest. (26) Wahrlich, ich sage dir: du wirst von dort nicht herauskommen, bis du den letzten Pfennig bezahlt hast.“

Worin diese ganz andere Gerechtigkeit, die zur Erfüllung des Gesetzes erforderlich ist, besteht, zeigt nun Jesus im Folgenden, indem er zuerst die falsche Gesetzesauslegung der Schriftgelehrten aufdeckt (5, 22–48), und dann ihre und der Pharisäer falsche Frömmigkeit (6, 1–18). Er sagt aber nicht: Ihr habt „gelesen“, wie er sich sonst stets auszudrücken pflegt, wenn er 21 von der Bibel spricht, sondern „Ihr habt gehört, daß gesagt worden ist“. Denn nicht das Gesetz selbst ist es, was er angreift, sondern die traditionelle Auslegung, die beim Buchstaben des Gesetzes stehen blieb, statt sich zu fragen, welche sittliche Grundgesinnung Gott durch dieses Gebot oder Verbot verlangt. Schon seit Urzeiten freilich haben die Juden diesen Fehler begangen. Schon „den Alten“ wurde das Gesetz in dieser mangelhaften Form erklärt. Daß Jesus tatsächlich nicht das Gesetz selber angreifen will, sondern eben diese mündliche Gesetzesbelehrung, ergibt sich auch schon daraus, daß die Worte: „Wer aber tötet, soll dem Gerichte verfallen sein“, nirgends so im Gesetze stehen. Sie sind die schriftgelehrte Zusammenfassung dessen, was die Erklärer aus den verschiedenen Stellen des Gesetzes gefolgert haben. Hier zeigt sich aber ganz deutlich ihre von Jesus gezeigte Art. Über die am letzten Ende zum Morde führende innere Leidenschaft des Zornes und Hasses haben sie kein Wort zu sagen. Das Delikt wird genannt, und im Talmud wird weiterhin kasuistisch genau festgelegt, wann der Wortlaut des Deliktes zutrifft, d. h. wann die Tat des Mörders die unmittelbare Ursache des Todes war. Hat einer z. B. eine Giftschlange auf einen andern losgelassen, und die

hat ihn tödlich gebissen, so ist der Mörder für frei zu erklären. Denn die unmittelbare Ursache des Todes war erst der tödliche Biß der Schlange. Er aber hat nur die Schlange auf ihn geheßt. Hat einer einen andern in der heißen Sonne angebunden, so daß er starb, so ist er schuldig. Denn seine Handlung war die unmittelbare Ursache des Todes. Hat er ihn aber an einer Stelle angebunden, wo zur Zeit des Anbindens noch keine Sonne war, und die Sonne ist erst nachher dahin gekommen, so daß der Mann starb, so ist der Mörder nach demselben Grundsatz frei. Ebenso kasuistisch genau wird festgestellt, ob der Gegenstand, mit dem einer jemand geschlagen hat, oder die Körperstelle, auf die er ihn getroffen hat, wirklich zum Töten geeignet war oder nicht, usw. Dann also ist er dem Gerichte verfallen, d. h. dem aus 23 Mitgliedern bestehenden Bezirksgericht, das sich in jedem größeren Städtchen befand. Dieses Gericht hatte dann bei ausgesprochenem Mord auf Hinrichtung mit dem Schwert oder Beil zu erkennen, was allerdings nur selten geschah. Denn das vorgeschriebene Prozeß- und Beweisverfahren war so ausgestattet, daß es äußerst schwer war, den Mörder formell der Tat zu überweisen.

Dieser rein strafrechtlichen Auslegung des Gebotes Gottes setzt Jesus seine 22 sittliche Auslegung entgegen. Auch das „Ich aber sage euch“ ist nicht gegen Moses gerichtet, sondern gegen die jüdischen Juristen. Schon wer bewußt und absichtlich jene Leidenschaft in sich hegt und aufwallen läßt, die letzten Endes zum Mord führt, auch wenn von einem Mord noch lange keine Rede sein kann, da es erst ein inneres Aufwallen ist, das sich noch in keiner Tat, ja nicht einmal in einem Wort geäußert hat, der ist dem gleichen Gericht, mithin der gleichen Strafe verfallen. Den Zuhörern das recht ins Bewußtsein zu rufen, daß schon die Leidenschaft selbst und jede Äußerung derselben, nicht erst der Mord, gegen den sittlichen Sinn des Gebotes verstößt, dazu dienen die folgenden Sätze. Zwischen den beiden Schimpfworten „Dummkopf“ und „Narr“ ist kein wesentlicher Unterschied. Das erstere, das syrische Wort *Kaka*, enthält nach dem hl. Chrysostomus, der die Sprache der syrischen Bauern gut verstand, überhaupt keine schwere Beleidigung, sondern ist ein allgemeiner Ausdruck der Geringschätzung, ähnlich wie wenn wir einem sagen: „O du, du, was willst denn du.“ Der zweite Ausdruck, höchst wahrscheinlich nichts anderes als das vom Griechischen auch ins Aramäische übergegangene *Moros*, wäre wohl mit unserem „Esel“ gut wiedergegeben. Es war darum ein arges Mißverständnis der Worte Jesu, wenn man aus diesen Sätzen und der Steigerung: Bezirksgericht — hoher Rat [das ist der höchste jüdische, aus 71 Mitgliedern bestehende Gerichtshof in Jerusalem] — höllisches Feuer — moraltheologische Folgerungen ziehen wollte über die verschiedene Schwere der hier genannten Sünden. Denn abgesehen von der Unsinnigkeit, daß ein Gerichtshof entscheiden sollte über eine rein innerliche Aufwallung der Leidenschaft, und daß für das eine Schimpfwort noch der hohe Rat zuständig wäre, über das andere aber nur Gott selber richten könnte, und daß man dann

überhaupt nimmer wüßte, was für ein noch höherer Richter über noch schwerere Kränkungen oder gar über den Mord selbst anzurufen wäre, abgesehen von all diesen Unsinnigkeiten würde eine solche Auslegung dem Herrn unterschieden, daß er im selben Atemzug, wo er die steifgewordene Kasuistik der Schriftgelehrten geißelte, in eine noch viel ärgere hineingeraten wäre. Das ist überhaupt ein Fehler, vor dem sich der Ausleger der Bergpredigt sehr hüten muß, und dessen Begehung die größten Mißverständnisse eben dieser Predigt und der Lehre Christi verschuldet hat, zu meinen, Christus habe hier den unzulänglichen alten Rechtsakzungen neue Rechtsakzungen entgegengestellt. Nicht Rechtsakzungen gibt Jesus hier. Sondern er zeichnet — allerdings teilweise in der hyperbolischen Bildersprache seiner Zeit — das sittliche Ideal, das als sittliche Forderung Gottes an jeden Menschen den Rechtsakzungen des Moses zu Grunde liegt. Dasselbe tut er auch in den eben besprochenen Sätzen. Nur bedient er sich hier der geläufigen Sprache der Schriftgelehrten, um den Zuhörern die Wahrheit auszumalen, daß schon der Zorn, also der Haß selbst, und jede auch nicht zur Körperverletzung führende Äußerung desselben dem Wesen nach die gleiche Sünde ist, wie die durch den Wortlaut des Gesetzes bezeichnete.

- 23 Wenn dem aber so ist, dann ist es Christenpflicht für jeden, den Zorn aus der Welt zu schaffen, so viel wenigstens an ihm liegt. Daher wendet sich Jesus im Folgenden nicht an den, der zürnt, wie wir vielleicht erwarten würden, sondern noch folgerichtiger an den, der den Zorn seines Nächsten irgendwie verursacht. Diese Pflicht ist nach dem eigentlichen als Gotteswille dem fünften Gebot inliegenden Sinn so dringend, daß selbst die Kultspflicht, also die unmittelbar Gott selbst gegenüber bestehende Pflicht, davor zurücktreten muß, selbst in dem Fall, wo einer schon gerade vor der Erfüllung dieser Pflicht steht. Ja gerade in dem Fall ist jene Pflicht gegenüber dem Mitmenschen umso dringender, weil Gott keine Freude haben kann an der ihm dargebrachten Gabe, mithin das Verhältnis zwischen Gott und Mensch nicht geordnet werden kann, solange im Verhältnis zwischen Mensch und Mensch eine schuldbare Unordnung besteht. Es ist darum auch nicht einmal deutlich zum Ausdruck gebracht, ob der Bruder mit Recht oder Unrecht etwas gegen mich hat. Es genügt, daß er etwas gegen mich hat, was zu beheben in meiner Macht liegt. Da soll ich nicht am Altar erscheinen, bevor ich es behoben habe. Wenn wir die Worte des Heilands genau nehmen — und er läßt keinen Zweifel darüber, daß er selber sie genau nimmt —, dann ist es eine peinliche Frage, wieviel Menschen eigentlich auch heute noch mit gutem Gewissen am Altar und an der Kommunionbank erscheinen dürfen. Wie ernst die Sache für uns Menschen ist, soll ein aus dem diesseitigen
- 25 Leben genommenes Bild veranschaulichen. Solange du mit deinem Widersacher, hier also dem Prozeßgegner, noch unterwegs bist zum Richter, d. h. also, solange ihr beide, du und der Bruder, der etwas gegen dich hat, noch am Leben seid, bevor ihr vor dem ewigen Richter erscheinen müßt, säume nicht,

entgegenkommend gegen ihn zu sein. Wörtlich: „wohlwollend“. Aber das Wohlwollen äußert sich eben gerade darin, daß man nicht auf den bloßen Rechtsgründen der Streitsache beharrt und eigensinnig die richterliche Entscheidung abwartet, sondern in schonender Rücksichtnahme auf die Person des andern, auch deren Schwächen, sich entgegenkommend zeigt, zumal ja in einer Beleidigungssache höchst selten das ganze Unrecht nur auf einer Seite liegt und das ganze Recht auf der andern. Denn hienieden kann die Sache noch in demütiger Liebe abgemacht werden und ist dann auch vor Gott gänzlich erledigt. Wer dies aber versäumt hat, muß sich darauf gefaßt machen, daß 26 Gottes Gericht dann nach strengstem Recht stattfindet. „Du kommst nicht heraus, bis du den letzten Pfennig bezahlt hast.“ Der „Quadrans“ ist die kleinste römische Münze der Kaiserzeit = $\frac{1}{4}$ As = 2 Lepta (Luk. 12, 59) = 1 Pfennig. Theologische Folgerungen, etwa über das Fegfeuer, lassen sich aus diesem Sage nicht unmittelbar ableiten. Denn er gehört dem Wilde an und soll nur schildern, wie peinlich genau das Recht von dem gefordert werden wird, der es unterlassen hat, durch entgegenkommende Liebe dieser Forderung vorzubeugen.

Natürlich kann der Heiland hier, wo er die sittlichen Grundforderungen aufstellt, nicht eine Kasuistik geben über deren Anwendung auf sämtliche Fälle des Lebens. Sonst hätte er endlos reden müssen und wäre doch nicht verstanden worden. Sache der christlichen Klugheit ist es, da, wo diese von Jesus geforderte Grundgesinnung vorhanden ist, im einzelnen zu unterscheiden, ob, wann und wie ich meinem Gegner entgegenkommen soll, besonders wenn er ohne meine Schuld etwas gegen mich hat. Denn der Fall kann auch so liegen, daß er mein Entgegenkommen als Eingeständnis einer Schuld betrachtet, die ich gar nicht habe, und nun erst recht glaubt, mit mir nach Gutdünken verfahren zu dürfen. Oder er kann so geartet sein, daß jedes auf Verständigung abzielende Wort von mir meinen Widersacher noch mehr reizt. Auch kann es sein, daß ich persönlich zwar gerne bereit wäre, ein ungehöriges Wort direkt zurückzunehmen, aber vor unreifen Menschen würde dadurch meine notwendige Autorität in Gefahr gebracht: ich muß es also mehr indirekt versuchen. Mit einem Worte, es gibt tausend und noch mehr Fälle, in denen kein Kasuist und kein Beichtvater eine Entscheidung zu geben vermag, sondern allein die in der von Jesus geforderten Grundgesinnung verankerte christliche Klugheit. Dabei ist freilich sehr darauf zu achten, daß man sich nicht von einer auf falsche Selbstliebe aufgebauten fleischlichen Klugheit, die sich hinter der Maske der christlichen Klugheit verbirgt, das anraten lasse, was nur dem engherzigen Stolge und dem Bedürfnis nach Rache entspricht. Das geschieht ja leider nur allzu häufig.

DU SOLLST NICHT EHEBRECHEN. Kap. 5 Vers 27—32.

(27) „Ihr habt gehört, daß gesagt wurde: ‚Du sollst nicht ehebrechen.‘

(28) Ich aber sage euch: Jeder, der ein Weib anblickt in der Absicht, sie

zu begehren, hat in seinem Herzen schon die Ehe mit ihr gebrochen. (29) Wenn aber dein rechtes Auge dich zur Sünde verführt, so reiße es heraus und schleudere es von dir weg. Es ist besser für dich, daß eines deiner Glieder verloren gehe, als daß dein ganzer Leib in die Hölle verworfen werde. (30) Und wenn deine rechte Hand dich zur Sünde verführt, so hau sie ab und schleudere sie von dir weg. Denn es ist besser für dich, daß eines deiner Glieder verloren gehe, als daß dein ganzer Leib in die Hölle fahre. (31) Es wurde aber gesagt: Wer sein Weib entläßt, gehe ihr einen Scheidebrief. (32) Ich aber sage euch: Jeder, der sich von seinem Weibe scheidet außer auf Grund von Unzucht, der macht sie zur Ehebrecherin. Und wer eine Geschiedene heiratet, der ist ein Ehebrecher.“

- 27 Wie beim fünften Gebot, so beschränkte sich die alte Synagoge auch beim sechsten fast ausschließlich auf die strafrechtliche Frage. Es wurde genau festgestellt, wann ein Ehebruch im juristischen Sinn stattgefunden, und welche Strafe je nach dem Fall in Betracht kam. Vonseiten des Mannes nämlich lag Ehebruch nur vor, wenn er die Tat mit der Ehefrau oder Verlobten — die in dieser Hinsicht einer Verheirateten gleichgeachtet wurde — eines Juden begangen hatte. Unzucht mit einer andern, auch der Ehefrau eines Nichtjuden, fiel nicht unter den juristischen Begriff des Ehebruchs, womit aber nicht deren sittliche Erlaubtheit ausgesprochen war. Anders war es mit der verheirateten bzw. verlobten Frau. Sie brach durch jeden Beischlaf mit einem andern die eigene Ehe. Da waren aber noch manche Unterscheidungen betreffs des Alters zu machen. Denn während im allgemeinen der Knabe mit 13 Jahren und 1 Tag, das Mädchen mit 12 Jahren und 1 Tag als volljährig galten, wurde in sexueller Beziehung der Knabe schon mit 9 Jahren und 1 Tag, das Mädchen mit 3 Jahren und 1 Tag in gewissem Sinn als reif und deshalb ehefähig betrachtet, was wieder verschiedene eherechtliche Folgen nach sich zog. Je nach den verschiedenen Fällen richtete sich die Strafe, vorausgesetzt, daß die Tat vor Zeugen und nach vorhergehender Warnung vollbracht worden war. Die Priestertochter, die als Verlobte im Hause ihres Vaters sich vergangen hatte, mußte sterben durch Eingießen von glühend-flüssigem Blei in den Hals. Die Tochter eines gewöhnlichen Israeliten, die ebenfalls als Verlobte im Hause ihres Vaters gesündigt hatte, sollte gesteinigt werden. Auf den übrigen Fällen stand die Strafe der Erbrofflung. Der dazu Verurteilte wurde bis zu den Knien in Dung versenkt. Dann legte man ein hartes Tuch in ein weiches und wickelte es um seinen Hals. Hierauf zog einer rechts und der andere links, bis der Delinquent erstickt war. All diese verschiedenen Fälle und deren jeweilige Bestrafung wurden mit scharfer, unserem Denken allerdings oft sehr fremder Interpretation aus den verschiedenen, vom Ehebruch handelnden Stellen des Gesetzes Moses herausgeholt. So blieb für die sittliche Behandlung des sechsten Gebotes nicht mehr viel Zeit übrig, und wohl auch nicht mehr viel Verständnis.

- 28 Demgegenüber reißt der Heiland klar und scharf auch dieses Gebot wieder

in die sittlichen Gebote ein, deren Forderung über die äußere Tat hinaus bis in die innerste Gesinnung dringt. Schon wo die verkehrte Gesinnung ist, auch wenn sie sich noch nicht einmal durch die geringste Handbewegung äußert hat, da ist die Sünde voll und ganz. Den Blick also meint Jesus hier, der aus der innerlich vollendeten Begierde hervorgeht, auch wenn andere Gründe, sei es Furcht, sei es Rücksicht auf den Anstand oder sonst etwas, den Willen hemmen, die Begierde zur Tat werden zu lassen. Er meint also weder den Blick an sich, noch die Begierde, die etwa infolge eines an sich erlaubten und berechtigten Blickes in der Phantasie und im niederen Begehrungsvermögen entsteht, und zwar von hier aus Einlaß begehrt in die Gesinnung, aber die Türe des Willens verschlossen findet. Wir nennen das Versuchung. Diese Unterscheidung, die aus Jesu Worten folgt, kann manchem zur Veruhigung dienen, der über solche Belästigungen seiner Sinne nicht zur Ruhe kommt, der immer wieder untersuchen muß, ob er gesündigt habe oder nicht, oder der meint, er müsse auf jede dieser im Leben nun einmal nicht zu vermeidenden Versuchungen mit einem direkten entgegengesetzten Willensakt antworten: Nein, nein, ich will nicht. Ein solcher soll gelassen seinen Weg weiter gehen, durch die Pfeile der Sinnlichkeit hindurch, mit dem ruhigen Bewußtsein: Das kommt von außen, nicht von innen. Denn auch was in der Phantasie vor sich geht, ist für die geistige Seele etwas Außerliches, solange es nicht durch den freien Willen erzeugt ist. Allerdings könnte ein leichtfertiger Mensch dem Heiland antworten: Die Sünde läßt sich gar nicht vermeiden, ihr Anblick zwingt dazu, ihr zu folgen. Dem
 29 gibt Jesus eine scharfe Antwort. Dieses Wort vom Auge ist an sich nicht bildlich zu verstehen: Wenn dir etwas so teuer und wertvoll wäre wie das rechte Auge, so verzichte eher darauf, als zu sündigen. Nein, es ist zunächst wörtlich aufzufassen. Wenn es wirklich wahr ist, daß dein Auge dich zur Sünde zwingt, dann reiße es aus. Lieber ohne Auge in den Himmel, als mit zwei Augen in die Hölle. Denn ein größeres Unglück als die Sünde gibt es nicht. Allerdings würde der Herr niemals zugeben, daß das wahr ist. Denn selbst geseht den Fall, daß ein Blick die Sinne so verwirrte, daß der Mensch willenlos die Tat vollbrächte, so wäre diese eben keine Sünde, da nun einmal nur das Sünde ist, was aus der innern Gesinnung hervor-
 geht. Und umgekehrt, dem Menschen, dessen Wille schlecht ist, würde es gar nichts nützen, etwa in einem Augenblick der Reue sich beide Augen auszureißen. Er würde doch mit seiner Phantasie und seinem Körper weiter-sündigen auch ohne Augen. Aber das ist wahr: Weil infolge der Erbsünde und auch eigener Sünden unser Inneres zum Bösen geneigt ist, deshalb ist es so gerne und schnell bereit, dem durch das Auge gebotenen Reiz des Bösen zu folgen. Darum warnt der Herr vor jenen leichtfertigen Blicken, die ohne vernünftigen Grund, ja schon aus nicht einwandfreier Einstellung heraus geschehen und die gerade deshalb, weil sie schon aus bösem Willen hervorgehen, der Sünde zum sicheren Sieg verhelfen. Gegenüber diesen frivolen Blicken,

in denen schon die ganze Sünde lauert, kann die Warnung nicht scharf und deutlich genug ausfallen, um von den leichtfertigen Menschen überhaupt noch gehört und beachtet zu werden. Darum gebraucht der Herr diese hyperbolische Äußerung, deren Schärfe durch Mark und Bein geht.

Allerdings finden sich in späteren talmudischen Schriften auch Stellen, die die sittliche Forderung des sechsten Gebotes betonen und zum Teil an die Worte Jesu anklingen, z. B.: „Wer eine Frau (mit begehrllicher Absicht) anblickt, gilt wie einer, der ihr bewohnt.“ Andere gehen sogar noch weit über das von Jesus Geforderte hinaus, z. B.: „Man soll nicht auf dem Wege hinter einer Frau hergehen, auch wenn es die eigene Frau ist“, oder: „Wer auf die Ferse des Weibes blickt, ist wie einer, der auf die Schamteile blickt, und wer auf die Schamteile blickt, ist wie einer, der ihr bewohnt.“ Manche Schriftgelehrten zählen schon das Haar des Weibes zu den unkeuschen Körperteilen. Ebenso heißt es: „Die Stimme am Weibe gehört zum Unzüchtigen.“ Dem entsprechen die schärfsten Mahnungen und Verbote, z. B. daß kein Gelehrtenschüler mit einem Weibe auf der Straße sprechen soll, selbst wenn es seine Frau oder Tochter oder Schwester wäre; daß ein Mann mit einer Frau nicht allein sein darf, auch nicht mit zweien, außer wenn seine eigene Frau dabei ist, daß weder ein lediger Mann noch eine Frau als Kinderlehrer unterrichten dürfen, wegen der Mutter bzw. des Vaters der betreffenden Kinder usw. Aber diese übertriebenen Auffassungen und Verbote verraten nicht nur, wie wenig man offenbar selber einander getraut hat in diesem Punkte. Sie erwecken geradezu den Eindruck, als habe man in der Frau nur das Geschlechtswesen zu sehen vermocht und dementsprechend in der geschlechtlichen Betätigung nur die Befriedigung des sinnlichen Triebes, nicht das, was sie eigentlich sein sollte in der richtigen Ehe: das gegenseitige Geschenk der Liebe zweier Menschen, die einander mit Leib und Seele angehören. Wer diese höhere Auffassung des Geschlechtlichen sich nicht aneignen kann, dem muß allerdings alles auch nur entfernt in dieses Gebiet Gehörende als schmutzig erscheinen und ihn zu solchen übertriebenen, im praktischen Leben undurchführbaren Forderungen veranlassen. Wie klar ist demgegenüber die Moral Jesu! Wie schlimm es übrigens trotz aller Gesetze und Mahnungen gerade zur Zeit Christi mit der Keuschheit im Judentum gestanden haben muß, zeigen die vielen Klagen und Erzählungen der Schriftgelehrten darüber. Noch deutlicher geht es hervor aus der kaum glaublichen Laxeheit des Ehescheidungsrechtes. Hier hat rabbinische Schriftauslegung wirklich den ursprünglichen Gotteswillen zur reinsten Karikatur verzerrt.

- 31 Schon der nächste Satz zeigt das: „Es wurde gesagt, wer sein Weib entläßt, soll ihr einen Scheidebrief ausstellen.“ So steht es im Buche Moses (5 Mos. 24, 1) nicht. Sondern es heißt: „Wenn jemand ein Weib genommen und sie zu seiner Frau gemacht hat, und sie findet nachher keine Gnade [Wohlgefallen] in seinen Augen, weil er etwas Schändliches an ihr entdeckt hat, und er schreibt ihr einen Scheidebrief und übergibt ihn ihr und

entläßt sie aus seinem Hause" ...; dann folgt eine Bestimmung darüber, daß die Frau in keinem Fall mehr zu diesem Mann zurückkehren darf, falls sie nachher einen andern geheiratet hat. Es handelt sich also, wie der Heiland später einmal die Sache zurechtfeststellt (19. Kap.), um eine Erlaubnis des Moses, ein stillschweigendes Dulden der bestehenden Sitte, und zwar „um ihrer Herzenshärte willen“, keineswegs um ein Gebot. Die Schriftgelehrten aber hatten im Lauf der Zeit ein solches daraus gemacht und stritten in zahlreichen Fällen darüber, ob der Mann die Frau nur entlassen dürfe oder sogar müsse.

Der Ausdruck des Gesetzes: „etwas Schändliches“, ist sehr unbestimmt. Kein Wunder, daß er Anlaß wurde zu einer ganzen Blütenlese kasuistischer Deutung. Es gab zur Zeit des Heilandes zwei Schulen, die darüber diskutierten und sich gegenseitig bekämpften, die Schule des Rabbi Schammai und des Rabbi Hillel. Die erstere war die strengere und hielt sich an den Sinn, der unzweifelhaft in dem Ausdruck liegt, und den auch der alte Übersetzer der Septuaginta darin gefunden hatte: „etwas, was gegen den Anstand und die gute Sitte verstößt“. Da aber auch dieser Sinn noch sehr vieldeutig ist, und der Ehebruch selbst kaum gemeint sein konnte, weil dieser ja ausdrücklich vom Gesetz mit der Todesstrafe belegt war, so ging man in der weiteren Ausdeutung schon reichlich weit. Zum Beispiel, wenn die Frau mit aufgelöstem Haar ausgeht oder mit entblößten Armen, oder wenn sie auf der Straße ist oder gierig trinkt, auch wenn sie ein Gesetz übertreten hat, z. B. dem Manne Unverzehntes zu essen gab, kann bzw. muß sie entlassen werden. Noch viel weiter ging die Schule Hillels vermöge einer Spitzfindigkeit der Interpretation, die dem, der nicht hebräisch versteht, nicht begreiflich gemacht werden kann. Freilich ist sie auch für den Kenner der Sprache erst recht unbegreiflich. Der hebräische Ausdruck heißt *erwat dabar*. *Erwat* ist *status constructus* von *erwah* = Schande. Also zu deutsch etwa: das Schandbare einer Sache oder an einer Sache, d. h. eben „eine schandbare Sache“ oder „etwas Schandbares“. Die Schule Hillel aber trennte die beiden grammatisch zusammengehörenden Ausdrücke. So bekam sie zwei Kategorien von Ehescheidungsgründen heraus: 1. „Schandbares“, wie die Schule Schammai. 2. „Irgend eine Sache.“ Also irgend ein anderer Grund, weshalb sie beim Manne keine Gnade, kein Wohlgefallen finden konnte. Solcher Gründe gab es nun die Menge. Zum Beispiel, wenn sich ein vorher nicht bekannter Leibesfehler der Frau herausstellte. Aufgezählt werden z. B.: „Geruch des Mundes, Geruch des Schweißes, ein Mal, auf dem kein Haar ist.“ Kinderlosigkeit der Frau war auch ein Grund. Nur mußte in diesem Falle zehn Jahre gewartet werden. Ferner, wenn die Frau dem Manne die gebührende Ehre nicht erweist oder überhaupt „ein böses Weib ist“. Auch konnte der Mann seine Frau nötigen zu sehr törichtem Gelüben, z. B.: „daß sie keine Arbeit verrichten wolle, daß sie von ihrer Speise jedermann wolle kosten lassen, daß sie jedermann die Worte erzählen wolle, die zwischen ihm und ihr gesprochen wurden“ usw., und auf Grund

eines solchen Gelübdes sie dann entlassen. Rabbi Akiba (gest. um 135) fand sogar noch einen dritten Grund aus dem Wortlaut des Gesetzes heraus. Da im Hebräischen das Wort *ki* sowohl „Weil“ als auch „Wenn“ bedeuten kann, so las er in dem zitierten Satz an Stelle des „Weil“ ein „Wenn“. Nun waren drei Kategorien da: 1. Wenn sie kein Wohlgefallen bei ihm findet, 2. wenn er Schandbares entdeckt, 3. wenn er sonst etwas (eine Sache) entdeckt. Aus Nr. 1 ergab sich also der neue Ehescheidungsgrund: „auch wenn er eine andere findet, die schöner ist als sie.“ Alles zusammenfassend kann man sagen: Nach rabbinischer Schriftauslegung konnte zur Zeit Jesu (und auch später) der Mann sich jederzeit rechtlich scheiden lassen von seiner Frau auf irgend einen leicht gefundenen oder auch gemachten Grund hin. Er brauchte der Frau nur einen „Scheidetbrief“ auszustellen, d. h. eine von ihm selbst und zwei Zeugen unterschriebene, genau datierte und mit Ortsangabe versehene Bescheinigung, daß die *Soundso* von ihm entlassen ist, „daß du gehen kannst, um dich zum Weibe nehmen zu lassen von jedem Mann, wie es dir beliebt“. Einen Haken hatte die Sache allerdings doch, der unter Umständen sehr unangenehm groß werden konnte. Der Mann, der seine Frau loshaben wollte, mußte ihr nämlich bei der Scheidung die *Ketuba* oder Eheverschiebung auszahlen, das ist die für diesen Fall oder auch für den Tod im Ehevertrag durch das jüdische Recht festgelegte Summe. Sie betrug zum mindesten 100 Zuz = 70–80 Mark, wuchs aber je nach der Größe der Mitgift in einem ganz bestimmten Prozentsatz und konnte unter Umständen sich in Tausende von Zuz belaufen, so daß eine Scheidung aus finanziellen Gründen unmöglich wurde. In einem solchen Fall traf nach Rabbi Mar Ukba das Wort aus den Klageliedern Jeremia zu: „Der Herr hat mich in Hände gegeben, gegen die ich nicht aufkommen kann“ (Klagel. 1, 14). Aber Raba (um 352) gibt den guten Rat: „Ein böses Weib, deren *Ketuba* groß ist — eine Nebenfrau an ihre Seite! Denn die Leute sagen: Durch eine andere, aber nicht durch Stacheln [wird ein böses Weib gebessert].“

- 32 Gegen solche juristische Verzerrungen setzt der Heiland den sittlichen Befehl Gottes: Ihr dürft euch überhaupt nicht scheiden. Allerdings ist das Wort, so wie Matthäus es hier überliefert, sehr mißverständlich. Der unbefangene Leser wird es auf den ersten Eindruck dahin auffassen, daß im Falle der Unzucht des Weibes, also auf Grund eines Ehebruches desselben, die Ehe lösbar sei. Diese Auffassung wird noch bekräftigt durch Matthäus, Kap. 19 Vers 9, wo sie geradezu ausgesprochen scheint. Da aber andererseits gerade jene Auseinandersetzung Jesu über die Ehe die Unmöglichkeit dieser Auffassung beweist (siehe die dortige Erklärung), ergibt sich die Notwendigkeit, den kurzgedrängten Satz der Bergpredigt anders zu erklären. Der Sinn ist also nicht: Wer seine Frau auf Grund von deren Ehebruch entläßt, d. h. also freigibt für einen andern, handelt erlaubterweise, weil in diesem Falle die erste Ehe tatsächlich gelöst ist. Sondern Christus will sagen: Wer seine Frau für einen andern freigibt ohne vorherigen Ehebruch der Frau, der macht

sie selber damit zur Ehebrecherin, weil die erste Ehe vor Gott tatsächlich weiterbesteht. Wer hingegen seine bereits ehebrecherische Frau entläßt, macht sie allerdings nicht mehr zur Ehebrecherin, da sie dies ja schon ist. Trotzdem aber bleibt auch diese erste Ehe vor Gott weiterbestehen, wie im Folgenden klar und bündig ohne Einschränkung gesagt wird: „Wer eine Geschiedene heiratet, der ist ein Ehebrecher.“ Man muß sich eben auch vor Augen halten, daß der Herr selbst in seiner langen Predigt diese Sache nicht nur mit einem kurzen Satz abgetan hat. Der Evangelist aber, der sich bemüht hat, die Gedanken der Predigt möglichst alle in einer verhältnismäßig kurzen Skizze zusammenzufassen, konnte schon einmal sozusagen sich weniger geschickt ausdrücken. Daran hindert ihn der inspirierende Heilige Geist nicht, der dem Schreiber seine Selbständigkeit läßt und nur darauf acht hat, daß er die inspirierten Gedanken nicht etwa direkt falsch wiedergibt.

DUSOLLSTKEINENMEINEIDLEISTEN. Kap. 5 Vers 33—37.

(33) „Ferner habt ihr gehört, daß zu den Alten gesagt wurde: ‚Du sollst keinen Meineid leisten, sollst aber dem Herrn deine Schwüre halten‘ (2 Mos. 20, 7; 3 Mos. 19, 12; 4 Mos. 30, 3 ff.). (34) Ich aber sage euch: ‚Überhaupt nicht schwören.‘ Und zwar weder beim Himmel, weil er der Thron Gottes ist, (35) noch bei der Erde, weil sie der Schemel seiner Füße ist, noch bei Jerusalem, weil es die Stadt des großen Königs ist. (36) Auch bei deinem Haupte sollst du nicht schwören; denn du hast nicht die Macht, ein einziges Haar weiß oder schwarz zu machen. (37) So vielmehr soll eure Rede sein: Ja sei Ja, Nein sei Nein. Was darüber hinausgeht, stammt vom Bösen.“

Auch hier sahen die Schriftgelehrten im Buche Moses lediglich den Rechtskoder und beschränkten sich darauf, juristisch festzustellen, wieviele Arten von Eiden es gebe, welche Schwurformeln gültig seien, welche ungültig, wann also ein Meineid vorliege, wann nicht usw. Aber sie unterließen es gänzlich, nach dem den Gesetzesworten über Eid und Meineid zu Grunde liegenden sittlichen Willen des heiligen Gottes zu fragen. Gewiß fehlt es im Talmud durchaus nicht an Stellen, wo vor dem überflüssigen Schwören gewarnt wird, das gegen das zweite Buch Moses, Kap. 20 Vers 7 verstößt: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht unnütz aussprechen.“ Aber durch ihre spitzfindigen Unterscheidungen, welche Schwurformel verbindlich sei und welche nicht, welcher Eid schwerer verpflichte, welcher leichter, leisteten sie doch nur der allgemeinen Unsitte im Volke Vorschub, jede lächerliche Kleinigkeit zu beschwören. Ursprünglich nämlich hatte man beim Namen Gottes — Jahve — geschworen. Mit der Zeit aber war die religiöse Scheu vor diesem heiligen Namen so groß geworden, daß es verboten wurde, ihn auszusprechen. Nun gebrauchte man andere Bezeichnungen Gottes: „der Allmächtige“, „der Gnädige und Barmherzige“, „der Langmütige“ usw. Oder man sagte einfach: „beim Namen“ — nämlich Jahves, aber ohne den Namen selber auszusprechen. So schwur man vor Gericht. Außerhalb des

Gerichtes aber gebrauchte man eine Menge anderer Ausdrücke, die noch weniger direkte Umschreibungen des göttlichen Namens, also auch noch weniger verpflichtend und gefährlich waren. Hier fand nun der kasuistische Scharfsinn der Rabbinen ein reiches Betätigungsfeld für Unterscheidungen, welcher Ausdruck überhaupt noch bindende Kraft besitze und welcher nicht mehr. So galt es als Schwur, wenn jemand sagte: „beim Himmel“. Denn darunter konnte man nur den verstehen, der im Himmel wohnt, also Gott. Sagte aber jemand: „beim Himmel und bei der Erde“, so war er nicht verpflichtet. Denn darunter konnte man auch den wirklichen Himmel und die wirkliche Erde verstehen, also nicht den, der sie gemacht hat. Auch der Ausdruck: „beim Leben deines Hauptes“ war strittig. Nach Rabbi Meir (um 150) konnte einer, der so gelobt hatte, zurücktreten. Nach andern freilich nicht. Sagte einer, dies oder das soll mir sein wie Jerusalem, so hatte er ein bindendes Gelübde getan. Ließ er aber das „wie“ weg und sagte nur: das soll mir Jerusalem sein, so war er nach Rabbi Jehuda (um 150) zu nichts verpflichtet. Daß solche spitzfindige juristische Unterscheidungen keineswegs geeignet waren, die Gewissenhaftigkeit zu schärfen, liegt auf der Hand.

- 34 Dieser kasuistischen Gesetzesausdeutung stellt der Heiland seine sittliche Erklärung gegenüber: „Überhaupt nicht schwören.“ Denn darin besteht ja gerade das, was er als seine Aufgabe genannt hatte: das Gesetz zu erfüllen. Die Schriftgelehrten waren beim Buchstaben stehen geblieben und hatten den ausgedeutet auf alle möglichen Fälle. Deshalb waren sie gar nicht auf den Gedanken gekommen, zu fragen: Warum nimmt Gott den Eid, d. h. die Anrufung seiner Zeugenschaft für die Wahrheit einer Aussage, so ernst? Sonst hätte sich von selbst die Antwort mit aller Wucht auf ihre Seele gelegt: Weil er der Gott der Wahrheit ist, weil sein ganzes Wesen lautere Wahrheit ist, und weil er deshalb auch von seinen Geschöpfen lautere Wahrheit verlangt in allem, was sie tun und sagen. Dann aber ist jeder Grund zum Schwören, dessen häufiger, ja alltäglicher Gebrauch die Wahrhaftigkeit der gewöhnlichen Rede geradezu untergräbt, hinfällig geworden. Denn das sittliche Gebot, das diesen Sätzen zu Grunde liegt, lautet: Dein Ja soll stets ein Ja, dein Nein stets ein Nein sein, ohne daß es dazu erst eines weiteren Zusatzes bedarf. „Ihr sollt überhaupt nicht schwören“, das bezieht sich also nicht nur auf die von Jesus angeführten Beispiele, als habe er nur solche halbe und zweideutige Ausdrücke verbieten wollen, die allerdings die Unehrllichkeit direkt fördern, sondern auf das Schwören überhaupt.

Nun ist es freilich wieder eine ganz arge Verkennung der Grundgedanken Jesu, wenn manche Sekten daraus den Schluß gezogen haben, jeder Eid sei in sich selbst eine Sünde. Dieser Schluß geht wieder aus dem Grundirrtum hervor, als habe Jesus in der Bergpredigt dem mosaischen Recht ein neues Recht entgegengestellt, und als seien demnach die einzelnen Sätze der Bergpredigt Rechtsfassungen. Die unter und hinter den Rechtsfassungen des Moses als Gottes Wille liegende sittliche Pflicht holt der Heiland hervor. Das ist

in diesem Fall die Pflicht der Wahrhaftigkeit überhaupt. Wäre das Bewußtsein dieser Pflicht in den Gewissen aller Menschen zur Herrschaft gelangt, dann brauchte es keines Eides mehr, auch nicht vor Gericht, selbst wenn es sich um Leben und Tod handelt. Weil aber und solange — das heißt allerdings: bis ans Ende dieser Welt — diese sittliche Pflicht keineswegs triumphiert unter den Menschen, deshalb muß in wichtigen Fällen, wo es sich um die größtmögliche Sicherung der Wahrheit handelt, das Recht ergänzend einspringen und den Eid fordern. Deshalb hat Jesus selbst vor Gericht die Beschwörung des Hohenpriesters angenommen, also unter Eid seine Aussage gemacht, daß er der Sohn des lebendigen Gottes ist (Matth. 26, 63 64). Denn der Eid ist nicht in sich böse, wie der Ehebruch, aber er „stammt vom Bösen“. Die Unwahrhaftigkeit der Menschen hat ihn in manchen Fällen notwendig gemacht.

Daraus ergibt sich allerdings für jeden Menschen, erst recht für jeden, der zu Christus gehören will, die dringende Pflicht, durch seine eigene unbedingte Wahrhaftigkeit, soviel an ihm liegt, dazu beizutragen, daß diese 35 Notwendigkeit verschwinde, d. h. also auch hier, daß das äußerliche Recht durch die innere Gewissenhaftigkeit überflüssig gemacht werde. Die Erziehung zur unbedingten Wahrhaftigkeit nimmt leider weder in der Erziehung anderer noch in der Selbsterziehung der einzelnen die wichtige Stelle ein, die ihr gebührt, selbst oft bei frommen Personen, die ihr Augenmerk zu viel auf Nebensächliches richten. Und doch ist das Streben nach Wahrhaftigkeit das beste Mittel, um überhaupt ein gewissenhafter Mensch zu werden. Denn gerade weil das alltägliche Leben so viele und so leichte Gelegenheiten bietet, die Wahrhaftigkeit bald in kleineren bald in größeren Dingen zu verlegen, ist es unmöglich, daß ein Mensch hierin Gewissenhaftigkeit übt, ohne dadurch sein ganzes Gewissen zu schärfen und zu verfeinern. Außerdem: Wer stets die Wahrheit sagt, der lernt es, zu seiner eigenen Tat zu stehen und deren Folgen auf sich zu nehmen. Die meisten Menschen dagegen suchen deren kleineren und größeren Unannehmlichkeiten durch eine Lüge zu entgehen. Und deshalb gehen viele im Leben zu Grunde, weil sie es nicht gelernt haben, die Folgen ihres Handelns zu tragen. Wer das aber kann, und wer die Furcht vor der Wahrheit überwunden hat, der ist ein sittlicher Held, unabhängig von den Menschen, unabhängig sogar vom Schicksal. Und weil er nun einmal doch einen braucht, der ihm eine Stütze bietet, so stützt er sich auf Gott. Dadurch aber wird er wiederum die festeste Stütze für andere, die seiner bedürfen. Freilich kann man nicht jedem Menschen jede Wahrheit sagen. Das gilt nicht nur von den Fällen, wo die Pflicht fordert, eine anvertraute Wahrheit zu verschweigen. Auch da, wo der andere kein Recht auf die Wahrheit hat oder wo er sie in seinem Unverstand oder in seiner Bosheit mißverstehen und auf diese Weise doch wieder in Unwahrheit umdeuten würde, brauche ich sie ihm nicht zu sagen, ja darf es unter Umständen nicht. Aber es ist etwas ganz Verschiedenes: die Unwahrheit sagen und die Wahr-

heit verschweigen bzw. sie aus guten Gründen durch eine zweideutige Aussage verhüllen. Mögen auch andere über diesen Abschnitt der katholischen Moral sich entrüsten. Sie pflegen, wenn es darauf ankommt, dafür um so tapferer zu lügen. Freilich soll hiermit keineswegs allem, was schon von einzelnen Moralisten in diesem Punkte vorgebracht worden ist, das Wort geredet sein.

„AUG UM AUG.“ Kap. 5 Vers 38–42.

(38) „Ihr habt gehört, daß gesagt wurde: ‚Aug um Aug, und Zahn um Zahn‘ (3 Mos. 24, 19 20 u. a. O.). (39) Ich aber sage euch: Dem Bösen nicht Widerstand leisten! Sondern wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, so reiche ihm auch die andere dar, (40) und dem, der dich vor’s Gericht bringen und deinen Leibrock nehmen will, überlaß dem auch deinen Mantel. (41) Und wer dich nötigen will, eine Meile weit zu gehen, mit dem geh zwei. (42) Dem, der dich bittet, gib, und wer bei dir borgen will, von dem wende dich nicht ab.“

„LIEBE DEINEN NÄCHSTEN UND HASSE DEINEN FEIND.“ Kap. 5 Vers 43–48.

(43) „Ihr habt gehört, daß gesagt wurde: ‚Liebe deinen Nächsten und hasse deinen Feind.‘ (44) Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, (45) damit ihr Kinder eures Vaters im Himmel seid. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und regnen über Gerechte und Ungerechte. (46) Denn wenn ihr nur die liebet, die euch lieben, welchen Lohn werdet ihr dafür haben? Machen es die Zöllner nicht geradeso? (47) Und wenn ihr nur eure Brüder grüßet, was tut ihr da Besonderes? Tun das nicht auch die Heiden? 48. Ihr also sollt vollkommen sein, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist.“

- 38 Die Wiedervergeltung ist allgemeiner antiker Rechtsgrundsatz, der sich sowohl im Roder Hammurapi als bei den Griechen wie im altrömischen Zwölftafelgesetz findet und in gleicher Weise im dritten Buch Moses, Kapitel 24 Vers 19 und 20 und an andern Stellen des mosaischen Gesetzes ausgesprochen ist. Es ist der Grundsatz, der der primitiven, noch durch keine höhere Betrachtung verfeinerten Anschauung der menschlichen Natur entspricht, nach der das Individuum Mittelpunkt des Rechtes und damit der Vergeltung ist. Also: der Schaden, den du mir zugefügt hast, den sollst auch du erleiden. So entspricht dieser Grundsatz unmittelbar dem Gefühl und Drang der persönlichen Rache. Wieweit die jüdische Rechtsprechung zur Zeit Jesu noch wörtlich nach diesem Satze handelte, ist ungewiß. Nach Josephus Flavius (geb. 37 n. Chr.) scheint es der Fall gewesen zu sein. Auch von Rabbi Eliezer (um 90 n. Chr.) findet sich ein Ausspruch im Talmud: „Auge um Auge, damit ist das wirkliche Auge gemeint.“ Die Rabbiner des 2. Jahrhunderts geben sich alle Mühe, mit meist weit hergeholten Beweisen darzutun, daß mit diesen Ausdrücken des Gesetzes eine Geldentschädigung gemeint sei. Es ist also sehr wohl möglich, daß zur Zeit Jesu noch nach dem Buchstaben Recht gesprochen wurde. Selbst die ungeschickten Bemühungen

der Schriftgelehrten des 2. Jahrhunderts für die gegenteilige Auffassung sprechen in etwa dafür. Sei dem wie immer, auch wenn statt des zuzufügenden Leibes Schadens auf entsprechende Geldentschädigung erkannt wurde, blieb damit doch die Grundanschauung der individuellen Vergeltung bestehen.

- 39 Diese falsche Rechtsanschauung erklärt der Heiland direkt für unsittlich und stellt ihr die sittliche Forderung der Liebe entgegen. Es ist nämlich wohl zu beachten, daß Jesus auch hier, wie in der ganzen Bergpredigt, keineswegs nur Ratschläge erteilt für die, die sich durch eine besondere Demut und Vollkommenheit auszeichnen wollen, sondern daß er für alle verbindliche sittliche Forderungen aufstellt. Und da das zur Vergeltung drängende Gefühl der Rache eines der stärksten selbst im sonst religiös orientierten Menschen ist, kann er seine Forderungen nicht deutlich und kraß genug aussprechen. So wenig darf dieses Gefühl auf unser Handeln irgend einen bestimmenden Einfluß haben, daß der betreffende Mensch sogar zu genau entgegengesetztem Handeln von sich aus bereit sein muß. Denn nur wer diese Bereitwilligkeit wirklich in sich besitzt, ist überhaupt fähig, sein Handeln von der Rache freizuhalten. Die einzelnen Beispiele bilden eine fein ausgedachte Stufenleiter von der rohen Gewalt über den gerichtlichen Zwang und die autoritative Nötigung bis herab zum einfachen Bitten, und verlangen in jedem Fall die Bereitheit zum Entgegenkommen. Wer auf die rechte Wange geschlagen wird — das ist eine besonders große Beschimpfung. Denn ein Schlag auf die linke Wange kostete nur 200 Zuz = 140 – 160 Mark Buße, eine solche auf die rechte jedoch 400 Zuz — soll auch die andere darbieten. Der, mit dem um den Chiton, das lange, auf dem bloßen Leib getragene, mit Ärmeln versehene, hemdartige Untergewand prozessiert wird, soll bereit sein, auch das kostbare
- 41 mantelartige Obergewand dreinzugeben. Wer zum Frondienst genötigt wird — eine zwar verpönte, aber vorkommende Nötigung —, soll statt eine Meile zwei zu machen bereit sein usw.

Auch hier, und hier besonders, hat die falsche Auffassung der Bergpredigt als einer neuen an Stelle der alten gesetzten Rechtsordnung manche zu den absurdesten Folgerungen verleitet. So weltfremd ist Christus denn doch nicht gewesen, um nicht zu wissen, daß eine buchstäbliche Befolgung dieser seiner Worte in jedem Falle zur Umstürzung aller Ordnung führen und aus der Welt ein Eldorado für Räuber, Diebe, Kuppler und jegliches Gesindel machen müßte. Denn nicht nur der Ehemann und Familienvater ist verpflichtet, Ehre, Eigentum und Leben der Seinigen zu schützen, wenn nötig mit Hilfe des Gerichtes oder der eigenen Faust, nicht nur der Staatsbürger ist verpflichtet, unter Umständen, um sein Land vor feindlicher Gewalt zu retten, zur Waffe zu greifen und in den Krieg zu ziehen. Auch der einzelne Mensch hat die Pflicht, über sein eigenes Leben, sein Besitztum, seine Ehre zu wachen und nötigenfalls das Geraubte zurückzufordern. Denn es sind Güter, die ihm Gott anvertraut hat zur Ausübung seines Berufes, und deren Erhaltung mitgehört zur Erhaltung der allgemeinen Ordnung. Darum

hat auch weder Christus diese Sätze buchstäblich befolgt noch sein Apostel Paulus (vgl. z. B. Joh. 18, 22–23; Apg. 16, 35 ff.). Wer die Worte Jesu wie Gesetzesparagrafen liest, verrät eben damit, daß er die tiefen Gedanken des Herrn gar nicht erfasst hat. Nicht das Recht ist unsittlich, sondern der aus dem persönlichen Rachegefühl geborene Drang zur Wiedervergeltung, wobei das einzelne Individuum sich zum Quell und Maßstab des Rechtes macht. Wohl darf und muß ich auch über mein Recht wachen. Wohl darf ich und muß ich unter Umständen deshalb ein mir geraubtes Recht auch zurückfordern. Aber nicht, weil es sich um *mei*n Recht handelt, sondern um *das* Recht, dessen Quell Gott ist und dessen Norm das allgemeine Wohl. Wo dieses Recht an mir verletzt worden ist, da habe auch ich das Recht und unter Umständen sogar die sittliche Pflicht, es selbst unter Anwendung von Gewalt wiederherzustellen. Mehr aber nicht. Zum Beispiel, wenn einer mich verleumderischer Weise einer schändlichen Tat bezichtigt und so meine Ehre verletzt hat, deren Reinerhaltung sowohl die Pflicht des guten Beispiels als auch die Rücksicht auf meine gesellschaftliche Stellung und mein berufliches Wirken erheischen, dann muß ich Genugtuung verlangen. Wenn aber ein Betrunkener auf der Straße mir Schimpfworte nachruft, die meiner Autorität nicht den mindesten Eintrag tun können, dann würde ich unsittlich handeln, falls ich den Menschen der Polizei übergäbe, nur weil er mich geärgert hat. Um aber im Handeln nach dieser Entscheidung voranzugehen und auch da, wo das Recht oder die Pflicht der Abwehr besteht, nicht weiter zu gehen als *das* Recht es erfordert, ist diese vom Heiland verlangte Gesinnung unerlässlich. Nur allzuleicht täuscht sich der Mensch, selbst der religiöse Mensch, und will nicht Recht sondern Rache. Ebenso selbstverständlich ist es aber, daß diese Gesinnung, wenn sie überhaupt vorhanden ist, in tausend Fällen des alltäglichen Lebens auch direkt zur Tat werden muß. Es fehlt auch in der jüdischen Tradition durchaus nicht an Stimmen, die diese Rücksicht, den Verzicht auf die Strenge des Rechts, „das Handeln nach innen zu von der Linie des Rechts“, ja das freiwillige Ertragen von Unrecht betonen. Aber sie waren nicht imstande, die falsche individualistische Grundauffassung des Rechtes niederzureißen. Und trotz der Bergpredigt können wir leider auch nicht behaupten, daß sie bei uns Christen niedergefallen ist. Um so mehr bleibt es Pflicht eines jeden Christen, der nicht nur sagt „Herr, Herr“, sondern den Willen seines Meisters auch tun will, in strengster Wachsamkeit über sich selbst, soviel an ihm liegt, zu dieser Niederwerfung beizutragen und so auch in diesem Punkte mitzuhelfen an der Verwirklichung des Ideals der Bergpredigt: das äußerliche Recht überflüssig zu machen durch die Liebe.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Jesus in diesem Falle nicht nur die rabbinische Auslegung des Gesetzes, sondern dieses selbst korrigiert hat, wenigstens dessen Buchstaben. Trotzdem ist auch hier richtig, daß eine genaue Aufmerksamkeit auf den Geist des gesamten Gesetzes die Schriftgelehrten auf den höheren Willen Gottes hätte führen müssen, der hinter und über diesen der Herzens-

härtingkeit des Volkes Rechnung tragenden Sazungen stand. Wie wenig sie aber dazu fähig waren, ergibt sich aus ihrer Auslegung des Mosaischen Gebotes der Nächstenliebe. Im dritten Buche Moses, Kapitel 19 Vers 18, steht der Satz: „Du sollst deinen Volksgenossen gegenüber nicht rachgierig sein und ihnen nichts nachtragen, sondern sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“. Der ganze Zusammenhang wie auch der Parallelismus des Satzes selber zeigen, daß unter dem „Nächsten“ eben der „Volksgenosse“ zu verstehen ist. Aber im gleichen Kapitel heißt es auch weiter: „Wenn ein Fremdling sich bei dir in eurem Lande aufhält, so sollt ihr ihn nicht bedrücken. Wie ein Einheimischer aus eurer eigenen Mitte soll euch der Fremdling gelten, der unter euch lebt, und du sollst ihn lieben wie dich selbst. Denn ihr seid selbst Fremdlinge im Lande Agypten gewesen“ (3 Mos. 19, 33 34). Schon daraus folgt, daß das Alte Testament das Wort „Nächster“ keineswegs exklusiv verstanden wissen will. Hätten also die Schriftgelehrten diese und manch andere Stelle, z. B. 2 Mos. 23, 4 5, wo geboten wird, auch dem Feinde unter Umständen behilflich zu sein, auf den darin liegenden sittlichen Gehalt durchgedacht, so hätte sie das zur Folgerung führen müssen, daß genau so, wie Jahve zwar zunächst der Gott Israels ist, aber doch ebenso auch der Gott aller Völker, auch als Nächster zwar in erster Linie der Volksgenosse, weiterhin aber jeder Mensch zu gelten hat. Genau das Gegenteil aber haben sie getan, indem sie den Begriff „Nächster“ noch enger zogen, als er ausdrücklich (3 Mos. 19, 33) umschrieben war. Immer wieder findet sich im Talmud bei Erklärungen von Gesetzesstellen mit dem Wort „Nächster“ die Bemerkung „das will die andern [d. h. Nichtisraeliten] ausschließen“. Ja, während 3 Mos. 19, 33 ausdrücklich jeden „Fremdling“, der im Lande wohnt, den Volksgenossen in der Liebe gleichstellt, wird der Ausdruck „Fremdling“ gerade in den rabbinischen Schriftwerken, die die Praxis zur Zeit Jesu spiegeln, eingeschränkt auf den Vollpropheten, d. h. den, der nicht nur Israels Glauben angenommen, sondern außerdem durch Proselytentaufe und Beschneidung sich zur Beobachtung des ganzen Gesetzes verpflichtet hat. Über den „Goi“, d. i. Heiden, und erst recht über die „Nazaräer“ oder „Minim“ (Häretiker), also die Christen, finden sich Aussprüche so voll Lieblosigkeit und Verachtung und Haß, daß es nicht dagegen in die Waagschale fällt, wenn seit dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert da und dort ein vereinzelt Wort von mehr allgemeiner Menschenliebe auftaucht. In Wirklichkeit war der Haß groß, selbst im eigenen Volke, besonders zwischen den höheren Schichten, den Anhängern der Pharisäerpartei, und dem gemeinen Volke, den „Amme-haarez“. „Größer ist der Haß, mit welchem die Amme-haarez die Gelehrten Schüler hassen, als der Haß, mit dem die Götzendiener die Israeliten hassen. Und ihre Frauen hassen noch viel mehr als sie.“ Umgekehrt war es gerade so: „Man heirate nicht die Tochter eines Am-haarez. Denn diese sind ein Greuel und ihre Weiber kriechendes Gewürm, und über ihre Töchter heißt es: „Verflucht, wer bei irgend einem Vieh liegt“ (5 Mos. 27, 21).

- Jesus hat also sowohl die zu seiner Zeit herrschende Gesetzesauslegung als
 43 auch deren Ausübung richtig zusammengefaßt in den Satz: „Du sollst deinen
 Nächsten lieben und deinen Feind hassen.“ Wenn er überhaupt selbst diese
 Formel geprägt hat und nicht tatsächlich die rabbinische Lehre schon mit diesen
 Worten gegeben wurde. Diese Vermutung liegt angesichts einer merkwürdig
 ähnlich lautenden Talmudstelle nicht gerade fern.
- 44 „Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde und betet für die, die euch ver-
 folgen.“ Das Gebet, das in der verborgenen Herzenskammer geschieht, ist ja
 insofern die reinste Äußerung der Feindesliebe, als heuchlerische oder sonstige
 selbstsüchtige Absichten dabei ausgeschlossen sind. Nur dann können die Jünger
 45 wirklich Kinder ihres himmlischen Vaters sein, wenn sie von seiner Geistes-
 art in sich tragen. Zwar ist die natürliche Liebe, wie sie auch von andern Men-
 schen, selbst Sündern und Zöllnern geübt wird, nichts Schlechtes. Aber von
 seinen Jüngern verlangt Jesus etwas „Besonderes“. Und dieses Besondere
 ist die übernatürliche Liebe, die sich wesentlich von jener unterscheidet. Denn
 Motiv und Norm der natürlichen Liebe ist die liebenswerte Beziehung, die
 der andere zu meinem eigenen Ich hat. Motiv und Norm der übernatürlichen
 ist dessen Beziehung zu Gott. Gott aber liebt alle seine Geschöpfe, insbesondere
 jeden Menschen, selbst den Sünder, solange dieser noch nicht endgültig ver-
 worfen ist. Darum ist die übernatürliche Liebe nicht nur allumfassend. Sie
 ist auch viel tiefer und treuer und selbstloser als die natürliche, weil sie der
 Liebe gleicht, mit der Gott selber liebt. Erst aber wenn der Mensch in der
 Liebe Gott ähnlich ist, ist er überhaupt Gott ähnlich. Denn „Gott ist die
 Liebe“ (1 Joh. 4, 8). Nur dann also hat er das Ziel des Christen erreicht:
- 48 „Ihr also sollt vollkommen sein, wie euer himmlischer Vater vollkommen
 ist.“ Denn so zu lieben, weil Gott und wie Gott liebt, setzt die restlose Unter-
 werfung des eigenen selbstsüchtigen Ich unter Gott voraus, weil dieses sich
 stets der übernatürlichen Liebe widersetzt. Es will nicht nur den hassen, an
 dem es das Gegenteil von Liebeswertem für sich entdeckt. Es betrügt uns
 selbst da, wo wir zu lieben meinen. Wir glauben, aufrichtig zu lieben, aber in
 Wirklichkeit wollen wir vielmehr haben statt geben. Selbstlose übernatürliche
 Liebe kann darum nur in dem Menschen Bestand haben, der einen fort-
 gesetzten Kampf führt gegen sein eigenes Selbst und sich nicht scheut, dieses
 auch in die versteckten Schlupfwinkel der Selbsttäuschung zu verfolgen. Es ist
 ein Ziel, das wir nie erreichen, um das wir aber um so mehr in täglichem
 ehrlichem Streben ringen müssen.

DIE FALSCHHE UND DIE RICHTIGE FRÖMMIG- KEITSÜBUNG. Kap. 6 Vers 1–18.

VOM ALMOSENGEBEN. Kap. 6 Vers 1–4.

(1) „Achtet darauf, eure Gerechtigkeit nicht vor den Menschen zu üben
 in der Absicht, von ihnen gesehen zu werden. Sonst habt ihr kein Ver-
 dienst bei eurem Vater, der im Himmel ist. (2) Wenn du also Almosen

gibst, so laß nicht vor dir her trompeten, wie es die Heuchler in den Synagogen und auf den Gassen machen, um von den Menschen gelobt zu werden. Wahrlich, ich sage euch: sie haben ihren Lohn schon weg. (3) Wenn du aber ein Almosen gibst, dann soll deine Linke nicht wissen, was deine Rechte tut, (4) damit dein Almosen im Verborgenen sei. Und dein Vater, der es im Verborgenen sieht, wird dir vergelten.“

VOM BETEN. Kap. 6 Vers 5—15.

(5) „Und wenn ihr betet, benehmt euch nicht wie die Heuchler. Denn sie lieben es, sich in den Synagogen und an den Straßenecken hinzustellen und zu beten, um sich den Menschen zu zeigen. Wahrlich, ich sage euch: sie haben ihren Lohn schon weg. (6) Wenn du aber betest, dann geh in deine Kammer hinein und schließ deine Tür zu und bete zu deinem Vater, der im Verborgenen ist. Und dein Vater, der es im Verborgenen sieht, wird dir vergelten. (7) Plappert aber nicht daher beim Beten wie die Heiden. Denn sie meinen, erhört zu werden, wenn sie viele Worte machen. (8) Macht es ihnen also nicht nach. Euer Vater weiß ja, was ihr braucht, bevor ihr ihn bittet. (9) So also sollt ihr beten.

Vater unser, der du bist in dem Himmel,

Geheiligt werde dein Name.

(10) Dein Reich komme.

Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.

(11) Gib uns heute unser tägliches Brot.

(12) Und vergib uns unsere Schulden, so wie auch wir unsern Schuldigern schon vergeben haben.

(13) Und führe uns nicht in Versuchung,
Sondern erlöse uns von dem Übel.

(14) Denn wenn ihr den Menschen ihre Verfehlungen vergebt, wird auch euch euer himmlischer Vater vergeben. (15) Wenn ihr aber den Menschen nicht vergebt, so wird auch euer Vater eure Verfehlungen nicht vergeben.“

VOM FASTEN. Kap. 6 Vers 16—18.

(16) „Wenn ihr aber fastet, so macht keine finsternen Gesichter wie die Heuchler. Sie geben sich nämlich ein düsteres Aussehen, um den Menschen als Faster in die Augen zu fallen. Wahrlich, sage ich euch: sie haben ihren Lohn schon weg. (17) Wenn du aber fastest, so salbe dein Haupt und wasche dein Gesicht, (18) damit du nicht den Menschen in die Augen fallest mit deinem Fasten, sondern deinem Vater, der im Verborgenen ist. Und dein Vater, der es im Verborgenen sieht, wird dir vergelten.“

Waren die bisherigen Ausführungen Jesu gegen die verkehrte Gesetzesauslegung der Schriftgelehrten gerichtet, so wendet er sich nunmehr gegen ihre und der Pharisäer falsche Praxis. Denn diese sind gemeint mit dem Wort „Heuchler“, eigentlich „Schauspieler“, die etwas anderes äußerlich darstellen, als ihrer innern Gesinnung entspricht. Gemäß der oben (S. 57 ff.) dargelegten Rechtfertigungslehre der Schriftgelehrten und Pharisäer kam den Werken der Gerechtigkeit eine große Bedeutung zu. Durch sie ist ja der Mensch imstande, seine Schulden gegen Gott nicht nur auszugleichen, sondern noch zu überzahlen und somit „ein Gerechter“ zu werden. Solcher Werke, die die

Kraft in sich besitzen, von Gott ungefähr alles zu erlangen, was der Mensch an irdischen und überirdischen Gütern bedarf, gibt es eine große Zahl, die der Talmud aufzählt. Außer den von Jesus genannten gehören hierher noch die sog. „Liebeserweise“, z. B. Verherbergung von Gästen, Unterstützung armer Schriftgelehrter, Ausstattung armer Bräute, Krankenbesuche, Teilnahme an Hochzeits- und Begräbnisfeiern u. a. Jesus bestreitet keineswegs, daß das gute Werke sind. Aber sie sind es vor Gott nur, insofern sie aus lauterer Gesinnung hervorgehen. Darum die Mahnung, ihren Wert nicht zu zerstören durch äußerliches zur Schau stellen, das nicht Gott, sondern der eigenen Eitelkeit dient. Dieses absichtliche zur Schau stellen ist wesentlich verschieden von jenem Sichtbarwerden (Kap. 5 Vers 16), das bei einem von Gottes Licht erfüllten Menschen die naturgemäße, selbst gegen seine Absicht und ihm unbewußt eintretende Folge ist. Nur so aber hat das gute Werk sein volles Verdienst bei Gott. Also auch dieses besondere Verdienst jedes einzelnen guten Werkes leugnet Jesus nicht, sondern bestätigt es vielmehr, ganz wie die katholische Kirche nach ihm lehrt. Daß freilich dieses „Verdienst“ in einer von der rabbinischen Auffassung grundverschiedenen Weise aufzufassen ist, darüber siehe später bei der Parabel von den Arbeitern im Weinberg (Kap. 19).

Das Almosengeben stand in der alten Synagoge in ganz besonders hohem Ansehen. Und es läßt sich nicht leugnen, daß für die jüdischen Armen in vorbildlicher Weise gesorgt war. Da war zunächst die öffentliche Armenpflege, die in den Händen von mindestens drei dazu bestellten Männern lag. Wenn sie am Sabbatvorabend mit der Armenbüchse umhergingen, mußte jeder Einwohner seinem Vermögen entsprechend seinen Beitrag zahlen. Sonst stand den Armenpflegern das Recht der Pfändung zu. Am selben Tag erhielt der ortsansässige Arme noch seine Gabe für vierzehn Mahlzeiten, d. h. je zwei für den Tag bis zum folgenden Freitag. Desgleichen gingen die Armenpfleger täglich mit der „Schüssel“ umher, in die wieder jeder Bürger etwas an Nahrung hineinzulegen hatte, um durchreisende Arme zu speisen. Es war genau vorgeschrieben, wieviel Naturalunterstützung diesen Durchreisenden zu verabfolgen war. So viel, daß sie gewiß dabei nicht zu hungern brauchten. Auch Kleidung erhielten sie nach Bedarf. Zu dieser öffentlichen Armenunterstützung kam noch die private. Die Schriften des Talmud enthalten eine Fülle nicht nur schöner Worte, sondern auch von Beispielen reichlichen Almosengebens. Zwar lautet ein sehr vernünftiger Grundsatz: „Wer an den Türen bettelnd umhergeht, mit dem befaßt man sich nicht“. Aber um so reichlicher flossen die Almosen für den verschämten Armen. Galt doch hier nicht nur der Grundsatz „je nach dem Vermögen des Gebers“, sondern auch der andere: „je nach dem Bedürfnis des Empfängers“. Und dieser letztere Grundsatz wurde manchmal geradezu übertrieben. So erzählt man sich von dem berühmten Rabbi Hillel (um 20 v. Chr.), daß er einem Armen aus guter Familie ein Reitpferd geschenkt habe und einen Sklaven, der der Sitte ge-

mäß vor ihm herlaufe. Ja, als er einmal keinen Sklaven gefunden habe, da sei er selber vor ihm drei Meilen weit hergelaufen. Von einem Armen aus Obergaliläa wird berichtet, er habe täglich ein Pfund Fleisch erhalten, weil er von früher her an starken Fleischgenuß gewohnt gewesen sei. Und Rabbi Huna (gest. 297) fügt hinzu, es sei ein Pfund Geflügelfleisch gewesen, weil er kein anderes vertragen konnte. Man gab auch sehr darauf acht, den Armen nicht zu beschämen. Deshalb galt als Regel, der Arme solle womöglich den Almosengeber gar nicht kennen und umgekehrt. Zu diesem Zwecke war im Tempel die sog. „Halle der Verschwiegenen“, wo man ungenannt die Gabe abgeben konnte. Ebenso pflegte man in den Synagogen Geld einzusammeln, das dann an die Armen verteilt wurde. Das war nun alles ganz schön. Aber da herrschte eine andere Sitte, die leicht zur Unsitte werden konnte und es auch tatsächlich wurde. Die Almosen selbst wurden zwar im Verborgenen abgegeben. Aber beim Gottesdienst in der Synagoge oder beim Fastengottesdienst, der auf der Straße abgehalten wurde, pflegte man öffentlich anzukündigen, wieviel Almosen man zu geben bereit sei. Damit war der Eitelkeit und dem Ehrgeiz Tür und Tor geöffnet. So wird von einem erzählt, der allemal, wenn die Gemeinde ihre Almosen angekündigt hatte, die gleiche Summe versprach wie alle andern zusammen. Da nahm ihn Rabbi Schimeon (um 250) und setzte ihn unter öffentlicher Lobeserhebung an seine Seite. Die gleiche Ehrung ließ Rabbi Chijah (um 280) einem zuteil werden, der eine Litra = 1 Mine = 65 Mark versprochen hatte. Auch scheint es, nach den häufigen diesbezüglichen Klagen zu schließen, nicht selten vorgekommen zu sein, daß einer zwar mit lauter Stimme einen hohen Betrag verkündete, ihn aber hinterher überhaupt nicht gab. Solche Unsitten hat der Heiland im Auge, wenn er mahnt, nicht vor sich her trompeten zu lassen. Denn der Ausdruck ist wohl bildlich zu nehmen, nicht wörtlich. Wenigstens liegen sonst keine Berichte vor, daß dies buchstäblich geschah. Das Bild aber lag um so näher, als die allgemeinen Fasten zur Abwendung eines Unglücks, bei denen man wohl auch am lautesten solche Almosen ankündigte, mit großem Lärmblasen eingeleitet wurden.

- 2 „Sie haben ihren Lohn schon weg“, sagt Jesus. Der griechische Ausdruck ist aus der Kaufmannssprache genommen und bedeutet: „eine Zahlung empfangen und quittiert haben“. Es ist also kein weiterer Lohn mehr zu erwarten. Demgegenüber soll der Jünger so peinlich genau auf Verborgenseit achten, daß er am besten selbst nichts davon weiß, was er Gutes tut. Er soll über seine eigenen guten Werke zur Tagesordnung übergehen, ohne darüber zu reflektieren oder sie gar Gott vorzurechnen. Selbstverständlich will der Herr damit weder einer vernünftigen Ordnung in Geldeausgaben widerraten, damit jemand nicht planlos alles hergibt und nachher nicht mehr imstande ist, seine Schulden zu bezahlen, noch die notwendige Gewissensforschung auch über die guten Werke verbieten. Aber er würde hier wie an andern Stellen der Vergypredigt deren packende Einfachheit und Kraft vernichten, wenn er

sie durch solche Selbstverständlichkeiten verwässerte. Ob er jedoch manche Formen besonders der öffentlichen Wohltätigkeit noch christlich nennen würde, das ist eine andere kaum zu bejahende Frage. Für ängstliche Christen jedoch sei bemerkt, daß es etwas ganz anderes ist, ob ein sonst gutes Werk aus Eitelkeit verrichtet wird und somit seines Wertes vor Gott verlustig geht, oder ob es mit Eitelkeit geschieht: Deine Absicht war rein und gut. Aber während du das Werk verrichtest, schleichen sich eitle Gedanken dazu ein. Kümmer dich nicht um diese Gedanken. Sie sind die notwendige Begleitmusik menschlicher Torheit und können deinem aus guter Absicht begonnenen guten Werk nichts Wesentliches anhaben. Ja, es ist auch gar nicht ratsam für solche Seelen, lange Prüfungen anzustellen, ob sie nun aus Eitelkeit oder mit Eitelkeit handeln. Das würde manche so verwirren, daß sie bald überhaupt nicht mehr handeln könnten. Tu das Gute, tu es ohne dich umzusehen, ob es Ehre bringt oder nicht. Stecke das Lob ein, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Steck ebenso Fadel und Mißerfolg ein. Dann korrigiert sich die begleitende Eitelkeit ganz von selbst.

Mit dem Beten ist es gerade so. Der Jude war außer zum Gemeindegottesdienst zur täglichen Verrichtung bestimmter Gebete verpflichtet. Dazu gehörte das sog. Schemá, drei Stellen aus den Büchern des Moses, die ein Bekenntnis zum wahren Gott enthielten. Das mußte er zweimal im Tag, am frühen Morgen und am Abend, „lesen“. Es galt nämlich weniger als Gebet denn als Bekenntnis, das freilich alle auch auswendig konnten. Außerdem war es Pflicht, am Vormittag und Nachmittag, ursprünglich zur Zeit der Opfer um 9 und 3 Uhr, das „Achtzehngebet“ zu verrichten, so genannt nach den achtzehn Segnungen bzw. Lobpreisungen, die es enthielt. Schon zur Zeit Christi wurde das Gebet wohl auch noch des Abends verrichtet, wie es seit Ende des ersten Jahrhunderts allgemeiner Pflichtgebrauch geworden ist. Viele Vorschriften finden sich im Talmud über die Art, wie und wann und wo diese Gebete zu sprechen seien. Als vorzüglichster Ort galt die Synagoge, wo alle Gebete höheren Wert haben. Aber auch zu Hause, auf der Straße, an vielen Orten, nur nicht an unreinen, durfte man diese Gebete verrichten, 5 und zwar womöglich stehend. Da legten es nun die „Heuchler“ darauf ab, möglichst breitspurig an einen recht sichtbaren Platz der Synagoge sich hinzustellen (vgl. die Erzählung vom Pharisäer und Zöllner im Tempel, Luk. 18), oder auch absichtlich an einer belebten Straßenecke sich scheinbar überraschen zu lassen von der Gebetszeit, um so den Leuten sich in ihrer ganzen Frömmigkeit zu zeigen. Natürlich gilt von denen das gleiche wie von jenen „Almosenprohen“: „sie haben ihren Lohn schon weg“. Ganz anders soll der Jünger 6 Jesu handeln. Was er in seinem Herzen seinem Gott zu sagen hat, das soll in der verborgenen Kammer geschehen. Es ist wieder selbstverständlich, daß Jesus hier dem von ihm selbst so hochgeschätzten gemeinsamen Gebet (vgl. Matth. 18, 19 u. 20) seinen Wert nicht absprechen will. Aber das innerste Persönliche, was der Mensch mit seinem Gotte hat, soll er in heiliger Scham-

haftigkeit verhüllen. Darum eignet auch den offiziellen Gebeten der Kirche eine so feierliche, in gewissem Sinne unpersönliche Objektivität. Und deshalb verdienen sie es auch, mit derselben Objektivität vorgetragen zu werden, mit Würde, aber ohne Pathos. Der einzelne Gläubige aber, der in der Versammlung betet, möge in seiner ganzen Haltung dieselbe Würde wahren, sich jedoch hüten, durch auffällige Gesten und Worte seine besondere innere Glut nach außen hervorbrechen zu lassen. Denn im selben Moment besteht auch schon die Gefahr, daß sie erkalte und daß aus dem, was ursprünglich echte Ergriffenheit war, ein Schaustück oder gar eine Komödie werde. Deshalb soll der Beter auch nicht viele Worte häufen, die eben dadurch in Gefahr kommen, leere Worte zu werden, da weder Kopf noch Herz imstande sind, sie alle mit Inhalt zu füllen. Solche leere Worte machten nicht nur die Heiden. Zwar hat es mehr als einen Schriftgelehrten gegeben, der sich für kurze, inhaltsreiche Gebete entschied. Aber die meisten Gebete der damaligen Zeit geben treffende Beispiele des leeren Wortschwalles. So z. B. ein Gebet, das zur Einleitung des Schemá gesprochen werden mußte: „Wahr und gewiß und fest und bleibend und richtig und zuverlässig und geliebt und beliebt und wert und lieblich und furchtbar und herrlich und recht und angenehm und gut und schön ist dieses Wort [das Schemá] usw.“ Oder aus einem andern Gebet: „Gebenedeit sei dein großer Name in Ewigkeit, in die Ewigkeiten der Ewigkeiten. Gebenedeit und gelobt und geziert und erhöht und erhoben und verherrlicht und gepriesen und emporgehoben sei dein heiliger Name. Gebenedeit sei er, höher, höher als alle Benediktion, Lied, Lobpreisung und Tröstung, die in der Welt gesprochen werden.“

Freilich kann man ähnlichen Wortschwall auch in andern Gebeten finden, die weder von Heiden noch von Juden stammen. Bei manchen Heiligen mag ja die Fülle ihres gottentflammten Herzens ganz von selber dazu drängen, sich in hochgepannten Ausdrücken zu entladen, die für den Heiligen kein Wortschwall sind, weil sie seiner innern Glut entsprechen, ja diese nicht einmal auszudrücken vermögen. Aber der gewöhnliche Gläubige täte besser daran, diese Seelenergüsse heiliger Menschen zwar zu bewundern, aber nicht sich zu eigen machen zu wollen, weil es für ihn tatsächlich leere Worte sind, die statt sein Inneres vor Gott zu tragen, es in Selbsttäuschung einhüllen. Den psychologischen Grund dieses Wortschwalls bei den „Heiden“ deckt Jesus auf: „sie meinen, erhört zu werden, wenn sie viele Worte machen.“ Sie stellen sich eben ihre Götter wie Menschen vor, denen man alles bis ins einzelne aufzählen muß, was man von ihnen möchte, damit sie es auch wissen und nicht vergessen, oder die man immer wieder mahnen muß, weil es an gutem Willen 8 fehlt. Das ist eine eines Christen unwürdige Gottesauffassung: „Macht es ihnen also nicht nach. Euer Vater weiß ja, was ihr braucht, ehe ihr ihn darum bittet.“ Aber so viele gute Christen meinen, sie müßten vor Gott stets reden und reden und dürften nicht auch einmal schweigen und Gott selber in ihnen reden lassen. Gewiß, den Kindern muß man das einschärfen, wenn

man sie in die Kirche schickt: „Nimm auch dein Gebetbuch mit und mach es auf und bete daraus.“ Sonst wüßten sie nichts dort anzufangen und machten Unarten. Aber der reife Mensch, der aus eigenem inneren Antrieb zu Gott kommt, darf auch einmal dafnien, selbst nach der heiligen Kommunion oder in der Messe, und schweigend Gott mit sich machen lassen. Davon würde mancher viel mehr Ruhe und Kraft mit sich nehmen, als nachdem er sich abgemüht hat, immer nur Gebetsgedanken und -worte aus seinem leeren Kopf herauszupressen.

Viele Leute haben eine ganz falsche Auffassung von „Andacht“. Sie glauben, die Andacht bestehe in der Konzentriertheit des Gehirns, im anhaltenden geistigen Fixieren der Gebetsworte, damit möglichst kein anderer Gedanke mehr im Bewußtsein Platz finde. Gewiß soll man nicht absichtlich die Zerstreuungen suchen, wie es etwa einer macht, der bei der Prozession den Rosenkranz betet und zugleich rechts und links die Zuschauer mustert. Aber Zerstreuungen, die nebenher im Kopfe ein- und ausgehen, stören die Andacht überhaupt nicht, weil sie gar nichts mit ihr zu tun haben. Denn Gott schaut nicht in den Kopf des Betenden, sondern in sein Herz. Wenn du zu Gott gekommen bist, weil du etwas von ihm wolltest, sei es, um ihm die Ehre zu geben, sei es, von ihm Gnade zu holen und Kraft für dein Arbeiten und Kämpfen, sei es auch nur, um ein wenig bei ihm auszuruhen, so war dein Gebet gut, auch wenn dein müder Kopf draußen geblieben ist. Darum wäre es freilich auch besser, sowohl im Privatgebet als auch beim öffentlichen Beten, man würde statt drei oder fünf oder noch mehr Vaterunser herunterzusagen, ein einziges langsam und ehrerbietig beten. Dadurch würde nicht nur der unangenehme Eindruck auf die Andersgläubigen vermieden, sondern auch die Gefahr beseitigt, daß die Gläubigen durch ihre vielen hergeleiteten Gebetsworte den Gebetsgeist in sich ertöten. Etwas ganz anderes ist es allerdings, wenn jemand seinen Rosenkranz betet und dabei seine Gedanken zwanglos auf und ab gehen läßt zwischen den stets sich wiederholenden Worten und dem Inhalt des Geheimnisses sowie seinen eigenen Sorgen. Dem helfen gerade diese sich stets wiederholenden Worte dazu, in leichter Weise sein Bewußtsein immer wieder und längere Zeit hindurch zu Gott zu erheben. Denn müßte er mit eigenen Worten sagen, was er auf dem Herzen hat, dann wären seine Worte bald zu Ende und er wüßte nichts mehr zu sagen. Und er hat doch so sehr das Bedürfnis, eine Zeit lang bei Gott zu verweilen mit seinen Anliegen und Nöten. Das können freilich andere oft nicht verstehen, die nur die stetige Wiederholung der Worte hören und keine Ahnung haben von dem, was im Herzen des Beters vor sich geht. Auf die innere Verfassung und auf die persönliche Eigenart des einzelnen kommt eben alles an beim Beten. Darum kann und soll man auch nicht viele Vorschriften darüber machen. Der eine bete so, der andere anders, jeder, wie es gerade ihm gut tut. Wer in seinem Gebete das gefunden hat, was er suchte: neuen Mut und neue Kraft, der

hat auf alle Fälle richtig gebetet, besser als jener, der sich abquälte, sämtliche asketische Regeln dabei zu beobachten, und nachher mit müdem Kopfe und leerem Herzen vom Gebete aufsteht. Schließlich darf man auch nicht vergessen, was im Römerbrief steht: „Gleicherweise kommt uns aber auch der Heilige Geist in unserer Schwachheit zu Hilfe. Denn wir wissen nicht, was wir in jedem besonderen Falle beten sollen. Da tritt dann der Geist selbst mit unaussprechlichen Seufzern für uns ein. Und Gott, der die Herzen erforscht, versteht die Sprache des Geistes“ (Röm. 8, 26 u. 27).

Gegenüber jener verkehrten Art zu beten gibt uns der Herr ein Beispiel der richtigen Art im „Vaterunser“. Darum das im Griechischen besonders 9 gefasste Ihr: „so also sollt ihr beten“. Es ist allerdings möglich, daß Matthäus hier das Vaterunser aus anderem Zusammenhang hereingenommen hat. Denn Lukas bringt es in einer etwas kürzeren Fassung bei einer ganz andern Gelegenheit, wo die Jünger die Bitte an ihn richteten: „Herr, lehre uns beten“ (Luk. 11, 1 ff.). Aber ebensogut könnte es auch sein, daß der Herr jene Belehrung hier wiederholte mit Rücksicht auf die Volksmenge, die ja auch zu seinen Zuhörern gehörte.

Knapp und vielsagend wie das ganze Gebet ist schon die Anrede „Vater“ — das eine Wort erinnert den Vater an seine ganze Stellung zu Gott, die ihm Christus geschenkt hat. „Unser Vater“ soll er aber sagen, so wie es auch in den Bitten stets uns, nie mir heißt, weil der einzelne sich stets als Glied der großen Gottesfamilie fühlen und deshalb keinen seiner Brüder und Schwestern von seiner Fürbitte ausschließen soll. „Der du bist in dem Himmel“ lenkt seinen Blick dahin, wo das letzte Ziel aller seiner Wünsche und Anliegen sein muß. Der Sinn der drei folgenden 10 den ersten Bitten wird deutlich aus der zweiten: „dein Reich komme“. Es ist zunächst das Endreich (vgl. oben S. 19 ff. u. 46 ff.), das der Gläubige ersehnt und herbeiwünscht, das Reich der vollendeten Gottesherrschaft. Dem entspricht auch im Griechischen der Imperativ des Aorist, der eine einmalige definitive Handlung bezeichnet. In diesem Endreich ist das erreicht, was jedes Gotteskind am innigsten ersehnt: da wird der Name Gottes geheiligt, weil alle Sünde, die ihn unter den Menschen entweiht, aufgehört hat. Das aber wird dadurch bewirkt, daß überall nur noch Gottes Wille geschieht, „wie im Himmel, so auf Erden“. Weil aber das Reich Gottes, obwohl seine Vollendung von Gott selbst plötzlich vom Himmel heruntergebracht werden wird (vgl. oben), doch erst auf Erden wie ein Senfkorn langsam wachsen und sich entwickeln und wie ein Sauerteig die Erde durchdringen soll (vgl. die Parabeln Matth. 13, 31 ff.), so ist in diesen Bitten auch ferner ausgesprochen, Gott möge in den Menschen schon jetzt und stets bewirken, daß die Sünde immer mehr verschwinde, somit seine Herrschaft immer mehr sich ausbreite, und er möge dies dadurch bewirken, daß er nicht nur seinen Willen immer mehr durchsetze in der Menschheit, sondern auch jedem einzelnen Menschen die Gnade gebe, sowohl Gottes Willen zu

tun, als auch das ihm durch Gottes Willen Auferlegte zu tragen. In diesen Bitten, die der Mensch an Gott richtet, liegt freilich auch die Aufforderung an sich selbst, durch eigenes freiwilliges Eingehen auf Gottes Willen an der Heiligung des göttlichen Namens und an der Herbeiführung und Ausbreitung des Reiches Gottes nach Kräften mitzuwirken. Diese drei ersten Bitten sind entsprechend ähnlichen altjüdischen Gebetsformen unpersönlich ausgesprochen, nicht als direkte Anrede an Gott. Denn es schied sich nicht, daß der Mensch Gott in dessen eigener Sache direkt zu etwas auffordert, und anderseits läßt die unpersönliche Form den Wunsch als einen um so dringenderen hervortreten.

Erst nachdem der Beter Gott seine Hauptwünsche, die sich auf Gottes Interesse selbst richten, vorgetragen hat, kommt er auf seine persönlichen Wünsche und Sorgen zu sprechen. Denn diese persönlichen Sorgen und Wünsche sind den ersteren gänzlich untergeordnet und von der selbstverständlichen Bedingung begleitet, falls und insofern sie jenen entsprechen. Darum ist auch die Form, in der sie vorgetragen werden, nicht mehr so absolut und wichtig, ein Unterschied, der in der deutschen Sprache nicht so deutlich hervortritt wie in der griechischen: „dein Name soll geheiligt werden, dein Reich soll kommen, dein Wille soll geschehen“.

Da ist die erste Sorge die uns tägliche Leben. Zwar ist sie nicht die wichtigste. Aber dem Menschen, der von ihr bedrückt ist, fehlt Zeit und Sinn für die wichtigeren Sorgen seines Seelenheiles. Darum lehrt der
 11 Heiland zuerst bitten um das tägliche Brot. Brot ist ja die Hauptspeise des Orientalen. Die andern Speisen gelten als „Zusatz“. Darum heißt „Brot essen“ soviel wie „Mahlzeit halten“. Der griechische Ausdruck, der in der gebräuchlichen Übersetzung mit „täglich“ wiedergegeben ist, ist schwer mit Bestimmtheit zu deuten. Die alten Übersetzungen gehen in der Wiedergabe ebenso auseinander wie die philologischen Erklärungen der Neueren. „Täglich“ hat die alte lateinische Übersetzung, der sich auch neuere Erklärer anschließen, „zum Dasein nötig“ deuten es andere, „das beständige Brot“ liest eine alte syrische Übersetzung, „für unsern Bedarf“ liest die Peshittha, d. h. die gewöhnliche syrische Übersetzung. Philologisch am einwandfreiesten dürfte die Deutung sein, die schon das alte sog. Hebräerevangelium hatte. Das ist jenes in aramäischer Sprache geschriebene Evangelium, das in einigen judenchristlichen Gemeinden jenseits des Jordans in Gebrauch war. In diesen Gemeinden lebten christlich gewordene Juden, die vom römischen Kaiser Hadrian im Jahre 135 aus dem Gebiet von Jerusalem verbannt worden waren. Sie waren zwar Christen, wollten doch aber auch Juden bleiben und an der Beobachtung des Gesetzes, wie sie es in der Heimat gewohnt waren, festhalten, obwohl sie die Lehre des hl. Paulus, des Heidenapostels, nicht verwarfen. Diese hatten sich offenbar aus dem ursprünglich aramäisch geschriebenen Evangelium des hl. Matthäus durch allerhand Erweiterungen und zum Teil auch durch Einschlebung mündlich überlieferter Erzählungen ein eigenes Evangelium zurechtgemacht, das sie allein gebrauchten, weil sie

nichts griechisch Geschriebenes beim Gottesdienst verwenden wollten. Wir kennen zwar jenes sog. Hebräerevangelium, das der hl. Hieronymus um 390 sowohl ins Griechische als auch ins Lateinische übersetzt hat, nur aus den Erwähnungen und Zitaten der alten Kirchenschriftsteller. Danach zu schließen muß es aber im ganzen dem Matthäusevangelium sehr ähnlich gewesen sein, und da der Judenthrist Hegesipp, der von 150 bis 160 in Rom gelebt hat, es schon kannte, muß es auch sehr alt gewesen sein. Dieses Hebräerevangelium las: „unser Brot für morgen gib uns heute“, wie der hl. Hieronymus berichtet. Dazu paßt auch philologisch am besten die Erklärung des griechischen Ausdrucks *epiúsios* von *epiénai* bzw. *he epiúsa heméra* (= der folgende Tag). Auszuschließen sind jedenfalls die spiritualistischen Übersetzungen, wie die des hl. Hieronymus selbst — *supersubstantialis* (= das überwesentliche, übernatürliche Brot). Für welche Übersetzung man sich auch entscheiden mag, alle kommen im Sinn überein. Ganz in Einklang mit dem, was Jesus nachher über das Sorgen um irdische Dinge sagt, lehrt er uns hier, um das Notwendige zu bitten, was wir heute und in der nächsten Zukunft brauchen. Der Ausdruck „für morgen“ ist dabei natürlich nicht zu pressen. Denn wie es einerseits der Auffassung Jesu widerspräche und für das geistliche Leben hinderlich wäre, sich den Kopf zu zerbrechen in fernliegenden Zukunftsorgen, die man besser der Vorsehung Gottes überläßt, so gehört anderseits zu einem geordneten Leben, durch seiner Hände Arbeit unter Gottes Segen die nächste Zukunft sicher zu stellen, da sonst die drückende Sorge um das tägliche Brot dem Menschen auch Zeit und Sinn raubte für das Übernatürliche.

- Hat sich somit der Beter in bescheidener Weise von dieser Sorge freigemacht, so kann er sich jetzt um so inniger den wichtigeren Sorgen seines persönlichen Seelenheils zuwenden. Da ist vor allen Dingen eine aus der
- 12 Vergangenheit, die stets wächst, je älter der Mensch wird: „Vergib uns unsere Schulden.“ Mit vollem Vertrauen darf er diese Bitte aussprechen. Denn der Gläubiger ist ja sein „Vater“. Allerdings, eine Bedingung ist dabei: *m e i n e* Schuldner sind auch Kinder dieses Vaters, also meine Brüder und Schwestern. Deshalb, so „wie auch wir bereits vergeben haben“, heißt es im Urtext bedeutsam. Vorher soll also diese Bitte nicht ausgesprochen werden. Sie hätte keine Aussicht auf Erhörung. Und aufrichtig muß sie ausgesprochen werden. Sonst wäre sie ein Fluch. Die Erinnerung an die Sünden der Vergangenheit erweckt von selbst die Sorge um die Gefahren der
- 13 Zukunft. „Und führe uns nicht in Versuchung!“ Zwar versucht Gott selbst nicht zur Sünde. Das tut der böse Feind oder die eigene Begierlichkeit. Aber es gibt so viele Lebenslagen, äußere, innere, glückliche, unglückliche, die je nachdem Anlaß zur Versuchung und zum Falle werden können. Daß die Vorsehung uns an solchen Lagen vorbeiführe, oder, wenn unser Lebensweg sie nicht umgehen kann, ohne Schaden unserer Seele hindurchführe, ist der Inhalt dieser Bitte. Die nächste und letzte Bitte erweitert diesen Inhalt.

Nicht nur von der Sünde, sondern von all den ungezählten Schäden, die die Sünde erzeugt hat und stets weiter erzeugt, möge Gott uns erlösen oder eigentlich uns davor bewahren. Denn alles Böse und Übel in der Welt ist ja die Folge der Sünde. Damit mündet das Gebet wieder in den Inhalt der drei ersten Bitten ein. Denn erst im vollendeten Gottesreich, wo nur noch Gottes Wille geschieht, gibt es kein Übel mehr. „Amen“ fügen wir hinzu. „Amen dient zur Übernahme gehörter Worte, Amen dient zum Schwur, Amen bedeutet: mögen die Worte in Erfüllung gehen“ (Talmud). Die in mehreren Handschriften und Übersetzungen stehende, schon in der „Lehre der zwölf Apostel“ (um das Jahr 100) enthaltene Lobpreisung: „denn dein ist das Reich und die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit“, ist zwar uralt, aber nicht echt. Das zeigt nicht nur der sehr wechselnde Wortlaut in der Überlieferung, sondern auch ihr gänzliches Fehlen in den besten Handschriften sowie der alten lateinischen und koptischen Übersetzung, ferner die Tatsache, daß die ältesten Ausleger gänzlich von ihr schweigen.

Vergleicht man das Vaterunser mit alten heidnischen oder jüdischen, aber auch manchen andern Gebeten, so tritt erst recht hervor, in wie wenigen, einfachen Worten es den reichsten Inhalt birgt. Es ist mehr als ein bloßes Gebet. Es ist zugleich eine ganze Schule des Gebetes, aus der man lernen kann, um was und wie wir beten sollen, und auf was es überhaupt ankommt im ganzen Leben. Ja es ist die beste Anleitung zur Betrachtung mit seinem welt- und ewigkeitsumspannenden Inhalt, der gar nicht auszubetrachten ist. So ist es nicht nur eine herrliche Offenbarung des klaren, einfachen, alles umfassenden Geistes Jesu, sondern ein kostbares, uns gegebenes Geschenk, eine stets frisch fließende Quelle von Trost und Kraft in allen Lagen und Nöten des Lebens. Darum sollte das Vaterunser auch immer nur langsam und mit Bedacht gebetet werden, was freilich nicht möglich ist, solange die Praxis Vaterunser aufhäuft, deren Zahl zu raschem Heruntersagen zwingt.

- 14 Noch einmal betont der Herr, wie unerläßlich jene Bedingung vom Vergeben ist. Es ist also einerseits schwerer, Verzeihung seiner Sünden zu erhalten, als manche Leute meinen. Andererseits ist es aber auch leichter. Mancher, der sich groß abmüht, durch peinlichste Genauigkeit in seinen frommen Übungen zum Frieden mit Gott zu gelangen, und doch keinen Erfolg hat, fände hier einen leichteren Weg, wenn er die Mahnung des Heilandes mit aufrichtigem Herzen befolgte.

Die Juden zur Zeit Christi hatten nur zwei für das ganze Volk offizielle Fasttage: den Versöhnungstag und den 9. Ab (ungefähr Monat August) zur Erinnerung an die Zerstörung des Tempels unter Nebukadnezar 586 v. Chr., später auch zur Erinnerung an die Zerstörung des zweiten Tempels unter Titus 70 n. Chr. Dazu kamen aber noch Fasten, die von den einzelnen Gemeinden bei großen Nöten angeordnet wurden, z. B. bei Ausfall des Regens, bei Seuchen, Heuschreckenplagen, Krieg usw. Letztere Fasten, bei denen der Montag und Donnerstag Fasttage waren, verbunden mit öffent-

lichen Gottesdiensten auf der Straße, konnten sich unter Umständen mehrere Wochen hinziehen. Am strengsten war das Fasten am Versöhnungstage. „Wer am Versöhnungstage so viel wie eine große Dattel ist, d. h. so viel wie sie selbst und ihr Kern beträgt, und wer so viel trinkt, wie sein Schluß beträgt, der ist schuldig.“ An diesem Tage durfte man sich auch nicht waschen. Höchstens war es einer Frau erlaubt, um ihrem Kinde Brot zu geben, die eine Hand abzuspülen. Ebenso war jegliches Salben des Körpers verboten, sowohl zum Schmucke wie zur Heilung. Auch Sandalen durfte man nicht tragen. Einige Schriftgelehrte hielten jedoch das Tragen von aus Weiden geflochtenen oder aus Kork hergestellten Sandalen für erlaubt. Für die andern Fasten galten weniger strenge Vorschriften, die jedoch z. B. beim Gemeindefasten wegen Trockenheit verschärft werden konnten. So war z. B. das Waschen von Händen, Füßen und Gesicht erlaubt, nur das Baden des ganzen Körpers verboten. Jedoch stritten die Gelehrten darüber, ob das auch für das Baden in kaltem Wasser gelte, oder nur in warmem. Das Salben, „das Ergöhen bereitet“, war aber auch da verboten. Die Juden pflegten sich nämlich sehr gerne zu salben, nicht nur Kopf, Hände und Füße, sondern auch den ganzen Körper, weshalb das sogar am Sabbat erlaubt war. „Man darf sich am Sabbat mit Öl salben und sich auf einer neuen Unterlage wälzen [um das Öl zu verreiben], ohne sich darüber [wegen Sabbatentheiligung] Sorge zu machen.“ So wiederholt im Talmud. Nur auf eine Marmorplatte durfte man das Öl nicht tun am Sabbat und sich darauf wälzen. Für gewöhnlich dauerte das eigentliche Fasten von Sonnenaufgang bis -untergang. In strengeren Fällen umfaßte es auch die Nacht vorher. Nun kam es aber sehr häufig vor, daß einzelne Fromme freiwillige Privatfasten hielten. Denn das Fasten stand in höchster Wertschätzung. Man glaubte, von Gott ungefähr alles durch Fasten erlangen zu können, ebenso wie durch Gebet und Almosen, selbst die Aufhebung göttlicher Gerichtsbeschlüsse. Sollte doch schon Adam gefastet haben. Man fastete also sowohl in persönlichen Anliegen als auch für das allgemeine Wohl. Besonders die Frommen nahmen solche Fasten auf sich zur Sühne für die Sünden des Volkes, und um Gottes Zorn von Jerusalem abzuhalten. In letzterem Falle begnügte man sich nicht mit einem Fasttag, sondern verpflichtete sich auf längere, ja manchmal sehr lange Zeit. Dabei war es allerdings wohl die Regel, daß nur der Montag und Donnerstag Fasttage waren wie beim Gemeindefasten in Unglückszeiten (vgl. auch Luf. 18, 12), und daß das Fasten sich nur von Sonnenaufgang bis -untergang erstreckte. Aber auch strengere Übungen scheinen im Gebrauch gewesen zu sein, so ein Fasten vom Montag bis Donnerstag. Manche scheinen es sehr stark getrieben zu haben. Besonders in der späteren Zeit nach der Zerstörung des Tempels mußte man geradezu warnen vor übertriebenem Fasten, das die Gesundheit schädigte und den Menschen arbeitsunfähig machte. Ja, der berühmte Rabbi Saddok (um 70) brachte 40 Jahre im strengsten Fasten zu, um die Zerstörung Jerusalems zu verhindern. Seine Stärke lag darin, „daß er eine

Sykomorenfrucht ißt und dabei hundert Abschnitte erklärt“. Er war aber schließlich auch so ausgedörrt, daß die Ärzte nur mit Mühe und größter Vorsicht seine Eingeweide wieder an Nahrungsaufnahme gewöhnen konnten.

- 16 Jene „Heuchler“, von denen der Heiland spricht, haben offenbar jene Nebenkasteiungen, wie Unterlassung von Salbung und Waschen, recht auffällig übertrieben, um ja aller Blicke auf sich zu lenken. Jesus verlangt das gerade Gegenteil: Statt zur Schau zu tragen so gut als möglich verhüllen.
- 17 Der feine Mensch verbirgt überhaupt nicht nur seine intimen Beziehungen zu Gott, sondern alles, was seine Seele im Innern ergreift, vor den Blicken der Öffentlichkeit. Es käme ihm vor wie eine Profanierung, wie eine Art Prostitution. Dieses Verhüllen erfordert allerdings unter Umständen viel Selbstbeherrschung und seelische Kraft. Aber es verlangt sie nicht nur, sondern schafft sie auch, während der Mensch, der sein Inneres herabhängt, vor Gott und Menschen sich verächtlich macht und innerlich leer und hohl wird wie ein schwankendes Rohr.

DAS STREBEN NACH DER VON JESUS VERLANGTEN GERECHTIGKEIT ERFORDERT EIN UNGETEILTES HERZ. Kap. 6 Vers 19–34.

DAS RICHTIGE SCHÄTZESAMMELN. Kap. 6 Vers 19–21.

(19) „Sammelt euch nicht Schätze hier auf Erden, wo Motte und Rost daran zehren, und wo Diebe einbrechen und stehlen. (20) Sammelt euch vielmehr Schätze im Himmel, wo weder Motte noch Rost daran zehren, und wo keine Diebe einbrechen und stehlen. (21) Denn wo dein Schatz ist, da wird auch dein Herz sein.“

DAS INNERE AUGE REIN ERHALTEN! Kap. 6 Vers 22–24.

(22) „Die Leuchte des Körpers ist das Auge. Wenn also dein Auge gesund ist, wird dein ganzer Körper im Lichte sein. (23) Wenn aber dein Auge krank ist, wird dein ganzer Körper in Finsternis sein. Wenn also erst dein inneres Licht Finsternis ist, wie groß wird dann die Finsternis sein! (24) Keiner kann zwei Herren dienen. Denn er wird entweder den einen hassen und den andern lieben, oder er wird sich an den einen halten und den andern verschmähen. Ihr könnt nicht Gott und dem Mamon dienen.“

KEIN VERKEHRTE SORGEN UM DAS IRDISCHE. Kap. 6 Vers 25–34.

(25) Deshalb sage ich euch: Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr zu essen haben werdet, oder für euern Körper, was ihr zum Anziehen habt. Ist denn nicht das Leben ein wertvolleres Gut als die Nahrung, und der Körper wertvoller als das Kleid? (26) Schaut auf die Vögel des Himmels, wie sie weder säen noch ernten, noch Vorräte in Scheuern sammeln, und euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid denn ihr nicht

viel mehr wert als sie? (27) Wer aber von euch vermag mit all seinem Grübeln sein Leben auch nur um eine Elle zu verlängern? (28) Und warum sorget und ängstigt ihr euch wegen der Kleidung? Seht euch die Lilien des Feldes an, wie sie wachsen: Sie arbeiten nicht und spinnen nicht. (29) Und doch sage ich euch: Nicht einmal Salomo in all seinem Staat war angezogen wie eine von ihnen. (30) Wenn aber Gott das Unkraut draußen auf dem Acker, das heute da ist und morgen in den Ofen geworfen wird, so bekleidet, wird er es da nicht noch viel mehr an euch tun, ihr Kleingläubigen? (31) Also macht euch doch nicht Angst und Sorge und saget nicht: „Was werden wir essen?“ „Was werden wir trinken?“ „Was werden wir anziehen?“ (32) Nach all dem trachten die Heiden. Euer himmlischer Vater weiß ja, daß ihr das alles nötig habt. (33) Suchet vielmehr in erster Linie sein Reich und seine Gerechtigkeit. Dann wird euch dieses alles dreingegeben werden. (34) Also macht euch doch keinen Kummer wegen des Morgen. Der morgige Tag wird schon für sich selber sorgen. Jeder Tag hat genug an seiner eigenen Plage.“

Die tief innerliche Gerechtigkeit des Neuen Testaments, wie sie der Heiland im Gegensatz zu der nach außen gerichteten Rechtschaffenheit in Leben und Praxis der Phariseer geschildert hat, ist das Ziel des neutestamentlichen Menschen. Um es aber erreichen zu können, bedarf es eines Herzens, das ganz und ungeteilt auf dieses Ziel allein gerichtet ist. Und weil nicht nur bei den Phariseern trotz ihrer Legalität, sondern bei allen Menschen das Streben nach irdischem Besitz jenes höhere Streben erstickt, warnt Jesus so eindringlich vor dem Suchen nach Reichtum. Es ist ja auch so widersinnig für den Menschen, der für eine Ewigkeit bestimmt ist, in der Jagd nach vergänglichen Schätzen aufzugehen. Denn die irdischen Schätze sind vergänglich. Da für sorgen innere und äußere Feinde. Die Vulgata übersetzt das griechische Wort *brosis* mit *Rost*. Diese Übersetzung ist allerdings nicht sehr wahrscheinlich, da derselbe Ausdruck einmal in der Septuaginta neben *ios* (= *Rost*) vorkommt, also doch etwas anderes bedeuten muß. Näher liegt schon, irgend ein anderes „fressendes“ Insekt, also etwa den Holzwurm, darin zu sehen, der die kostbaren Möbel zernagt, während die Motte die aufgespeicherten wertvollen Stoffe frisst. Vielleicht aber ist der Ausdruck in seiner Allgemeinheit zu belassen und bezeichnet neben der Motte überhaupt alles, was an den Schätzen zerstörend wirkt. Es gibt ja so vieles, dessen der Mensch trotz aller Sorgfalt sich nicht erwehren kann: angefangen von den Ratten und Mäusen bis zum Rost und Grünspan und aller Art Fäulnis. Und hat er schließlich noch so viele Vorbeugungsmaßnahmen getroffen, dann brechen eines Nachts die Diebe ein: und seine Kostbarkeiten, die Frucht seines Schaffens und Sparens und Darbens, sind verschwunden. Da ist es besser, sich im Himmel Schätze anzulegen. Für jedes gute Werk, für jedes Leid um Christi willen wird ja sofort von Gott der Lohn hinterlegt (vgl. 5, 12). Dort aber kommt kein Dieb durch, nicht einmal eine Motte. Das gibt mit der Zeit „in überschwenglicher Weise ein über alles Maß hinaus gehendes ewiges Vollgewicht von Herrlichkeit“ (2 Kor. 4, 17). Was aber das Wichtigste dabei ist: „Wo dein Schatz ist, da wird auch dein Herz sein.“ Dieser Mensch ist gleichsam

mit seinem ganzen Herzen an den Himmel gefesselt, so daß von selbst sein Sinnen und Trachten sich nur noch dort hinauf richtet.

Nur ein solcher Mensch ist auch imstande, Natürliches und Übernatürliches in der richtigen Weise gegeneinander abzuwägen, also in den Angelegenheiten seiner Seele ein klares, wahres Urteil zu fällen. Das macht Jesus durch ein Gleichnis 22 anschaulich. „Die Leuchte des Körpers ist das Auge.“ Wie wenn einer in der Finsternis eine helle Lampe vor sich her trägt: Der sieht genau den Weg, merkt, wo ein Abgrund ist, wo ein Stein im Wege liegt. In der gleichen glücklichen Lage ist der, der ein gesundes Auge hat. Der griechische Ausdruck *haplus* (= einfach) ist etwas auffällig. Er hat gewöhnlich den übertragenen Sinn: „lauter, schlicht, ehrlich und gerade.“ Diesem Sinn könnte auch das entgegengesetzte Wort *poneros* (= schlecht) entsprechen: „ein schlechtes Auge“ ist ein böses, neidisches, mißgünstiges Auge (vgl. Matth. 20, 15 und öfters in der Septuaginta). Aber damit wäre schon eine Deutung, und zwar überdies eine falsche, in das Gleichnis hineingetragen. Andererseits ist der Ausdruck „böse“ im Sinne von „krank“ schon bei Plato und Thukydides im Gebrauch. So muß also auch *haplus* (= einfach) im Sinne von „unverdorben“, „gesund“ ihm entsprechen. Er ist ohne Zweifel (vgl. Septuaginta) die Übersetzung des hebräischen *tom*, das ähnliche Begriffsübertragungen durchmacht. Der Heiland meint also ein gesundes, normales Auge, das ohne zu schielen, hell und klar sich gerade auf seinen Gegenstand richtet und ihn einfach und unverzerrt, also wahrheitsgemäß, in sich aufnimmt. (Vgl. Tertullian [gegen Marcion], 2): „Der Triefäugige sieht, wo nur eine Lampe hängt, deren mehrere.“) So aber muß das „innere Licht“, d. h. das innere Auge der Seele, beschaffen sein, wenn es in dem finsternen Nebel des irdischen Lebens das ewige Ziel und die Wege zu ihm klar und deutlich erkennen soll, nicht durch Leidenschaften getrübt und verschoben. Denn sonst, wenn dieses Auge krank ist, ist die Finsternis um so verhängnisvoller, weil sie nicht den vergänglichen Leib, sondern die unsterbliche Seele ins Unglück führt.

Nun freilich, dieses ewige Unglück möchte jeder vermeiden. Aber er sucht doch auch sein irdisches Glück. Darum möchte er eben beides miteinander vereinigen: das Streben nach irdischem und himmlischem Reichtum. Das aber 24 ist unmöglich. Die Wege führen auseinander: „Keiner kann zwei Herren dienen.“ Es kam tatsächlich vor zu Jesu Zeiten, daß ein Sklave zwei Herren hatte. Wir sehen das aus verschiedenen talmudischen Bestimmungen für solche Fälle. Gerade manche Sagenen bezüglich der Sklaven verraten diese Schwierigkeit, von der der Herr spricht, die also den damaligen Zuhörern praktisch und lebendig vor Augen stand. Ebenso und noch unmöglicher ist es, Gott und dem Mamon zugleich zu dienen. Mamon ist ein aramäisches Wort von zweifelhafter Herkunft, das den äußern Besitz in seinem ganzen Umfang bedeutet: Geld, Häuser, Äcker, Sklaven usw. Der griechische Übersetzer des Matthäus hat das seinen Lesern vom Hören bekannte Wort stehen gelassen, weil es geradezu zur Personifizierung des Reichtums geworden war.

Daraus entstand später die Meinung, es bezeichne eine syrische Gottheit. Natürlich wendet sich der Heiland mit diesen scharfen Worten nicht gegen den Besitz bzw. die Besitzer an sich. Auch Joseph und Maria besaßen ihr Häuschen in Nazareth und die notwendigen Handwerkszeuge, mit denen sie, wie Jesus selbst bis zu seinem 30. Jahre, ihr Brot verdienen. Aber ihr geringer Besitz diente ihnen als Mittel, ihren gottgewollten Beruf zu erfüllen. Nicht sie dienten ihrem Besitz.

Jesus ist von eiserner Konsequenz. Nicht nur in seinem eigenen Leben. Auch in dem, was er von andern fordert. Schließlich will ja nicht jeder reich werden. Mancher ist ganz zufrieden, wenn es reicht zu einem behaglichen Dasein und bescheidenen Lebensgenuss. Aber das zu erreichen, ist zunächst sein Lebensziel. Und solange er es noch entbehren muß, dreht sich sein ganzes Kümmeren und Fürchten und Sorgen um diesen Punkt. Auch ein solcher „dient“ dem Besitz. Er hat nicht die innere Freiheit, die nötig ist, um mit ganz ungeteilter Seele sein Auge klar und fest auf das ewige Ziel zu richten.

25 „Darum sage ich euch: Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr zu essen haben werdet, oder für euren Körper, was ihr zum Anziehen habt.“ Der Ausdruck des Matthäus ist bezeichnend. Er gebraucht nicht das Wort *phrontizein* = sorgen im Sinne von vernünftigem Nachdenken und Überlegen und dementsprechendem Handeln. Ein solches Sorgen will Jesus nicht verbieten. Das ist vielmehr des Menschen Pflicht, dem Gott zu diesem Zwecke den Verstand und seine übrigen Kräfte gegeben hat. Diese Pflicht betont der hl. Paulus im zweiten Thessalonicherbriefe: „Solchen [Müßiggängern] schärfen wir allen Ernstes ein in dem Herrn Jesus Christus, in stiller Arbeit sich ihr Brot selbst zu verdienen“ (2 Thess. 3, 12). Hier aber steht das Wort *merimnan* = Sorge, Kummer, Gram. Wir sollen nicht dermaßen innerlich abhängig sein von den Bedürfnissen des leiblichen Lebens, daß wir in ängstlicher Sorge, im Nachgrübeln darüber uns verzehren, in einem Sorgen und Grübeln, wodurch unsere Seele geteilt, hin und her und von Gott weg gezerrt wird. Auch letztere Bedeutung klingt noch mit in der Etymologie des griechischen Wortes. Die Forderung Jesu bleibt trotzdem noch stark. Er will seinen Jünger nicht nur losreißen vom Reichtum. Dessen Seele muß überhaupt losgelöst sein von allem, selbst dem lebensnotwendigen Besitz, wenn sie fähig sein soll, ganz ihr überirdisches Ziel ins Auge zu fassen und zu verfolgen. Wie schwer das aber für uns arme Menschen ist, das weiß Jesus auch. Gewiß, der, für den gesorgt ist, mag sich unbekümmert himmlischen Betrachtungen hingeben. Aber der Mensch, der mit der Not des Lebens ringt, ganz besonders, wenn er nicht nur für sich kämpft, sondern vielleicht noch für Frau und Kinder, dem ist es kaum möglich, beim vernünftigen Überlegen und entsprechenden Handeln Halt zu machen und nicht von Kummer und Gram mit fortgerissen zu werden.

Auch Jesus weiß das, wie gesagt. Und man fühlt aus den folgenden Mahnungen sein mitleidiges, verstehendes Herz heraus, wenn er wie eine Mutter

die Trostgründe zusammensucht für die von Kummer und Sorge geplagten Menschenkinder. Es sind freilich, wie bei ihm nicht anders zu erwarten ist, lauter Gründe aus dem Glauben. Aber man braucht nicht erst das Leben der Heiligen nachlesen: Wer sich ein bißchen im Leben umsieht, und wer selber ein wenig wirklichen Glauben besitzt, der weiß aus Erfahrung, daß der Glaube eine Macht ist. Nicht nur eine Macht, die der Seele innere Kraft zum Aushalten schenkt, selbst wenn der Leib verhungert. Nein, auch eine Macht, die manchmal Gottes äußere Hilfe sozusagen herbeizaubert, für die, die ihrer Pflicht gemäß, so gut sie konnten, selbst „vernünftig gesorgt“, und dazu gebetet und geduldig in Gottes Prüfung ausgehalten haben. „Überlegt also doch“, mahnt der Heiland, „ob Gott, der euch das Wertvollere geschenkt hat, Leben und Leib, nicht auch das minder Wertvolle, was zur Fris-
 26 tung des Lebens gehört, dazugeben wird.“ Wir brauchen ja nur den Vögeln des Himmels zuzugucken, wie sie mit fröhlichem Gezwitzher von Ast zu Ast fliegen. Die leben ganz sorglos, sie säen nicht und ernten nicht und sammeln nicht in Scheunen, und Gott nährt sie doch. Natürlich will Jesus nicht sagen, wir sollten ebensowenig arbeiten wie sie, und es Gott allein überlassen, uns zu nähren und zu kleiden. Denn zum planmäßigen Arbeiten sind wir da. Aber wir stehen zu Gott „unserem himmlischen Vater“ in einem ganz andern Verhältnis als diese Vögel. Wir sind seine Kinder, also vor Gottes Augen „viel wertvoller“ als alle andere Kreatur.

Der Heiland sieht es den Gesichtern seiner Hörer an, wie gerne sie ja auch die drückenden Sorgen abschütteln möchten, wenn sie nur könnten. Da wird seine Stimme noch sanfter und eindringlicher zugleich: Was
 27 nützt euch denn alles Grübeln? Ihr könnt ja doch damit euer Leben nicht einmal um eine kleine Spanne verlängern. Wenn ihr alles getan habt, was in eurer Menschenmacht steht, bleibt euch nichts anderes übrig, als abzuwarten, was Gott nun beschlossen hat. Also laßt das Grübeln lieber bleiben und habt statt dessen Vertrauen. Manche übersetzen das griechische Wort mit Leibeslänge oder Wuchs statt Lebensdauer. So kann es allerdings auch heißen. Aber hier, wo Jesus darauf hinweisen will, daß wir nicht einmal eine Kleinigkeit durch unser Grübeln bewirken können, paßt dieser Sinn nicht. Denn seiner Leibeslänge eine ganze Elle anzusehen, das wäre gerade keine unauffällige Kleinigkeit. Daß aber hier die Zeit mit einem Längenmaß gemessen ist, war im Altertum ebenso unmißverständlich wie bei uns, die wir auch sonst von einer Zeitspanne reden. In seiner innigen Naturverbundenheit, wie sie nur der so lebendig empfinden kann, der in der Natur und hinter ihr überall den Schöpfer erblickt und für den darum die Schöpfung selbst ein von Gottes Hauch und Gedanke durchwehter Kosmos ist, dessen einzelne Glieder durch Tausende von Beziehungen wie durch Gold-
 28 fäden verknüpft sind, fährt Jesus fort: „Seht doch hin auf die Lilien des Feldes.“ Ob es gerade Lilien waren und welcher Art, darüber herrscht gelehrter Streit. Das Wort ist wohl ebensowenig zu pressen wie oben

„brosis“. Er meint die Blumen überhaupt, die in liebliche, zarte und glühende Farben wie in Gewänder von Seide und Samt gehüllt ringsum den Boden bedecken. „Sernet von ihnen“ — auch diese Bedeutung steckt in dem griechischen Wort — „Sie tun gar keine Arbeit, noch weniger als die Vögel, die doch ihre Nahrung selber aufpicken, weder schwere, mühevollen Männerarbeit — so legt es der griechische Ausdruck nahe — noch die Arbeit der 29 Frauenhände, das Spinnen. Und doch besaß Salomo, für den Tausende von Menschenhänden sich regten, keinen solchen Prachtmantel wie eine von ihnen. 30 Wenn nun Gott das Unkraut auf dem Acker so kleidet, das keinen andern Zweck hat als zu blühen, und, nachdem der Ostwind, der über Nacht kommen kann, es ausgeblüht hat, im Ofen zu brennen, wieviel mehr wird er euch kleiden, deren Lebenszweck so kostbar ist. Ihr seid also wirklich „Kleingläubige“ = noch sehr klein im Glauben.“ Dem Heiland, für dessen menschliche Seele der Glaube die ganze Richtschnur und Kraft des Lebens bedeutet, und der das ganze Leben der Seinigen auf diesem Glauben aufbauen will, sind solche 31 kleingläubige Fragen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Was werden wir anziehen? in tiefster Seele zuwider. Man hört es jetzt noch, wenn man die Rede aufmerksam liest, wie seine vorhin so einschmeichelnde 32 Stimme ärgerlich wird: „Nach all dem trachten die Heiden“, die überhaupt keinen Glauben und keinen Gott und keinen Himmel haben. Die müssen allerdings gänzlich aufgehen in der Sorge, wie sie die paar Tage des Erden-daseins sich so schön machen als möglich. „Euer himmlischer Vater weiß doch, daß ihr das alles braucht“, also habt Vertrauen!

Wer an einen Vater im Himmel glaubt, hat andere dringendere Sorgen, 33 solange er noch auf Erden lebt: „Suchet in erster Linie sein Reich und seine Gerechtigkeit“, die Gerechtigkeit, die sein eigenes inneres Wesen ausmacht, die er den an ihn Glaubenden schenkt — Paulus führt diesen Gedanken weiter aus —, die aber jeder aufrichtig und mit Anstrengung auch selber suchen muß, weil sie die einzige und notwendige Ausstattung ist, um in Gottes Endreich einmal hineinzugelangen. „Dann wird euch dies andere alles hinzugegeben werden.“ Hier wird es ganz klar, was Jesus will: Er verbietet keineswegs das vernünftige Bemühen um Nahrung und Kleidung. Aber das ganze Denken und Sinnen und Bemühen des Menschen muß „in erster Linie“ auf sein überirdisches Ziel gerichtet sein, und alles andere Streben soll nur stattfinden in Unterordnung unter dieses, soweit es zum übernatürlichen Ziele dienlich und notwendig ist. Dann wird auch Gott diese Ordnung einhalten und das für das irdische Leben Notwendige dreingeben. „Wenn wir es nur fertig brächten.“ — Diese Bedenken lesen Jesu Augen auf den Gesichtern seiner Zuhörer und sein allwissender Geist sieht es in den Seelen so vieler geplagter Erdenbewohner aller Zeiten. Da wandelt sich seine Strenge sofort wieder in Milde, und voll Mitleid steigt er 34 herab zu den Menschen, die nicht hinauf können zu ihm. „Also macht euch doch keinen Kummer wegen des Morgen.“ Wenn ihr es nun einmal nicht

fertig bringt, in kindlichem Gottvertrauen sorglos dahinzuleben, dann plagt euch wenigstens nicht mehr als nötig ist. Laßt es genug sein mit der Plage des Heute. Morgen könnt ihr dann weiter sehen.

Es ist eine herrliche Rede des Heilandes, die uns wie wenige in seinen großen Geist und sein reiches Gemüt hineinblicken läßt. Dieser Geist, der Zeit und Ewigkeit, Natur und Übernatur, die ganze Schöpfung vom Grashalm bis hinauf zum Menschen mit einem einzigen Blick, mit einem so wunderbar „einfachen und gesunden und klaren Auge“ überschaut, und alles bis in die letzte Konsequenz zu Gott hinführt, von dem es ausgegangen ist. Dieses Gemüt, so warm und froh wie die Sonne, die sich im See Genesareth spiegelt, und in den farbigen Blumenfeldern der Ebene leuchtet, und doch so voll innigen Verständnisses und Mitgefühls für die armen erdgebundenen Menschen, die nicht mit ihm vom Anblick jedes Grashalms und jedes Krokodils, das in den Zweigen zwitschert, sich frei und leicht hinaufschwingen können zum Schöpfer Vater. Darum bietet seine Rede auch dem Prediger ein Vorbild, das er nicht genug studieren kann, um zu lernen, wie er zwar seine Forderungen mit unbeugsamer Konsequenz orientieren muß nach den ewigen Wahrheiten, wie es aber zugleich nötig ist, in liebevollem Verstehen der menschlichen Hemmnisse und Schwächen gleichsam hinauf- und hinabzusteigen, um den schweren Erdenmenschen sachte und zielbewußt von der Erde loszulösen und zu Gott hinaufzuziehen.

Kritiker, die es besser zu verstehen glauben als der Heiland, werfen die häßliche Frage auf, ob Jesus nichts gemerkt und gewußt habe von dem Kampf ums Dasein in der ganzen Natur, und daß im kalten Winter z. B. auch mancher Vogel erfriert und verhungert. Doch, Jesus hat es gewußt, wahrscheinlich fast so gut wie seine klugen Kritiker. Aber er wollte nämlich keine umfassende Naturphilosophie liefern, sondern auf das Wesentliche aufmerksam machen. Und das war zu seiner Zeit und ist es auch heute noch und wird es immer bleiben, etwas, worüber wir immer mehr staunen, je mehr unsere Kenntnis der Natur sich erweitert und vertieft: wie trotz des allgemeinen Kampfes ums Dasein oder gerade für diesen allgemeinen Kampf die Lebewesen bis zum Kleinsten und Schwächsten herab so wunderbar fein, man möchte manchmal geradezu sagen, so raffiniert schlau ausgerüstet sind, daß in diesem allgemeinen Kampf der Zweck der Natur erreicht wird: die Erhaltung und Fortpflanzung auch der schwächsten Arten. Allerdings besteht da ein Unterschied, auf den der Heiland aber selber mit Nachdruck hingewiesen hat: So ein Vogel z. B. hat keinen individuellen Zweck. Wenn er sein Nest gebaut, seine Eier gelegt und ausgebrütet hat, dann hat er sein Ziel erreicht. Er kann schon einmal vom Baume fallen und sterben: das Vogelschlecht lebt weiter. Jeder Mensch hat aber einen eigenen persönlichen Zweck: seine unsterbliche Seele zu retten. Darum hat Jesus auch gesagt: „Seid ihr nicht viel mehr wert als sie?“ Wenn Gott schon für die Vögel sorgt, dann wird er erst recht Sorge tragen für euch, daß ihr euer Ziel erreicht. Dieses

Ziel ist freilich nicht von dieser Welt, sondern dort drüben. Darum erwartet auch kein wahrhaft Gläubiger von Gott eine Lebensversicherung bis ans Ende der Welt. Sondern er vertraut, daß Gott ihm, wenn er in erster Linie sein Reich und seine Gerechtigkeit sucht, auch alles dazu geben wird, was er zum natürlichen Leben braucht, bis er jenes übernatürliche Ziel gefunden hat.

Die unmittelbaren Hörer dieser Rede hatten es allerdings leichter als wir. Das trifft zu, auch wenn Jesus die Bergpredigt nicht am See Gennesaret gehalten hat in der damals so üppig fruchtbaren Ebene, wo nach der Schilderung des Iosephus Flavius Trauben und Feigen und Datteln und Weizen und Gerste und alle Arten von Nutzpflanzen miteinander wetteiferten, wer zuerst Frucht bringt und wer nach der Frucht zuerst wieder anfängt zu blühen. Der alte Orientale, wie auch der jetzige noch, brauchte überhaupt viel weniger. Als Kleidung genügte ihm der Chiton oder das hemdartige Unterkleid, darüber der Mantel, der zugleich als Bettdecke diente. Den größten Teil des Jahres konnte er im Freien zubringen, und an die Wohnung stellte er so bescheidene Ansprüche, daß der ärmste Bauernknecht bei uns damit nicht mehr zufrieden wäre. Das meißt sehr kleine Lehmhäuschen, mit einem Dach aus Holzbalken und Zweigen und darüber festgestampftem Lehm, besaß gewöhnlich nur einen Raum, der zugleich Schlaf- und Ess- und Wohnzimmer und Küche der ganzen Familie war. Zwar gab es bei besseren Leuten darin einen Tisch und Stühle, gewöhnlich ohne Lehnen, und auch ein Sofa. Aber nötig waren diese Möbel nicht. Denn man saß auf dem Boden mit unterschlagenen Beinen ebensogut. Betten kannte man überhaupt nicht. Eine für die Nacht ausgebreitete Matte oder eine Decke versah diesen Dienst. Da haben wir jetzige Kulturmenschen freilich viel zahlreichere und größere Bedürfnisse. Das merkt man schon, wenn man den Koffer packt, um auch nur eine Nacht an einem fremden Orte zuzubringen. Und unsere Wirtschaftsverhältnisse sind leider auch viel komplizierter als damals, wo jedermann Arbeit und Brot finden konnte, wenn er nicht gar zu bequem dazu war. Aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß manche unserer anerzogenen und angewöhnten „Bedürfnisse“, wenn es darauf ankommt, eben doch keine Bedürfnisse sind, und daß uns der Heiland nicht ein sorgenloses behagliches Leben versprochen hat, sondern nur das Lebensnotwendige, solange wir dieses irdische Leben überhaupt brauchen zur Erreichung unseres überirdischen Zieles. Daß er dir dieses Lebensnotwendige tatsächlich doch immer wieder verschafft hat, beweist die Tatsache, daß du noch am Leben bist. Wenn es aber manchmal schwer mit dieser Beschaffung gehalten hat und du oft nicht wußtest, wie lange es reichen wird, so war das vielleicht eine weise und gütige Vorsehung Gottes. Wir Menschen sind nun einmal so: Solange wir satt sind und uns keine Sorgen zu machen brauchen, wie wir es wieder werden können, richten wir uns behaglich ein in dieser Welt, jeder in seiner Weise, und machen uns wenig Sorge um die zukünftige. Wen aber Entbehrung und Sorge umgibt, der fängt an, sich hienieden als „Fremdling und Weisag“ zu fühlen. Das aber ist das Gefühl der Auserwähl-

ten (vgl. 1 Petr. 1, 1). Diese Menschen werden dem irdischen Leben mit seinen mannigfaltigen Bedürfnissen, seinen Freuden und Leiden gegenüber innerlich frei. Sie tun ihre Pflicht in vernünftigem Sorgen, in Arbeit und Gebet ums „tägliche Brot“. Dann aber legen sie alles in Ruhe in Gottes Hand und erwarten von seiner Vorsehung, was kommt, „wohl wissend, daß denen, die Gott lieben, alles zum Guten gereicht“ (Röm. 8, 28), aber auch wohl sich bewußt, daß dieses „Gute“ keineswegs immer sich zu decken braucht mit dem, was sie vom irdischen Standpunkt aus sich als Gutes geträumt hatten.

NICHT RICHTEN, SONDERN BETEN UND HANDELN!
Kap. 7 Vers 1–12.

(1) „Richtet nicht! Sonst werdet ihr gerichtet! (2) Denn mit demselben Urteil, mit dem ihr richtet, werdet ihr auch gerichtet werden. Und mit demselben Maße, mit dem ihr messet, wird auch euch zugemessen werden. (3) Warum siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, den Balken aber in deinem Auge beachtest du nicht? (4) Oder wie kannst du zu deinem Bruder sagen: Laß mich, ich will den Splitter aus deinem Auge wegnehmen, und der Balken ist doch in deinem Auge? (5) Heuchler, wirf erst den Balken aus deinem Auge heraus. Dann magst du genau hinschauen, um den Splitter aus dem Auge deines Bruders wegzunehmen. (6) Gebt das Heilige nicht den Hunden, und werfet eure Perlen nicht vor die Schweine. Sonst zertreten die sie noch mit ihren Füßen und machen dann kehrt und zerreißen euch. (7) Bittet, so wird euch gegeben werden. Suchet, so werdet ihr finden. Klopft an, so wird euch aufgetan werden. (8) Denn jeder Bittende empfängt, und der Suchende findet und dem Anklopfenden wird aufgetan werden. (9) Oder wo ist unter euch ein Mensch, den sein Sohn um ein Brot bittet — wird er ihm da einen Stein dafür geben? (10) Oder wenn er um einen Fisch bittet, wird er ihm eine Schlange dafür geben? (11) Wenn also ihr, obwohl ihr böse seid, es versteht, euern Kindern gute Gaben zu schenken, wieviel mehr wird euer Vater im Himmel denen, die ihn bitten, Gutes geben. (12) Alles also, was ihr selbst von den Menschen euch gegenüber getan haben wollt, das tut auch ihr ihnen in gleicher Weise. Denn das ist der Inhalt des Gesetzes und der Propheten.“

Die Kritiker finden in diesen Sätzen nur eine Reihe ziemlich zusammenhangloser Aussprüche Jesu, mit denen Matthäus die Bergpredigt ausgefüllt habe. Sie beachten eben nicht, daß Jesus, wenn er stundenlang das Volk belehrt hat, weit ausführlicher gesprochen hat, als hier steht. Matthäus gibt nur eine kurze Skizze der Hauptgedanken, die Jesus selbst als echter orientalischer Volksredner in knappen, markanten Worten zusammenzufassen pflegte und die er als guter Lehrer in dieser Form bei verschiedenen Gelegenheiten häufig wiederholte. Ganz seiner sonstigen Art entsprechend, überläßt es der Evangelist dem nachdenklichen Leser selbst, den verbindenden Gedanken zwischen den Zeilen zu lesen. Dieser Gedanke aber ist so klar, daß es keineswegs eines Studiums mit vorgefaßter Meinung bedarf, um ihn erst hineinzulesen. Bei unbefangener Lektüre springt er von selbst heraus. Jesus hatte auseinandergelegt, mit welchem zielbewußten Ernst sein Jünger den Blick vom

Irdischen weg geradeaus auf das Ewige richten muß. Nun aber sind Menschen, die das Irdische verachten, andrerseits gar zu leicht geneigt, auch ihre Nebenmenschen auf Erden geringzuschätzen, ebenso wie sie im stolzen Bewußtsein der eigenen religiösen Anstrengung es an harter Kritik der andern nicht fehlen lassen, gleichsam als gebe ihnen ihre persönliche Frömmigkeit das Recht, am Richteramt Gottes teilzunehmen. Beispiele dafür bieten nicht nur die Eyniker der alten Griechen und die jüdischen Pharisäer. Es gibt deren genug zu allen Zeiten. Vor diesem häßlichen Fehler warnt Jesus mit auf-
 1 fallender Schärfe. Die ganze Sprache verrät seine innere Empörung. „Nichtet nicht. Sonst werdet ihr gerichtet!“ Denn in diesem Fall gilt allerdings auch vor Gott der schon den alten Schriftgelehrten geläufige, im Talmud häufig wiederkehrende Grundsatz „Maß gegen Maß“ (vgl. 3 Mos. 24, 19 u. 20).
 2 Denselben Maßstab der Beurteilung, den der Mensch an seinen Nebenmenschen anzulegen pflegte, wird auch Gott an ihn anlegen beim Gerichte. Hat er milde geurteilt, so wird auch Gott milde urteilen. Hat er streng, schonungslos, erbarmungslos geurteilt, so wird Gott das gleiche tun. Es ist unbegreiflich, warum so oft gerade fromme Leute, die sich abquälen, durch außerordentliche Übungen der Frömmigkeit sich ein mildes Gericht zu sichern, gar nicht auf den Gedanken verfallen, dieses einfachste, von Jesus selbst ihnen dargebotene Mittel zu benutzen. Der wahre Jünger Jesu aber wird sich hüten, zu richten, wo er nicht muß. Und wenn es nötig ist, wird er bei aller Grundsätzlichkeit gegenüber der Sache die Person so milde beurteilen, als er kann. Aber die Kritikersucht bekommt wie alle Untugenden einen schönen Mantel umgehängt: es ist der scheinbare Besserungseifer, der diesen Leuten
 3 die Zunge weht. „Wie kannst du den Splitter im Auge deines Bruders sehen, den Balken aber in deinem Auge beachtest du nicht!“ Wie sehr dieser löbliche Eifer nur zum Scheine besteht, zeigt ihre Blindheit gegen sich selbst. Den kleinsten Fehler des Mitbruders nehmen sie wahr, aber den „Balken im Auge“ — sagt Jesus mit absichtlicher Übertreibung — beachten sie nicht. Merken müssen sie ja „den Balken“. Aber der Ausdruck im Evangelium ist fein gewählt. Katanoëin heißt nicht einfach „erkennen“ (= sehen), sondern „mit dem Verstande erkennen“, sich seine Gedanken machen über das Erkannte, einsehen und beherzigen! Über seine eigenen balkenartigen, auffälligen Fehler setzt sich der Kritiker mit bewundernswerter Leichtfertigkeit hinweg. Und ein Mensch mit solch verlogenen Innern maßt sich an, seinen Mitbruder zu bessern! Dazu bist du gar nicht imstande, fährt Jesus weiter. Denn wer seinem Nächsten einen Splitter aus dem Auge nehmen will, bedarf zu dieser feinen Operation vor allem selbst eines feinen, scharfen Auges. Sonst wird er eher das Auge des andern zerstören statt heilen. Also wer den Balken im eigenen Auge hat, lasse seine Finger weg vom Auge des andern. Wer nicht sowohl geübt ist in strengem sittlichen Kampf mit sich selbst als auch ausgerüstet mit einem tief wohlwollenden Herzen, ist gar nicht fähig, den sittlichen Fehler seines Nächsten richtig zu beurteilen, geschweige denn zu heilen.

Er wird den Schaden nur noch vergrößern. Bequemer ist es freilich, beim andern anzufangen, als bei sich selbst. Der Heiland aber nennt einen solchen Menschen mit seinem angeblichen Weltverbesserungseifer mit Recht einen 5 Heuchler. Denn wäre es ihm wirklich ernst mit diesem Eifer, dann finge er bei sich selbst an und fände da überreiche Arbeit. Jesus war zornig, als er diese Worte sprach. Und es ist sonderbar, wie viele Christen diese Worte als einen Scherz zu betrachten scheinen.

Nun wäre es allerdings verkehrt und eine falsche Folgerung aus Jesu Worten, wollten seine Jünger gänzlich urteilslos durch die Welt gehen und wie naive, vertrauensfelige Kinder vor allen Menschen ihr Inneres ausbreiten mit den kostbaren Gnadenschatzen des Evangeliums. Auch das wäre ein falscher, weil kritikloser Missionseifer. Es gibt eben nun einmal leider Menschen, die ihre eigene Bosheit gänzlich unempfänglich gemacht hat für diese Schätze der Wahrheit und der Gnade. Da wäre es, wie wenn man 6 „Hunden das Heilige“ — gemeint ist mit dem bildlichen Ausdruck „heiliges Opferfleisch“ — hinwürfe. Sie würden es auffressen wie gewöhnliches Fleisch, und so wäre es entweiht. Gottes Wort, und was es Feines und Zartes in der eigenen Seele gewirkt hat, soll man nicht Leuten preisgeben, die es höchstens als interessante Neuigkeit aufnehmen, um nachher darüber Witz zu machen. Ja es könnte noch Schlimmeres geschehen. Es könnte zugehen, wie wenn man Perlen vor Schweine schüttet. Diese Tiere, die nur Verständnis besitzen für etwas, was gefressen werden kann, würden in der Wut über die Enttäuschung die kostbaren Perlen zerstampfen und obendrein die, von denen sie sich getäuscht fühlen, mit ihren Hauern zerfleischen. Es gibt auch solche Menschen.

Jesu scharfe Worte scheinen ihren Eindruck nicht verfehlt zu haben auf die ihm zuhörenden Jünger. Das in ihnen so wuchtig geweckte Bewußtsein ihrer eigenen sittlichen Unfähigkeit und die Enthüllung der inneren Verdorbenheit so vieler Menschen mag ihnen nicht nur bange gemacht haben vor ihrer Aufgabe, „das Salz und Licht dieser Welt“ (5, 13 ff.) zu sein. Unwillkürlich mußte sich ihnen auch die Frage aufdrängen, die sie bei einer späteren ernstern Rede des Heilandes ausgesprochen haben: „Wer kann da überhaupt gerettet werden?“ (19, 25.) Jesus hat keinen Grund, von seinen Worten etwas zurückzunehmen oder deren Eindruck abzuschwächen. Aber um 7 so dringender klingt seine Mahnung: „Betet, so wird euch gegeben werden. Suchet, so werdet ihr finden. Klopft an, so wird euch aufgetan werden.“ Alle drei Ausdrücke besagen mit und ohne Bild dasselbe: Betet. (Auch im Talmud findet sich das Bild vom Anklopfen wiederholt im gleichen Sinne.) Was euch selber fehlt, will er ihnen sagen, um eure eigenen Seelen und die anderer zu retten, das könnt ihr nur erlangen durch eifriges, anhaltendes 8 Gebet. Aber euer Gebet wird sicher erhört. Die dreimalige, mit gleicher Eindringlichkeit wie die Aufforderung dazu ausgesprochene Verheißung begründet Jesus mit einem Schluß vom Kleineren zum Größeren. Unter seinen Zu-

hören wird man doch wohl vergebens einen solch unnatürlichen Vater finden, 9 der seinem bittenden hungrigen Kind, um es zu verspotten, statt eines Stückes Brot einen ähnlich aussehenden Stein reichen würde, oder gar aus Bosheit 11 statt eines Fisches eine giftige Schlange. „Wenn also ihr, die ihr böse seid — Jesus leugnet diese Voraussetzung der Furcht der Jünger ganz und gar nicht —, es versteht, euren Kindern gute Gaben zu schenken, wieviel mehr wird euer Vater im Himmel denen, die ihn darum bitten, Gutes geben!“ Wir werden also auf jedes Gebet „Gutes“ erhalten. Daß es stets genau das sein wird, worum wir gebeten haben, hat der Heiland nicht versprochen. Aber „Gutes“ wird es immer sein. Welcher Art Gutes, hat er bei einer andern Gelegenheit nach Lukas genauer gesagt: „heiligen Geist“, also inneres Gutes für die Seele: Gnade. Daß der Mensch natürlich auch mit dieser Gnade dann noch mitwirken muß, und daß am Mangel dieser Mitwirkung wegen seines gänzlich von Gott abgekehrten Willens der Erfolg des Gebetes für manchen jener Unempfänglichen doch noch scheitern kann, braucht nicht eigens beigelegt zu werden.

„Also“ — so sagt der Herr die neutestamentliche Moral der Bergpredigt 12 kurz zusammen — „alles, was ihr von den Menschen euch gegenüber getan haben wollt, das tut auch ihr ihnen in gleicher Weise. Das ist der ganze Inhalt des Gesetzes und der Propheten.“ In der That, wer stets im Umgang mit dem Nächsten sich fragen würde: Wie möchte ich in diesem Falle behandelt sein? der brauchte weder Moralbücher nachzuschlagen noch seinen Beichtvater zu befragen. Das ist überdies — auch dieser Gedanke liegt ohne Zweifel im Zusammenhang — außer dem Gebet das beste Mittel, uns über den Zustand unserer Seele zu beruhigen, wenn ängstliche Gedanken aufsteigen. Jeden Tag von neuem beten und Gutes tun. Dann gilt der wunderbare Satz im ersten Brief des heiligen Apostels Johannes: „Daran werden wir dann auch erkennen, daß wir Kinder der Wahrheit sind, und werden unser Herz vor seinem Angesichte beruhigen, daß, wenn unser Herz uns verurteilt, Gott doch größer ist als unser Herz und alles weiß“ (1 Joh. 3, 19 u. 20). Er weiß nämlich dann um unsern guten Willen. Und das genügt ihm.

In negativer Fassung findet sich der letzte Satz Jesu auch bei Hillel (20 v. Chr.). Der Talmud erzählt: „Einmal kam ein Heide zu Schammai. Er sprach zu ihm: Nimm mich als Proselyten auf, unter der Bedingung, daß du mich die ganze Tora lehrst, während ich auf einem Bein stehe. Er stieß ihn weg mit einem Baumaß, das er in seiner Hand hatte. Da ging er zu Hillel. Dieser nahm ihn als Proselyten auf. Er sprach zu ihm: Was dir unlieb ist, das tue keinem andern. Das ist die ganze Tora, und alles übrige ist Erklärung. Geh und lerne!“ Aber es ist ein himmelweiter Unterschied in diesen beiden Sätzen. Hillel erklärt in echt schriftgelehrter Weise, was verboten ist, woraus die Erlaubtheit von allem andern folgt. „Die positive Fassung in Jesu Mund geht über die negative Fassung ebenso weit hinaus, wie etwa „helfen und fördern“ hinausgeht über „nicht schaden“ (Villerbed).

NICHT NUR HÖREN, SONDERN HANDELN! Kap. 7 Vers 13–29.

(13) „Gehet ein durch die enge Pforte. Denn weit ist das Tor und breit der Weg, der ins Verderben führt, und es sind deren viele, die auf ihm hineingehen. (14) Wie eng aber ist die Pforte und wie schmal der Weg, der zum Leben führt, und es sind deren wenige, die ihn finden. (15) Hütet euch vor den falschen Propheten, die zu euch kommen in Schafskleidern, inwendig aber reißende Wölfe sind. (16) An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Sammelt man etwa von Dornen Trauben oder von Disteln Feigen? (17) So bringt jeder gute Baum gute Früchte, der verdorbene Baum aber bringt schlechte Früchte. (18) Es ist unmöglich, daß ein guter Baum schlechte Früchte bringe, und daß ein verdorbener Baum gute Früchte bringe. (19) Jeder Baum, der keine gute Frucht bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen. (20) Also an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. (21) Nicht jeder, der mich „Herr, Herr“ anredet, wird ins Himmelreich hineinkommen, sondern nur, wer den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist. (22) Viele werden an jenem Tage zu mir sagen: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen prophetisch gesprochen und in deinem Namen Teufel ausgetrieben, und in deinem Namen viele Wunder gewirkt? (23) Dann werde ich ihnen erklären: Ich habe euch niemals gekannt. Weichet von mir, die ihr die Gesetzeslosigkeit tut.

(24) Jeder aber, der diese meine Worte anhört und sie tut, der wird mit einem verständigen Manne zu vergleichen sein, der sein Haus auf den Felsen gebaut hat. (25) Da floß der Regen herab und die Ströme kamen und die Winde wehten und fielen über jenes Haus her. Und es stürzte nicht ein. Denn es war auf Felsengrund gebaut. (26) Und jeder, der diese meine Worte hört und sie nicht tut, wird einem törichten Manne zu vergleichen sein, der sein Haus auf den Sand gebaut hat. (27) Da floß der Regen herab und die Ströme kamen und die Winde wehten und stießen an jenes Haus. Und es fiel, und sein Fall war groß.“

(28) Und als Jesus diese Reden vollendet hatte, waren die Scharen ganz außer sich über seine Lehre. (29) Denn er lehrte sie wie einer, der Gewalt hat, ganz anders als ihre Schriftgelehrten.

Worin die neutestamentliche Gerechtigkeit besteht, hat Jesus seinen Jüngern und dem zuhörenden Volke gesagt. Auf die Ausführung kommt alles an. Die aber ist nicht leicht. Man muß sich ins Himmelreich gleichsam hinein-
13 zwängen wie durch eine schmale Pforte, sich hinaufwinden wie auf einem engen, steilen Weg. Darum sollen sie sich auch nicht abschrecken lassen durch die verhältnismäßig geringe Zahl ihrer Weggenossen. Denn der Weg zum Verderben ist geräumiger und bequemer. Kein Wunder, daß viele ihn vorziehen. — Hat Jesus hiermit die Frage beantwortet, ob die Mehrzahl der Menschen gerettet oder verdammt wird? Man könnte sagen: Jesus spricht nur davon, daß die meisten Menschen tatsächlich auf dem Wege des Verderbens wandeln, aber er äußert sich nicht über deren Endschicksal, das ja durch Gottes Barmherzigkeit eine andere Wendung finden kann. Aber er sagt von „den Vielen“ nicht nur, daß sie auf dem breiten Wege gehen, sondern daß sie h i n e i n g e h e n , also ins Verderben. Denn das griechische Wort

hat zwar gelegentlich im abgeschwächten Sinn auch die Bedeutung „gehen“. Hier aber ist es offenbar im gewöhnlichen und eigentlichen Sinn gebraucht. Außerdem sind Weg und Tor im Bilde ein und dasselbe: der Torweg. Zu beachten ist jedoch, daß diese Frage: „ob nur wenige gerettet werden“, dem Heiland einmal, wie Lukas erzählt, direkt von jemand vorgelegt wurde. Da antwortet er mit ganz ähnlichen Worten: „Ringet danach, durch die enge Pforte hineinzukommen. Denn viele werden suchen hineinzukommen, es aber nicht vermögen“ (Luk. 13, 24). Dort spricht er aber, wie der Zusammenhang beweist, von seinen Zeitgenossen, die die Belehrung zu seinen Lebzeiten versäumt haben und dann — gedacht ist wohl an den Fall Jerusalems im Jahre 70 — vergebens Rettung suchen werden. „Dann werdet ihr anfangen zu sagen: Wir haben doch in deiner Gegenwart gegessen und getrunken, und auf unsern Straßen hast du gelehrt.“ Somit wird sich auch die gleiche Aussage in der Bergpredigt auf seine verstockten unglücklichen Zeitgenossen beziehen, zumal es sonst ganz gegen die Gewohnheit Jesu ist, auf Fragen der Neugier bezüglich der letzten Dinge Antwort zu erteilen. Freilich, ernst genug ist die hier ausgesprochene Mahnung für die Menschen aller Zeiten. Denn die Pforte ist so klein und eng, daß schon, um sie überhaupt zu finden, der aufrichtige Wille erforderlich ist, sie zu suchen. Immerhin darf nicht übersehen werden, daß im Johannesevangelium Jesus sich selbst die Pforte nennt (Joh. 10, 7 ff.), daß er also mit diesen Worten zunächst die Ungläubigen bzw. noch nicht Gläubigen mahnt, den Anschluß an seine Person nicht zu verpassen.

Wo es sich aber darum handelt, einen Weg zu suchen, da stellen sich alsbald die Wegweiser ein. Das waren im Alten Bunde die von Gott beauftragten Propheten. Aber wie dort wird es auch im Neuen Bunde falsche
 15 Propheten geben. Sie kommen in „Schafskleidern“. Das Bild nimmt hier schon Züge der Wirklichkeit an, indem wohl an die haarigen Prophetenmäntel gedacht ist. Es will sagen: Sie werden sich mitten unter die Herde Christi gesellen, in Wort und Lebensweise sich ganz zu geben versuchen wie richtige Glieder der Kirche. Innerlich freilich sind sie reisende Wölfe, die nur ihren Egoismus befriedigen wollen auf Kosten der Gläubigen. Gerade weil sie mit der Gemeinde und wie die Gemeinde zu leben sich bemühen, sind sie um so schwerer zu erkennen. Und doch werden sie ihre wahre Ge-
 16 sinnung und Art nicht zu verbergen vermögen: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“ Wie es ein Naturgesetz ist, daß eine Pflanze nicht Früchte
 18 einer fremden Art hervorbringen kann, so wenig als ein guter Baum schlechte Früchte bringt und umgekehrt, so verhält es sich auch im geistig-sittlichen Leben. Mag einer sich noch so schlau bemühen, in Rede und Handlung zu heucheln, schließlich tritt seine verkehrte Gesinnung spontan gegen seine eigene Absicht zu Tage. Dieses Gesetz, von dem der Heiland hier spricht, ist aber auch wichtig für das sittlich-religiöse Leben und Streben jedes Menschen. Es ist schon gut und sehr empfehlenswert, äußere Fehler, z. B. lieblose Reden, mit Hilfe des

Partikularexamens zu bekämpfen und auszumerzen. Aber damit ist die innere Liebe noch nicht da. Sie einüben zu wollen durch einzelne Liebesakte, könnte leicht zur Selbsttäuschung führen, indem der Betreffende, wenn er die täglich vorgenommene Zahl mit dem Mund gesprochener Liebesakte erreicht hat, seinen inneren Mangel gar nicht mehr bemerkt. Die Tugend selbst kann eben nicht einergeriert werden. Sie muß aus dem Innern organisch herauswachsen. Es gilt, die Wurzel, d. h. die Gesinnung, zu verfeinern und übernatürlich zu veredeln. Das kann aber nur geschehen durch übernatürliche Veredelung des Bodens, in dem die Gesinnung wächst. Diesen Boden bilden die Gedanken des Menschen, seine Wünsche und Neigungen und Strebungen. Wir müssen unsere Seele mit großen, edlen und übernatürlichen Gedanken füllen, an denen sich das Gemüt erwärmt, nicht zu künstlichen Treibhausaffekten, die verdorren, sobald sie an die Luft des Alltags gebracht werden, sondern zu einem ruhigen, bleibenden, zähen inneren Sehnen und Streben. Das geschieht, außer durch Gebet, durch Mitleben mit der Liturgie der Kirche, durch fleißiges Lesen wirklich innerlicher Bücher, besonders der Heiligen Schrift, durch Nachdenken über sein eigenes Leben und auch das von andern. Besonders das Lesen der Heiligen Schrift war stets die Quelle, aus der die innerlichen Menschen geschöpft haben. Es ist in gewissem Sinne noch wertvoller als das Betrachten. Denn beim Betrachten macht sich der Mensch seine eigenen Gedanken an der Hand des Textes. Beim aufmerksamen Lesen aber spricht der Text selbst zu ihm. Dann gilt es freilich, die Knospen der Tugenden, die sich ansetzen an der Seele, sorgsam zu pflegen durch eifriges Benützen der Gelegenheiten zur Tugendübung, die das gewöhnliche Leben bietet. Und wenn dabei irgendwo ein verkehrter Trieb zum Vorschein kommt, dann ist das Partikularexamen das richtige Mittel, ihn zu entfernen.

- 19 Denn nicht nur den falschen Propheten gilt der Satz: „Jeder Baum, der keine gute Frucht bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen.“ Er
21 gilt jedem Jünger Christi: „Nicht jeder, der mich ‚Herr, Herr‘ anredet, wird ins Himmelreich eingehen, sondern nur der, der den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist.“ Jesus meint hier nicht die Bezeichnung „der Herr“, die ihm später in den Schriften des Neuen Testaments gewöhnlich gegeben wird und die nach dem damaligen allgemeinen Sprachgebrauch soviel heißt wie „Gott“. Im gewöhnlichen Leben war „Herr“ soviel wie „Besitzer“, also auch „Gebietet“. Darum war es die Anrede, die der irgendwie Untergeordnete dem ihm Übergeordneten gab. So nannte die Ehefrau ihren Mann „Herr“. Ebenso redeten die Kinder in ehrerbietiger Weise den Vater an, die Sklaven ihren Herrn, die Beamten ihren Vorgesetzten, besonders gern der Bittsteller den, den er mit einer Bitte angehen wollte. In diesem Sinne wurde auch Jesus oft mit „Herr“ angeredet von den Leuten, die bei dem berühmten Wundertäter Heilung ihrer Gebrechen suchten. Diese äußere Ehrerbietung genügt aber noch lange nicht, um ins Himmelreich zu kommen, sagt Jesus. Denn damit ist noch nicht jenes innere Verhältnis hergestellt zu mir,

das ausschlaggebend ist für das ewige Heil. Jenes Verhältnis hat vielmehr zur notwendigen Voraussetzung, daß einer den Willen meines Vaters, wie Jesus bezeichnenderweise hier Gott nennt, tut.

Es ist auffällig, daß hier im Griechischen nicht, wie wir erwarten würden, der Aorist steht, *poiesas*, der je und dann, wo ein Gebot es verlangte, wo eine Versuchung zum Gegenteil verlocken wollte, den Willen Gottes getan hat. Sondern es steht das Präsens, *poion*: also der habituell ihn tut, dessen fortgesetztes Bemühen es ist, den gläubig aufgenommenen Willen Gottes in die Tat umzusetzen. Dieser Unterschied ist von großer Bedeutung. Wir Menschen beurteilen uns und erst recht andere nach den einzelnen Taten, nach den einzelnen Äußerungen des Innern. Gott beurteilt den Menschen nach dem Innern selbst, nach der ihm und seinen Taten innewohnenden Grundgesinnung. Kurz gesagt: Wir fragen: Was hast du getan? Gott fragt: Was bist du? Daß dieser Ausdruck tatsächlich so zu verstehen ist, ergibt sich aus dem Zusammenhang der ganzen Rede. Denn einerseits verlangt Jesus von den Seinigen höchste Vollkommenheit und spricht jedem den Eintritt ins Himmelreich ab, der sie nicht besitzt (5, 20). Andererseits erklärt er alle Menschen mit Einschluß der Jünger, an die die Rede in erster Linie gerichtet ist (5, 1 u. 2), für böse (7, 11) und deshalb für ganz und gar unfähig, zu richten (7, 1 ff.). Allen gilt deshalb die dringende Mahnung zu beten (7, 7), und zwar auch um Verggebung ihrer Schulden (6, 12). Und doch setzt Jesus wenigstens von der Mehrzahl seiner Jünger bestimmt voraus, daß ihnen das Himmelreich gehört (5, 3 ff.), daß sie also tatsächlich trotz ihrer täglichen Sünden die dazu nötige innere Verbindung mit ihm besitzen. Dieser scheinbare direkte Widerspruch ist mit obiger Erklärung gelöst: Sie gehören zu denen, die den Willen seines Vaters tun, die das Wort Gottes gläubig aufgenommen haben in ihr Inneres, und deren tägliches, fortgesetztes Bemühen es ist, es auch auszuwirken in den Handlungen ihres Lebens. Daß es in einzelnen Fällen, ja in sehr vielen einzelnen Fällen nicht immer gelingt, kommt von der *poneria* (7, 11), der Schlechtigkeit, her, die im Menschen liegt, von der Paulus im Römerbrief (Kap. 7) ausführlich handelt. Aber Gott schaut eben nicht auf die einzelnen Handlungen getrennt für sich, wie der weltliche Richter, sondern auf ihr Verhältnis zum gesamten aus dem Innern hervorgehenden Tun. Gewiß ist damit nicht geleugnet, daß ein Mensch dieses Verhältnis zu Christus auch durch eine einzige Tat zerreißen kann. Wir nennen diese Tat Todsünde. Aber die Todsünde kann nach dem hl. Thomas von Aquin nicht zustande kommen, wenn nicht innerlich die *aversio a Deo*, also der Bruch der Gesinnung, damit verbunden ist. Dazu aber ist nach demselben großen Lehrer erforderlich die *malitia gravis*, die wirkliche Bosheit, und zwar schwere Bosheit, mit der die Tat vollbewußt und vollgewollt geschah, wenn es auch natürlich nicht erforderlich ist, daß sie *ex malitia*, aus Bosheit, geschah, wie gewöhnlich nur der Teufel sündigt. So ernst also die Mahnung ist, die diese Worte Jesu für jeden Gläubigen enthalten, sich täglich fortgesetzt

zu bemühen, das gläubig aufgenommene Gotteswort in seinem Leben in die Tat umzusetzen, so enthalten sie auch einen großen Trost für den, der redlichen Willens strebt, dem aber einzelne, ja häufige einzelne Entgleisungen seiner Schwachheit Sorge bereiten. Und einen guten praktischen Wink sollen alle daraus entnehmen: Bleib nicht grübelnd am Einzelnen hängen. Daß du vorangehst, ist die Hauptsache. „Ich vergesse, was hinter mir liegt, und strecke mich aus nach dem, was vor mir liegt“ (Phil. 3, 13). Denn Gott schaut auf das Ganze.

Das also ist ausschlaggebend: das eigene Tun. Keineswegs aber besondere außerordentliche Gaben, die dem einen oder andern für sein Wirken nach
22 außen etwa verliehen werden. Viele, sagt Jesus, werden sich an „jenem Tage“, womit der Gerichtstag gemeint ist, auf solche Gaben berufen. Im Anfang des Christentums nämlich, da es galt, die neue Religion, die aus kleinen, unscheinbaren Anfängen heraus sich mitten im damaligen Heidentum durchsetzen sollte, auch äußerlich auffällig zu machen, verlieh Gott den Neubekehrten nicht nur die gewöhnlichen unsichtbaren inneren Gnaden, die auch jetzt noch aus Gebet und Sakramenten fließen, sondern sehr reichliche außerordentliche und auffällige Gaben, von denen der hl. Paulus im ersten Korintherbrief (Kap. 12 ff.) spricht. So gab es Christen, die „prophetisch sprechen“ konnten, was nicht nur soviel hieß als „die Zukunft voraussagen“, sondern überhaupt einen ungewöhnlichen Schwung der Rede in religiösen Dingen bezeichnete. Andere konnten Teufel austreiben, andere „Kraftwirkungen hervorbringen“, wie der Ausdruck eigentlich besagt, also Wunder oder sonstige außergewöhnliche Leistungen vollbringen. Diese Gaben, nur für das Wohl der Gesamtheit berechnet, sahen gänzlich ab von der innern sittlichen Beschaffenheit ihrer Empfänger, weshalb wohl mehr als einer derselben — die Briefe des hl. Paulus und Johannes lassen es ahnen — im Hochmut geradezu vom Glauben abgefallen und ein Irrlehrer geworden ist. Aber auch jetzt noch hütet sich die Kirche, einen Menschen bloß auf Wunder hin heilig zu sprechen, wenn nicht seine innere Heiligkeit selbst außer allem Zweifel steht. Erst recht verkehrt wäre es, wenn einer auf irgend ein seelsorgerliches Talent, sei es die Gabe zu predigen oder zu schreiben, sei es die Fähigkeit zu organi-
23 sieren oder was immer, sich etwas Besonderes zugute täte. „Ich werde ihnen erklären: Ich habe euch niemals gekannt.“ Das heißt natürlich nicht: Ich habe nichts von euch gewußt. Doch, er hat von ihnen gewußt. Sogar ganz genau. Er hat sie von jeher durchschaut und gesehen, daß ihnen trotz ihrer glänzenden äußerlichen Gaben jene innere Verbindung mit ihm fehlte, deren Vorbedingung und Auswirkung zugleich das Tun des Willens Gottes ist. Darum hat er sie nie anerkannt. Aus diesem Satz, in dem der Heiland ganz deutlich sich selbst als den Richter bezeichnet, geht klar hervor, daß die Stellung zu seiner Person das Ausschlaggebende ist im Gericht. Die Auffassung mancher Kritiker, Jesu Person gehöre nicht zum Evangelium, sei erst von Paulus hineingebracht, steht in direktem Widerspruch zu dieser

Stelle und allerdings auch zu sehr vielen andern der vier Evangelien (vgl. zu 20, 28). Daher besagt auch der Urteilspruch: „Weichet von mir“, das gleiche wie: „Weichet von der Seligkeit“, d. h. „Weichet von Gott“. „Die ihr die Gesetzeslosigkeit tut“ ist in gleicher Weise, nur negativ, zu verstehen wie oben „der den Willen meines Vaters tut“. In jedes Menschen Natur liegt — Paulus hat später diese Lehre weiter auseinandergelegt im Römerbrief und auch sonst — in Folge der Erbsünde „die Gesetzeslosigkeit“ oder die Sünde drin wie ein böses Prinzip, das zur Auswirkung drängt. Andererseits hat Gott jedem Menschen in der Rechtfertigung durch Jesus Christus seine eigene „Gerechtigkeit“ geschenkt — die heiligmachende Gnade —, die ebenfalls als Aktionsprinzip zur Auswirkung drängt. Auf den freien Willen des Menschen kommt es an, welches der beiden Prinzipien er in sich zur Auswirkung gelangen läßt. Danach richtet sich sein ewiges Schicksal.

Der Weg ist aufgezeigt. An den Zuhörern liegt es, ob sie ihn gehen. Wer sich dazu entschließen kann, der wird — am Gerichtstage wird es sich 24 herausstellen, daher das Futurum — einem verständigen Manne zu vergleichen sein, der sein Haus auf den Felsen gebaut hat. Im Sturmgebräus 26 des Gerichtes wird er bestehen bleiben. Wer aber Jesu Worte nur anhört, weil sie schön klingen, eine geistreiche, angenehm aufregende Unterhaltung bieten wie ein Theaterstück, ohne sie ins Herz aufzunehmen und danach sein Leben einzurichten, der wird einem törichten Manne zu vergleichen sein, der 27 sein Haus auf den Sand gebaut hat. Die Fluten des Gerichtes strömen ihn hinweg. „Sein Fall wird groß sein.“ Denn er bricht gänzlich zusammen, und es geht tief hinab in den ewigen Abgrund. Das ist der nächste Sinn der schönen Parabel. Doch ihre Gedanken erweitern sich ganz von selbst auch zu einem Bilde des diesseitigen Lebenschicksals. Auch in diesem Leben gibt es Stürme, die die Grundfesten des Daseins erschüttern. Wer sein Leben auf Jesu Wort und Person gebaut hat, den vermögen solche Stürme wohl zu rütteln und zu schütteln. Aber sie kriegen ihn nicht zu Boden. Wer es auf den Sand gebaut hat, sei es auf materiellen Reichtum und die durch ihn bezahlbaren Genüsse, sei es auch auf geistige Ideale, wie etwa Kunst, Wissenschaft, Liebe, aber ohne Gott, der wird enttäuscht sein. Denn nichts vermag der Menschenseele den tiefen Lebensinhalt und die starke Lebenskraft zu ersetzen, die beide nur der Glaube verleiht.

Der Eindruck dieser Rede war ein gewaltiger und ein anhaltender — das 28 besagt das Imperfekt im Griechischen. „Die Scharen waren ganz außer sich über seine Lehre.“ Sie waren wie betäubt. Eine Mischung von Eindrücken und Gefühlen, die sie nicht zu verarbeiten vermochten. Schrecken und Bewunderung, tief innere Ergriffenheit und Nicht-fassen-können. So hatten sie noch nie etwas gehört. Auch unter den Schriftgelehrten gab es berühmte Leute. Schammai und Hillel, die kurz vor Jesus gewirkt hatten, waren noch in aller Munde. Aber die alle hatten ganz anders gesprochen. Sie suchten vorsichtig tappend einen Weg durch das Gestrüpp der Gesetze und lehrten in gewun-

denen Schülausdrücken ihre ausgedachten Unterscheidungen. Er aber holte alles aus seinem eigenen Innern heraus und warf es wuchtig vor seine Hörer hin, nicht wie ein forschender Gelehrter, sondern wie einer, der selbst Vollmacht besitzt. Denn wenn sie auch die ganze Tragweite seiner Rede nicht zu fassen vermochten: die Art, wie er, ohne es ausdrücklich zu betonen, die Sittlichkeit mit seiner eigenen Person verbindet, ja von dieser Verbindung mit seiner Person die letzte Entscheidung abhängig erklärt und sich selbst als den hinstellt, der diese Entscheidung einmal fällen wird, ließ sie ahnen: hier spricht 29 einer, dem höhere Gewalt zu eigen ist. So hatte kein Prophet im höchsten Schwunge des Geistes zu reden gewagt. So kann nur der Gesetzgeber selber reden. Demgegenüber hat es nichts zu bedeuten, daß in einzelnen Sätzen und bildlichen Ausdrücken der Bergpredigt sich Anklänge finden an Gedanken, die auch den Schriftgelehrten schon geläufig waren. Der Inhalt, den diese durch die gesamte Predigt Jesu bekommen, ist so ganz anders und so wuchtig, daß auch jetzt noch der Leser, der die Bergpredigt auf sich wirken läßt, sich dem Eindruck nicht entziehen kann: Hier spricht „der Herr“.

DIE BEREITWILLIGKEIT JESU, ALLEN OHNE AUSNAHME ZU HELFEN. Kap. 8 Vers 1—17.

HEILUNG DES AUSSÄTZIGEN. Kap. 8 Vers 1—4 (Mark. 1, 40—45; Luk. 5, 12—14).

(1) Als er aber vom Berge herabstieg, folgten ihm große Volksmassen. (2) Und siehe, ein Aussätziger kam heran, warf sich ihm zu Füßen und sagte: „Herr, wenn du willst, kannst du mich reinigen.“ (3) Da streckte er seine Hand aus, faßte ihn an und sagte: „Ich will, sei rein.“ Und sofort wurde er rein von seinem Aussatz. (4) Da sagte Jesus zu ihm: „Hüte dich, es jemand zu sagen. Geh vielmehr und zeige dich dem Priester und bring die Gabe dar, die Moses vorgeschrieben hat, zum Zeugnis für sie.“

HEILUNG DES DIENERS DES HAUPTMANNS ZU KAPHARNAUM. Kap. 8 Vers 5—13 (Luk. 7, 1—10).

(5) Als er aber nach Kapharnaum hineinkam, trat ein Hauptmann zu ihm und bat ihn (6) mit den Worten: „Herr, mein Diener liegt gelähmt zu Hause danieder und hat schreckliche Schmerzen.“ (7) Er sagte zu ihm: „Ich selbst will kommen und ihn heilen.“ (8) Da antwortete der Hauptmann: „Herr, ich bin nicht würdig, daß du unter mein Dach trittst. Aber sag nur ein Wort, so wird mein Knecht geheilt werden. (9) Denn auch ich bin ein Mensch, der unter Kommandogewalt steht und Soldaten unter sich hat. Ich sage dem einen: Geh, und er geht, und dem andern: Komm, und er kommt, und meinem Diener: Tu das, und er tut's.“ (10) Als Jesus das hörte, wunderte er sich und sagte zu seiner Begleitung: „Wahrlich, ich sage euch, bei niemand habe ich solchen Glauben gefunden in Israel. (11) Ich sage euch aber: Viele werden von Osten und Westen kommen und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tische liegen. (12) Die Söhne des Reiches aber werden hinausgejagt werden in die Finsternis draußen. Dort wird das Heulen und Zähneknirschen sein.“ (13) Zu

Das Wirken Jesu in Galiläa: Die Bereitwilligkeit Jesu, allen zu helfen.

dem Hauptmann aber sprach Jesus: „Geh, wie du geglaubt hast, geschehe dir.“ Und in derselben Stunde wurde sein Diener geheilt.

DIE HEILUNG DER SCHWIEGERMUTTER DES PETRUS UND VIELER ANDERER. Kap. 8 Vers 14—17 (Mark. 1, 29—34; Luk. 4, 38—41).

(14) Und als Jesus in das Haus des Petrus kam, fand er dessen Schwiegermutter am Fieber zu Bette liegend. (15) Da nahm er sie an der Hand, und das Fieber verließ sie. Sie stand auf und bediente ihn. (16) Als es aber Abend geworden war, brachte man viele Besessene zu ihm. Und er trieb die Geister durch sein Wort aus und heilte alle Kranken. (17) So erfüllte sich das durch den Propheten Jesaias ergangene Wort: „Er hat unsere Leiden auf sich genommen und sich unsere Krankheiten aufgeladen“ (Is. 53, 4).

Nachdem Matthäus in Kap. 5—7 ein Beispiel der Predigt Jesu gegeben hat, zeichnet er in Ausführung der in Kap. 4 Vers 23—25 gegebenen Skizze in seiner knappen, markanten Weise in Kap. 8 Vers 1 bis Kap. 9 Vers 35 die Wundertätigkeit Jesu und seine mühevollen, in ruhelosem Wanderleben ausgeübte Tätigkeit überhaupt. Es kommt ihm dabei weniger darauf an, eine eingehende Schilderung der einzelnen Begebenheiten zu bieten. Markus und Lukas erzählen vieles ausführlicher und anschaulicher. Um so mehr gelingt es dem Matthäus, durch Hervorhebung des jeweils Wesentlichen nicht nur zu zeigen, was Jesus dachte und wollte, sondern von der ganzen Art seiner Wirksamkeit, insbesondere dem angestregten, ruhelosen Hin und Her, zu dem sie ihn nötigte, ein überaus lebens- und eindrucksvolles Bild zu entwerfen. Vergleicht man die drei Synoptiker untereinander, so fällt dem Leser, der sich chronologisch über das Leben Jesu orientieren möchte, sehr unangenehm auf, daß sie die einzelnen Begebenheiten vielfach in ganz verschiedenen Zusammenhängen bringen. Da wir überdies ganz unwillkürlich die Evangelisten mit dem Auge lesen, mit dem wir auch einen modernen Geschichtsschreiber zu lesen pflegen, sind wir geneigt, in der jeweiligen Verbindung, die der einzelne Evangelist seinen Berichten gibt, auch deren zeitliche Verbindung zu sehen. So stehen wir schließlich vor unlöslichen Widersprüchen. Um diese Widersprüche zu lösen, muß man sich vor Augen halten, wie die Evangelien entstanden sind. Aus der überreichen Fülle der Worte und Taten Jesu während seiner eigentlichen galiläischen Wirksamkeit haben die Apostel und ältesten Katecheten eine für die Zwecke des Unterrichts besonders passende Auswahl getroffen, die im fortgesetzten mündlichen Unterricht auch stilistisch eine nahezu feste Form erhielt. Diese Art des Lehrens und Lernens war ja damals und noch lange später im Judentum die ganz gebräuchliche. Bei Abfassung der Evangelien hielten sich die einzelnen Evangelisten ziemlich strenge an diesen traditionell gegebenen Stoff. In dessen Darbietung und Verteilung aber ließ sich jeder mehr oder minder von dem ihm eigentümlichen Gesichtspunkt leiten. Allerdings nahmen sie sich dabei auch die Freiheit, nicht nur

in die dem gemeinsamen Traditionsstoff entnommenen Begebenheiten und Reden Jesu einzelne besondere Züge hineinzuflechten, sondern auch bisweilen andere neue Geschichten hinzuzufügen, die sie ihrem persönlichen Wissen oder ihrer besondern Quelle verdankten. Ganz offensichtlich haben auch die später schreibenden Evangelisten die schon vorhandenen Evangelien benutzt. In welcher Weise das geschah, ist eine sehr komplizierte, bis ins einzelne kaum zu lösende Frage. Zweifellos aber hat die uralte, von dem Polykarpsschüler Irenäus (gest. um 177) überlieferte Tradition, die das aramäisch geschriebene Matthäusevangelium zeitlich an erste Stelle setzt, recht gegenüber der Kritik, die dem Markus-Evangelium diesen Platz einräumen möchte. Matthäus, der einzige Apostel unter den Evangelisten, der für palästinensische Leser geschrieben hat, hat offenbar auch am besten die ursprüngliche Form gewahrt, in der das Evangelium in der Urkirche mündlich gelehrt wurde.

Nach dem Gesagten muß man sich also wohl davor hüten, wo der Evangelist nicht ausdrücklich einen zeitlichen Zusammenhang angibt, ohne weiteres einen solchen anzunehmen, selbst wenn die stilistische Überleitung es nahelegen scheint. Wir müssen uns eben daran gewöhnen, die Evangelisten so zu lesen, wie sie geschrieben und gedacht haben.

Hier allerdings, im Anfang von Kap. 8, ist offenbar zunächst die zeitliche Reihenfolge eingehalten. Denn auch Lukas bringt die Heilung des Dieners des Hauptmanns von Kapharnaum in direktem zeitlichen Anschluß an die Bergpredigt (Luk. 7, 1). Somit wird auch die Heilung des Aussätzigen, die Markus und Lukas ohne chronologischen Zusammenhang bringen, dem Wort-
1 laut von Vers 1 und 2 entsprechend unmittelbar nach dem Herabsteigen vom Berg und vor der Heilung des Dieners erfolgt sein. Da der Aussätzige nach Lukas „in einer der Städte“ geheilt wurde, haben wir uns die Sache so zu denken: Von zahlreichem Volk begleitet, wandert Jesus von dem Berg herab nach Kapharnaum. Unterwegs, in einer Stadt, trifft er den Aussätzigen, heilt ihn und setzt dann seinen Weg nach Kapharnaum fort. Noch an oder vor den Toren der Stadt spielt sich sodann die Geschichte mit dem Hauptmann ab. Beide Geschichten aber passen vorzüglich zu dem, was Matthäus Kap. 8 Vers 1–17 seinen Lesern vor Augen stellen will: die große Bereitwilligkeit Jesu, allen ohne Ausnahme zu helfen.

2 Ein Aussätziger kam heran: Also ein dem sichern, wenn auch langsam schleichenden Tode Geweihter. Man unterscheidet zwei Arten dieser durch den 1882 entdeckten Leprabazillus verursachten Krankheit: Der Knotenausatz beginnt mit der Bildung von braunroten Flecken, besonders im Gesicht und an den Extremitäten, zugleich mit Abstumpfung der Empfindungsfähigkeit dieser Stellen. Allmählich entwickeln sich aus den Flecken erbsengroße Knoten, die schließlich in Geschwüre übergehen, sich zersetzen und die befallenen Körperstellen sowie die Schleimhäute, besonders der Nase und des Kehlkopfes, zerfressen. Der Nervenansatz beginnt mit denselben Flecken, ist aber zugleich verbunden mit heftigen Nervenschmerzen in Kopf und Gliedern und führt,

nur langsamer als der Knotenausatz, ebenfalls zum Absterben der Gliedmaßen und Schwund der Muskeln. Er kann die von ihm Befallenen zwanzig Jahre lang quälen, bis sie schließlich an Entkräftung sterben, während der Knotenausatz gewöhnlich in zehn Jahren seine Zerstörungsarbeit vollendet. Die Krankheit ist übrigens nicht so ansteckend, wie vielfach geglaubt wird. Nur anhaltende, sehr nahe Berührung mit den Kranken scheint die Gefahr der Ansteckung mit sich zu bringen. Daß der Ausatz in Palästina sehr häufig war, zeigen die genauen Vorschriften darüber im dritten Buche Moses (Kap. 13 u. 14) und die noch zahlreicheren Einzelbestimmungen des Talmud. Dieser enthält sogar einen ganzen Traktat über Ausfäßige. Das Gesetz verlangte, daß die Ausfäßigen „abgesondert wohnen“. „Außerhalb des Lagers soll seine Wohnung sein.“ Das galt für die Zeit der Wüstenwanderung. Später war es ihnen verboten, innerhalb einer mit Mauern umgebenen Stadt zu verweilen. In Dörfern durften sie sich also aufhalten. Aber auch dort mußte der Kranke „abgesondert wohnen“, d. h. das unmittelbare Zusammenleben mit andern war ihm verboten. Nicht aus sanitären Gründen, wegen der Ansteckungsgefahr, sondern weil der Ausfäßige für im höchsten Grade religiös „unrein“ galt. Denn allgemein hielt man den Ausatz für eine besondere persönliche Strafe Gottes für verschiedene Arten von Sünden, ganz besonders für die Sünde der Verleumdung. Deshalb übertraf auch die „Unreinheit“ des Ausfäßigen jede andere gesetzhliche Unreinheit, so daß der Betreffende sogar von andern gesetzlich Unreinen und vom Verkehr Ausgeschlossen sich fern halten mußte. Denn er machte nicht nur wie ein anderer Unreiner das, was er berührte, unrein. Schon seine Anwesenheit genügte, alles an dem betreffenden Ort zu verunreinigen. „Wenn ein Ausfäßiger in das Haus eintritt, so sind alle Geräte darin unrein, selbst bis zu den Balken hinauf.“ „Rabbi Jehuda (um 150) sagte: Wenn er sich so lange darin aufhält, als nötig ist, um ein Licht anzuzünden.“ Ja das zufällige Zusammensein mit ihm unter einem Baum konnte einen andern unter Umständen schon unrein machen. Darum achtete man streng auf das Gesetz: „Er soll seine Kleider einreißen, sein Haupthaar ohne Pflege wachsen lassen, seinen Bart verhüllen und „Unrein, Unrein“ rufen“ (3 Mos. 13, 45). „Sie durften mit niemand Umgang haben und unterschieden sich in nichts von einem Toten“ (Josephus Flavius). Der Ausatz war darum auch ein Grund, der die Ehefrau berechnete, sich scheiden zu lassen. Doch mußte sie das nicht. Nur der Beischlaf war verboten. Ganz streng scheinen allerdings diese Absonderungsbestimmungen nicht überall durchgeführt worden zu sein. Denn es gab auch in Städten Ausfäßige, z. B. in Tiberias, und dieser Ausfäßige, den Jesus heilte, begegnete ihm nach Lukas ja auch in einer Stadt. Ja in dem Mischna-Traktat „Ausfäßige“ findet sich sogar die Vorschrift, wenn ein Ausfäßiger in eine Synagoge gehen wolle, so müsse ein besonderer kleiner Verschlag für ihn hergerichtet werden, und er müsse als erster eintreten und als letzter weggehen. Andererseits aber mußte sich der Ausfäßige, der sich in die Nähe

von Gesunden wagte, auf alles gefaßt machen. Es war nicht nur der religiöse Fanatismus, der sich gegen den Armen empörte. Durch einen solchen Menschen selber „unrein“ zu werden, war eine sehr unangenehme Sache, die zeitraubende Prozeduren der Reinigung erforderte. „Wenn Nesch Laqisch (um 250) einen von ihnen in der Stadt erblickte, warf er sie mit Steinen. Er sprach zu ihm: Geh an deinen Ort, beflecke nicht die Menschen.“ In ähnlicher Weise werden sie wohl auch von anderen vertrieben worden sein. Zudem bestimmte der Talmud die Strafe der Geißelung für einen solchen.

Solch ein armer, von Gott gequälter, von den Menschen verabscheuter und wie ein rändiger Hund vertriebener Mensch also trat an den Heiland heran und fiel ihm hilfesuchend zu Füßen. Man hört es seinen Worten an, wie ängstlich er war und wie unsicher er sich fühlte. „Herr, wenn du willst, kannst du mich rein machen.“ Zwar glaubt er und ist fest überzeugt, daß der „Herr“ (vgl. zu dieser Anrede zu 7, 21 S. 102) ihn heilen kann. Aber ob er will? Viele andere Kranke hat Jesus schon geheilt. Das weiß der Ausfällige. Aber ob er ihn, den „Unreinen“, den von Gott Gezeichneten, auch heilen will und sich nicht mit Abscheu von ihm abwendet? — „Ich will“, lautet ebenso kurz und entschieden die Antwort Jesu. Er steht himmelhoch über den Vorurteilen der Menge samt ihren Schriftgelehrten. Und er hat ebenso den Mut, sich auch in der Tat über diese Vorurteile hinwegzusetzen. „Und er streckte seine Hand aus und faßte ihn an.“ Nicht umsonst fügt Matthäus, der sonst die Nebenumstände meist unterdrückt, gerade diese Bemerkung hinzu. Jesus scheut sich nicht vor der Ansteckung — „R. Meir (um 150) aß kein Ei aus einer Gasse, in der ein Ausfälliger war, R. Abbi und R. Asi (um 300) gingen nicht in die Gasse eines Ausfälligen, R. Johanan (279) hat gesagt: Es ist verboten, vier Ellen weit östlich von einem Ausfälligen zu gehen, R. Schimeon (um 250) hat gesagt: Selbst hundert Ellen weit von ihm entfernt“. Aber auch vor der „Unreinheit“ fürchtet Jesus sich nicht. Gerade das tut ja sowohl dem Kranken als auch dem Sünder so wehe, wenn er merkt, daß man sich vor ihm scheut oder ekelt. „Sei rein.“ Ein majestätisch kurzes Wort! „Und sofort wurde er rein von seinem Ausfaß.“

4 Merkwürdig ist, wie Jesus sofort dem Geheilten einschärft, es niemand zu sagen. Ja Markus drückt sich noch viel krasser aus: „Er fuhr ihn an und jagte ihn fort.“ Wir lesen übrigens wiederholt, daß Jesus den Geheilten verbietet, es weiter zu erzählen. Er mußte sich natürlich selber sagen, daß diese Verbote nicht befolgt würden, und daß es überhaupt unmöglich war, die Wunder geheim zu halten, besonders wenn sie, wie öfters, so auch hier, vor den Augen einer großen Menge geschehen waren (Vers 1). Aber das war auch gar nicht seine Absicht, seine Wunder geheim zu halten. Hat er doch selbst gerade auf seine zahlreichen Wunder hingewiesen als Beweis seiner Sendung (vgl. z. B. Matth. 11, 4). Hingegen wollte er verhindern, daß sofort unter dem frischen Eindruck des eben geschehenen Wunders ein großes Gerede anfang, das die Volksmassen in Scharen herbeizog, ihn, den großen

Wundertäter, anzustarren. Das wollte er nicht nur aus praktischen Gründen vermeiden, um nicht gar zu sehr überlaufen zu werden (vgl. Mark. 3, 20 u. a.), auch nicht nur aus Klugheit, um etwaigen Torheiten der begeisterten Massen vorzubeugen (vgl. z. B. Joh. 6, 14 15), sondern vor allem, weil es seiner ganzen, tief innerlichen Art zuwider war, vor dem Volke als der große Zauberkünstler gefeiert zu werden (vgl. Matth. 12, 16 ff.). Sein wahres Wesen verstanden sie ja doch nicht. Markus, der Schüler des temperamentvollen Petrus, dem die Affekte des Herrn mehr aufgefallen sind als dem etwas trockenen Matthäus, verrät auch hier, mit welch starkem Affekt Jesus dieses Verbot ausgesprochen hat. Diese Erregung, die ihre psychologische Erklärung kaum in dem Verbot und dessen Umständen findet, ist offenbar der Ausklang der heftigen inneren Erregung, die der Aussäfige und seine Heilung in Jesus hervorgerufen haben. Denn so gemessen und ruhig auch seine Befehlsworte klingen, mit denen er den Krankheiten gebietet, ist Jesus doch bei solchen Heilungen seelisch und körperlich bis ins Innerste ergriffen. Davon wird gleich die Rede sein (siehe zu Vers 17). Hier ist nun dieses Verbot nicht die Hauptsache. Das Wichtigere ist dem Herrn das folgende Gebot: „Geh, zeige dich dem Priester und bring die Gabe dar, die Moses vorgeschrieben hat, zum Zeugnis für sie.“ Denn der Geheilte konnte ja meinen, nachdem auf so wunderbare Weise „sein Ausatz gereinigt worden war“, wie es wörtlich heißt, auch persönlich von der durch ihn verursachten gesetzlichen Unreinheit befreit zu sein und der vom Gesetz vorgeschriebenen Reinigkeitserklärung nicht mehr zu bedürfen (3 Mos. 14, 2 ff.). Das aber will Jesus nicht. Das Gesetz soll genau befolgt werden. „Zum Zeugnis für sie“, nämlich die Priester. Sie sollen sehen, daß es ihm auch in der Tat ernst ist mit dem, was er in der Bergpredigt gesagt hat (5, 17 ff.).

Wie ein Blitzlicht leuchtet diese Aussäfigenheilung in die wunderbare Seele Jesu von Nazareth hinein. Wie souverän hoch steht sein Geist und sein Mut über den Vorurteilen seiner Zeit. Der von der Gesellschaft Geächtete ist für ihn nichts anderes als ein armer Mensch, dem sein ganzes Herz in innigem Mitgefühl entgegenschlägt. Mit feinstem Takt und Zartgefühl weiß er dessen ängstlicher Scheu zu begegnen. Und während sein Mund in gemessener Ruhe das göttliche Befehlswort über die Krankheit spricht, zittert seine Seele im Mitleiden im buchstäblichen Sinne dieses Wortes. Aber obgleich sein Befehlswort und dessen augenblickliche restlose Erfüllung ihn als den erweist, der über allen Gesetzen, selbst den Gesetzen der Natur steht, unterwirft er den Geheilten und damit seine eigene Tat dem bestehenden positiven Gesetz. Denn als ganzer Mensch wollte er nicht nur unter die Gesetze der menschlichen Natur, sondern auch unter die der menschlichen Gesellschaft treten. Darum liegt ihm auch alles prahlerische Aufsehen so unendlich fern, ja ist ihm zum Ekel. Er geht ja doch seinen eigenen Weg, den im Grunde genommen keiner der ihn Umgebenden kennt und ahnt. Aber eines ist deutlich an diesem merkwürdigen Menschen, dessen Menschengestalt die Gottheit ver-

hüllt: keiner, sei er noch so entstellt an Leib und Seele, braucht sich vor ihm zu scheuen. Er eckelt sich vor keinem. Wer sich ihm zu Füßen wirft, wie der Aussätzige, auch wenn seine gedrückte, verschüchterte Seele kaum die Worte findet, ihm zu sagen, was sie quält, wenn er nur in ehrfurchtsvollem Glauben zu stammeln imstande ist: „Herr“ — „wenn du willst“ — „du kannst“, der ist seiner ganzen Liebe und Macht sicher. Allerdings, das ist wahr, wer zu stolz ist, vor Gott zu stammeln, dem gegenüber zeigt sich auch Gott stolz.

Dieselbe große Bereitwilligkeit Jesu, zu helfen, leuchtet aus der folgenden 5 Geschichte. Auch hier ist es ein „Unreiner“, ein Heide, der sich an ihn wendet. Zwar sagt Matthäus das nicht ausdrücklich, während es aus dem Bericht des Lukas (Luk. 7, 1–10) deutlich hervorgeht. Für die jüdischen Leser des Matthäus ist es selbstverständlich. Es war zwar kein römischer Hauptmann, sondern ein im Dienste des Herodes Antipas stehender Offizier. Aber auch für diesen Dienst gab sich kein Jude her. Wiederum spricht aus den Worten des Hauptmanns einerseits seine große Sorge um den ihm lieb gewordenen Diener — so ist das griechische Wort *pais* (ursprünglich = Sohn) hier wie oft zu übersetzen (vgl. Luk. 7, 2 10) —, der nach Lukas dem Tode nahe 6 ist, andererseits aber auch seine Verlegenheit. Zwar liegt in seinen Worten eine Entschuldigung und Begründung, weshalb es nicht möglich war, den Kranken herzubringen. Aber er wagt es doch nicht, die ebenso darin enthaltene Bitte, Jesus möge deshalb selber kommen, direkt auszusprechen. Das hat seine guten Gründe. Eben weil er Heide ist, also als „unrein“ gilt für einen Juden. Um das Volk nämlich vor dem Einfluß, besonders dem götzendienerischen Einfluß der Heiden zu schützen, hatte die alte Synagoge eine ganze Summe von Bestimmungen erlassen, die nicht nur den Geschäftsverkehr mit Heiden außerordentlich erschwerten, sondern ungefähr jeden gesellschaftlichen Verkehr unmöglich machten. So galt von vornherein jede nichtjüdische Frau einer Menstruierenden gleich, war also unrein. Jedes Kind eines Nichtjuden war wenigstens vom Alter der Geschlechtsfähigkeit an — dafür galt beim Knaben das Alter von 9 Jahren und 1 Tag, beim Mädchen das von 3 Jahren und 1 Tag — gleich einem mit Ausfluß Behafteten zu betrachten, also ebenfalls unrein. Demgemäß war jeder heidnische Gatte und Vater in Folge seines Verkehrs mit seiner „unreinen“ Familie ganz von selbst auch unrein. Daher mußte auch jeder irgendwie nähere Verkehr mit ihm unterbleiben. Denn „die Goyim — Nichtjuden — verunreinigen durch Berührung, Tragung und Bezelung“, d. h. durch Aufenthalt mit ihnen in demselben geschlossenen Raum. „Aller in Jerusalem sich findende Speichel ist rein (weil anzunehmen ist, daß er von Juden herrührt), ausgenommen der auf dem oberen Markt.“ Diese Stelle erklärt Rabbi Jehoschua (250) dahin: „Ein nichtjüdischer Walker wohnte dort“ (von dem also der Speichel eventuell herrühren konnte). Da begreift es sich, daß ein Jude nicht gern das Haus eines Heiden betrat (vgl. Joh. 18, 28). Somit ist es auch zu verstehen, daß der heidnische Hauptmann die Bitte, die ihm auf der Zunge liegt, doch nicht auszusprechen wagt.

7 Jesus aber erklärt bestimmt: „Ich selber will kommen und ihn heilen.“ Das hat der Hauptmann nicht erwartet, so sehr er es auch gewünscht und verblümt dem Herrn nahe gelegt hat. Durch Jesu bereitwillige Güte ganz beschämt, 8 spricht er die Worte: „Herr, ich bin nicht würdig“ usw.

Manche Erklärer fassen Jesu Worte als Frage auf: „Ich soll kommen und ihn heilen?“ worin der Herr also sein Befremden über diese Zumutung ausdrücke. Denn nur so sei sowohl das betonte Ich — ego im Griechischen eigens gesetzt — zu verstehen als auch die Antwort des Hauptmanns, die Jesus zu dem Fernwunder veranlaßte. Aber abgesehen davon, daß diese Erklärung nicht gut mit der Darstellung bei Lukas in Einklang zu bringen ist, paßt die oben gegebene psychologisch viel besser. Die Antwort des Hauptmanns ist nach dieser Auffassung weder sinnlos noch ein überflüssiger Ausdruck der Bescheidenheit. Wie so oft in ähnlichen Fällen stritten eben widersprechende Gefühle in seiner Seele, die in seinen Worten zum Ausdruck kommen. Gerade aus der Rührung und Verwunderung über die nicht erwartete und zugleich so sehnlich erhoffte Bereitwilligkeit Jesu, sein Haus zu betreten, und aus dem Gefühl der Beschämung erwächst sein höherer Glaube: es ist ja gar nicht nötig, daß er kommt. Er kann es auch so. Wie? Das stellt er sich 9 ganz soldatisch vor: „Auch ich bin ja ein Mensch unter Kommandogewalt, der Soldaten unter sich hat, und ich sage diesem: Geh...“ usw. Als Soldat weiß er, was gehorchen und was befehlen ist. Und von den Juden, mit denen er, obwohl Heide, ja sehr gut steht (vgl. Luk. 7, 3 u. 4), hat er schon manches gehört über die Engel, die himmlischen Heerscharen im Dienste Gottes. Den Heiland, dessen Wundertaten ihm auch bekannt sind, denkt er sich also seiner eigenen Stellung entsprechend als eine Art höheren Offizier Gottes, der unter Gottes Oberbefehl steht, andererseits auch den himmlischen Heerscharen kommandiert. Er braucht also nur einem solchen Engel zu befehlen, den Knecht zu heilen, und der Befehl wird sicher ausgeführt. Die theologischen Anschauungen des Mannes sind ohne Zweifel etwas naiv und unvollkommen. Aber das stößt den Heiland nicht. Er schaut auf das Wesentliche, auf den Glauben. Solch 10 einen Glauben hat er noch bei keinem bis jetzt gefunden, „in Israel“ fügt er hinzu. Es waren ja bis jetzt nur Israeliten gewesen, mit denen er zu tun gehabt hatte. In der Tat, dieser Mann hat auch in seinem Glauben, so unvollkommen seine theologischen Begriffe sind, etwas Soldatisches, etwas Gerades, Selbstverständliches. Und solche Leute gefallen dem Heiland. Sie passen so ganz zu seiner eigenen Art. Denn auch er hat dieses Gerade, Selbstverständliche an sich. Derartige Leute haben auch mit dem Glauben nicht viel Schwierigkeiten. Sie sind nicht gewohnt, zu nörgeln und zu kritisieren und zu grübeln, sondern zu gehorchen. Auch der Glaube ist ja schließlich Gehorsam gegen Gott. Dieser schöne Glaube des heidnischen Hauptmanns gibt Jesus Anlaß zu einer schmerzlichen Betrachtung und trüben Prophezeiung über die Juden, die als „Kinder des Reiches“ doch eigentlich die ersten sein sollten 11 in dessen Erwerbung und Besitz. Es wird anders sein. Viele „von Osten

und Westen", aus der ganzen von Heiden bewohnten Welt, werden mit den Stammvätern Israels zu Tische liegen im Himmelreich, während die Kinder
 12 des Reiches in die Finsternis draußen hinausgestoßen werden, was natürlich heißen soll, überhaupt nicht in das Himmelreich hineinkommen werden. Jesus spricht hier in Bildern und Ausdrücken, die seinen Zeitgenossen ganz geläufig waren. Besonders in den Apokalypsen jener Zeit werden diese den Gottlosen bestimmten Schreckensorte lebhaft beschrieben. Um so schärfer klingt Jesu Mahnung, zu bedenken, daß „da s Heulen und Zähneknirschen“, das die Phantasie seiner Zuhörer so gerne sich ausmalt, ihnen selbst bevorsteht, wenn sie in ihrem Unglauben verharren. Es ist allerdings fraglich, ob Jesus diese Worte über den Unglauben, die Lukas in seinem sonst ausführlichen Bericht wegläßt, schon hier gesprochen hat oder nicht erst in einem andern von Lukas (13, 23 ff.)
 13 überlieferten Zusammenhang. Dem Hauptmann aber sagt Jesus: „Geh, wie du geglaubt hast, soll dir geschehen.“ Und der Diener wurde in ebender selben Stunde geheilt.

Der Einklang dieser Erzählung des Matthäus mit dem etwas verschiedenen Bericht des Lukas ist nicht schwer herzustellen. Lukas wird wohl der historisch getreuerer Berichterstatter sein. Matthäus hat in seiner Weise die Geschichte zusammengezogen, um das Wesentliche knapper und dramatischer herauszuheben. Darum ließ er den Hauptmann gleich selber auftreten. Dagegen liegt es zu Tage, daß die Erzählung des Johannes, Kap. 4 Vers 46 ff., keineswegs eine Dublette zu unserer Geschichte ist, wie die Kritiker wollen. Das ergibt sich nicht nur aus den ganz verschiedenen Zeiten der Wirksamkeit Jesu, in die beide Geschichten fallen. Auch nicht nur aus dem Gegensatz des „königlichen Beamten“ und dessen kranken „Sohn“ zu dem „Hauptmann“ und seinem „Diener“, sondern auch hauptsächlich aus der ganz verschiedenen inneren Situation. Hier dient der Glaube eines heidnischen Hauptmanns als Vorbild, über das sogar Jesus sich wundert. Dort trifft Jesus den wunderfächtigen Halbglauben eines offenbar jüdischen Beamten, der sich erst durch Prüfung zu vollem Glauben auswaschen muß.

Wer unbefangen im Evangelium weiterliest, hat den Eindruck, als ob Jesus, der unterwegs den Aussätzigen geheilt, dann beim Eintritt in die Stadt den Diener des Hauptmanns wiederhergestellt hat, sich nun in das
 14 Haus des Petrus begeben und dort dessen Schwiegermutter gesund gemacht habe. Tatsächlich aber ist diese Heilung der Schwiegermutter an einem andern Tag erfolgt, und zwar ganz am Anfang der galiläischen Tätigkeit Jesu, nachdem Jesus den Vormittag in der Synagoge zugebracht hatte mit Lehren und Heilung eines Besessenen (Mark. 1, 21 ff.). Auch dem Matthäus ist diese Tatsache offenbar nicht unbekannt. Er verrät es durch die Bemerkung (Vers 16): „Als es Abend geworden war“, brachten sie die andern Kranken zu ihm. Diese bei ihm ziemlich bedeutungslose Angabe der Tageszeit findet ihre eigentliche Erklärung in eben der Erzählung des Markus, wonach der Tag ein Sabbat war. An einem Sabbat aber durfte man

vor abends sechs Uhr, womit der Sabbat schloß, keine Kranken tragen. Matthäus hat trotzdem in der den Evangelisten eigenen freien Darstellungsweise diese Geschichte hier angeführt, wo er die Bereitwilligkeit des Herrn zur Heilung aller Kranken schildern wollte. Weniger weil gerade die Heilung der Schwiegermutter seines Apostels und Gastfreundes ein besonderes Beispiel für diese allgemeine Bereitwilligkeit war, als wegen dessen, was sich daran angeschlossen. So berichtet er auch diese Heilung nur mit ganz kurzen Worten. Das Wort „Fieber“ ist zwar vieldeutig, denn es gibt viele Krankheiten mit Fieber. Lukas, der Arzt, hat den bei den griechischen Ärzten gebräuchlichen Ausdruck: „ein großes Fieber“. Es war also nicht bloß eine leichte, von selbst vergehende Erkältung oder Infektion. Um so deutlicher wird das Wunder, daß sie „sofort“, wie wiederum Lukas betont, aufstehen 15 und das Mahl bereiten konnte, während sonst das „große Fieber“ eine große Schwäche zurückzulassen pflegt. In diesen wie in allen Wundern Jesu zeigt sich die ganz eigene Art der Heiltätigkeit Jesu. Wenn ihn auch das Leiden des Kranken und sein Mitleiden mit ihm innerlich aufs tiefste ergreift, so merkt man an der Art, wie er heilt, nicht die leiseste Anstrengung, keine Spur von irgend einer Willensanspannung, von einem Ringen mit der Krankheit, oder auch nur von irgend einer strengen Konzentration seines Geistes und Willens, um die Krankheit bzw. den Kranken in seinen Bannkreis hineinzuziehen (zu Mark. 7, 32 ff. u. 8, 22 ff. siehe die dortige Erklärung). Erst recht ist bei ihm keine Rede von dem Hokusfokus, den die damaligen Zauberer und Teufelsbeschwörer machten (siehe zu 8, 28 ff. S. 128). Mit einer leichten Handbewegung, so ganz ohnehin, oder auch mit einem kurzen Befehlswort, nicht wortreicher als ein militärisches Kommando, heilt er, und zwar so, daß nicht nur die Krankheit gebrochen ist, sondern auch deren Folgen auf das Allgemeinbefinden mit dem gleichen Schlag aufgehoben sind und somit eine Rekonvaleszenzzeit nicht mehr nötig ist. Ganz abgesehen von den großen Natur- und Schöpfungswundern, wie Stillung des Sturmes, Brotvermehrung, Verwandlung des Wassers in Wein, Auferweckung von Toten, auch solchen, die schon in Verwesung übergegangen sind (Lazarus), ist das selbst bei den gewöhnlichen Wundern, wo man immerhin über die Möglichkeit außergewöhnlicher Naturheilkräfte streiten könnte, etwas so Auffälliges, daß es zum mindesten jeden ernststen Menschen zum Nachdenken anregen müßte. Es wäre aber auch ein ganz vergebliches Bemühen, die Wunderberichte aus der Geschichte Jesu ausscheiden zu wollen. Sie sind so zäh mit dieser ganzen Geschichte verwachsen, daß man schon die ganze Lebensgeschichte Jesu selbst ins Reich der Legenden verweisen müßte. Das geht nun leider wieder nicht. Denn diese Geschichte ist dermaßen verflochten mit der ganzen bis in die apostolische Zeit hineinreichenden christlichen Literatur, daß die Behauptung, die Evangelien seien erst Produkte einer späteren Phantasie, etwa der andern gleichkame: Goethes Faust sei erst geschrieben worden, nachdem die Kommentare darüber vorlagen. Es wird also

schließlich nichts anderes übrig bleiben, als in den Wundertaten Jesu ein Durchblicken der in seiner Menschengestalt verborgenen Gottheit zu erkennen.

- 16 Als es also Abend geworden war, brachte man ihm viele Besessene. Und er trieb die Geister durch sein Wort aus und heilte alle Kranken. Matthäus
17 erblickt hierin die Erfüllung der Weissagung des Jesaias: „Er hat unsere Krankheiten auf sich genommen und sich unsere Leiden aufgeladen“ (Is. 53, 4). Dort ist zwar die Rede von den körperlichen Leiden und Schmerzen des Messias selbst, die ihn so entstellen, daß „keine Gestalt und keine Schönheit mehr“ an ihm ist. Diese seine Leiden werden aber unsere Leiden genannt, weil er sie, wie das Folgende sagt, um unserer Sünden willen auf sich genommen hat. Es sind also die Leiden, die wir durch unsere Sünden verdient haben und eigentlich tragen sollten. Deshalb ist auch die obige Übersetzung der nach klassischem Griechisch an sich möglichen vorzuziehen: „Er hat unsere Krankheiten von uns genommen“, obwohl nicht nur der erste griechische Ausdruck, sondern auch gerade der zweite in griechischen medizinischen Schriften in letzterem Sinne gebraucht wird. Matthäus aber will mehr sagen: er hat die Leiden nicht nur den von ihnen Behafteten weggenommen wie ein gewöhnlicher Arzt, sondern er tat dies und konnte es tun, weil er ja wußte, daß er später in seinem eigenen heiligen Leiden die Schmerzen auf sich nehmen wollte, die diese Kranken und überhaupt alle sündigen Menschen eigentlich verdient haben.

Aber noch ein anderer Gedanke mag den Evangelisten bewogen haben, gerade in den Krankenheilungen jene prophetische Stelle erfüllt zu sehen. Es war die intensive Art, wie Jesus seelisch-körperlich an den Leiden der Menschen teilnahm. Denn, wie schon erwähnt wurde, so ruhig und gemessen sein Tun und Befehlen ist, wodurch er die Besessenen und Kranken heilt, so tief, ja bisweilen geradezu heftig muß ihn deren Leiden selbst ergriffen haben. Einige wenige Bemerkungen der Evangelisten lassen es ahnen, daß der wiederholt über ihn gebrauchte Ausdruck *splanchnistheis* (= von Mitleid bewegt) sehr wörtlich zu fassen ist = bis ins Innerste erschüttert. Wie sehr seine Tätigkeit überhaupt ihn auch körperlich anstrengte, oft über das Maß hinaus, ist wiederholt sehr deutlich zwischen den Zeilen zu lesen. Zwar ist es ein von Unglaube und Bosheit diktierteter Ausdruck, wenn seine Verwandten einmal, wo er so vom Volk umdrängt ist, daß ihm selbst zum Essen keine Zeit mehr bleibt, behaupten: „er ist von Sinnen“ (Mark. 3, 20 u. 21). Aber daß seine Nerven damals sichtlich erregt waren, geht doch daraus hervor. Und wenn Markus ein andermal erzählt (4, 36 ff.), sie hätten ihn, gerade wie er war, im Schiff mitgenommen, vom Volke weg, so mußten sogar die Jünger mit Besorgnis wahrgenommen haben, daß er ziemlich am Ende seiner Kräfte war. Kein Wunder, daß er damals auch sofort in so tiefen Schlaf fiel, daß selbst das Toben des alsbald einsetzenden Sturmes ihn nicht aufweckte. In welcher heftigen menschlichen Aufregung aber gerade die Leiden seiner Mitmenschen ihn versetzten, darüber berichtet ausgerechnet Jo-

Johannes, der Hauptevangelist seiner Gottheit, ein merkwürdiges Beispiel. In der Geschichte von der Auferweckung des Lazarus (Kap. 11) erzählt er, wie Maria, die Schwester des Lazarus, zu Jesus kam und ihm weinend zu Füßen fiel mit den Worten: „Herr, wärest du hier gewesen, so wäre mein Bruder nicht gestorben.“ Dann fährt Johannes fort: „Als nun Jesus sah, wie sie laut weinte und wie die mit ihr gekommenen Juden laut weinten, ergrimmte er innerlich und brachte sich in Erregung“ (Joh. 11, 33). Nachher heißt es: „Jesus weinte.“ Der griechische Ausdruck für „er ergrimmte“ ist sehr stark. Die Grundbedeutung ist „schnauben“, „anschnauben“, was also einen heftigen Affekt voraussetzt. Es ist selbstverständlich, daß er nicht etwa über Maria, die er sehr liebte, so ergrimmte, also auch nicht über die mit ihr weinenden Juden. Der Grund seines heftigen Zornes liegt ganz wo anders. Obwohl Jesus der falschen pharisäischen Auffassung, jede Krankheit sei die Strafe für persönliche Sünden des Betreffenden oder wenigstens seiner Vorfahren, entgegentritt (vgl. Joh. 9, 2 ff.), ist er doch selbst der Überzeugung, daß letztlich der Satan, dieser „Menschentöter von Anfang an“, wie er ihn nennt (Joh. 8, 44), der Urheber aller Übel und Leiden ist. So sagt er von einer von ihm geheilten Frau, die, wohl durch Gicht, ganz zusammengeschrumpft war, der Satan habe sie achtzehn Jahre lang gebunden gehabt (Luk. 13, 16). So beschreibt später Petrus kurz sein Leben: „Er wanderte umher, indem er Gutes tat und alle gesund machte, die in der Gewalt des Teufels waren“ (Apg. 10, 38). Jesus war eben Gott und Mensch in einer Person. Deshalb waren für ihn Natur und Übernatur nicht zwei getrennte Gebiete, die er mit Mühe hätte miteinander in Einklang bringen müssen wie wir gewöhnliche Menschen. Sie flossen in seinem Denken ineinander über und gleichsam in eins zusammen. Darum betrachtete er auch die natürlichen Dinge und Vorgänge nicht nur in ihren natürlichen Zusammenhängen, sondern durchschaute diese Zusammenhänge mit einem und demselben Blick bis in ihre letzten übernatürlichen Gründe und Folgen. So stand auch jene Urthat Satans im Paradiese, die alles moralische und physische Übel der Welt verursacht hat, mit der gleichen Lebendigkeit vor seinem Ewigkeitsauge, wie all die Krankheiten und Gebrechen, die er rings um sich erblickte. Kein Wunder, daß er da jedesmal ergrimmte mit dem Haß gegen den Bösen und das Böse, dessen nur seine mit der Gottheit hypostatisch vereinigte Menschenseele fähig war. Und mit diesem Zorn gegen den, dessen Werke zu vernichten er ja in die Welt gekommen war, verband sich in gleichem Grade das Mitleid mit den armen Opfern des Teufels. „Jesus weinte.“ Bemerkenswert ist, daß Johannes nicht schreibt: „er wurde erregt“, sondern: „er versetzte sich in Erregung“. Seine Affekte waren nicht, wie bei uns, etwas rein Passives, das uns überfällt und sogar gegen alles eigene Tun und Wollen fortreißen kann. In der Seele des Gottmenschen stand alles, auch das Gefühlsleben, unter der Herrschaft des Geistes und des Willens. Trotzdem aber waren die Affekte tatsächlich da, wie gerade Johannes es uns lehrt. Und sie waren auch äußerlich sichtbar, das Körperliche

ergreifend, den Zuschauern auffallend. Sonst hätten diese nicht davon berichten können. Ja, nach den wenigen in den Evangelien darüber enthaltenen Andeutungen scheinen sie bisweilen einen so heftigen Grad erreicht zu haben, daß sie Jesu Körper, der eben doch ein Menschenkörper war, durch und durch erschüttern mußten. Das war es also wohl gewesen, was den Matthäus auf den Gedanken brachte, gerade in seinen Krankenheilungen die Erfüllung jenes Prophetenwortes zu erblicken (vgl. auch S. 144). Es ist auch in diesem Lichte nicht ohne Bedeutung, daß Jesus sich mit allen Leidenden geradezu identifiziert, wenn er sagt: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich war durstig, und ihr gabt mir zu trinken. Ich war fremd, und ihr gabt mir Herberge. Ich hatte keine Kleider, und ihr verschafftet mir solche. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. Ich war im Gefängnis, und ihr kamet zu mir“ (Matth. 25, 35–36).

So intensiv wie er, kann und darf allerdings keiner von uns an den Leiden seiner Mitmenschen teilnehmen. Wir gingen daran zu Grunde, zumal uns nicht Wundergewalt zur Verfügung steht, um zu helfen. Aber der körperlich und seelisch Leidende fühlt es sofort heraus, ob das gute Wort, das wir an ihn richten, aus unserer mitschwingenden Seele kommt, oder ob es nur Berufsroutine und Höflichkeitsformel ist. Da wäre es doch besser, manche so herzlos gleichgültig gesprochene Frage: „Wie geht es Ihnen?“ lieber ganz zu unterlassen. Andere Menschen zu tragen, sie als Last sich selber aufzuladen (bastazein), und nicht nur ihnen zu sagen, was sie nicht tun dürfen, und darüber als Richter im Weichstuhl zu wachen, das ist die eigentliche Aufgabe des Seel„forgers“, so wie Ezechiel die unter der Wucht der göttlichen Gerichte zusammenbrechende Gemeinde der Verbannten Israels getragen hat. Aber auch jeder Mensch hat den einen oder andern Menschen oder könnte wenigstens und sollte einen solchen haben, den zu tragen seine, sei es durch Blutsverwandtschaft, sei es durch besondere Fügung der Vorsehung, ihm gestellte Aufgabe ist. „Traget einer des andern Lasten“ (Gal. 6, 2). Das schützt den Menschen davor, daß er weder in seinen eigenen kleinlichen Sorgen erstickt, noch, in seine persönlichen Bedürfnisse und Gewohnheiten verwickelt, seine Bewegungsfreiheit verliert, und es macht zugleich seine Seele stark, dem eigenen Schicksal zu trohen. Die Kraft dazu wird er freilich nur besitzen, wenn er sich selber auf den stützt, der gekommen ist, unser aller Lasten auf sich zu laden.

JESU RUHELOSES LEBEN. Kap. 8 Vers 18 bis Kap. 9 Vers 35.

NACHFOLGE JESU. Kap. 8 Vers 18—22 (Luk. 9, 57—60).

(18) Als aber Jesus sich von einer Volksmenge umgeben sah, gab er Befehl, wegzufahren nach dem jenseitigen Ufer hinüber. (19) Da trat einer, ein Schriftgelehrter, heran und sagte zu ihm: „Meister, ich will dir folgen, wohin du auch gehst.“ (20) Jesus antwortete ihm: „Die Füchse

haben Höhlen, und die Vögel des Himmels haben Nester. Der Menschensohn aber hat keine Stätte, wo er sein Haupt hinlegen könnte.“ (21) Ein anderer aber, einer von den Jüngern, sagte zu ihm: „Herr, erlaube mir, zuerst hinzugehen und meinen Vater zu begraben.“ (22) Jesus aber antwortete ihm: „Folge mir nach, und laß die Toten ihre Toten begraben.“

STILLUNG DES SEESTURMES. Kap. 8 Vers 23—27 (Mark. 4, 35—41; Luk. 8, 22—25).

(23) Und als er in den Kahn gestiegen war, folgten ihm seine Jünger. (24) Und siehe, ein großes Beben entstand in dem Meere, so daß das Boot ganz zugedeckt wurde von den Wellen. Er aber schlief. (25) Da traten sie heran und weckten ihn auf mit den Worten: „Herr! Rette! Wir gehen unter!“ (26) Er sagte zu ihnen: „Wie feige ihr doch seid, ihr Kleingläubigen!“ Dann stand er auf und gebot den Winden und dem Meer, und es wurde ganz still. (27) Die Leute aber verwunderten sich und sprachen: „Was ist das für einer, daß sogar die Winde und das Meer ihm gehorchen?“

Die unvermittelte Anknüpfung von Vers 18 — denn das ganz unbestimmte artifellose *ochlos* (Menge) kann sich nicht auf die in Vers 16 genannten Scharen beziehen — an den das Vorige abschließenden Vers 17 zeigt deutlich, daß der Evangelist einen neuen Abschnitt beginnt, der in Kap. 9, Vers 35 wieder einen zusammenfassenden Abschluß findet. Dieser Abschnitt enthält zwar auch mehrere Wunderberichte, aber unterbrochen von verschiedenen Unterredungen des Herrn und anderem. Auffallend dabei ist nicht nur die gebrängte, im Vergleich mit den Berichten des Markus und Lukas skizzenhafte Kürze der einzelnen Erzählungen, sondern auch deren sorgfältige zeitliche Anknüpfung aneinander. Daraus wird die Absicht des Matthäus klar: Er will seinem in dem allgemeinen Überblick (4, 23—25) gegebenen Programm entsprechend, ein Bild des wechselvollen, ruhelosen Lebens Jesu und seiner darin geübten Lehr- und Heilstätigkeit geben. Dazu hat er sich einen Tag im Leben Jesu ausgewählt, von Abend zu Abend. Und seiner knappen Darstellung gelingt es tatsächlich vortrefflich, dem Leser, man möchte sagen wie im Kino, den Herrn zu zeigen, bald am galiläischen Ufer des Sees, bald mitten im Meere, bald drüben im Ostland, bald auf der Straße im Gespräch mit Schriftgelehrten oder Johannesjüngern, bald im gastlichen Hause, wo er eingeladen ist, bald im eigenen Heim, aber nirgends allein, in Ruhe für sich, sondern bis zum späten Abend von Hilfesuchenden aller Art, von Freund und Feind in Anspruch genommen.

Es war, wie wir aus Markus erfahren, wieder an einem Abend (Mark. 4, 35). Aber nicht an dem Abend von Vers 16, sondern am Abend des Tages, wo Jesus die großen Parabelreden gehalten hatte, die Matthäus, seiner Disposition entsprechend, erst später bringt (Kap. 13). Es ist also begreiflich, daß der Herr müde war und deshalb im Schiff gleich einschlief und trotz des gewaltigen Sturmes sehr fest schlief, ja daß er sogar sehr müde und gänzlich entkräftet war (siehe zu der betr. Stelle bei Markus oben

- 18 (S. 116). Das wird auch der Grund gewesen sein, weshalb er selber den Wunsch äußerte, ans jenseitige Ufer zu fahren, um sich einmal dem Volke zu entziehen. Da kommen gerade noch zwei mit einem Anliegen. Jesu Antwort darauf ist sehr bezeichnend für sein eigenes Leben und das, das er von den Seinigen fordert. Darum erzählt Matthäus davon. Lukas bringt zwar diese Szene in einem andern Zusammenhang (Luk. 9, 57 ff.). Aber die ganze Verbindung bei Matthäus (Vers 18 19 23) weist darauf hin, daß die 19 beiden gerade jetzt kamen. Der eine war ein Schriftgelehrter, den vielleicht gerade die vorhergegangenen Parabelreden zum Nachdenken und zum Entschluß angeregt hatten, sich Jesus anzuschließen. Ein Schriftgelehrter gehört zu den sog. besseren Ständen, die ein behagliches Leben gewohnt sind. Jesus 20 macht ihn deshalb darauf aufmerksam, daß das bei ihm nicht zu finden ist. Eben der heutige Tag beweist es deutlich, wie sehr ihm eine Stätte mangelt, wo er sein vom Denken und Reden müdes Haupt hinlegen kann. Er muß das Rissen im Boot dazu benützen (Mark. 4, 38), und da wecken ihn die verängstigten Jünger. Gewiß, nicht von jedem Jünger zu allen Zeiten verlangt Jesus den gleichen Verzicht auf jede Behaglichkeit des Lebens. Es waren die besonderen Umstände seines messianischen Erden-daseins, die das erforderten. Und der gewöhnliche natürliche Mensch braucht eine gewisse, wenn auch maßvolle Lebensfarttheit und Gemütlichkeit, um sich nicht selbst zu verlieren. Andererseits wird es immer wahr bleiben: Je mehr ein Mensch es fertig bringt, auf die Annehmlichkeiten des Lebens, die das irdische Dasein gemütlich gestalten, zu verzichten, desto näher kommt er nicht nur der Lebensweise des Heilandes, sondern um so mehr wird ihn das Bewußtsein erfüllen, daß er „ein Pilger und Fremdling“ ist in dieser Welt. Darum baut er sich eine Heimat in seinem eigenen Innern mit Gott allein, aus der ihn niemand verjagen kann. Zu was der Schriftgelehrte sich entschlossen hat, sagt Matthäus nicht, weil ihn nicht der Fragesteller hier interessiert, sondern die Antwort des Heilandes. Ebenso bei dem Folgenden.
- 21 Ein anderer trat vor der Abfahrt noch geschwind heran. Diesmal ein Jünger. Er wußte ja nicht, wie lange der Aufenthalt am Ostufer dauern würde. Zu Hause aber wartete eine dringende Pflicht auf ihn: seinen toten Vater zu beerdigen. Er bittet also um Urlaub, um nach Jesu Rückkehr sich ihm wieder 22 anzuschließen. Aber seine Bitte wird scharf abgewiesen: „Folge mir nach. Laß die Toten ihre Toten begraben.“ Die nächsten Verwandten des Jüngers, die offenbar damit gemeint sind, stehen Jesus ungläubig fern. Darum gehören sie zu den geistig „Toten“ wie jener leiblich Tote. Der Jünger aber soll sich nicht um die Toten kümmern, sondern die kurze Zeit ausnützen, wo der, „der das Leben in sich selber hat“ (Joh. 5, 26) und der gekommen ist, daß die Menschen „das Leben haben sollen“ (Joh. 10, 10), selbst in Menschengestalt auf Erden weilt, um keinen Tag von dessen lebenspendendem Umgang zu versäumen. Um sich klar zu machen, was dieses Wort Jesu für den und die Hörer bedeutete, muß man wissen, mit welch ängstlicher, geradezu über-

triebener Pietät die alten Juden darauf bedacht waren, den Toten die letzten Ehren zu erweisen. Das Begraben eines Toten galt als strenges Pflichtgebot, das sogar von wichtigen andern Pflichten, wie selbst der Verrichtung der vorgeschriebenen täglichen Gebete, dispensierte. Bezeichnend für diese Auffassung ist die Auslegung, die die Schriftgelehrten 3 Mos. 21, 2 ff. geben. Dort heißt es: der gewöhnliche Priester dürfe sich an der Leiche seiner nächsten Anverwandten verunreinigen (Berührung eines Toten machte geseklich unrein). Dieses „Dürfen“ verwandelten sie in ein „Müssen“, das sogar mit Gewalt erzwungen werden konnte. War jemand gestorben, der keine näheren Verwandten besaß, so galt er als ein „Pflichttoter“, den zu bestatten jedermann ohne Ausnahme verpflichtet war, selbst der Hohepriester, dem doch sonst das Gesetz jede Verunreinigung durch eine Leiche, selbst die seines eigenen Vaters, strenge verbot. Die Bestattung der Toten wurde eben nicht nur als Pflicht betrachtet, sondern auch als eines der vorzüglichsten und verdienstlichsten Liebeswerke. Deshalb pflegten in kleineren Ortschaften die Einwohner bei einem Todesfall die Arbeit niederzulegen, sich zum Zeichen der gemeinsamen Trauer des Grusses zu enthalten und an der Bestattung teilzunehmen. „Wenn R. Jehuda (um 150) sah, wie man einen Toten hinaus-trug, pflegte er seine Augen auf seine Schüler zu richten und zu sagen: Die Betätigung der Tora geht ihrem Studium vor“, d. h. also, er unterbrach den Unterricht, um an dem Leichenbegängnis teilzunehmen.

Um so auffälliger ist die Schärfe der Antwort Jesu an den Jünger, der doch nur ganz bescheiden um wenige Tage Urlaub gebeten hatte, um diese dringende, im ganzen Volksbewußtsein so tief verwurzelte Pietätspflicht gegenüber seinem leiblichen Vater zu erfüllen. Sie ist in mehrerer Hinsicht bedeutsam. Zunächst wirft sie ein Licht auf das ungeheure Selbstbewußtsein Jesu, der den Umgang mit seiner eigenen Person höher wertet und für wichtiger hält als die zartesten und innigsten Bande des Herzens und der Natur und die daraus entspringenden ethischen Verpflichtungen (vgl. 10, 34 ff.). Ein Selbstbewußtsein, das bei dem sonstigen Zartgefühl Jesu und seiner Bescheidenheit und Demut um so unerklärlicher ist und psychologisch überhaupt nur begriffen werden kann durch die Erkenntnis, daß er eben ein göttliches Selbstbewußtsein besitzt (vgl. zu Matth. 10 S. 158 ff.). Diese Antwort Jesu zeigt aber auch, wie konsequent Jesus in seinen Forderungen an die ist, die sich ihm angeschlossen haben, eine Konsequenz, auf die wir noch öfters stoßen werden. Dabei ist allerdings wohl zu beachten, daß wir hier einen Ausnahmefall haben, wo Jesus persönlich den Jünger auffordert, die kurze Zeit seines irdischen Umgangs auszunützen. Darum kann dies sein Wort nicht einfachhin etwa auf die Berufswahl zum Ordensstand oder auf ähnliche Fälle angewendet werden, wo es sich letztlich um die freie Wahl des Menschen handelt. Wohl aber gibt es Fälle, wo die Kollision z. B. der Seel-sorgerpflicht oder der Bekenntnispflicht mit Forderungen des Herzens oder irdischen Rücksichten dieselbe einschneidende Konsequenz verlangt. Denn es

ist ebenso auffällig an diesem Wort Jesu, welcher scharfen Trennungsstrich er zieht zwischen denen, die zu ihm gehören, und denen, die sich nicht zu ihm bekennen: „Laß die Toten ihre Toten begraben.“ Jesus ist eben kein Mann der Kompromisse. Darum haben ihm die Menschen auch das Schicksal bereitet, das sie solchen Männern zu bereiten pflegen. Darum hat aber auch Gott ihn erhöht.

In diesem Abschnitt kommt zum ersten Mal die Bezeichnung der „Menschensohn“ im Munde Jesu vor (Vers 20). Die Bedeutung dieses Ausdrucks ist nicht von vornherein klar und durch die zahllose darüber entstandene Literatur noch bedeutend unklarer geworden. Unsinnig ist zunächst die Behauptung der Kritik, erst die christliche Urgemeinde habe Jesus diesen Titel gegeben. Sie widerspricht zunächst dem ausdrücklichen historischen Zeugnis sämtlicher Evangelisten, die diesen Ausdruck nur als Selbstbezeichnung Jesu überliefern, während umgekehrt die sonstigen neutestamentlichen Schriftsteller ihn nie ihrerseits von Jesus gebrauchen, auch Lukas und Johannes nicht in ihren andern Schriften. Außerdem wäre es geradezu undenkbar, daß die Urgemeinde, deren ganzes Bestreben es nach derselben Kritik war, ihren Meister zum Kyrios, zum „Herrn und Gott“ zu erhöhen, ihm ausgerechnet den Titel „Mensch“ beigelegt hätte. Denn das besagt die aramäische Ausdrucksweise „Menschensohn“. Auffällig ist, daß dieses in allen Evangelien sehr häufige Wort — bei Matthäus allein dreisignal — nie als Prädikat vorkommt, sondern stets nur als Subjektivbezeichnung im Munde Jesu. Es ist also seine von ihm mit Vorliebe angewandte Selbstbezeichnung. Nun ist ohne weiteres klar, daß Jesus diesen sonderbaren Ausdruck nicht einfach bloß als Umschreibung für „Ich“ verwendete. Es ist aber auch kaum denkbar, daß er sich damit als den Menschen im besonderen und höchsten Sinn bezeichnen wollte, nämlich als den Idealmenschen, und zwar weder in humanistischem Sinn (= der, der die Idee Mensch am vollendetsten in sich verwirklichte), noch auch in religiösem Sinn (= der Mensch, der den Willen Gottes am vollkommensten erfüllte und deshalb von Gott besonders auserwählt wurde). Denn Jesus trägt das deutliche Bewußtsein in sich, mehr als ein besonders begnadeter Mensch zu sein. Darum hat seine Selbstbezeichnung erst recht nichts zu tun mit der häufigen Anrede Gottes an Ezechiel: „Menschensohn“, die dem von Gott mit dem schweren prophetischen Beruf beauftragten schwachen Menschen galt. Vielmehr zeigt Jesus selber an, woher er den Ausdruck hat, wenn er gelegentlich dem „Menschensohn“ Attribut beilegt, wie sie in Daniel Kap. 7, Vers 13 stehen (vgl. Matth. 26, 64: „der Menschensohn wird auf den Wolken des Himmels kommen“). Nun ist allerdings in jener Vision des Daniel vom großen Gottesreich, das die heidnischen Reiche ablöst, mit dem „Menschen“, „der auf den Wolken des Himmels kommt“, im Gegensatz zu den „Tieren“, die aus dem Meere aufgestiegen waren, nach Daniels eigener Erklärung (Dan. 7, 18) zunächst nicht eine Einzelperson, sondern das gesamte Gottesvolk verstanden, „die Heiligen des Höchsten“. Aber schon

die alte Synagoge hat den Ausdruck auf den Messias gedeutet, wie mehrere Aussprüche der alten Rabbinen beweisen. Diese Deutung, die auch das gegen Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts entstandene sog. vierte Buch Esdras gibt, findet sich zum ersten Male in den Bilderreden des Buches Henoch (Kap. 38 – 71), die im 1. Jahrhundert v. Chr. geschrieben worden sind, vielleicht erst in dessen zweiter Hälfte. Dort ist sogar häufig von dem Menschensohn = Messias die Rede. Und der Verfasser scheint sich mit der Frage zu beschäftigen, woher diese Gleichsetzung stammt. Die Lösung glaubt er darin zu finden, daß der „Menschensohn“ „der Sohn der Nachkommenschaft der Mutter der Lebendigen“ ist, womit nur Eva gemeint sein kann. Er hat also schon in der Stelle 1 Mos. 3, 20 eine Prophezeiung des zukünftigen Messias erblickt wie später die christliche Kirche. All das läßt erraten, warum Jesus gerade diesen Ausdruck als Selbstbezeichnung wählte. Er ist jener Mensch, den Gottes ewiger Ratsschluß vorausbestimmte, und den Gott schon vom Sündenfall an vorausverheißten hatte durch seine Propheten, jener „zweite Mensch“ (1 Kor. 15, 47), der, wie alle erdgeborenen Menschen, der „Mutter der Lebendigen“ entstammend, doch „auf den Wolken des Himmels“, also von Gott kommt, um das Paradies und Gottesreich unter den Menschen wieder herzustellen, das der „erste Mensch“ (1 Kor. 15, 47) durch seine Sünde zerstört hatte.

Es ist überflüssig, zu bemerken, daß Jesus seine Gedanken nicht aus dem Buch Henoch geschöpft hat. Aber dieses Buch, obwohl nicht inspiriert, zeigt die Fortentwicklung der Offenbarungsgedanken, an die Jesus angeknüpft hat. Man erhebt freilich einen Einwand gegen diese Erklärung des Ausdrucks „Menschensohn“: Wenn Jesus diese Bezeichnung als seinen Messiasstitel so häufig und öffentlich gebraucht haben soll, wie ist das zu vereinbaren mit der Tatsache, daß er gerade während der Zeit seiner galiläischen Wirksamkeit sein Gottes- und Messiasbewußtsein vor der Menge geistlich verbarg? Gab er doch nicht nur seinen Aposteln nach dem Bekenntnis des Petrus: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“, „die strenge Weisung, niemanden zu sagen, daß er der Messias sei“ (Matth. 16, 20). Selbst den Dämonen, die ihn aus dem Munde der Besessenen gerne mit „Sohn Gottes“ anredeten, gebot er jedesmal Schweigen. Der Einwand löst sich leicht. Obwohl, wie oben gezeigt, die Deutung der Danielstelle auf den Messias der alten Synagoge nicht unbekannt war, so war sie doch nicht allgemein bekannt. Außer an jener einen Stelle des vierten Buches Esdras und einigen wenigen späteren Stellen des Talmud findet sie sich in der zahlreichen apokalyptischen Literatur vor und nach Christus nur im Buche Henoch. Und vollends ist das Buch Henoch das einzige, das dem Messias geradezu den Titel Menschensohn beilegt. Diese Selbstbezeichnung war aber sehr geeignet für die Absichten Christi: Das gewöhnliche Volk, vor dem er seine Messiaswürde vorläufig noch verbergen wollte, damit es in seiner rein irdischen Auffassung keine falschen Folgerungen daraus ziehe, verstand sie nicht. Die Gebildeteren

aber konnten sie verstehen. Und denen wollte Jesus von Anfang an Gelegenheit bieten, über ihn nachzudenken, wie nicht nur das Johannesevangelium beweist (vgl. Kap. 3), sondern auch die Synoptiker.

Daß Jesus gerade für diese Selbstbezeichnung „Mensch“ solch eine Vorliebe besaß, läßt uns wieder tief hineinblicken in sein Denken und Fühlen. Sie offenbart uns aufs neue seine Liebe zum Menschengeschlecht, in das er sich seit den Generationen der Urzeit hineingebaut hat (vgl. Kap. 1: Der Stammbaum Jesu). Wir vermuten aber auch nicht falsch, wenn wir daraus schließen, wie tief er es empfunden hat, ein Mensch zu sein. Er hat ja nicht nur eine ganze menschliche Natur angenommen mit allem, was dazu gehört, ausgenommen die Sünde (vgl. Hebr. 4, 15). Er stellte sich auch ganz unter das Gesetz wie ein gewöhnlicher Mensch (vgl. S. 27 Die Taufe Jesu und S. 111 Die Heilung des Aussätzigen u. a.). An den Mühsalen der Menschen wollte er teilhaben sein Leben lang, angefangen von der Armut seiner Krippe, die drei Jahrzehnte des Arbeiterlebens in Nazareth hindurch bis zu seinem schmerzlichen Tod am Kreuze. Wie jedes Menschen Lebensbetätigung eingezwängt ist in die engen Schranken, die das Schicksal ihm gezogen hat, so sah auch er seine herrliche Tätigkeit eingeengt zwischen die Grenzen des kleinen Judenlandes, auf kurze Wirkungszeit beschnitten durch den Willen des Vaters nach dem er auf Schritt und Tritt sich richtete wie ein Soldat nach der vorgeschriebenen Marschroute. Das alles hat Jesus um so tiefer empfunden, je reicher, ja unendlich reich und allumfassend sein Geist war und sein helfen- und gebenwollendes Herz. Aber als Mensch erfüllte er die erste und schwerste Pflicht des Menschen: den Gehorsam gegen Gott. Darum aber besaß er auch ein so tiefes Mitempfinden mit allem Wehe, das die andern Menschen trugen, selbst dem der Sünde, und saugte es gleichsam in sich hinein (vgl. S. 116 f.), um schließlich alles mit hinaufzunehmen an sein Kreuz, an dem er als Gottmensch uns erlöste. So ist er freilich für uns der Idealmensch geworden, in dem die ganze ursprüngliche Idee Gottes vom Menschen zur Vollendung kam, der, an den kein anderer Mensch auch nur hinaranzuragen imstande ist, der, aus dessen wunderbarer Menschheit für jeden Menschen in jeder menschlichen Lage ein Strom von Licht und Kraft ausgeht, das herrliche Vorbild aller Menschen, nie erreichbar und doch stets von neuem lockend, mit Hilfe seiner Gnade zu ihm hinaufzustreben. Darum ist es so traurig und so unbegreifbar, daß die Mehrzahl von denen, die sich nach ihm nennen, sich so wenig um ihn interessieren, anstatt sein Leben zum Studium ihres Lebens zu machen. Und bedauerlich ist es auch, daß viele, die dieser Vorwurf nicht trifft, ihre Kenntnis von Christus aus dritten und vierten Quellen schöpfen, statt aus den vom Heiligen Geist inspirierten Quellen der vier Evangelien, deren Fülle nie auszuschöpfen ist.

Die Gespräche mit den beiden Männern mögen stattgefunden haben, während das Boot zur Abfahrt hergerichtet wurde. Beide wahrten wohl nur 23 kurze Zeit. Kaum sind sie hierauf abgefahren vom Ufer, fällt Jesus, auf

einem Kissen im Hinterteil des Schiffes liegend, wie Markus berichtet, in tiefen Schlaf. Es ist die Abspannung nach der angestrengten Tätigkeit des Tages. Ein tröstendes Bild für jeden, der sich im Dienste Gottes abmüht.

- 24 Da setzt der Seesturm ein. Gewöhnlich liegt die blaue Fläche des Sees ruhig da, tief eingebettet zwischen die Berge, die im Osten und Südwesten zum Teil nahe herantreten mit einer Höhe von 300 Metern, unterbrochen von Ebenen, die im Altertum mit blühenden Städten besät waren. So dehnt sich der See von Norden nach Süden in einer Länge von 21 Kilometern, der größten Breite von 12 Kilometern und einer Tiefe von etwa 44 Metern, an Lieblichkeit zu vergleichen mit den Seen der Schweiz. Aber das friedliche Bild ändert sich, wenn die Winde sich in der Einsenkung fangen. Denn der Spiegel des Sees liegt 208 Meter tiefer als das Mittelländische Meer. Dann türmen sich seine Wogen wild auf, und kein Schiffer wagt es, ihn zu befahren. Gerade in der Schilderung dieser Geschichte zeigt sich Matthäus als Meister des Stils. In knapper, aber um so wuchtigerer Sprache, alles Nebensächliche übergehend, führt er die scharf gegliederte Erzählung dramatisch durch. Wenn und insoweit eine literarische Abhängigkeit der Evangelisten voneinander und nicht nur von ihrer gemeinsamen Traditionsquelle festzustellen ist, so ist gerade diese Erzählung wie auch die folgende ein Beispiel dafür, daß nicht Matthäus den Markus gekürzt, sondern umgekehrt Markus den Matthäus durch die Einschlebung an sich zwar malerischer und interessanter Einzelheiten erweitert hat, aber auf Kosten der Wucht und Geschlossenheit des Ganzen.

- Ein „Weben“ entstand in dem See, sagt Matthäus, wie ein Erdbeben — Markus nennt es nur einen Sturm —, „so daß das Boot ganz zugedeckt wurde von den Wellen“ — Markus: „die Wellen schlugen in das Boot“. „Er aber schlief.“ So ruhig schläft der Herr mitten im Aufruhr der Elemente! Oft scheint ja Gott zu schlafen, gerade wenn seine Kirche oder auch der bedrängte Mensch ihn am meisten braucht. Aber Gott tut das nur, um den Mut und den Glauben der Seinigen zu prüfen. Oft allerdings kommt es auch daher, daß die Menschen schlafen, und nicht selber tun, was in ihren Kräften liegt. Die Jünger freilich hatten es versucht. Aber sie sind machtlos gegenüber dem Toben von Wind und Wellen. Ihre ganze Ratlosigkeit und Verzweiflung ist geschildert in den abgerissenen, stoßweise hervorbrechenden Hilferufen: „Herr — rette — wir gehen unter.“ Noch haben sie zwar ein biblischen Glauben. Sonst würden sie ihn nicht „Herr“ nennen und um Hilfe bitten. Aber wie gering ihr Glaube ist, sagt das Wort „Wir gehen unter“. Als ob er mit ihnen zusammen untergehen könnte! Jesus wacht auf. Noch während er sich aufrichtet, ist sein erstes Wort an die Jünger gewendet:
- 26 „Wie feige seid ihr doch, ihr Kleingläubigen!“ Feigheit mag der Herr nicht leiden. Sie widerspricht so ganz seinem Wesen. Und ihre Wurzel ist Mangel an Glauben. Nicht nur den allgemeinen Glauben an die Vorsehung meint Jesus. Ihr Ausspruch: „Wir gehen unter“, verrät es: Sie haben noch

keinen Glauben an ihn, an sein Werk, das der Vater ihm aufgetragen hat. Und so wenig Gottes Werk untergehen kann, so wenig kann er untergehen, bevor er Gottes Werk erfüllt hat. Und ebensowenig können sie untergehen, die mit ihm an diesem Werke arbeiten. Diesen festen Glauben will der Herr zu allen Zeiten von allen, die irgendwie an seinem Reiche mitarbeiten. Die Kirche kann nicht untergehen, auch wenn ich untergehe. Aber auch ich werde bleiben, allen äußeren Gefahren und allen eigenen Schwachheiten zum Trotz, bis ich meine Aufgabe, die Gott mir gestellt hat, vollendet habe. Und auch dann gehe ich nicht unter, sondern ein in meine Vollendung. Das war der Glaube der Martyrer.

Jetzt erst erhebt sich Jesus ganz. Wie ein Feldherr in der Schlacht steht er da und ruft in drohendem Befehlstone – eigentlich „er schalt die Winde und das Meer“ – in das Brüllen und Tosen der Elemente 27 hinein. „Und es wurde ganz still.“ „Die Leute aber wunderten sich und sagten: Was ist das für einer, daß sogar die Winde und das Meer ihm gehorchen?“ Was für Leute das waren, überläßt der Evangelist dem Leser zum Raten. Die Apostel meinte er natürlich nicht mit diesem Ausdruck. Es werden die Leute auf den andern Schiffen gewesen sein, die nach Markus mitfuhren (Mark. 4, 36), obwohl nach Markus auch die Apostel sich ähnlich ausdrückten. Immer mehr offenbart Jesus seine Macht. Der Ausfall weicht unter der Berührung seiner Hand, das Fieber verschwindet mit allen seinen Folgeerscheinungen, selbst in die Ferne wirkt sein mächtiges Wort. Und nun befiehlt er den tosenden Meereswogen, und sie glätten sich und ducken sich wie ein gehorsames Hündlein. Der Gläubige aber weiß, daß ihm dieselbe Macht auch jetzt noch zu eigen ist. Wenn er sie auch nur selten gebraucht zu einem auffälligen Wunderzeichen, wie damals, als er noch auf Erden wandelte; im verborgenen lenkt seine mächtige Hand doch alles, was geschieht. Darum verliert der Gläubige den Kopf nicht, auch wenn der Schicksalssturm ihn schüttelt und zu Boden wirft. Er beharrt auf seinem trostigen „Dennoch“ (Psalm 73).

*DIE BESESSENEN IM LANDE DER GADARENER. Kap. 8
Vers 28–34 (Mark. 5, 1–17; Luk. 8, 26–37).*

(28) Und als er am jenseitigen Ufer im Gebiete der Gadarener gelandet war, traten ihm zwei Besessene entgegen, die aus den Gräbern herauskamen. Sie waren sehr wild, so daß niemand auf jener Straße vorbeigehen konnte. (29) Die schrien laut auf: „Was haben wir mit dir zu schaffen, Sohn Gottes? Bist du hierhergekommen, um uns vor der Zeit zu quälen?“ (30) Es befand sich aber weit weg von ihnen eine große Schweineherde auf der Weide. (31) Da baten ihn die Dämonen: „Wenn du uns austreibst, so laß uns in die Schweineherde fahren.“ (32) Er sagte zu ihnen: „Geht.“ Da fuhren sie aus und in die Schweine hinein. Und sofort raste die ganze Herde den Abhang hinunter ins Meer, und sie ertranken in den Fluten. (33) Die Hirten aber flohen und liefen in die Stadt und berichteten alles, besonders auch, was mit den Besessenen vor

sich gegangen war. (34) Da zog sofort die ganze Stadt hinaus, Jesus entgegen. Und sobald sie ihn erblickten, baten sie ihn, er möge ihr Gebiet verlassen.

Sofort zeigt Jesus durch ein weiteres Wunder, daß er nicht nur Gewalt besitzt auf Erden, selbst über die Elemente, sondern auch über die furchtbaren 28 Mächte der Unterwelt. Wohl gegen Morgen kommen sie am jenseitigen Ufer an im „Lande der Gadarener“. Ganz sicher ist es nicht, wo das gewesen ist. Zumal bei Markus und Lukas ein anderer Ortsname steht. Dort nämlich streiten die Handschriften über die Namen Gerasener oder Gergesener. Gadara war eine durch ihre heißen Quellen und Luxusbäder berühmte Stadt südlich vom Tarmuf, einem Nebenfluß des Jordan, etwa 10 Kilometer Luftlinie vom Ufer des Sees entfernt. Somit kann die Stadt Gadara nicht gemeint sein mit der Stadt in Vers 33 und 34, da letztere dem Zusammenhang nach sehr nahe am Ufer gewesen sein muß. Aber das ganze Gebiet hieß nach Josephus Flavius „die Gadaritis“ und erstreckte sich bis an den See, dessen Süd- und Südostufer in einer Länge von etwa 6–7 Kilometern noch dazu gehörte. Am Südostufer mußte also Jesus gelandet sein. Dasselbst befand sich zwar nie eine Stadt Gerasa. Wohl aber lag dort auf einem Berge eine Stadt oder ein Dorf Gergesa, wie Origenes und andere Schriftsteller seiner Zeit berichten. Das wird also die Stadt gewesen sein, von der sich jetzt noch Trümmer auf einem niedrigen Hügel finden. Das „Gerasa“ aber, das sogar die meisten Handschriften bei Markus und Lukas haben, wäre demnach eine falsche Korrektur ortsunkundiger Abschreiber für das ihnen unbekannte Gergesa. Denn die bekannte Stadt Gerasa lag in Peräa, mindestens zwei Tagesreisen vom See Gennesaret entfernt.

Dort also begegneten Jesus zwei Besessene. Markus und Lukas berichten nur von einem. Da auch sonst bisweilen Matthäus die Zweizahl hat, im Gegensatz zu Markus und Lukas, so z. B. bei der Blindenheilung von Jericho (Matth. 20, 29 ff.; Mark. 10, 46 ff.; Luk. 18, 35 ff.), suchen die Kritiker verschiedene Gründe, weshalb Matthäus aus der Eins eine Zwei gemacht habe. Der wirkliche Grund ist sehr einfach. Es waren tatsächlich zwei. Markus aber und ihm folgend Lukas erwähnen nur den einen, weil der nachher an den Herrn die Bitte um Aufnahme in die Jüngerschaft gerichtet, vom Herrn aber statt dessen den Auftrag erhalten hatte, in der Dekapolis zu predigen. (Weiteres siehe bei Matthäus 20, 29 ff.).

Nach altjüdischem Glauben gab es unzählige Dämonen. Erde und Luft waren von ihnen angefüllt. „R. Huna († 297) hat gesagt: Jeder einzelne von uns hat tausend zu seiner Linken und zehntausend zu seiner Rechten.“ „R. Jehuda ben Schallum hat gesagt: In dem Hohlraum der Welt [Luftregion zwischen Himmel und Erde] gibt es kein Fleckchen in der Größe eines viertel Kab [1 Kab = etwa 2 Liter], in welchem sich nicht neun Kab Dämonen befinden.“ Es gibt verschiedene Arten von Dämonen. Dem R. Jochanan († 279) waren dreihundert Arten bekannt. Über ihren Ursprung

herrschten verschiedene Auffassungen. Die älteste war, sie seien die Seelen der Riesen, die aus der fleischlichen Vermischung der Engel mit den Menschentöchtern hervorgegangen waren (1 Mos. 6, 1 ff.). Andere glaubten, es seien Geister, die Gott am Abend des sechsten Schöpfungstages geschaffen habe. Dann sei er aber durch den Anbruch des Sabbats verhindert worden, auch Leiber für sie zu erschaffen, und so seien sie zu Dämonen geworden. Andere dachten es sich wieder anders. Die Dämonen sind böse Geister, gehören also zum Reiche Satans, sind gleichsam militärisch in verschiedene Abteilungen mit besonderen Unterführern gegliedert und schaden den Menschen an Leib und Seele auf die mannigfachste Weise. Alle Krankheiten kommen von ihnen. Deshalb ist im Talmud die Rede von „dem Geist des Hämorrhoidalübels“, vom „Geist der Starrsucht“, vom „Geist des Herzwehs“ usw. So ein böser Geist war schwer aus dem Menschen zu vertreiben. Salomo war ein ganz besonders berühmter Teufelsbeschwörer. Die späteren Zauberer wendeten deshalb mit Vorliebe seine Methoden und Zaubersprüche an. Iosephus Flavius erzählt von einem Teufelsbeschwörer unter Kaiser Vespasian (69 – 79 n. Chr.): „Das Verfahren aber bei der Heilung war dieses: er legte unter die Nase des Besessenen einen Siegelring, der unter dem Siegel eine von den Wurzeln enthielt, die Salomo bezeichnet hatte. Darauf zog er dem daran Niekenden den bösen Geist aus den Nasenlöchern heraus, und indem der Mensch sofort niederstürzte, beschwor jener den Geist, nicht mehr in den Menschen zurückzukehren. Dabei erwähnte er Salomos und sprach die Beschwörungsformeln, die dieser aufgestellt hatte.“

Es hatte sich also sehr viel Aberglaube mit dem wahren Glauben vermischt und die ganze Sprechweise jener Zeit bestimmt. Gelegentlich hat Jesus (bzw. die Evangelisten) sich jener Sprechweise angepasst, indem er ihr allerdings einen tieferen und wahren Sinn verlieh (z. B. Luk. 13, 11 ff., vgl. oben S. 117). Daß es aber auch eine wirkliche Besessenheit gab, beweist gerade diese Geschichte. Außerlich glichen die Besessenen durchaus einem Wahnsinnigen. Aber die Ursache war verschieden. Während der Wahnsinn auf einer physisch krankhaften Störung des Gehirns bzw. seiner Funktionen beruht, hatte bei der Besessenheit der Teufel selbst das ganze physisch-psychische Leben des Kranken in Beschlag genommen, so daß auch dessen Selbstbewußtsein, wenn auch nicht immer völlig, aufgehoben wurde. Der Besessene spricht und denkt im Namen des Teufels. Der Teufel übte also seine Herrschaft aus nicht nur über den Körper des Menschen, den er mit Krankheit aller Art belegte, sondern auch über dessen psychisches Leben. Nicht so, als ob er Gewalt gehabt hätte über dessen geistige Seele. Die kann er nur erhalten durch den freien Willen des Menschen, d. h. durch die Todsünde. Aber solange die Seele mit dem Körper eine substantielle Einheit bildet, ist sie auch in ihren geistigen Betätigungen vom Gehirn abhängig, das sie zur Bildung der die Begriffe notwendig begleitenden sinnlichen Vorstellungen braucht. Der böse Feind nun nahm bei der Besessenheit das Gehirn seines Opfers derart in

Beschlag, daß es als sein Organ funktionierte. Warum Gott diese Beseffenheit zuließ und gerade im Lande und zur Zeit Jesu besonders häufig zuließ, ist nicht schwer zu erraten. Der Teufel war noch tatsächlich der „Herr dieser Welt“, bis Christus seine Herrschaft brach. Und die Menschen sollten durch eigene Erfahrung kennen lernen, wie entsetzlich diese Herrschaft und wie machtlos der Mensch ihr gegenüber ist, wie mächtig aber auch der, der sie durch ein Wort zu zerstören vermag. Darum hat jetzt die Beseffenheit, wenigstens soweit der Einfluß der Kirche reicht, so ziemlich aufgehört. Denn diese unmittelbare Macht des Teufels über den Menschen wurde durch Christi Tod und Auferstehung vernichtet. Nur wer dem Teufel selber die Hand reicht, über dessen Seele herrscht er auch jetzt. Wem der Sünder die Hand gereicht hat, und was der böse Feind für Absichten mit ihm hegt, das illustrieren die Beseffenen allerdings sehr deutlich. Daß die Beseffenheit auch in Heidenländern nicht mehr vorkomme, soll damit nicht behauptet werden. Gewiß spielen Betrug und Einbildung in ähnlichen Fällen eine sehr große Rolle. Aber es gibt auch einen Kritizismus, der in seiner Überspannung unkritisch ist. Wer sich genügend mit den letzten Fragen der Wissenschaft beschäftigt hat, weiß nur zu gut, wie wenig wir wissen. Nur der kleinste Teil aus dem großen Gebiete der Wirklichkeit ist unserer unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung zugänglich. Und auch der Teil des Seins, in den unser auf Experiment gestütztes Denken vorzudringen vermag, ist verhältnismäßig klein. Darüber hinaus dehnt sich eine Welt, die wir höchstens ahnen können. Der gänzlich vorurteilslose Beobachter aber kann nicht leugnen, daß es Erscheinungen gibt im Gebiete der sichtbaren Welt, die sich nur durch ein Herübergreifen von Mächten aus der unsichtbaren Geisterwelt erklären lassen.

Aus den nach damaliger Sitte in den Felsen gehauenen Grabmälern kommen Jesus also zwei solche Beseffene entgegen. „Sehr wild“ nennt sie Matthäus. Markus und Lukas schildern die Art ihrer Wildheit genauer. Interessant sind ihre Worte an den Herrn. Dieses Gemisch von Ehrerbietung und Trotz, beides der schlecht verhehlte Ausdruck ihrer zitternden Angst. Wie ein Hund, der laut bellt und drohend knurrt, während er mit einem 29 gezogenem Schwanz vor dem Blick seines Herrn zurückweicht. „Kamst du hierher, uns vor der Zeit zu quälen?“ Die Dämonen wissen, daß der „Sohn Gottes“ — als solchen hatte der Teufel Jesus bei seiner Versuchung zur Genüge erkannt — durch Aufrichtung seiner Herrschaft ihnen die Gewalt über die Menschen entreißen und sie damit ihrer letzten Freude auf Erden, andere zu quälen, berauben wird. Denn dann müssen sie gänzlich hinunter in den Abgrund (Luk. 8, 32). Aber daß er jetzt schon „hierher“ kommt, ist noch zu früh. Denn jenes Land war zum größten Teil von Heiden bewohnt, Griechen und aramäisch redenden Nichtjuden. Gadara gehörte nämlich zur sog. Dekapolis. Das war ein Bund von ursprünglich zehn Städten, die Pompeius der jüdischen Herrschaft entriß und selbständig gemacht hatte, allerdings unter der Oberhoheit des syrischen Statthalters. Nicht ganz mit Unrecht erwarten

deshalb die Dämonen, daß der Messias des Judentums vor Aufrichtung seiner Herrschaft sich noch nicht mit den Heidenvölkern befassen werde. Darum bitten sie ihn auch bei Markus, sie nicht „aus dem Lande“ zu vertreiben (Mark. 5, 10). Warum sie so Angst haben und bitten, läßt Matthäus nur
 81 erraten, Markus sagt es deutlich (Mark. 5, 8). Wenigstens möge er sie doch in diese Schweineherde hineinfahren lassen. Diese Erlaubnis erwarten sie vom Messias der Juden, für die das Schwein ein unreines, verabscheuungswürdiges Tier war. Und dann, so denken sie, haben sie doch ihr Ziel erreicht. Sie können da oben bleiben und wenigstens die Tiere quälen, wenn sie keine Menschen mehr quälen dürfen. Darin hatten sie sich allerdings verrechnet.
 82 Zwar gewährt ihnen Jesus ihre Bitte. „Geht“, sagt er. Ein einziges verächtlich hingeworfenes Wort. Vergleiche damit den Hokusfokus der jüdischen Teufelsbeschwörer (oben S. 128). Als Gott und Herr durfte er das ebenso, wie Gott etwa durch ein Gewitter ein ganzes Dorf vernichten kann. Warum er es aber erlaubte, ist unschwer auszudenken. Die Bewohner des Landes, und nicht sie allein, sollten sehen, was für eine unheimliche Schar sich in diesen beiden unglücklichen Menschen eingenistet hatte, und wie groß seine eigene Macht ist. Kaum sind jedoch die Dämonen von den beiden Menschen aus- und in die Schweine hineingefahren, da rast die ganze Herde – etwa 2000 Tiere (Mark. 5, 13) – den Abhang hinab ins Meer. Es sind eben vernunftlose Tiere, die anders reagieren als Menschen. Darin hatten sich die Dämonen verrechnet. Sobald die Schweine die unheimliche Macht in sich spüren, werden sie scheu und fangen an blindlings zu laufen, und hören nicht auf zu laufen, bis sie im Wasser liegen. Natürlich ist es ganz gegen den Text, wenn die Kritiker die Sache so erklären wollen: die beiden Menschen hätten auf das Befehlswort des Herrn noch einmal so getobt, daß die Schweine vor Schrecken darüber die Flucht ergriffen hätten. Man darf sich aber den Vorgang auch nicht in der Weise denken, als ob die Schweine sich selber hoch oben vom Rande eines Felsens in den Abgrund gestürzt hätten. Denn an jener Stelle des Sees gibt es gar keine so hochragenden Felsen. Sie sind eben den Hügel hinuntergerast und auf diese Weise sozusagen ohne Absicht ins Wasser hineingelaufen.

Die heidnischen Einwohner jener Stadt sehen in Jesus nur den Zauberer,
 34 der über unheimliche Kräfte verfügt. Daher ihre Bitte, ihr Gebiet zu verlassen. Jesus willfährt dieser Bitte. Er war ja auch nur gekommen, um hier vor dem Andrang des Volkes etwas Ruhe zu finden. Diese Absicht ist nun freilich vereitelt, aber durch die Seefahrt hin und her doch auch schon teilweise erreicht. Gewiß war es sehr töricht von jenen Leuten, aus Furcht vor etwaigem zeitlichen Schaden den Herrn von sich weg zu wünschen. Aber es gibt auch jetzt noch genug Christen, die es nicht wagen, sich Christus ganz anzuvertrauen, aus Furcht, er könne etwas von ihnen verlangen, was ihren irdischen Wünschen widerspricht. Sie übersehen dabei, daß Gott selbst kein Opfer von einem

Menschen fordert, ohne ihm zugleich seine Gnade zu schenken, die nicht nur die Kraft dazu verleiht, sondern auch reichliche Entschädigung durch innere Güter dafür bietet.

DIE HEILUNG DES GELÄHMTEN. Kap. 9 Vers 1—8 (Mark. 2, 1—12; Luk. 5, 17—26).

(1) Hierauf bestieg er das Boot, fuhr über den See und kam in seine Stadt. (2) Und siehe, da brachten sie auf einer Tragbahre einen Gelähmten zu ihm. Als Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Gelähmten: „Mut, Kind, deine Sünden sind dir vergeben.“ (3) Da dachten sofort einige der Schriftgelehrten bei sich: „Der lästert Gott.“ (4) Weil aber Jesus ihre Gedanken durchschaute, sagte er: „Warum denkt ihr Böses in euern Herzen? (5) Was ist denn leichter, zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben, oder zu sagen: Steh auf und geh umher? (6) Damit ihr aber merket, daß der Menschensohn Vollmacht besitzt, auf Erden Sünden nachzulassen“ — hierauf sagte er zu dem Gelähmten — „Steh auf, nimm dein Bett und geh heim.“ (7) Und der stand auf und ging heim. (8) Als das die Volksscharen sahen, fürchteten sie sich und priesen Gott, der den Menschen solche Macht verliehen hat.

- 1 So kommt also Jesus nach nur sehr kurzer Ruhe wieder in „seine Stadt“ zurück. Damit ist natürlich nicht Nazareth gemeint, sondern Kapharnaum, das er in der ersten Zeit seiner galiläischen Tätigkeit zum Mittelpunkt und Ausgangspunkt seines Wirkens gemacht hat. Aber auch hier hat er keine Ruhe. Kaum ist er „im Hause“ (Mark. 2, 1) — welches Haus, wird nicht gesagt, vielleicht das des Petrus oder auch das von seiner Mutter bewohnte (Joh. 2, 12) —, umdrängt ihn eine ganze Menge Leute (Mark. 2, 2),
- 2 und da bringen sie auch schon wieder auf einer Tragbahre einen Kranken, einen Gelähmten. Woran Jesus ihren Glauben sah, d. h. den Glauben derer, die ihn brachten, sagt Matthäus in seiner skizzenhaften Schilderung nicht. Markus und Lukas erzählen es genauer. „Mut, Kind, deine Sünden sind dir vergeben.“ Jesus ist, wie schon bemerkt (S. 117), durchaus nicht der Ansicht, daß alle Krankheiten die Folgen persönlicher Sünden seien. Hier aber scheint es der Fall zu sein. Oder wenigstens drückt den Kranken das Bewußtsein irgend welcher besonderer Sünden. Darum nimmt ihm der Herr erst diese Sünden weg, bevor er ihn heilt. Jesus ist ein sehr weiser Arzt. Er schaut nicht nur auf die äußeren Symptome der körperlichen Erkrankung. Er blickt tiefer, in die Seele hinein. Da ist etwas, was den Mut des Kranken lähmt, was ihn nicht mehr glauben und hoffen läßt, was seinen Lebenswillen zerbrochen hat. Als er i h r e n Glauben sah, heißt es, der Kranke hatte keinen Glauben mehr oder höchstens noch einen sehr schwachen. In der Tat, jeder Arzt weiß, von welch großer, oft ausschlaggebender Bedeutung auf die Heilung nicht nur psychischer und nervöser Leiden, sondern auch organischer Krankheiten die ganze Seelenhaltung des Patienten ist. Ob da drinnen ausgeglichene Ruhe und Harmonie herrscht, oder das Gegenteil. Diese Harmonie aber, aus der seelische Kraftquellen auch über den Körper fluten, vermag nur die

Religion zu geben, die das Menschenwesen mit dem Urgrund alles Seins lebendig verbindet. Freilich nicht jene leider allzu häufige Frömmigkeit, wo der Mensch nur zu Gott flieht, um sich vor den Unannehmlichkeiten des Lebens zu bergen, jene im Grunde egoistische und sinnliche Religiosität, die in Gott Ersatz sucht für irdische Güter, die man leider nicht besitzt, obwohl man sie, ehrlich gesprochen, lieber besäße als Gott. Sondern die wahre biblische Religiosität. Die hat nichts an sich von stumper Resignation. Stoische Resignation widerspricht ganz und gar dem Wesen Christi. Sie ist freilich ebensoweit entfernt von dem verzweifelten Trost, der unter allen Umständen leben will, weil er außer einem irdischen Leben keines kennt, und der eben deshalb gänzlich zerbricht, wenn seine Bemühungen vergeblich waren. Beide Eigenschaften können für einen Kranken gleich verhängnisvoll sein. Aber der wahrhaft Religiöse baut sein eigenes Wollen auf das Gottvertrauen auf. Er weiß, daß sowohl sein Tun als auch sein Leiden einen gottgewollten Zweck hat, wenn er auch die Einzelheiten dieses Zweckes nicht durchschaut. Darum ist er von beiden Fehlern gleich weit entfernt: nur passiv geschehen zu lassen, was geschieht, oder zu meinen, er müsse alles selber tun. Er weiß vielmehr, daß durch das Zusammenwirken seines Wollens mit Gottes Wollen das von Gott gesetzte Ziel unfehlbar erreicht wird. Darum hält sein eigener mit Gottes Willen vereinigter Lebensmut und -wille an bis zum letzten Augenblick, in dem er seinen Willen dem Schöpfer zurückgeben kann, wie man ein geliebtes Werkzeug nach vollendeter Arbeit zurückgibt. Beachtenswert sind auch die zärtlich freundlichen Worte Jesu: „Mut, Kind, deine Sünden sind dir vergeben.“ Jeder Sünder hat sozusagen Anspruch auf die besonders zärtliche Liebe des Heilandes. Nur wer seine Sünde nicht fühlt, von dem wendet er sich ab.

- 8 Natürlich müssen die Schriftgelehrten sofort böse Gedanken in sich hegen. Es waren deren, wie Lukas berichtet, eine ganze Anzahl aus Galiläa, ja sogar aus Judäa und Jerusalem gekommen. Sie sind ja schon lange argwöhnisch auf Jesus und beginnen, ihn auszuspionieren. Die Schriftgelehrten sind, wie oben (S. 57) erwähnt, von den Pharisäern zu unterscheiden. Sie waren die Gelehrten der Juden. Und da das gelehrte Interesse der alten Juden sich auf die Tora, das Gesetz des Moses, konzentrierte, das religiöses und Strafgesetz zugleich war, waren sie die Theologen und Juristen des Volkes. Nur wer die ganze gelehrte Schule durchgemacht hatte, also nicht nur das Gesetz und seine Auslegung, sondern auch die Halachot, d. h. die sonstigen traditionellen Satzungen beherrschte, konnte Schriftgelehrter werden. Das zu lernen brauchte er lange Zeit, denn damals waren diese Satzungen und Schrifterklärungen noch nicht aufgezeichnet, sondern mußten auswendig gelernt werden. Die (bei einem Schriftgelehrten) Studierenden hießen „Schüler“. Hatten sie sich so viel Wissen erworben, daß sie die Rechtsatzungen selbständig auszulegen und auch auf Einzelfälle anzuwenden vermochten, so wurden sie „Gelehrtenschüler“. Aus deren Zahl wurden die „Schriftgelehrten“ entnom-

men, in der nachchristlichen Zeit „die Weisen“ genannt. Nur wer mindestens vierzig Jahre alt war, konnte Schriftgelehrter werden. Das geschah durch die Handauflegung (Ordination) eines andern Schriftgelehrten, wodurch der von Moses ausgehende Geist des Gesetzes auf den Ordinanden übertragen wurde. Der Schriftgelehrte hatte das Recht, den Titel Rabbi zu führen, er war Lehrer und Richter zugleich, mit der Befugnis, in rituellen und strafrechtlichen Fragen selbständig zu entscheiden. Nicht nur der Schriftgelehrte, sondern auch schon der Gelehrtenschüler stand in sehr hohem Ansehen und genoß viele Auszeichnungen. Auch nichtordinierte Gelehrtenschüler, die später bisweilen den Ehrentitel „Kollege der Gelehrten“ erhielten, wurden oft als Lehrer, Gemeindevorsteher usw. verwendet. Daß sie sehr stolz waren, kann man sich denken. Und wie sie und die Pharisäer den Am-haarez, den Ungebildeten, verachteten, davon war schon die Rede (S. 75).

Diese Schriftgelehrten also sind aufs höchste entrüstet, daß solch ein Am-haarez, der nicht durch ihre Schule gegangen ist, sich anmaßt, Sünden zu vergeben. In der Tat war das auch etwas ganz Unerhörtes. Wunder hatten auch manche von den alten Propheten getan, Elias und Elisäus zum Beispiel. Aber Sünden vergeben zu wollen, hatte keiner sich angemacht. Mit donnernder Gerichtsstimme hatten sie den Sündern die Strafen Gottes angedroht, hatten so eindringlich gepredigt, daß Volk und Könige Buße taten. Aber keiner hätte sich vermessen, zu sprechen: Deine Sünden sind dir vergeben, wie dieser Nazarener hier. Das kann doch nur Gott droben im Himmel, kein Mensch
4 auf Erden. Jesus sah ihre Gedanken. Es bedurfte dazu nicht seiner göttlichen Allwissenheit. Das konnte man schon ihren harten, kalten Gesichtern ablesen, während alle andern Anwesenden mit warmer Teilnahme auf den armen
5 Kranken und auf Jesus blickten. Zu sagen: „Deine Sünden sind dir vergeben“ und „Steh auf und geh umher“, ist beides freilich gleich leicht und auch gleich schwer. Gleich leicht ist es, die Worte nur auszusprechen. Gleich schwer, sie mit Erfolg auszusprechen. Indes der Unterschied besteht: Der Erfolg des letzteren Wortes läßt sich nachprüfen hier auf Erden. Denn das physische Wunder vollzieht sich hier unten. Die Sündenvergebung aber geschieht droben im Himmel. Die kann kein Mensch beobachten. Aber es ist eine und dieselbe göttliche Macht, die beides wirkt. Wer also in sich selbst die Macht hat zu dem physischen Wunder, besitzt auch die für das andere. Damit
6 die Schriftgelehrten also merken, daß der Menschensohn, obwohl er Mensch auf Erden ist, trotzdem göttliche Macht in sich trägt, und deshalb auch auf Erden das zu tun vermag, was sonst nur Gott im Himmel tut, wendet er sich, seine Rede an die Schriftgelehrten abbrechend, unmittelbar an den Kranken. „Steh auf, nimm dein Bett und geh heim.“ Die Schriftgelehrten, die theologisch zu denken gelernt hatten, hätten daraus den unmittelbaren Schluß ziehen müssen, daß der Mensch, der auf Erden das zu tun imstande ist, was sonst nur Gott im Himmel tut, selbst der auf Erden erschienene Gott sein muß. Aber die Vernunft ist unfähig, auch den klarsten Schluß zu ziehen,

wenn der böse Wille widerstrebt. Denn der denkende Verstand vermag stets nur, einen Schluß in seinen Prämissen nahezulegen. Der Entschluß, das „Ja“ hängt ab vom Willen. Die Volksscharen können natürlich nicht so klar und logisch denken. Aber sie fühlen es. Obwohl sie nicht über das hinauskommen, was ihnen der Augenschein von Jesus zeigt, und sie ihn deshalb 8 für einen Menschen halten, „fürchteten“ sie sich. Es ist der Schrecken und die Furcht vor der zwar nicht klar erkannten, aber instinktiv gefühlten Nähe der Gottheit, die in diesem „Menschen“ steckt, der mitten unter ihnen steht. Denn selbstverständlich wollen sie nicht sagen, daß alle Menschen solche Macht haben. Aber dieser Mensch besitzt sie!

BERUFUNG DES APOSTELS MATTHÄUS UND ANSCHLIESSENDE GESPRÄCHE. Kap. 9 Vers 9–17 (Mark. 2, 13–22; Luk. 5, 27–38).

(9) Als Jesus nun von dort weiterging, sah er einen Mann an der Zollstätte sitzen, Matthäus genannt. Zu dem sagte er: „Folge mir.“ Und er stand auf und folgte ihm nach. (10) Und als er in [dessen] Hause zu Tische lag, da kamen viele Zöllner und Sünder und legten sich mit Jesus und seinen Jüngern zu Tische. (11) Als die Pharisäer das sahen, sprachen sie zu seinen Jüngern: „Warum ißt euer Meister mit den Zöllnern und Sündern?“ (12) Er aber hörte es und sagte: „Nicht die Starken brauchen einen Arzt, sondern die Kranken. (13) Geht und lernet verstehen, was das bedeutet: ‚Erbarmen will ich und nicht Schlachtopfer‘ (Os. 6, 6). Ich bin nämlich nicht gekommen, Gerechte zu berufen, sondern Sünder.“

(14) Hierauf traten die Johannesjünger an ihn heran mit der Frage: „Warum fasten wir und die Pharisäer, deine Jünger aber fasten nicht?“ (15) Jesus antwortete ihnen: „Können die Hochzeitsgäste trauern, solange der Bräutigam bei ihnen ist? Es werden aber Tage kommen, da der Bräutigam ihnen entrissen sein wird. Dann werden sie fasten. (16) Niemand aber setzt einen Flecken von noch neuem Tuch auf ein altes Kleid. Denn sein Ersatzstück reißt in das Kleid ein, und es gibt noch einen schlimmeren Riß. (17) Auch gießt man nicht neuen Wein in alte Schläuche. Sonst werden die Schläuche gesprengt, und der Wein fließt aus und die Schläuche sind verdorben. Neuen Wein gießt man in neue Schläuche. Dann erhält sich beides.“

Jesus verließ also das Haus wieder und ging, wie Markus berichtet, ans Meer. Da ihn viele Leute umdrängten, lehrte er sie. Das wird schon längere 9 Zeit in Anspruch genommen haben. Als er nun nach seinem Lehrvortrag weiterging, kam er an der Zollstätte vorbei und sah hier einen Mann sitzen, Matthäus „genannt“. Das ist nämlich sein Beinamen, den er vielleicht erst von Jesus erhalten hat. Nach Markus und Lukas hieß er Levi und war der Sohn eines Alphäus. Er selber setzt in sein Evangelium jenen den Lesern bekannten Namen ein: „Geschenk Gottes.“ Die Zöllner genossen bei den Juden den denkbar schlechtesten Ruf. Sie werden ja auch in dem Evangelium in einem Atemzug mit „den Sündern“ genannt. Das Zollwesen lag bei den Römern – unter dem von Rom abhängigen Tetrarchen Herodes wird es wohl

gerade so gewesen sein — nicht wie die Steuern in der Hand von Staatsbeamten, sondern war Privatunternehmern übergeben, die ein bestimmtes Zollgebiet pachteten. Dafür mußten sie dem Staat alljährlich eine festgesetzte Summe zahlen. Es war ein Risikogeschäft. Nahmen sie mehr ein, so gehörte der Überschuß ihnen. War ihre Einnahme geringer, so hatten sie den Verlust zu tragen. Zwar war eine Zollsatz festgesetzt. Aber die Pächter sorgten schon dafür durch ihre Angestellten, die Zöllner, daß sie Überschuß erzielten. Und diese Zöllner werden auch genug darauf bedacht gewesen sein, selber nicht leer auszugehen. Sie werden deshalb in talmudischen Sprüchen und Bestimmungen auf eine Stufe mit den Räubern gestellt. Nicht einmal Almosen für die öffentliche Armenpflege sollte man von ihnen annehmen, da es als gestohlenes Geld zu betrachten war. Die Verachtung dieser Zöllner, die überdies durch den stetigen Verkehr mit Heiden gesetzlich unrein waren (siehe S. 112), ging so weit, daß sie sogar auf deren Familien übertragen wurde: „Es gibt keine Familie, in der ein Zöllner ist, ohne daß sie alle Zöllner sind.“

Solch einen Menschen also traf Jesus. Und er sagte zu ihm: „Folge mir nach.“ Jesus kümmert sich gar nichts um die Vorurteile und Standesunterschiede der Menschen. Erst hat er ungebildete Fischer zu seinen Aposteln erwählt, und jetzt den Zöllner. Er schaut eben nicht auf das Äußere, sondern in das für das Gute empfängliche Herz. Und wenn dieses Herz auch vielleicht durch Sünde verkrustet ist: seine Gnade wäscht diese Kruste weg. „Und er stand auf und folgte ihm nach.“ Natürlich hatte Matthäus den Herrn, der ja in Kapharnaum seinen Wohnsitz hatte, schon gekannt und wohl auch schon predigen gehört. Und die Gnade wird auch schon an seiner Seele gebohrt haben. Aber sie kam nicht durch, weil er seine Geldkassette zu sehr liebte. Jetzt aber hört er nur zwei kurze Wörtlein aus Jesu Mund, an ihn direkt gerichtet: „Folge mir“, und ein Blick trifft ihn aus Jesu Augen: Und er steht auf und verläßt alles (Luk. 5, 28) und folgt ihm. Der Mann, der vorher kein anderes Ziel gekannt hatte als Geld, Geld und Geld, läßt alles, was er erworben, liegen und stehen und hat von jetzt an nur noch die eine drängende Sehnsucht: Ihm folgen, wohin er geht. Und nach seinem Tode durchzieht er die Welt, nicht achtend auf Mühen, Gefahren, Haß, Verfolgung, um ihn zu verkündigen und schließlich für ihn als Märtyrer zu sterben. Es muß etwas Eigenartiges in diesen Augen, in dieser Stimme Jesu gelegen haben, etwas Faszinierendes für Freund und Feind. Als er in Nazareth gepredigt hatte und das wütende Volk ihn darauf zur Stadt hinausstieß und an den Rand des Berges führte, wo sie ihn hinunterstürzen wollten, da wurden sie von diesen Augen bezwungen, und „Jesus ging mitten durch sie hin und zog weg“ (Luk. 4, 30). Als die rohen Soldaten ihn greifen wollten und er erklärt hatte: „Ich bin es“, da warfen diese Augen und diese Stimme sie zu Boden (Joh. 18, 6). Und wie oft hätten die Pharisäer, wenn er sie vor dem ganzen Volke mit einer treffenden Antwort entlarvt und geschlagen hatte, sich gerne auf ihn gestürzt. Aber diese Augen hielten sie gebändigt wie wilde Tiere.

Dieselben Augen, deren Blick dem Petrus bittere Tränen der Reue entlockte (Luk. 22, 61).

Das nun Folgende könnte man bei Matthäus und Markus ebenso gut dahin
10 auffassen, daß Jesus in seinem eigenen Hause zu Tisch gelegen habe, da beide Evangelisten es überflüssig finden, die Einladung Jesu durch den bekehrten Zöllner besonders zu erwähnen. Lukas jedoch sagt ausdrücklich: „Levi bereite ihm ein großes Mahl in seinem Hause.“ Dieser Matthäus scheint also reich gewesen zu sein. Denn zu einem „großen Mahl“ gehörte ziemlich viel nach den gelegentlichen Äußerungen des Talmud. Für unsere Begriffe würde schon der Vortisch, der aus zwei bis drei Platten bestand, und der Nachtsch, wo es Süßigkeiten, aber auch gesalzene Fische und anderes gab, so ziemlich genügen. Aber das war noch gar nichts gegen das Hauptmahl. Da nahm das Auftragen kein Ende. Gewiß werden nicht alle so viel Glück gehabt haben wie Rabbi Jehuda (um 110), dem bei einem Gastmahl des Erilarchen (Oberhauptes der babylonischen Juden) 80 Schüsseln vorgesetzt wurden. Und er nahm von jeder, obwohl er gerade vorher gegessen hatte. Dem Rabbi Chijja dem Älteren (um 200) ließ Rabbi Jehoschua ben Levi bei einem Besuche 24 Gerichte auftragen. Das eigentliche Mahl nach dem Vortisch wurde liegend eingenommen. Man lag auf einem Polster, die Füße nach hinten ausgestreckt, den linken Arm auf ein oft kostbares Kissen gestützt, und aß mit der rechten Hand. Esbesteck gab es nicht. Man gebrauchte die Finger und wickelte die Speisen in Brotladen ein. Solch ein Mahl war von allerhand Zeremonien begleitet, Händewaschungen und verschiedenen Segnungen und Lobsprüchen, worüber die Schulen Schammais und Hillels zum Teil ernsthafte Streitfragen erörterten, z. B. ob man am Ende des Mahles erst die Hände wäscht und dann den Saal säubert oder umgekehrt. Natürlich gab es bei einem solchen Mahl auch genug zu trinken. Der starke Süßwein wurde aber stets mit Wasser gemischt. Beim Saronwein galt die Regel: ein Teil Wein und zwei Teile Wasser.

Man kann sich denken, daß der Herr selbst wenig Geschmack hatte an solchen Schmausereien. Aber in seiner Menschenfreundlichkeit entzog er sich auch diesen Einladungen nicht, wenn ihn auch seine boshaften Feinde deshalb einen „Fresser und Säufer“ nannten (Matth. 11, 19). Und er wird sich wohl gefreut haben, daß seine Jünger einmal etwas Gutes zu essen bekamen. Aber noch mehr freute er sich über das Zutrauen der zahlreichen mit ihm eingeladenen Zöllner und Sünder. Diese Leute fühlten sich richtig wohl bei ihm. Denn er behandelte sie nicht, wie sonst manche Fromme und Reiche den Armen und Sünder behandeln, daß man ordentlich merkt, wie mitleidsvoll sie sich von ihrer Höhe zu dem armen Menschen herablassen. In seiner feinen
11 Art zog er sie vielmehr zu sich hinauf, ohne sie zu verletzen. Den Pharisäern freilich – nach Markus waren es gerade wieder deren Schriftgelehrte – gefiel das ganz und gar nicht. Verlangte doch gerade eine Hauptvorschrift schon von dem „Gelehrtenschüler“, daß er mit keinem Am-haarez speiste. An Jesus

- selbst wagen sie sich zwar nicht heran. Darum suchen sie seine Jünger aufzuheizen und in Verlegenheit zu bringen. Natürlich haben sie das nicht drinnen beim Gastmahl selbst getan. Denn Pharisäer waren sicher keine eingeladen, und sie hätten der Einladung auch nicht Folge geleistet. Die nun folgenden Gespräche müssen wir uns also wieder auf der Straße denken nach Schluß des Gastmahls. Damit stimmt überein, daß nach Markus der Vorseher (Vers 18) Jesus am Meeresufer trifft (Mark. 5, 21). Der Herr, der ihre boshafte Frage an die Jünger gehört hat — sie haben sie ja auch laut genug gestellt, damit er sie hören sollte —, läßt ihnen eine scharfe Ab-
12 weisung zuteil werden. „Nicht die Kräftigen und Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken.“ Wenn sie wahre Religion und auch nur rein menschliches Empfinden besäßen, so wüßten sie, daß diese vom rechten Wege Abgeirrten Kranken gleichen, die sanfter Pflege bedürfen, anstatt sie durch Verachtung noch ganz vom richtigen Wege wegzustößen. Darum sollen sie erst gehen und in ihren eigenen Propheten nachlesen und darüber nachdenken,
13 was es heißt: „Erbarmen will ich und nicht Schlachtopfer“ (Jf. 6, 6). So wenig wie die Propheten ist der Herr gegen den Kult an sich. Aber wenn in den Herzen der Festteilnehmer die demütige Liebe fehlt, dann sind die glänzendsten Feste und Gottesdienste vor Gott ein Greuel. Vergleiche darüber auch Jf. 1, 10 ff., wo Worte stehen, die auch heute noch aller Beherzigung wert sind. Es ist gerade Jesu Beruf, zu dem ihn der Vater gesandt hat, solch ein Arzt zu sein. „Denn ich bin nicht gekommen, Gerechte zu berufen, sondern Sünder.“ Diese Worte, scheinbar eine Entschuldigung für die Pharisäer, sprechen in Wirklichkeit deren Verurteilung aus. Sie allerdings halten sich für solche Gerechte, die des himmlischen Arztes nicht bedürfen, der ja nur für die Sünder gekommen ist. Aber alle Menschen sind Sünder. Jedoch nur die, die sich als solche auch fühlen, werden der Erlösung teilhaftig.
14 Nun mischen sich auch die Johannesjünger in das Gespräch. Wenn wir Matthäus einerseits und Markus und Lukas andererseits richtig gegenseitig interpretieren, müssen wir die Sache so denken, daß beide Gruppen zusammen vorgehen, die Johannesjünger aber diesmal die Hauptsprecher sind. Deshalb wenden sie sich auch direkt an Jesus. Man muß überhaupt vor Augen haben, daß alle solche Gespräche nicht in der Kürze verlaufen sind, wie die Evangelisten mit knappen Worten deren wesentlichen Inhalt berichten, sondern daß es ein Hin und Her war von verschiedenen Seiten und Sprechern, wie es auch sonst bei derartigen Diskussionen der Fall ist. Sonst haben die Johannesjünger wohl nicht gemeinsame Sache mit den Pharisäern gemacht. Ihr Meister war ja keineswegs deren Freund (vgl. 3, 7 ff.). Und nach dem Tode des Johannes standen sie offenbar in guten Beziehungen zu Jesus (vgl. 14, 12). Aber in begreiflicher Anhänglichkeit an ihren Meister gingen sie, wenigstens in der Mehrzahl, zu dessen Lebzeiten noch nicht zu Jesus über. Denn einerseits waren die Schauplätze der Wirksamkeit beider verschieden. Jesus hatte sich ja absichtlich aus dem Tätigkeitsgebiet des Johannes entfernt (Joh. 4,

1 ff.). Andererseits war Jesus bis jetzt noch nicht öffentlich mit dem Anspruch auf die Messiaswürde hervorgetreten. Daß die Johannesjünger nun in diesem Falle gemeinsame Sache mit den Pharisäern machten, hatte einen besondern Grund. Aus Markus (2, 18) ist zu schließen, daß gerade heute ein solcher von beiden Gruppen beobachteter Fasttag war, vielleicht ein Montag oder Donnerstag, wo die frommen Juden gerne fasteten (vgl. das oben S. 86 ff. über das Fasten Gesagte). Deshalb stießen sich beide sehr daran, wie ausgerechnet heute die Jünger Jesu mit frohem Geplauder von dem „großen Mahle“ des Zöllners Matthäus heimgehen. Die meisten Menschen sind nun einmal so eng, daß sie nach ihrer eigenen subjektiven Frömmigkeitsübung auch die Religiosität der andern beurteilen.

Der Heiland beantwortet zunächst ihre direkte Frage, warum seine Jünger jetzt nicht fasten. Er benützt dazu ein im Neuen Testament geläufiges, durch das Alte Testament schon vorbereitetes Bild, das die Johannesjünger gut verstehen mußten, wenn sie überhaupt ihren eigenen Meister verstanden hatten (vgl. Joh. 3, 29). Danach mußten sie merken, daß Jesus sich vor ihnen als den Messias bezeichnet, der im Begriffe steht, seine neugegründete Kirche sich anzuvermählen mit Hilfe „seiner Freunde“, der Apostel. Auch was Jesus 15 mit dem geheimnisvollen Satze meint: „Es werden Tage kommen, da ihnen der Bräutigam entrisen sein wird“, konnten sie verstehen. Der Ausdruck bezeichnet ein gewaltsames Weg-gerissen-werden, nicht ein friedliches Fortgehen. Trotz des entgegengesetzten Befehles der Kritiker spricht Jesus hier schon klar und deutlich von seinem gewaltsamen Ende. Das hatte aber auch Johannes schon wenigstens angedeutet (Joh. 1, 36). Erst recht machte ihnen das Bild klar, viel deutlicher als uns, daß unter diesen Umständen die Jünger nicht „trauern“ durften. Denn so eine jüdische Hochzeit war ein großes Fest. Schon am Sabbat vorher pflegte der Vater der Braut in seinem Hause ein kleines Fest zu geben. Das Hauptfest aber begann mit der feierlichen Abholung der Braut aus dem Vaterhaus. Da war alles auf der Straße, was Deine besaß. „Die Sechzigjährige läuft dem Paukenschlag nach wie die Sechsjährige“, sagt Rab Chisda. Das galt nicht nur vom weiblichen Geschlecht. Selbst der ernste Rabbi pflegte seinen Lehrvortrag zu unterbrechen, um mit seinen Schülern der Braut das Geleite zu geben. Denn das war ein besonders verdienstliches Liebeswerk. Unter Musik und Paukenschlag setzt sich der Zug in Bewegung. Ein Myrtenreis in der Hand, singen und tanzen die Begleiter vor dem bekränzten Brautpaar her. Kostbarer Nardenduft verbreitet sich vom Zuge aus, während aus Röhren Myrrhe und Wein ausfließen und allerlei Süßigkeiten unter die Menge geworfen werden, besonders mit Mandeln und Zimt und Zucker zubereitete geröstete Getreidekörner, ein bevorzugter Leckerbissen für klein und groß. Die Braut aber sitzt mit aufgelöstem, lang herabwallendem Haar und entblößtem Gesicht in einer Sänfte, damit alle ihre Schönheit bewundern können. Das geschieht auch reichlich. Die Ausrufe „Schöne und anmutige Braut“ fliegen ihr nur so zu, oder

auch poetischer ausgedrückt: „Nicht Schminke, nicht Puder, nicht Lockengekräusel, und doch eine Gemse voll Anmut.“ Es scheint freilich auch nicht an bissigen Bemerkungen gefehlt zu haben über „die, die da in dem Kasten sitzt“. Im Hause des Bräutigams angekommen, ließ man sich dann zum Hochzeitsmahl nieder. Doch ein Mahl reichte nicht. Sieben Tage lang dauerte das Fest, wenn die Braut eine Jungfrau war, bei der Witwe höchstens drei. Und da ging es manchmal hoch her, so daß selbst die anwesenden Rabbinen „sehr angeheitert“ waren. Der ernste Rab Hannuna wußte sich bei einer solchen Gelegenheit nicht anders zu helfen, als daß er die tolle Gesellschaft an den Tod erinnerte: „Wehe uns, daß wir sterben müssen. Wehe uns, daß wir sterben müssen.“

Nachdem Jesus zunächst die Frage beantwortet hat, warum seine Jünger vorübergehend nicht fasten, gibt er noch eine zweite, prinzipielle Antwort, die viel tiefer greift. Die neutestamentliche Frömmigkeit ist in ihrem ganzen Wesensgrund so verschieden von der jüdischen, daß sie überhaupt in deren Formen nicht mehr hineinpaßt. Das legt Jesus dar unter einem doppelten
16 Gesichtspunkt. Wie kein vernünftiger Mensch einen Flicker von noch neuem (wörtlich: ungewalktem oder ungewaschenem) Tuch auf ein altes Kleid setzt, weil sonst das Erfassstück, wenn es z. B. zum ersten Mal naß geworden ist und sich nachher zusammenzieht, ringsum in den alten morschen Stoff einreißt (wörtlich: davon abreißt), so gibt es Institutionen, die einmal gewiß gut gewesen sind und ihren Zweck erfüllt haben, jetzt jedoch veraltet sind und auch durch Hinzufügung von etwas Neuem nicht mehr reformiert werden können. Eine solche Institution aber ist die alte Synagoge mit ihren auf die pharisäische Gerechtigkeitsauffassung (vgl. S. 57 ff.) aufgebauten Übungen der Frömmigkeit. Andererseits ist die neue Religion Jesu, die ganz auf Gnade und Innerlichkeit beruht, etwas so fundamental Neues, daß sie nicht mehr
17 in die alten Formen paßt. „Niemand gießt neuen Wein in alte Schläuche. Sonst werden die Schläuche gesprengt und der Wein fließt aus und die Schläuche verderben.“ Man pflegte nämlich den Wein aufzubewahren in ganzen von einem Schaf oder einer Ziege abgezogenen Tierfellen, deren Hals- und Beinöffnungen man zunähte oder mit Riemen verschnürte, und die man innen und außen auch wohl mit Pech bestrich. Jesus will damit keineswegs sagen, daß es in der neutestamentlichen Religion keinen Kult und keine Äußerung mehr geben werde. Hat er doch selber eben erklärt, nach seinem Hingang würden seine Jünger auch wieder fasten. Aber das ganze Wesen dieser Äußerung ist, wenigstens wenn sie richtig aufgefaßt und geübt wird, ein anderes.

Diese beiden, von Jesus hier ausgesprochenen Grundsätze sind auch sonst aller Beachtung wert. So gut und wichtig es ist, nicht um jeder neuen Idee willen erprobtes Altes wegzuerwerfen, gibt es eben doch im Laufe der Geschichte immer wieder Institutionen, die, andern Voraussetzungen entstammend, nun ihre Aufgabe erfüllt haben. Der Mensch ist gern konservativ und möchte da aus Anhänglichkeit an das Alte mit neuen Flicker helfen. Aber dem Alten

ist oft nicht mehr zu helfen und das Neue wird nur in seiner Entwicklung gehemmt. Neuer Wein braucht neue Schläuche. Entschuldigend fügt Jesus bei Lukas hinzu: „Keiner, der alten Wein getrunken hat, will neuen. Denn er sagt: Der alte ist gut“ (Luk. 5, 39). Auch das ist wahr.

DREI WEITERE WUNDER: HEILUNG DER TOCHTER DES JAIRUS UND DER BLUTFLÜSSIGEN FRAU (Kap. 9 Vers 18–26; vgl. Mark. 5, 21–43; Luk. 8, 40–56), ZWEIER BLINDEN (Kap. 9 Vers 27–31), EINES STUMMEN BESESSENEN (Kap. 9 Vers 32–34).

(18) Während er solches mit ihnen redete, siehe, da trat ein Vorsteher heran, fiel ihm zu Füßen und sagte: „Herr, meine Tochter ist soeben gestorben. Aber komm und leg ihr die Hand auf. Dann wird sie wieder lebendig.“ (19) Da machte sich Jesus auf und ging mit ihm, er und seine Jünger. (20) Und siehe, eine Frau, die seit zwölf Jahren am Blutfluß litt, kam von hinten heran und berührte die Quaste seines Mantels. (21) Denn sie dachte bei sich: „Wenn ich nur sein Kleid anrühre, werde ich gesund.“ (22) Jesus aber wandte sich um, und als er sie erblickte, sagte er zu ihr: „Mut, meine Tochter, dein Glaube hat dich gesund gemacht.“ Und wirklich war die Frau von jener Stunde an gesund. (23) Als Jesus hierauf in das Haus des Vorstehers kam und die Flötenspieler und das Getümmel der Menge sah, sprach er: (24) „Geht weg. Das Mädchen ist ja gar nicht tot, sondern schläft.“ Da lachten sie ihn aus. (25) Als aber die Leute hinausgeschafft waren, trat er ins Zimmer und nahm die Tote bei der Hand. Da stand das Mädchen auf. (26) Und die Kunde davon verbreitete sich in jener ganzen Gegend.

(27) Als Jesus dann von dort wegging, liefen ihm zwei Blinde nach. Die schrieten und baten: „Erbarme dich unser, Sohn Davids.“ (28) Und als er nach Hause gekommen war, traten die Blinden zu ihm heran. Jesus fragte sie: „Glaubt ihr, daß ich imstande bin, das zu tun?“ Sie gaben ihm zur Antwort: „Ja, Herr.“ (29) Da berührte er ihre Augen mit den Worten: „Nach eurem Glauben soll euch geschehen.“ (30) Da öffneten sich ihre Augen. Und Jesus schärfte ihnen aufs strengste ein: „Nehmt euch in acht. Niemand soll es erfahren.“ (31) Aber kaum waren sie draußen, so redeten sie über ihn in jener ganzen Gegend.

(32) Als die hinausgingen, brachte man schon wieder einen Stummen, der vom Teufel besessen war. (33) Und sobald der Teufel ausgetrieben war, sprach der Stumme. Da gerieten die Volksscharen in Staunen und sagten: „So etwas hat man in Israel noch nie erlebt.“ (34) Die Pharisäer aber sagten: „Durch den Fürsten der Teufel treibt er die Teufel aus.“

Während Jesus noch im Gespräch mit den Johannesjüngern und Pharisäern begriffen ist, begehrt man schon wieder seine Hilfe. „Ein Vorsteher“ trat heran. Das ist ein unklarer Begriff. In Jerusalem würde man darunter ein Mitglied des Hohen Rates verstehen. Hier kann es wohl nur einen Gemeidenvorsteher bezeichnen, d. h. ein Mitglied des aus sieben Köpfen bestehenden Gemeinderates. Markus und Lukas nennen den Mann einen

„Synagogenvorsteher“. Er war also wohl beides, was auch sonst, wie es scheint, häufig der Fall gewesen ist. So ein Synagogenvorsteher, dem die Leitung des Gottesdienstes oblag, gehörte zu den angesehensten Männern der Gemeinde. Er stand an Ansehen noch über den Armenpflegern (siehe zu diesen S. 78 ff.). Wird doch an einer Stelle im Talmud den heiratslustigen Männern der Rat erteilt, falls keine Tochter eines „Gelehrtenkühlers“ zu finden sei, für die der Mensch alles, was er hat, verkaufen solle, dann möge er sich wenigstens eine Tochter „von den angesehensten Männern des Zeitalters“ suchen. „Findet er eine solche nicht, so heirate er die Tochter von Synagogenvorstehern, findet er eine solche nicht, so heirate er die Tochter von Armenpflegern.“ Solch ein hochangesehener Herr trat also herzu und warf sich dem Heiland zu Füßen. Denn er hatte ein schweres Anliegen. Matthäus allerdings zieht gerade diese Erzählung so eng zusammen, daß nicht nur die belebenden Einzelsüge wegfallen, sondern auch der Blick in die Gefühle und die Beweggründe der handelnden Personen erschwert wird. Man könnte gerade meinen, er habe Eile, mit den Schilderungen dieses inhaltsreichen langen Tages zu Ende zu kommen. Erst aus Markus und Lukas erfahren wir, daß der Mann Jairus hieß, daß er ein einziges, offenbar innigst geliebtes „Töchterchen“ im lieblichen Alter von zwölf Jahren besaß, das jetzt im Sterben lag. Die Sonne wollte untergehen im Hause der Eltern, die auf kein zweites Kind mehr zu hoffen hatten. Kein Wunder, daß der arme Vater trotz seines Standes sich nicht scheute, vor der ganzen großen Menge auf offener Straße dem Heiland zu Füßen zu fallen. Jesus bricht sofort die wichtige Unterredung ab, in der er sich befindet — er hat doch ein liebes, 19 gutes Herz —, und geht mit dem Manne. So ist nämlich das griechische egertheis, wie auch an anderen Orten zu verstehen. Es bezeichnet nicht nur das Aufstehen, als ob Jesus noch beim Mahle gegessen hätte (siehe oben S. 136 ff.), sondern jeden Übergang von einer Ruhe zur Bewegung.

20 Aber da kommt schon eine andere Hilfsuchende: eine Frau, die seit zwölf Jahren — genau so lang, als das Mädchen des Jairus am Leben war — an einer sehr unangenehmen Krankheit litt, dem Blutfluß. Solche Frauen gelten nämlich als gefeglich unrein. Alles, was eine von ihnen anrührt, auch Speisen und Flüssigkeiten, macht sie unrein. Wer mit ihr oder auch nur mit ihrem Bett oder Stuhl, auf dem sie gegessen, in Berührung kommt, ist den ganzen Tag durch unrein, bis er am Abend seine Kleider gewaschen und selbst ein Bad genommen hat (vgl. 3 Mos. 15). Die arme Frau hatte, wie Markus berichtet, schon ihr ganzes Vermögen an Ärzte drangegeben. Die damaligen Ärzte verfügten ja über eine ganze Anzahl von Mitteln: Alexandrinischer Gummi, Aloe, Gerstenkrokus, persische Zwiebeln, Kümmel u. a. in Wein gegeben, dienten als Medikamente. Auch stärkere Mittel wandte man an: z. B. ein Gerstenkorn, das man im Kot eines weißen Maultiers gefunden hatte, sollte, drei Tage lang in der Hand getragen, den Blutfluß völlig stillen. Auch von einem zu Asche verbrannten Straußenei, während

des Sommers in einem Leinenlappen und während des Winters in einem Baumwolllappen getragen, erwartete man Heilung. Gute Wirkung versprach man sich desgleichen von dem Abguß von 60 Weinfasspunden. Aber bei der Frau hatte alles nichts geholfen. Aus einer Bemerkung des Markus (5, 27), „sie hatte die Gerüchte oder Erzählungen über Jesus gehört“, läßt sich schließen, daß sie nicht aus der Gegend stammte, sondern aus größerer Entfernung gekommen war. Dadurch wird nicht so unwahrscheinlich, was Eusebius behauptet, sie sei aus Paneas (=Caesarea Philippi) gewesen, woselbst zu seiner Zeit noch ein ehernes Standbild an das Wunder erinnert habe.

Diese Frau also trat von hinten heran und berührte die Quaste seines Mantels. Im Buche Moses nämlich (4 Mos. 15, 38 ff. u. 5 Mos. 22, 12) steht geschrieben, daß jeder Israelit an den vier Zipfeln seines Obergewandes Quasten oder Troddeln tragen muß, die ihn an die Gebote Gottes erinnern sollen. Die Synagoge hat darüber eine Menge ins einzelne gehender Vorschriften erlassen. Etwa einen Daumen hoch über dem Zipfel zog man vier fest gewirnte, meist aus Wolle bestehende Fäden, von denen nach der Schule Schammais drei weiß und einer purpurblau gefärbt sein sollen, durch ein Loch hindurch. Diese über den Zipfel hinunterhängenden Fäden wurden dann kunstvoll so in Schleifen gewunden, daß der Reihe nach fünf Knoten entstanden, an deren letztem acht Fäden als Fransen herausgingen. Die „vier Zipfel“ des Obergewandes sind so vorzustellen: Das Obergewand oder der Mantel hatte zwar verschiedene Formen. Im Prinzip aber war es, wie heute noch bei den Beduinen, ein längliches viereckiges Stück Tuch, das derart um den Körper gewunden bzw. zurechtgenäht war, daß die Arme und eine Schulter frei blieben. Die Frau wird also die Troddel des über den Rücken hinunterhängenden Zipfels berührt haben, in dem zuversichtlichen Glauben, schon
21 durch diese Berührung Heilung zu finden. Daß sie es nicht wagte, offen ihr Leiden zu bekennen und um Heilung zu bitten, ist nur zu begreiflich. Daran hinderte sie, besonders angesichts dieser Volksmenge, sowohl das weibliche Schamgefühl als auch die Furcht, abgewiesen zu werden. Denn wie sollte der hochangesehene Rabbi sie anrühren und sich an ihr verunreinigen! Darum hat sie allerdings trotz ihres zuversichtlichen Glaubens doch auch ein schlechtes Gewissen bei der Sache, wie aus Markus und Lukas deutlich hervorgeht. Auch ist ihr Glaube nicht von Aberglaube frei. Sie meint, die Berührung an sich habe solche magische Kraft. Gott allerdings sieht auch hier, wie so oft im Leben, nicht auf die Präzision und Schärfe ihrer theologischen Begriffe, sondern auf den guten Kern in ihrer Seele. Darum geschieht das Wunder sofort, wie Markus und Lukas ausdrücklich betonen. Aber Jesus will sie doch nicht so fortgehen lassen. Sie soll nicht das ihr Glück über die wiedererlangte Gesundheit störende Bewußtsein mitnehmen, sich diese Gesundheit
22 eigentlich erstohlen zu haben. Darum wendet er sich um, bis er sie erblickt hat, und spricht zu der Zitternden (Mark. 5, 33) die freundlichen Worte: „Mut, meine Tochter, dein Glaube hat dich gesund gemacht.“ In dem Perfekt liegt

auch bei Matthäus die Bestätigung, daß sie tatsächlich schon durch die Berührung gesund geworden ist, nicht erst durch Jesu Wort. Aber sie soll sich klar darüber sein, daß nicht die Berührung an sich das bewirkt hat, sondern daß ihr Glaube die Ursache des Wunders war. Selbstverständlich will Jesus damit nicht einer psychophysischen Wirkung ihres subjektiven Glaubens die Heilung zuschreiben. Solche moderne Gedankengänge liegen ihm ebenso fern wie seinen Hörern. Er wollte sagen und konnte auch nicht anders verstanden werden, als daß Gott dieses Wunder gewirkt habe auf ihren Glauben hin. Die Heilung ist also nicht etwa heimlich erstohlen.

Markus fügt einen merkwürdigen Satz hinzu, den Lukas in fast gleicher Form bestätigt: „Jesus merkte [oder spürte] an sich, daß die Heilskraft von ihm ausgegangen war“ (Mark. 5, 30). Und deshalb habe er sich umgewandt, den Menschen zu suchen, dessen Berührung sie ihm entlockt hatte, und habe sich auch mit der Bemerkung der Apostel nicht zufrieden gegeben, das Volk umdränge ihn ja von allen Seiten, also sei da nichts Verwunderliches, wenn jemand mit ihm in Berührung gekommen sei. Daß es sich hier nicht um irgend welche magnetische oder ähnliche Kräfte des Körpers Jesu handeln kann, liegt auf der Hand angesichts der zahlreichen Wunder Jesu, bei denen sowohl der Gegenstand, an dem das Wunder geschah, als auch die Art, wie es geschah, jede derartige Erklärung ausschließen. Um aber diesen Worten, soweit es uns überhaupt möglich ist, auf den Grund zu kommen, ist es notwendig, etwas weiter auszuholen. Jeder, der sich nur einigermaßen mit Naturwissenschaften beschäftigt hat, weiß, wie wahr das Wort des Faust ist:

„Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.“
(Faust V, 672 – 675.)

Wenn nun schon die Natur dem forschenden Menscheng Geist in ihren letzten Gründen ein undurchdringliches Geheimnis entgegenhält, so gilt das erst recht von dem Mysterium des Glaubens: zwei Naturen, eine göttliche und eine menschliche, geeint in einer göttlichen Person. Der Theologe würde sich also selbst widersprechen, würde er einerseits zwar die Unerforschlichkeit dieses Geheimnisses betonen, andererseits aber den Anspruch erheben, eine Formel gefunden zu haben, die sämtliche Teilerscheinungen dieses Geheimnisses, d. h. alle Worte und Handlungen des Gottmenschen, durch dessen Gottheit reiflos zu erklären imstande sei. Er käme in Gefahr, dem Glaubenssatz und der Tatsache der ganzen vollen Menschheit Christi zu widersprechen und diese Menschheit schließlich als Maschine der Gottheit hinzustellen. Und Jesus selbst würde dabei zu einer Art Schauspieler, der nicht sein wirkliches Denken und Empfinden zum Ausdruck bringt, sondern redet und handelt, „als ob“ (vgl. S. 28 ff.). Vielmehr muß auch der Schrifterklärer hier sich in gleicher

Weise bescheiden wie der Naturforscher. Er darf nicht seiner unzulänglichen Auffassung des Geheimnisses zuliebe die Tatsachen vergewaltigen, sondern er muß die Einzeltatsachen nehmen, wie sie sind, und zusehen, ob und wie weit er zu einer Synthese zu gelangen vermag.

Demnach müssen diese Worte des Evangelisten, bzw. Jesu, von dem der Evangelist sie hat, so verstanden werden, wie ihr natürlicher Sinn es besagt. Daraus ergibt sich zunächst, daß dieses Wunder nicht durch einen bewußten Willensakt Jesu, des Gottmenschen, gewirkt worden ist. Es ist vielmehr von Gott selbst gewirkt auf den Glauben der Frau hin, wobei aber der Körper Jesu Gott als physisches Instrument diente, ähnlich etwa wie bei den Sakramenten die Materie physische Mitursache der übernatürlichen Gnadenwirkung ist. Und eben durch diese Mitwirkung seines Körpers hat das natürliche Bewußtsein Jesu (vgl. S. 28 ff.) erst das Wunder erfahren. Daraus ist weiterhin ersichtlich, daß im Körper Jesu selbst Heilkräfte lagen. Das ist an sich gar nicht erstaunlich. Stand er doch in hypostatischer Vereinigung mit der Gottheit. Auf die Art der Wunderwirkung Jesu fällt damit ein neues Licht. Meistens wirkte er die Wunder ja nicht nur durch sein Wort, sondern auch durch Berührung. Diese Berührung war also keine bloße Geste. Sie war unmittelbare Kräftermittlung aus seinem von Gotteskraft durchlebten Körper. „Jesus spürte in sich, wie eine Kraft von ihm ausging.“ Das ist allerdings ein offensichtlich etwas unbeholfener Ausdruck für einen Vorgang, für den es begreiflicherweise in der Sprache gewöhnlicher Menschen keinen voll bezeichnenden Ausdruck gibt. Trotzdem lassen sich noch weitergehende Erwägungen daran anschließen. Obwohl der Körper dessen, „der das Leben in sich selber hat“, übernatürliche Lebens- und Heilkräfte in sich trug, war es aber doch ein aus Materie bestehender, den natürlichen Gesetzen der Materie unterworfenen Menschenkörper, der sich damals noch nicht im Zustande der Verklärung befand. Somit bedeutete das durch physische Berührung bewirkte Wunder für ihn — der obige Ausdruck legt es durchaus nahe — augenblicklich eine Art Kraftverlust oder Ermüdung. Darum wäre von neuem begreiflich, warum Jesus nach einem Tage, an dem man ihn viel in Anspruch genommen hatte, so ermüdet war. Auch die Anwendung der Prophetenworte: „Er hat unsere Krankheiten auf sich genommen“, auf seine Krankenheilungen tritt hierdurch in eine ganz neue Beleuchtung (vgl. 8, 17 und das S. 116 dazu Gesagte). Es war demnach nicht nur die psychische, sondern auch die direkt physische Inanspruchnahme, die Jesus in Mitleidenschaft zog.

Selbstverständlich ist es für unsere menschliche Erkenntnis nicht möglich, den Schleier, der über dem Geheimnis der hypostatischen Union liegt, zu lösen, und sämtliche psychischen und physischen Erscheinungen an der Menschheit Jesu in ihren Beziehungen zueinander und zur Gottheit eindeutig zu erklären. Aber auch hierin muß der Theologe sich bescheiden lernen gleich dem Naturforscher. Trotz unserer eindringenden Kenntnisse der durch Experiment und Mathematik erreichbaren Natur gibt es bis jetzt z. B. noch keine

allumfassende Theorie der Physik. Der Physiker muß sich mit Teiltheorien begnügen, wie es z. B. immer noch unmöglich ist, Elektrodynamik und Mechanik in eine einheitliche Theorie zusammenzufassen. Aber sollte es auch dem Menschengesicht für immer versagt bleiben, bis zur letzten zusammenfassenden Einheit der Naturerkenntnis vorzudringen, so wird es trotzdem keinen Physiker und überhaupt keinen vernünftigen Menschen geben, der an der Einheit der realen Welt selber zweifelt. Ebenso wenig wird dem Dogma von der hypostatischen Union zu nahe getreten durch den Versuch, von der merkwürdigen Person Christi so viel zu begreifen, als sich auf Grund der Quellen begreifen läßt, auch wenn die Einzelerkenntnisse sich nicht zu einer alle Fragen beantwortenden Synthese zusammenfassen lassen. Eines aber ist für jedermann aus dem Gesagten ersichtlich: Welche Kraftquelle der Leib Christi ist, derselbe Leib, den der Gläubige in der heiligen Kommunion empfängt. Allerdings nicht jeder erfährt die Wirkung dieser Kraft an sich. Von allen Seiten haben sie damals den Heiland umdrängt und gedrückt, worauf Petrus den Herrn aufmerksam macht (Luk. 8, 45). Jedoch keiner bekam etwas zu spüren von der Kraft dieses Leibes. Nur die Frau, die ihn im Glauben berührte.

Inzwischen haben (nach Markus und Lukas) Leute aus dem Hause des Jairus diesem den eingetretenen Tod des Kindes gemeldet. Jesus ermuntert 23 den schwankenden Vater und setzt seinen Weg fort. Im Trauerhause, wohl in dessen Hofe, haben sich schon eine Menge Teilnehmender und Neugieriger versammelt. Auch die Flötenspieler und Klageweiber sind schon da. Sie durften bei keinem Begräbnis fehlen. Rabbi Jehuda (um 150) hat gesagt: „Auch der Armste in Israel stellt nicht weniger als zwei Flötenspieler und ein Klageweib auf.“ Ihre Hauptaufgabe bestand darin, beim Gang zum Grab, während der Trauerzug still stand, um die Bahrenträger zu wechseln, den Toten zu beklagen und seine Tugenden zu preisen. Aber auch schon im Trauerhause traten sie in Tätigkeit. Im Chor oder auch im Wechselgesang klagten sie laut, je nach Alter und Geschlecht des Toten: „Wehe ob des Bräutigams“, als solcher galt ein Toter im Alter von drei bis dreißig Jahren, „Wehe ob des Bruders“, mit diesen Worten wurde er betrauert im Alter von dreißig bis vierzig Jahren, „Wehe ob des Vaters“, wenn er noch älter war, „Wehe ob der Braut“ usw. Diesen fortgesetzten Weherufen wurden andere hinzugefügt je nach den Umständen. Dabei schlug man die Hände zusammen, stampfte mit den Füßen, machte Lärm mit der Handpauke und den Kelim (zwei je 1 Elle langen Hölzern, die aneinander geschlagen wurden). Mase-

24 stätsch ist Jesu Wort: „Das Mädchen ist gar nicht tot. Es schläft nur.“ Sie lachen ihn aus. Denn sie wissen, daß es tot ist. Auch Jesus weiß es natürlich. Jede andere rationalistische Erklärung macht Jesus zum Komödianten, der ein schlafendes Kind aufweckt, nachher aber mit furchtbarer Wichtigtuerei den Eltern einschärft, niemand etwas von dem aufseherregenden Wunder mitzuteilen, daß er einen schlafenden Menschen aufgeweckt hat! Aber für Jesus ist eben der Tod nur ein Schlaf. Seine merkwürdige Person

wächst immer höher und höher über alles Menschliche hinaus. Für jeden Menschen, auch den Mächtigsten, ist der Tod ein alles verschlingender Abgrund. Der gewaltigste Herrscher, an diesem Abgrund angekommen, verstummt und verschwindet für immer. Nur Jesus geht ein und aus zwischen dem Dies-
 25 seits und Jenseits wie ein Hausherr in den Zimmern seines Hauses. Zunächst läßt er die ganze Menge hinaus schaffen, was nach dem griechischen Ausdruck nicht ganz ohne Gewalt geschah. Das Volk ist schon aufgeregt genug durch all die Wunder und Ereignisse des heutigen Tages. Es soll nicht durch diese Totenerweckung noch ganz außer sich gebracht werden. Darum nimmt er (nach Markus und Lukas) auch außer den Eltern des Kindes nur seine drei besonders vertrauten Apostel mit und begibt sich ins Sterbezimmer. Da liegt das Kind, weiß und lieblich wie eine gebrochene Lilie. Jesus nimmt seine kleine Hand in die seinige. Wie furchtbar mächtig ist diese lebendige Hand! Das Mädchen steht auf und geht umher. Jesus gebietet (nach Markus und Lukas), ihm zu essen zu geben. Wohl nicht als Beweis, daß es wirklich lebendig und kein Gespenst ist (vgl. Luk. 24, 41), sondern um die vor Staunen erstarrten Eltern wieder ins reale Leben zurückzuversetzen. Wenn er ihnen nach Markus und Lukas streng verbietet, etwas davon zu sagen, ist natürlich nicht seine Absicht, das Wunder ganz auf die Dauer geheimzuhalten. Das ist schon deshalb unmöglich, weil die Eltern das Kind doch von jetzt an nicht daheim einschließen können. Aber heute wenigstens und in den nächsten Tagen soll nichts davon bekannt werden, bis das Volk wieder einigermaßen ruhig geworden ist.

27 Kaum hat er das Haus verlassen, um sich selbst nach Hause zu begeben — denn inzwischen muß es schon ziemlich spät abends geworden sein —, da sind schon wieder zwei Blinde hinter ihm her mit dem Rufe: „Erbarme dich unser, Sohn Davids!“ Dieser Ruf und besonders diese Bezeichnung „Sohn Davids“ ist ihm sehr unangenehm. Der Messias ist ja damit gemeint. Aber für das aufgeregte Volk mit seiner falschen irdischen Messias Hoffnung ist dieser Ruf nur geeignet, die Leidenschaften aufzupeitschen und unsinnige Erwartungen
 28 zu wecken. Darum reagiert Jesus in keiner Weise und beeilt sich, nach Hause zu kommen. Die Blinden aber lassen sich zu ihm bringen und wiederholen ihre Bitte. Nachdem sie durch das von ihm geforderte Bekenntnis ihres Glaubens bewiesen haben, daß diese Bezeichnung „Sohn Davids“ in ihrem
 30 gütiges Herz die Erfüllung ihrer Bitte nicht mehr versagen. Auch ihnen legt er strenges Schweigen auf. Freilich ohne Erfolg. Aber nicht einmal daheim
 32 am späten Abend hat Jesus Ruhe. Nun bringen sie ihm noch einen Menschen, dem der Teufel den Mund verschlossen hat. Man meint fast, Matthäus sei auch müde, nur vom Berichten über diesen langen Tag. Wie im Telegrammstil fügt er geschwind auch dieses Wunder noch hinzu. Es ist tatsächlich ein sehr langer, inhaltsreicher und gehörter Tag gewesen seit gestern Abend. Freilich dürfen wir uns nicht vorstellen, daß alle Tage während der gali-

Das Wirken Jesu in Galiläa: Die Unterweisung der Apostel im Missionsberuf.

läischen Wirksamkeit Jesu so gewesen sind. Wir verstehen vielmehr jetzt sehr gut, warum der Herr geradezu genötigt war, sich stets wieder, manchmal sogar auf längere Zeit, von allem Volk zurückzuziehen. Gerade die letzten
83 Verse 33 und 34 sagen es deutlich: „So etwas hat man in Israel noch nicht erlebt“, wörtlich: „ist noch nie gesehen worden“. Abgesehen von allen andern Gründen will Jesus nicht Schaulustige um sich versammeln, die vom Messias nichts anderes erwarten als die Befriedigung ihrer irdischen Bedürfnisse, ohne jedes Verständnis für seine übernatürliche Aufgabe. Und die Bemerkung der
84 Pharisäer, die sie zwar ihm selbst gegenüber noch nicht zu machen wagen, dafür aber um so eifriger unter dem Volk verbreiten, zeigt, wie der Feind bereits am Wühlen ist.

DIE UNTERWEISUNG DER APOSTEL IM MISSIONSBERUF. Kap. 9 Vers 35 bis Kap. 11 Vers 1.

DIE ZWÖLF APOSTEL. Kap. 9 Vers 35 bis Kap. 10 Vers 4 (vgl. Mark. 6, 7 ff.; 3, 14—19; Luk. 9, 1 ff.; 6, 13—16; Joh. 1, 35 ff.; Apg. 1, 13).

(35) Und Jesus wanderte umher in allen Städten und Dörfern, lehrte in ihren Synagogen, verkündete die frohe Botschaft vom Reiche und heilte jegliche Krankheit und jedes Gebrechen. (36) Als er aber die Volkscharen sah, wurde er von Mitleid über sie ergriffen. Denn sie waren abgehegt und erschöpft wie hirtlose Schafe. (37) Da sagte er zu seinen Jüngern: „Die Ernte ist groß, die Zahl der Arbeiter aber gering. (38) Bittet also den Herrn der Ernte, er möge Arbeiter in seine Ernte senden.“ (10, 1) Dann rief er seine zwölf Jünger heran und verlieh ihnen Gewalt über unreine Geister, um dieselben auszutreiben, und jede Krankheit und jedes Gebrechen zu heilen. (2) Folgendes aber sind die Namen der zwölf Apostel: Der erste Simon, Petrus genannt, und sein Bruder Andreas, und Jakobus, des Zebedäus Sohn, und sein Bruder Johannes, (3) Philippus und Bartholomäus, Thomas und Matthäus der Zöllner, Jakobus, des Alphäus Sohn, und Lebbäus, (4) Simon der Eiferer und Judas Iskariot, derselbe, der ihn verraten hat.

85 Die fast wörtliche Wiederholung des 4, 23 Gesagten über Jesu Wandern und Wirken zeigt, daß hier ein Abschnitt des Evangeliums zu Ende ist und ein neuer beginnt. Nachdem Matthäus bisher dieses Wandern und Wirken an Beispielen geschildert hat, und bevor er (11, 2 ff.) zur Darstellung der gleichgültigen, ja immer mehr feindseligen Aufnahme dieser Tätigkeit in allen Kreisen der Bevölkerung übergeht, schiebt er einen Abschnitt ein über die Unterweisung der Jünger im Missionsberuf. Anlaß zu dieser Unterweisung und zu einer vorläufigen Aussendung der Apostel gab gerade die angespannte
86 Tätigkeit Jesu selbst. Je mehr die Massen ihn umdrängen, desto größeres Mitleid ergreift ihn. Das arme führerlose Volk kommt ihm vor wie eine Schafherde ohne Hirten. Sie muß sich selbst Weg und Nahrung suchen.

Kein Wunder, daß die armen Schafe zuletzt abgeheßt und erschöpft am Boden liegen — so genauer der griechische Ausdruck. So geht es ja auch dem Menschen, der im Drang und Druck des Alltagslebens niemand hat, der ihm den Weg für seine Seele weist. Und doch ist guter Wille da im Volke. Wäre nur jemand, der ihn wecken und leiten könnte. Darum kommt sich der Heiland vor wie in einem großen Erntefeld, reif an Früchten. Aber er ist bis jetzt der einzige Arbeiter in diesem Feld. Und er allein kann in der kurzen, 37 vom Vater ihm zugemessenen Zeit nicht alle Arbeit leisten. Daher seine Aufforderung an die Jünger zum Gebet um Arbeiter Gottes. Zwar hat er gerade sie zu solchen Arbeitern bestimmt. Aber erst die Vertiefung in dieses Gebet macht sie aufmerksam auf die Not des Volkes und bereitet sie innerlich vor für ihren Beruf. Als bald müssen sie die erste Probe dieses Berufes bestehen.

1 „Er rief seine zwölf Apostel heran.“ Damit ist nicht die Apostelwahl gemeint. Denn diese, von der Markus und Lukas bei anderer Gelegenheit ausführlich berichten (Mark. 3, 14–19; Luk. 6, 13–16), übergeht Matthäus bzw. setzt sie als bekannt bei seinen Lesern voraus. „Die Zwölf“, wie es dreimal hintereinander mit Betonung heißt, ruft er nun zusammen, um ihnen zunächst die Ausrüstung zu geben zur Ausendung an die zwölf Stämme Israels. Nach der griechischen Konstruktion von Vers 1, die in der obigen Übersetzung wiedergegeben ist, wäre auch das Heilen von Krankheiten ein unmittelbarer Ausfluß der Macht über die bösen Geister. Es läge also die bereits erwähnte (siehe Seite 117) Anschauung zu Grunde, daß alle Krankheiten und Übel irgendwie vom Teufel verursacht sind. Da aber der Übersetzer des Matthäus kein so klassisches Griechisch schrieb, ist auch die andere Übersetzung möglich: „Er gab ihnen Macht über die bösen Geister, um dieselben auszutreiben, und außerdem die Macht, jede Krankheit und jedes Gebrechen zu heilen.“ In jedem Falle verleiht Jesus hiermit seinen Aposteln fast dieselbe staunenerregende Wundermacht, die er selbst besitzt.

Diesen feierlichen Anlaß benützt Matthäus, ein Verzeichnis von deren Namen einzuflechten. Denn sie sind „Apostel“, wie sie nur an dieser Stelle im Matthäusevangelium genannt werden. Nicht nur ausgesandte Diener, die einen Auftrag ihres Herrn auszurichten haben. Bevollmächtigte und Stellvertreter Jesu sind sie vielmehr, mit denselben Befugnissen und Vollmachten ausgestattet wie er selbst, die in seinem Namen auftreten und deren Auftreten deshalb auch von Gott gewertet wird wie sein eigenes. (Vgl. den 2 Inhalt der ganzen folgenden Rede.) „Der erste: Simon, Petrus genannt.“ Das heißt nicht: Nr. 1 in der Liste. Denn es folgt keine weitere Nummerierung. Er ist „der erste“ dem Range nach, wie er im ganzen Evangelium eingeschätzt wird, besonders Kap. 16 Vers 18 u. 19. Daß Matthäus in diesem Verzeichnis hinter Thomas steht (vgl. dagegen Mark. 3, 18; Luk. 6, 15) und ebenso nur hier den Beinamen „der Zöllner“ hat, ist bezeichnend für den Verfasser des Evangeliums. Eine Unstimmigkeit zwischen Matthäus 8 und Markus findet sich beim zweiten Namen im vorletzten Paar. Die Hand-

schristen schwanken zwischen Lebbäus und Thaddäus. Dieses Schwanken rührt von dem Versuche der Abschreiber her, die Unstimmigkeit auszugleichen. Richtig wird bei Matthäus der Name Lebbäus und bei Markus Thaddäus sein. Statt dessen findet sich in beiden Apostelverzeichnissen des Lukas, sowohl im Evangelium als in der Apostelgeschichte, ein „Judas des Jakobus“, der im Evangelium mit dem andern Judas, dem Iskarioth, ein Paar bildet. Der Mann hätte also drei Namen gehabt. Das ist an sich nichts Auffälliges. Daß übrigens einer der Apostel denselben Namen wie der Verräter trug, geht schon aus der stetigen Bezeichnung des Judas als Iskarioth (= der Mann aus Karioth) hervor, wodurch er offenbar von einem andern Judas unterschieden werden sollte. (Es gab ein Karioth im südlichen Juda und im Lande Moab.) Ganz deutlich wird das aus Joh. 14, 22. Daraus läßt sich aber auch leicht erklären, warum man später gewöhnlich den treugebliebenen Judas nicht mehr mit dem gebrandmarkten Namen nannte, sondern ihn statt dessen mit seinem griechischen Namen nannte — Thaddäus (= Theudas), ein auch sonst bei den Juden gebräuchlicher Name —, wie ja nach damaliger Sitte die Juden oft zu ihrem hebräischen einen griechischen Namen hinzufügten (vgl. Saulus — Paulus u. a.). Andere hießen ihn „den Lebbäer“ — nach Josephus Flavius ein Ort östlich vom Toten Meer. Vielleicht war dies aber auch der Rosenname, mit dem er als Kind gerufen worden war: „Herzenskind“, vom hebräischen leb (= Herz). Er selbst nennt sich in seinem Brief „den Bruder des Jakobus“ (Jud. 1), nämlich des Jakobus, des Alphäussohns. So ist also auch das „des Jakobus“ bei Lukas aufzufassen (vgl. zu Matth. 12, 46, S. 187 ff.). Da dieser Jakobus nach Gal. 1, 19 ein „Bruder des Herrn“ war, gehört also auch Judas Thaddäus zu den leiblichen Verwandten Jesu. (Näheres über die „Brüder Jesu“ bei Kap. 12 Vers 46.)

ERSTE UNTERWEISUNG. Kap. 10 Vers 5—16 (Mark. 6, 7—13; Luk. 9, 1—5).

(5) Diese Zwölf also sandte Jesus aus und gab ihnen folgende Unterweisung: „Biegt auf keinen Weg ab, der zu Heiden führt, betretet auch keine Samariterstadt. (6) Geht vielmehr zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel. (7) Geht also und verkündet: ‚Das Himmelreich ist nahe gekommen.‘ (8) Heilet die Kranken, erwecket Tote, macht Aussätzige rein, treibt die Teufel aus. Umsonst habt ihr empfangen. Umsonst sollt ihr auch geben. (9) Verschafft euch weder Gold noch Silber noch Kupfermünzen in eure Gürtel, (10) auch keinen Ranzen für die Reise oder zwei Leibröcke, weder Schuhe noch einen Stock. Denn der Arbeiter ist seines Unterhaltes wert. (11) Sobald ihr aber in eine Stadt oder ein Dorf kommt, erkundigt euch, wer darin dessen würdig ist. Und bei dem bleibt, bis ihr weiterwandert. (12) Beim Eintritt in das Haus entbietet ihm den Friedensgruß. (13) Und wenn das Haus diesen verdient, so soll euer Segen auf es kommen. Wenn es ihn aber nicht verdient, soll euer Segen zu euch zurückkehren. (14) Will man euch nicht aufnehmen und auf eure Worte nicht hören, dann verlaßt jenes Haus oder jene Stadt und schüttelt den Staub

von euern Füßen. (15) Wahrlich, ich sage euch: Dem Lande Sodom und Gomorrha wird es am Tage des Gerichtes erträglicher ergehen als jener Stadt. (16) Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter Wölfe. Benehmt euch also klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.“

Außerungen Jesu über die Berufung auch der Heiden zum Himmelreich (vgl. 8, 10 und 11) und erst recht die einzelnen schon gemachten guten Erfahrungen mit solchen und mit Samaritern (vgl. 8, 5 ff.; Joh. 4, 3 ff.; Luk. 17, 16) konnten die Apostel, die der Herr selbst als „das Salz der Erde“ und „das Licht der Welt“ bezeichnet hatte, nur zu leicht in Versuchung führen, in den hellenistischen Städten des Landes oder bei den Samaritern sich Vorbeeren zu pflücken. Zwar zieht sich der Gedanke an die Heidenmission durch das ganze Evangelium hindurch (vgl. 2, 1–12; 3, 9; 8, 11 ff.; 12, 18 und 21; 21, 43; 22, 7–14; 24, 14), bis er nach der Auferstehung in dem feierlichen Auftrag ausdrücklich ausgesprochen wird (28, 19). Aber zunächst ist Jesus während seines irdischen Aufenthaltes zu den „verlorenen Schafen“ des auserwählten Volkes gesandt. Wenn auch er selbst, durch seine Herzengüte veranlaßt, gelegentliche Ausnahmen macht, so ist das doch nicht Sache seiner Jünger. Denn die besitzen nicht die Selbstbeherrschung und Selbstbescheidung, worin er gerade in der Erfüllung dieses Gebotes seines Vaters sich so auszeichnet. Außerdem ist der Hauptzweck der ersten Aussendung der Apostel, ihm, dem nur so kurze Zeit zur Verfügung steht, die Wege zu ebnen zu allen, auch den entferntesten Gliedern dieses von ihm so geliebten und doch so verstockten Volkes. Daher die strenge Weisung, weder 5 zu Heidenstädten, noch zu solchen der Samariter abzubiegen, die von den damaligen Juden den Heiden ungefähr gleichgestellt wurden. Außerdem hätte Jesus ja sofort bei den Juden sich jeder Möglichkeit einer Einwirkung auf sie beraubt, wenn er oder seine Jünger sich mit den „Unreinen“ näher eingelassen hätten. Er hat also alles getan und wirkliche Opfer seines Herzens gebracht, um dem einst auserwählten Volke, zu dem er selbst gehörte, nahezukommen. Wie tief ihn gerade deshalb die fast allgemeine Ablehnung vonseiten dieses Volkes, von der Matthäus im folgenden Teil berichtet, innerlich verletzen mußte und wie weh sie seinem liebevollen Herzen tat, müssen wir uns selber ausdenken, da er ja nur äußerst selten seine Gefühle äußerte. Auch hierin ist er vielen ein Vorbild, an dem sie sich trösten und zugleich in Stärke aufrichten können.

Da die Apostel also seine Wegebereiter sein sollen, soll auch ihre Predigt 7 den gleichen Inhalt haben wie seine gewöhnlichen Volkspredigten (vgl. 4, 17) und von denselben Taten begleitet sein. Von Totenerweckungen durch Jünger erfahren wir allerdings aus jener ersten Zeit noch nichts. Deshalb offenbar haben manche Handschriften diesen Auftrag weggelassen. Aber Matthäus hat schon in diesem ersten Teil der Unterweisungen die spätere Zukunft nach Jesu Tod im Auge, auf die der zweite Teil sich ausschließlich bezieht. Daß sie umsonst geben sollen von dem, was sie umsonst empfangen haben, ist für die

Apostel vor der Herabkunft des Heiligen Geistes keine unnütze Mahnung gewesen. Übrigens war es schon dem jüdischen Schriftgelehrten strenge verboten, für den Thora-Unterricht Bezahlung anzunehmen. Die Jünger sollen aber auch gar keine Vorbereitungen für die Reise treffen. Wie sie gehen und stehen, sollen sie sich auf den Weg machen, damit sie lernen, sich im Dienste Jesu ganz auf die Vorsehung Gottes zu verlassen (vgl. 6, 25 ff.). Darum sollen sie sich nichts von den Dingen verschaffen, die man sonst bei Antritt einer Reise für unentbehrlich hält. Weder Geld, um es im Gürtel, der meist auch als Geldtasche diente, unterzubringen, noch einen Ranzen. Denn sie brauchen nichts darin einzupacken. Nicht einmal einen zweiten Leibrock oder ein Paar Wechfelschuhe. So ist die Weisung Jesu wohl zu verstehen. Denn ganz ohne Fußbekleidung zu gehen außer an Fasttagen oder zum Zeichen der Trauer, galt als Zeichen schimpflicher Armut. „Rab Jehuda hat gesagt, Rab (gest. 247) habe gesagt: Immer verkaufe der Mensch die Balken seines Hauses und kaufe Schuhe für seine Füße (denn es gibt nichts Schimpflicheres, als barfuß auf der Straße einherzugehen). Vgl. auch Mark. 6, 9. Ebenso wird die Weisung bezüglich des zweiten Leibrockes gemeint sein. Der gewöhnliche Mann trug unter dem Oberkleid oder Mantel (vgl. S. 95) nur ein Unterkleid, den damals wohl ziemlich langen, mit Ärmeln versehenen und mit einem Gürtel aufgeschürzten Leibrock aus Wolle. Bessere Leute hatten darunter allerdings auch ein ähnlich zugeschnittenes Hemd aus Leinwand. Ja es gab auch solche, besonders eitle Frauen, die drei, fünf und noch mehr Hemden aus feinem Stoff an hatten. Der gewöhnliche Mann aber zog höchstens gegen Kälte noch einen zweiten Leibrock an. Die Apostel sollen sich also für diesen Fall keinen mitnehmen in ihrem Ranzen, bzw. nach Mark. 6, 9 keinen anziehen. In dieser Weise gleichen sich die kleinen Widersprüche zwischen Matthäus und Markus aus. Der bezüglich des Stodes (Matth. 10, 10; Mark. 6, 8) bleibt allerdings bestehen. Aber Jesus war kein Pedant in seinen Anweisungen. Er mag in Kleinigkeiten dem einen so, dem andern anders gesagt haben. Denn seine Absicht war nicht, die Apostel auf dieser Reise zu einer ganz besonders strengen Lebensweise zu verpflichten, sondern zum sorglosen Gottvertrauen zu erziehen. Aber auch apostolische Klugheit und Takt müssen sie lernen. Deshalb sollen sie nicht beim nächsten Besten einkehren, vielleicht einem Menschen, dessen schlechter Ruf von vorn-
11 herein auch ihren Ruf beflecken würde, sondern erst sorgfältig prüfen, wer dessen wert ist. Aber da sollen sie auch bleiben. Ein Wechsel gäbe leicht den Leuten Anlaß zu Eifersüchteleien und Geschwäh. Und sie selbst kämen in Gefahr, statt einzig ihrer hohen Aufgabe zu leben, sich bei allen Leuten feiern und bewirten zu lassen, und so ihr hohes Amt herabzuziehen. Auch
12 sie bringen ihrem Gastgeber ein schönes Geschenk mit, den Friedensgruß
13 im Auftrage ihres Meisters. „Er soll auf das Haus kommen, das dessen würdig ist“, sagt Jesus im Befehlstone. Es wird also sicher geschehen. Haben sie sich aber einmal in dieser Voraussetzung getäuscht, dann brauchen

sie sich das nicht sehr zu Herzen zu nehmen: Ihr Segen kehrt zu ihnen zurück. Sie selber werden doch den vollen Lohn erhalten für ihr Gutes-tun, auch wenn es durch die Schuld der Menschen nutzlos bleibt. Sie dürfen aber auch nicht meinen, bei solchen unempfänglichen Seelen die Bekehrung ertragen zu müssen. Das ist nutzlos. Und zu langwierigen Bekehrungs-versuchen haben sie jetzt auch gar keine Zeit. Denn nun handelt es sich darum, zu allen, die guten Willen haben, möglichst rasch dem Heiland selbst die Wege
14 zu bereiten für seine apostolischen Wanderungen. Darum sollen sie kurz ent-schlossen in derartigen Fällen den Staub von ihren Füßen schütteln. Das war nicht nur eine allgemeine Geste, sondern hatte einen tieferen Sinn. Dem Juden galt der Erdstaub aus heidnischem Land für unrein, weil ja überall Gräber oder sonstige Unreinheiten sein konnten (vgl. S. 112). Deshalb hielten manche z. B. die Einführung von Kohl aus dem Auslande für un-erlaubt, weil fremde Erde daran haften könnte, und sogar die Priesterhebe mußte verbrannt werden, wenn sich fremder Staub daran fand. Die Apostel sollen also durch dieses Staubabschütteln bekunden, daß der betreffende Ort
15 einem Heidenort gleichzustellen ist. Und in der Tat wird es selbst Sodomä und Gomorrha im Gerichte noch besser ergehen als diesem Ort. Wenn Jesus schon damit den Aposteln, die voll Freude und gespannter Hoffnungen sich zu ihrer ersten apostolischen Reise anschicken, andeutet, daß sie durchaus nicht überall auf freundliche Aufnahme rechnen dürfen, so sagt er es ihnen jetzt
16 ganz unverhohlen: „Seht (= paßt auf), ich selber (so das betonte *ego*) schicke euch wie Schafe mitten unter Wölfe.“ Wenn er sie schickt, dürfen sie freilich guten Mutes sein. Das schließt aber keineswegs ihre eigene Vorsicht aus. Denn Vertrauen und Leichtsinn sind zwei verschiedene Dinge. Es gilt vielmehr, all ihre eigene Klugheit aufzubieten, wie die durch ihre Klugheit sprich-wörtlichen Schlangen, um sich nicht in unnötige Gefahren zu begeben, bzw. um den Gefahren zu enttrinnen. Allerdings darf die christliche Klugheit nicht zur Weltklugheit oder Schlangenkugheit im bösen Sinne werden. Alle Falschheit muß ihr fernbleiben. Denn auch zwischen Klugheit und Durch-triebenheit ist ein Unterschied.

WEITERE UNTERWEISUNGEN: VORHERSAGUNG VON VERFOLGUNGEN. Kap. 10 Vers 17–23 (Mark. 13, 9–13; Luk. 21, 12–17; 12, 11–12).

(17) „Nehmt euch in acht vor den Menschen. Denn sie werden euch an Gerichtshöfe ausliefern und euch geißeln in ihren Synagogen. (18) Ja vor Statthalter und Könige wird man euch schleppen um meinetwillen, zum Zeugnis für sie und die Heiden. (19) Wenn sie euch aber ausliefern, dann macht euch keine Sorge, wie oder was ihr reden sollt. Denn es wird euch gegeben werden in jener Stunde, was ihr reden sollt. (20) Denn nicht ihr seid es, die dann reden, sondern der Geist eures Vaters ist's, der dann durch euch sprechen wird. (21) Es wird aber ein Bruder seinen eigenen Bruder dem Tode ausliefern und ein Vater sein Kind, und Kinder werden

sich gegen ihre Eltern erheben und sie in den Tod bringen. (22) Ja ihr werdet von allen Menschen gehaßt werden um meines Namens willen. Wer aber ausharrt bis ans Ende, der wird gerettet werden. (23) Wenn sie euch aber in dieser Stadt verfolgen, so flieht in eine andere, und wenn sie euch von dort vertreiben, so flieht in eine dritte. Ihr werdet bestimmt nicht ans Ende der Städte Israels gelangen, bis der Menschensohn kommt.“

- Daß es dem Matthäus auch in seiner Aussendungsrede nicht auf die Chronologie ankommt, hat er schon an deren Anfang gezeigt, wo er keinen bestimmten Zeitpunkt erwähnt. Er verrät es ebenso am Ende, wo er im Gegensatz zu Markus (6, 13 und 30) und Lukas (9, 6 und 10) weder von der Reise der Apostel noch von ihrer Rückkehr ein Wort berichtet. Ihm ist vielmehr die Hauptsache, an dieser Stelle alles zusammenzuziehen, was Jesus überhaupt den Jüngern über ihren apostolischen Beruf gesagt hat. Deshalb schließt er an die erste Unterweisung, die auch Markus und Lukas haben, sofort die in späterer Zeit und für die fernere Zukunft gegebenen an, die auch bei Markus und Lukas erst an anderen Stellen sich finden. Und zwar handelt der nächste Abschnitt hauptsächlich von den Verfolgungen, die den Aposteln noch im eigenen Lande vor der Zerstörung von dessen letzter Selbständigkeit bevorstehen. Natürlich gilt das darin Gesagte auch für alle Zukunft bis ans Ende der Zeiten, solange die Seinigen „um seines Namens willen“ der Gegenstand des Hasses der Welt sind und bleiben. Schon was er ihnen bisher gesagt hat, muß ihnen zum Bewußtsein bringen, wie sehr sie sich in-
- 17 acht nehmen müssen vor den Menschen. Aber es wird noch viel ärger kommen. Dem Gerichte wird man sie überliefern. Damit sind die jüdischen Lokalgerrichtshöfe gemeint, bestehend aus 23 Mitgliedern, die es in allen Städten von mindestens 120 erwachsenen männlichen Einwohnern gab. Man wird sie in den Synagogen geißeln. Das war eine nicht seltene und sehr entehrende Strafe. Der zu Züchtigende mußte sich über eine etwa zwei Ellen (einen Meter) hohe Säule beugen, an deren Seite seine Hände angebunden wurden. Als Geißel diente ein aus vier zusammengelegten Lederstreifen gefertigter handbreiter Riemen, mit dem der Synagogendiener neununddreißig Schläge versetzte, ein Drittel auf die Brust, zwei Drittel auf den Rücken. Doch mußte der Delinquent vorher abgeschätzt werden, ob er diese Zahl ertragen könne. Sonst wurde sie vermindert. Eine ganze Anzahl von Vergehungen wurden auf diese Weise bestraft: verschiedene Unzuchtssünden, aber auch wer Unreines oder nicht rituell Geschlachtetes oder nicht Verzehntetes gegessen, wer am Passahfest Gesäuertes aß oder das Versöhnungsfesten brach usw.
- 18 Ja selbst vor römische Statthalter und herodäische Fürsten wird man sie schleppen, die allein ein Todesurteil fällen dürfen. Da sollen sie sich aber gar
- 19 keine Sorge machen, ja nach Luk. 21, 14 sollen sie nicht einmal vorher überlegen, was und wie sie reden sollen. Denn in diesem Falle brauchen sie
- 20 selber überhaupt nicht zu reden, sondern der Heilige Geist spricht durch sie. Damit ist nicht jene Gabe des Heiligen Geistes gemeint, die den Aposteln und ihren Nachfolgern im Lehramt die Unfehlbarkeit verbürgt, sondern ein

- allen Jüngern Jesu für solche besondere Fälle verheißener Beistand. Die
21 Bitterkeit der Verfolgung wird besonders dadurch zu Tage treten, daß selbst in den Kreisen der engsten Blutsverwandtschaft der todbringende Haß aufglühen wird. Da ist es allerdings nicht zu verwundern, daß sie, die Erreger dieser Zwietracht, erst recht Gegenstand des allgemeinen Hasses sein werden.
22 Aber es geschieht „um meines Namens willen“. Darum heißt es „ausharren bis ans Ende“, bis zum Gericht (Vers 22), also unter Umständen bis zum leiblichen Tod. Dann wird die Seele gerettet. Das Gericht aber wird bald stattfinden. Jesus versichert ihnen ausdrücklich, sie würden nicht ans Ende
23 der Städte Israels gelangen, d. h. also, sie würden immer noch in einer derselben eine Zufluchtsstätte finden, bis der Menschensohn kommt. Ganz deutlich setzt er hier, wie an anderen Stellen (16, 28; 24, 34) seine Ankunft zum Gericht mit dem Untergang Jerusalems gleich. (Hierüber Näheres zu Kap. 24.) Daß übrigens Matthäus diese Worte hier so wiedergibt, ohne irgend einen Anstoß daran zu nehmen und ohne eine Aufklärung zu geben, ist mit ein Zeichen dafür, daß das Matthäus-Evangelium vor 70 geschrieben wurde. Die Apostel sollen also gegebenenfalls sich der Todesgefahr durch die Flucht entziehen. Das ist nicht Feigheit, sondern gottgewollte Klugheit, so wie das Gegenteil nicht christliche Tapferkeit wäre sondern ruhmstüchtige Vermessenhaftigkeit, die nicht auf die Verheißung von Vers 20 rechnen dürfte.

MUT IN DER VERFOLGUNG. Kap. 10 Vers 24–33 (vgl. Luk. 12, 2–9).

(24) „Der Schüler steht nicht über seinem Meister und der Knecht nicht über seinem Herrn. (25) Es muß dem Schüler genug sein, wenn es ihm ergeht wie seinem Meister, und dem Knecht, wenn es ihm ergeht wie seinem Herrn. Haben sie den Hausherrn Beelzebul genannt, um wieviel mehr werden sie seine Hausgenossen so nennen. (26) Habt also keine Angst vor ihnen. Denn nichts ist verhüllt, was nicht enthüllt, und nichts verborgen, was nicht bekannt werden wird. (27) Was ich euch im Dunkeln sage, das sprecht im Lichte aus. Und was ihr ins Ohr höret, das verkündet auf den Dächern. (28) Fürchtet euch dabei nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht zu töten vermögen. Fürchtet eher den, der die Macht hat, sowohl den Leib als auch die Seele in der Hölle zu verderben. (29) Sind nicht zwei Sperlinge für fünf Pfennige zu kaufen? Und keiner von ihnen fällt auf die Erde herunter ohne euern Vater. (30) Bei euch aber sind sogar alle Haupthaare gezählt. (31) Also keine Furcht! Ihr seid noch viel mehr wert als Sperlinge. (32) Jeder also, der sich zu mir bekennt vor den Menschen, zu dem werde auch ich mich bekennen vor meinem himmlischen Vater. (33) Aber jeder, der mich verleugnet vor den Menschen, den werde auch ich vor meinem himmlischen Vater verleugnen.“

In der Verfolgung gilt es, den Kopf hochzuhalten. Dazu hilft vor allem,
25 daß sie sich von vornherein darauf gefaßt machen, es nicht besser zu haben als ihr Herr und Meister. Wenn die Menschen in ihrer Bosheit so weit gingen, diesen sogar als Beelzebul, einen Teufelsfürsten, zu bezeichnen, dann

- bürfen die Jünger auch nichts anderes erwarten. Der hl. Hieronymus hat zwar nach dem Beispiel der syrischen Übersetzungen die Lesart Beelzebub in die Vulgata eingeführt, weil er meinte, der 2 Kön. 1, 2 ff. so genannte Philistergott (= „Fliegengott“) sei damit gemeint. Aber alle griechischen Handschriften und alle anderen Übersetzungen, auch die altlateinischen, sind dagegen. Die Deutung des sonst in der jüdischen Literatur nicht vorkommenden Namens Beelzebub ist umstritten. Er wird nicht, wie manche wollen, mit „Mistgott“ zu übersetzen sein, sondern, wie man gewöhnlich annimmt, mit „Herr der Wohnung“, nämlich des Gebietes, in dem er haust. Auf diese Bedeutung spielt auch offenbar Jesus an, wo er hier von sich als dem „Haus-
- 26 herrn“ und von den Jüngern als den „Hausgenossen“ spricht. „Also keine Angst vor ihnen.“ Zwar werden die Jünger jetzt noch verachtet von der Welt und deshalb verfolgt, weil die geistigen Güter, die sie bringen, und damit ihr eigener Wert und ihre Würde ebenso verborgen sind, wie Jesus selbst seine göttliche Herrlichkeit unter demütiger Menschengestalt verhüllt hat. Aber das alles wird einmal offenbar werden und damit auch die Bosheit ihrer Feinde. So ist wohl an dieser Stelle der Satz zu verstehen, der Mark. 4, 22 und Luk. 8, 17 in anderem Zusammenhang einen andern Sinn hat. Sie sollen jedoch nicht untätig abwarten, bis im Laufe der Geschichte dieses Offenbarwerden sich vollzieht. Jesus selber mußte allerdings aus Rücksicht auf das unreife Volk, das sonst falsche Schlüsse daraus gezogen hätte, seinen
- 27 Schülern sehr vieles sozusagen im Dunkeln mitteilen (vgl. 16, 20 und a. D.). Aber das sollen sie im hellen Lichte der Öffentlichkeit aussprechen. Und was er ihnen gleichsam ins Ohr gesagt hat, wie der Prediger in der Synagoge, der dem Dolmetscher oder „Sprecher“ seine Worte hebräisch zuflüsterte, damit dieser sie dann für die Gemeinde laut ins Aramäische übersetzte, das sollen sie auf den flachen Dächern predigen. Vom höchsten Dach der Stadt pflegte auch der Synagogendiener dreimal durch Posaunenschall den Anbruch des Sabbats zu verkündigen, damit die Leute vom Felde heimkamen und den Sabbat vorbereiteten. Von dieser öffentlichen Tätigkeit sollen sie sich
- 28 nicht abschrecken lassen durch die Furcht vor denen, die ihnen doch höchstens das Leibliche, aber nicht das höhere geistige Leben nehmen können. Eher sollen sie, falls die Menschenfurcht ihren Berufseifer lähmen wollte, den fürchten, der die Macht hat, Leib und Seele in der Hölle zu verderben. Aber auch den brauchen sie nicht zu fürchten, solange sie ihre Pflicht erfüllen. Im Gegenteil. Gerade der nimmt sie in den ganz besonderen Schutz seiner Vorsehung.
- 29 Diese Sperlinge da, die „Speise des kleinen Mannes“, von denen ein Paar für fünf Pfennige zu haben ist, sind doch gewiß nicht viel wert. (Wörtlich heißt es „ein As“ = römische Münze im Wert von 4–5 Pfennig. Nach dem Maximaltarif des Diokletian kosteten später zehn Sperlinge 29 Pfennig.) Und doch fällt kein einziger Sperling etwa durch Hunger oder Kälte ermattet vom Baume herab, ohne daß Gott es nicht nur weiß, sondern auch
- 30 seine Finger dabei im Spiel hat. Die Apostel Jesu aber sind viel mehr wert

(vgl. Vers 40 ff.), so viel, daß sogar alle Haare auf ihrem Kopfe genau gezählt sind. Also gilt es, sich ohne Menschenfurcht und mit Gottvertrauen 32 zu ihm zu bekennen. Denn wer sich vor den Menschen zu ihm bekennt, zu dem wird auch er einmal beim Gerichte sich vor seinem himmlischen Vater bekennen. Ein solcher aber ist gerettet trotz seiner sonstigen menschlichen 33 Schwächen, die ja allen Menschen anhaften. Wer aber feige den Herrn verleugnet, den wird auch er verleugnen. Der ist also verloren. Zwar bezeichnet sich hier Jesus nicht wie sonst (vgl. 7, 22) selbst als den Weltenrichter. Aber ganz deutlich erklärt er die Stellung des Menschen zu seiner Person als ausschlaggebend für dessen ewiges Schicksal (vgl. zu 7, 22 S. 104 ff.).

DIE PERSÖNLICHE STELLUNGNAHME ZU JESUS. Kap. 10 Vers 34 bis Kap. 11 Vers 1 (Luk. 12, 51–53; 14, 26–27).

(34) „Glaubet nicht, ich sei gekommen, Frieden auf die Erde zu bringen. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern ein Schwert. (35) Denn ich bin gekommen, den Menschen zu entzweien mit seinem Vater, und die Tochter mit der Mutter, und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter. (36) Und die Feinde des Menschen werden seine eigenen Hausgenossen sein. (37) Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert. Und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert. (38) Und wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht wert. (39) Wer sein Leben findet, wird es verlieren. Und wer sein Leben verliert um meinetwillen, wird es finden. (40) Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat. (41) Wer einen Propheten aufnimmt, weil er ein Prophet ist, der wird Prophetenlohn erhalten. Und wer einen Gerechten aufnimmt, weil er ein Gerechter ist, der wird den Lohn eines Gerechten erhalten. (42) Und wenn jemand einem dieser geringen Leute auch nur einen Becher kühlen Wassers reicht auf seinen Jüngernamen hin, wahrlich, ich sage euch: er wird seines Lohnes bestimmt nicht verlustig gehen.“

(11, 1) Als Jesus mit diesen Unterweisungen an seine zwölf Jünger zu Ende war, ging er von dort weg, um in ihren Städten zu lehren und zu predigen.

Diese Stellungnahme zur Person Jesu, wie er sie verlangt, ist eine ganz einzigartige und folgenschwere. Die Jünger konnten nach dem bisher Gesagten zu der Meinung kommen, die Verfolgungen seien eben das notwendige Schicksal, das sie gegen die Absicht Jesu mit allen denen teilen mußten, die unter den verdorbenen Menschen für die Wahrheit eintreten. Jesus belehrt sie, daß diese Meinung gänzlich falsch ist. Ebenso falsch wie die landläufige 34 Vorstellung, die man vom Messias hatte, als wolle er nur überall Frieden stiften unter den Menschen. Das gerade Gegenteil will Jesus: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern ein Schwert.“ Gewiß, das Endreich wird einmal jenes wunderbare Friedensreich sein, das die Pro-

pheten in so glänzenden Farben geschildert haben (besonders z. B. Jes. 2. Teil). Auch dem einzelnen, der sich Jesus anschließt, will er „den Frieden schenken, den die Welt nicht geben kann“ (Joh. 14, 27). Aber zu diesem Frieden gelangt man nur durch schwersten Kampf. Denn Jesus ist nicht gekommen wie irgend ein Philosoph, um den Menschen eine Lebensweisheit zu verkünden, deren Annahme und Befolgung ihrer freien Entscheidung anheimgestellt ist. Er fordert jeden Menschen für sich selbst, für seine Person. Und diese Forderung

35 stellt er so unerbittlich, daß selbst der liebste Mensch, sei es ein Vater oder eine Mutter, sei es das eigene Kind, gegebenenfalls davor zurücktreten muß. Es ist bezeichnend, daß im Griechischen an der Stelle: „Wer Vater und Mutter mehr liebt...“, das Wort *philón* steht, das die empfindungsreiche Liebe des Gemütes bezeichnet gegenüber solchen, mit denen uns verwandtschaftliche oder selbstgewählte Bande des Herzens verknüpfen. Jesus verlangt seiner Person gegenüber noch eine höhere Liebe, die *agape*, die Liebe des Willens, die bereit ist, auch Herzensbände zu zerreißen, wo sie den Menschen an der Hingabe an Jesu Person hindern könnten. Ja sogar die Selbstliebe, die mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes den Menschen zwingt, nach seinem eigenen Lebensglück zu streben, muß sich jener Liebe zu Jesus unter-

38 ordnen. „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht wert.“ Die zum Kreuzestod Verurteilten mußten ihr Kreuz selber tragen. Daher mag „sein Kreuz auf sich nehmen“ eine sprichwörtliche Redensart gewesen sein für „sich den Leiden unterwerfen“, wenn diese Redensart auch in der älteren rabbinischen Literatur nicht nachweisbar ist. Jesus könnte also dieses Wort schon gesprochen haben zu einer Zeit, wo er den Jüngern seinen bevorstehenden Kreuzestod noch nicht vorausgesagt hatte. Daß es aber zunächst im wörtlichen Sinne gemeint ist (= in den Tod gehen), zeigen die sogleich folgenden Verse. Da allerdings nicht jeder Jünger zum Martyrium berufen ist, gilt es auch in übertragener Bedeutung. Gerade dieses Bild scheint Jesus mit Vorliebe wiederholt gebraucht zu haben, vgl. Matth. 16, 24; Luk. 14, 27; 9, 23. An letzterer Stelle ist ausdrücklich hinzugefügt „täglich“.

Aber auch wenn der wirkliche Tod gefordert wird, gibt es kein Besinnen.

39 Denn wer sein leibliches und zeitliches Leben unter Preisgabe Jesu rettet, verliert sein geistiges und ewiges. Und umgekehrt, wer um Jesu willen das Leben des Leibes opfert, wird das seiner Seele retten. Das griechische Wortspiel, wo *psyche* sowohl „Leben“ als „Seele“ heißt, kann deutsch nicht wiedergegeben werden.

Wenn diese letzten scharfen Forderungen die Apostel wohl einzuschüchtern vermochten, dann soll das Bewußtsein des hohen persönlichen Wertes, den jeder einzelne von ihnen vor Gott besitzt, sie um so mehr mit Mut und Freude erfüllen. Das ist der nächste Zweck der folgenden Sätze. Denn die Apostel sind ja die allein Angeredeten und wohl auch die einzigen Hörer. Allerdings ist damit zugleich auch allen, die sie einmal aufnehmen werden, ihr reicher Lohn verheißen. Weil sie nämlich als Jesu Bevollmächtigte und Stellvertreter

nicht nur um seinetwillen leiden, sondern auch ihn selber den Menschen
 40 bringen sollen, nimmt der, der sie aufnimmt, geradezu Jesus selbst auf. Damit
 aber nimmt er den auf, der Jesus gesandt hat, also Gott. Die große Be-
 deutung dieses Ausspruchs macht Jesus ihnen klar, indem er sie an ihr alt-
 testamentliches Wissen erinnert (vgl. z. B. 1 Kön. 17, 9 ff.; 2 Kön. 4, 8 ff.).
 Nicht jeder kann ein Prophet sein oder ein Mann wie die hochgepriesenen
 41 Gerechten des Alten Bundes. Aber wer einen Propheten aufnimmt, nicht
 nur aus Gründen der Freundschaft oder Höflichkeit, sondern eben weil er
 ein Prophet Gottes ist, desgleichen wer einen Gerechten in dieser Gesinnung
 aufnimmt, der wird den gleichen Lohn erhalten, als gehörte er selbst zu diesen
 Hochbegnadigten. Genau so, ja noch mehr wird es bei ihnen der Fall sein.
 Zwar gehören sie in den Augen der Welt zu den „kleinen Leuten“, die kein
 42 Ansehen genießen (vgl. 18, 5 u. 6). Aber wer ihnen auch nur einen kühlen
 Trunk reicht, weil sie Jünger Jesu sind, der wird seines Lohnes ganz gewiß
 nicht verlustig gehen. Das war im heißen Morgenland eine besonders kost-
 bare Gabe. Noch jetzt kühlt man dort das Wasser in porösen Tonkrügen.

Wenn Jesus nirgendwo in den Evangelien sich als Gott bezeichnet hätte,
 so wüßten wir aus dieser Rede, daß er sich tatsächlich dafür hielt. Zwar ver-
 langte man auch von dem Schüler eines Schriftgelehrten im Konfliktfall,
 wenn z. B. sein Vater und sein Lehrer etwas verloren hatten oder eine
 Last tragen mußten, oder wenn gar beide im Gefängnis saßen, erst dem Lehrer
 zu helfen und dann erst dem Vater, „denn sein Vater hat ihn in diese Welt
 gebracht, aber sein Lehrer, der ihn Weisheit lehrt, bringt ihn in das Leben
 der zukünftigen Welt“. Aber wer ohne mit der Wimper zu zucken seine
 Schüler in Verfolgung und Tod schickt, mit der einzigen Rechtfertigung:
 Siehe, ich sende euch (Vers 16) — das hat noch kein von seinen Soldaten
 vergötterter Feldherr oder Herrscher getan, er hat zum mindesten andere
 Ideale, wie Vaterland oder Freiheit, vorgeschützt —, wer nicht nur von
 seinen Jüngern, sondern von allen Menschen eine Liebe verlangt, die bereit
 ist, unter Umständen über die zarteste Herzensliebe, ja über den stärksten
 Naturtrieb der Selbsterhaltung hinwegzuschreiten, wer von dieser Stellung-
 nahme des Menschen zu sich dessen ewiges Heil abhängig erklärt, der trägt
 in sich das Bewußtsein, das höchste Gut, Gott selbst zu sein. Wie aber Jesus
 mit seinem so ruhigen, klaren, gesunden Verstand zu diesem für ihn so gänz-
 lich selbstverständlichen Bewußtsein gekommen ist, das ist, menschlich gesprochen,
 ein unlösbares Rätsel. Es bleiben nur zwei Möglichkeiten: entweder ist dieser
 Jesus von Nazareth, dieser Jesus der Evangelien, eine Erfindung — aber
 diese Behauptung wäre wissenschaftlich geradezu eine Lächerlichkeit (siehe
 S. 121) — oder er ist wirklich Gott.

Wachsende Feindschaft der Juden. Jesus zieht sich immer mehr vom Volke zurück.

*WACHSENDE FEINDSCHAFT DER
JUDEN. JESUS ZIEHT SICH IMMER MEHR
VOM VOLKE ZURÜCK. Kap. 11 Vers 2 bis
Kap. 18 Vers 35.*

*DIE GESANDTSCHAFT DES TÄUFERS. Kap. 11 Vers 2—19
(Luk. 7, 18—35).*

(2) Als aber Johannes im Gefängnis von dem Wirken Christi hörte, schickte er eine Gesandtschaft von seinen Jüngern zu ihm (3) und ließ ihm sagen: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen andern warten?“ (4) Jesus antwortete ihnen: „Gehet hin und meldet dem Johannes, was ihr hört und seht: (5) ‚Blinde sehen und Lahme gehen, Aussätige werden rein und Taube hören, Tote werden auferweckt und den Armen wird frohe Botschaft verkündet‘ (vgl. Jes. 29, 18 ff.; 35, 5 ff.; 61, 1). (6) Und selig ist, wer an mir keinen Anstoß nimmt.“ (7) Während diese aber am Weggehen waren, machte sich Jesus daran, zu den Volksscharen über Johannes zu reden: „Was seid ihr in die Wüste hinausgegangen zu sehen? Ein vom Winde hin und her bewegtes Rohr? (8) Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen in weichlichen Kleidern? Nein, Leute, die weichliche Kleider tragen, sind in den Palästen der Könige zu finden. (9) Weshalb vielmehr seid ihr hinausgegangen? Um einen Propheten zu sehen? Ja, ich sage euch: Noch mehr als einen Propheten habt ihr gesehen. (10) Das ist der, über den geschrieben steht: ‚Siehe, ich selber sende meinen Engel vor dir her, der deinen Weg vor dir bereiten soll‘ (Mal. 3, 1). (11) Wahrlich, ich sage euch: Unter den vom Weibe Geborenen ist kein größerer erstanden als Johannes der Täufer. Der Kleinste aber im Himmelreich ist größer als er. (12) Seit den Tagen des Johannes des Täufers aber bis jetzt bricht sich das Himmelreich im Sturm seine Bahn, und Stürmer reißen es an sich. (13) Denn alle Propheten und das Gesetz haben bis auf Johannes geweissagt. (14) Und wenn ihr es annehmen wollt: Er ist der Elias, der kommen soll. (15) Wer Ohren hat, der höre.

(16) Mit wem aber soll ich dieses Geschlecht vergleichen? Es gleicht Kindern, die auf dem Marktplatz herumsitzen und ihren Kameraden zurufen: (17) ‚Wir haben geflötet, und ihr habt nicht getanzt. Wir haben den Klagegesang gesungen, und ihr habt nicht an die Brust geschlagen.‘ (18) Denn Johannes ist gekommen. Er aß nicht und trank nicht. Und sie sagen: ‚Er ist besessen.‘ (19) Der Menschensohn ist gekommen. Er ißt und trinkt. Und sie sagen: ‚Das ist ein Fresser und Säufer, einer, der mit Zöllnern und Sündern gut Freund ist.‘ Und die Weisheit hat ihre Rechtfertigung gefunden in ihren Werken.“

Dieser Abschnitt bietet sowohl für die Gesamtauffassung als für die Erklärung einzelner Sätze große Schwierigkeiten, die eine ganze Mannigfaltigkeit von Deutungen verursacht haben. Der erste Eindruck bei der Lektüre ist, daß Johannes in seinem Gefängnis selbst angefangen hat, an Christus irre zu werden. Daher seine Frage, und daher die Antwort Jesu, die zugleich einen gelinden Tadel und eine ernste Mahnung an ihn zu enthalten scheint (Vers 6).

Der folgenden Rede über Johannes läge dann die Absicht des Herrn zu Grunde, bei den Hörern den üblen Eindruck zu beseitigen, den diese Zweifelsfrage des hochgeschätzten Täufers von dessen Person gemacht hätte. An sich steht diese Deutung nicht im Widerspruch mit der Heiligkeit des Täufers, und ist es deshalb ganz abwegig, wenn die Kritik die ganze Täuferfrage als ungeschichtlich streichen will. Denn auch ein gottbegnadeter Prophet kann Stunden der Anfechtung haben, die seinen Glauben ins Wanken bringen möchten. Daß aber Johannes den Glauben nicht aufgegeben, würde sich deutlich genug aus der Tatsache ergeben, daß er ja gerade den Herrn, an dem er zweifelt, selbst um Lösung seines Zweifels angeht. Der Widerspruch, der scheinbar in dieser Handlungsweise läge, fände seinen Grund in der Natur der Zweifelsanfechtung eines ernststen religiösen Menschen, die zugleich ein Glauben und Nichtglauben ist, wobei der Glaube, wenn auch im Bewußtsein verdunkelt, in der Tat doch immer noch die ganze Grundhaltung des Menschen bestimmt. Begreiflich aber wären die Bedenken des Johannes. Ganz nach der Weise der alten Propheten, die zwischen dem ersten Kommen des Messias zur Erlösung und seinem zweiten Kommen zum Gericht keinen Unterschied machen, hat auch er auf den nahenden Messias als den strengen Richter hingewiesen, der „die Wurfsschaufel schon in der Hand hält, um seine Tonne zu reinigen“. Aber was er „vom Wirken Christi“ in seinem Gefängnis hört, läßt nirgends etwas von einem Gerichte sehen. Friedlich durchwandert Jesus ⁴ das Land, predigend und heilend. Die Antwort Jesu, die deutlich an messianische Weissagungen des Jesaias anspielt, würde ihn also zum Nachdenken darüber veranlassen sollen, daß schon diese Werke Jesu messianische Werke sind, er selber also der verheißene Messias sein muß.

Aber trotzdem will diese Erklärung nicht befriedigen, weil sie dem Text zu wenig entspricht. Denn einmal würde Jesus dem Johannes, der die „Werke Christi“ ja vom Hörensagen kennt, mit nichts anderem antworten, als mit dem, was dieser schon weiß und sich selber denken kann. Und was er besonders dabei denken sollte, müßte man erst in die Worte hineinlesen. Sodann ist aus der Rede Jesu über Johannes keineswegs ersichtlich, daß er einen üblen Eindruck bezüglich des Täufers verwischen müßte oder wollte. Auch hier müßte man erst den Sinn hineinlesen: „Haltet ihn auch jetzt für kein schwankendes Rohr und für keinen weichen, charakterlosen Menschen.“ Vielmehr baut Jesus gerade auf die unbestrittene Hochschätzung des Volkes gegenüber dem Täufer auf, um dessen Hauptbedeutung als unmittelbarer Vorläufer des Messias ans Licht zu stellen. Also wird der ganze Vorgang anders zu verstehen sein, ähnlich der uralten Auffassung der katholischen Erklärer. Johannes hat in seinem Gefängnis in der Festung Machärus, die auf einem 726 Meter hohen Berg am Ostufer des Toten Meeres lag, von dem Wirken Jesu, d. h. sowohl von seiner Predigt als auch von seinen Wundern, gehört. Das sind freilich die Werke „Christi“, d. h. des Messias, wie Matthäus bezeichnenderweise hier statt des sonst von ihm gebrauchten Namens Jesu

schreibt. Aber eines vermißt Johannes: Trotz der Werke des Messias, die Jesus ununterbrochen tut, hat er sich noch nie unumwunden auch als den Messias bezeichnet. Dieses Zögern kann Johannes, der schon gleich in den ersten Tagen von Jesu Auftreten in Judäa ganz unzweideutig auf ihn als den Messias hingewiesen hat, nicht begreifen. Eine deutliche Erklärung Jesu scheint ihm allmählich nötig, nicht nur des Volkes wegen, sondern auch mit Rücksicht auf seine — des Johannes — Jünger, die in der Mehrzahl dem Messias noch fernstehen. Um so mehr mußte eine solche Erklärung und Klärung dem Täufer am Herzen liegen, als er ahnte, daß seine Erdentage gezählt seien. Darum will er Jesus auf die offiziellste Weise, die ihm möglich ist, zu einer solchen Aussage nötigen, und schickt deshalb eine Gesandtschaft von Jüngern, die in seinem Namen diese Frage stellen. Jesus allerdings hat bisher seine guten Gründe gehabt, und hat sie noch, sich nicht vor dem ganzen Volke unzweideutig als den Messias zu bezeichnen. Denn dieses Volk mit seiner rein irdischen Messiasauffassung hätte nur sehr falsche und gefährliche Folgerungen daraus gezogen (vgl. Joh. 6, 14 u. 15). Darum gibt er zwar eine Erklärung ab vor den Johannesjüngern und vor allem Volk, indem er ebenso offiziell seine Antwort an Johannes adressiert, wie dieser persönlich die Frage gestellt hatte. Aber er gibt sie so, daß die tiefer Denkenden sie verstehen können, ohne daß er den für das Volk so mißverständlichen Messias Titel auszusprechen braucht. Zwar spricht er in seiner bescheidenen Art passivisch, ohne sich als das Subjekt dieser Messiaswerke zu nennen. Um so deutlicher ist für jeden, der verstehen kann und will, die Mahnung, die ebenso wie die ganze Antwort eigentlich an das Volk und die Johannesjünger gerichtet ist: „Selig, wer an mir keinen Anstoß nimmt.“ Sie nennt das Subjekt des vorübergehenden passiven Satzes und erinnert den Hörer, der seinen Jesaias gelesen hat, ebenso wie die an Jesaias anklingenden vorübergehenden Worte, daran, daß der Messias für viele ein Mann des Anstoßes und des Entsetzens ist (Jes. 52, 14 ff.).

7 Während die Johannesjünger im Weggehen begriffen sind, benützt Jesus die Gelegenheit, das Volk, das bereits eine so hohe Achtung vor Johannes besitzt, zum Nachdenken über diesen merkwürdigen Mann anzuleiten, um ihm 9 zu zeigen, daß er noch mehr ist als ein Prophet, daß er der unmittelbare Vorläufer des Messias ist. Damit aber bezeugt Jesus sich selbst als den Messias. Denn obwohl er auch in dieser Rede sich nicht direkt mit diesem Titel bezeichnet, ist doch der Sinn so klar, daß ein einigermaßen denkender Hörer ihn nicht mißverstehen kann. Somit gibt er tatsächlich dadurch die von Johannes geforderte Erklärung ab, soweit er sie unter den Umständen geben konnte. Die Rede bewegt sich also in derselben Linie weiter wie die Antwort an die Johannesjünger.

„Ihr seid doch gewiß nicht in die Wüste gegangen, ein alltägliches Schauspiel zu sehen: das Schwanken der Schilfrohre im Winde. Auch nicht, um einen gewöhnlichen, seiner Bequemlichkeit lebenden Menschen zu sehen, son-

- bern einen Propheten.“ Es war allgemeine Auffassung, daß Johannes ein wirklicher Prophet sei, wie einer der berühmten alten Propheten (vgl. 21, 26). Jesus bestätigt diese Auffassung: Ja, Johannes gehört nicht zur großen Masse jener marklosen Männer, die, nur auf ihr eigenes Wohl bedacht, sich nach dem Winde der Gunst und Ungunst hin und her bewegen. Er ist ein Prophet, einer von den wenigen, die, tief in Gott gegründet, den
- 10 Mut besitzen, für Gott zu zeugen. Aber er ist noch mehr. Er ist selbst Gegenstand der Prophezeiung, er ist der, auf den der letzte Prophet des Alten Bundes, Malachias, hingewiesen hat als auf den Vorläufer des Messias. Bei Malachias (3, 1) lautet die Stelle etwas anders: „Ich sende meinen Boten, daß er den Weg vor mir her bahne, und unversehens wird er zu seinem Tempel kommen, der Herr, den ihr herbeiwünscht; und der Bundesengel, nach dem ihr euch seht, kommt unfehlbar — so spricht der Herr der Heerscharen.“ Also Gott selbst wird kommen, und ihm wird der Vorbote den Weg bahnen. „Der Bundesengel“ ist nach dem hebräischen Parallelismus identisch mit Gott. Ganz ähnlich heißt es auch bei Ezechiel bald, Gott selbst werde Hirte des Volkes sein (Ez. 34, 11), bald, Gott werde einen Hirten über sie bestellen, seinen Knecht David (Ez. 34, 23). Diese geheimnisvoll undeutliche Ausdrucksweise kommt daher, weil im Alten Testament das Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit noch nicht geoffenbart, sondern nur angedeutet war, dementsprechend auch die Menschwerdung der zweiten Person der Gottheit nur rätselhaft angekündigt werden konnte. Indem Jesus mit Absicht den Wortlaut ändert — statt „vor mir“ sagt er „vor dir“ —, verdeutlicht er den Sinn der Offenbarung, daß eine vom Vater verschiedene Person, „der Sohn“, gemeint ist, der als Messias kommen wird. In dieser Stellung als
- 11 Vorläufer des Gott-Messias ist Johannes der Größte aller vom Weibe Geborenen. Allerdings das, was der Gott-Messias bringt, ist etwas so überragend Großes, über alles rein Menschliche hinausgehendes Übernatürliches, daß selbst der größte „vom Weibe Geborene“ dahinter verschwindet. Der Kleinste — in der Sprache der Koine tritt der Komparativ an Stelle des aussterbenden Superlativs — im Himmelreich ist größer als Johannes. Damit soll natürlich dem Johannes nicht die Teilnahme am Himmelreich — wir würden sagen: der Besitz der heiligmachenden Gnade — abgesprochen sein. Aber insofern er als Vorläufer noch zum Alten Bunde gehört, gilt dieses Wort von ihm. Freilich besteht das Einzigartige dieses seines Vorläufertums gerade darin, daß er nicht mehr, wie die alten Propheten, lediglich und ganz im Alten Bunde steht. Er ragt schon hinüber in den Neuen. Denn gleichzeitig mit ihm, eben weil er der verheißene Wegbereiter des Gott-Messias ist,
- 12 beginnt schon der Neue Bund. Seit den Tagen seines Auftretens „bricht sich das Himmelreich im Sturm seine Bahn“. Dem Zusammenhang entsprechend ist diese Übersetzung der dem Wortlaut nach gleich möglichen: „es leidet Gewalt“ = „es wird im Sturm erobert“, vorzuziehen (um andere, überhaupt nicht passende zu übergehen). Eben weil es etwas so ganz Neues ist, das

wie Geist und Feuer (vgl. 3, 11) von oben her kommt, wächst es keineswegs in ruhiger natürlicher Entwicklung aus dem Alten heraus. Sondern es bricht mit gleichsam revolutionärer Kraft über das morsche Alte im Sturme her, um sich an seine Stelle zu setzen. Deshalb sind die im Alten verknöcherten zäh Konservativen wie die Schriftgelehrten und Pharisäer auch niemals imstande, es zu erfassen (vgl. 9, 16 u. 17). Nur Gewaltmenschen, die fähig sind, den neuen Feuergeist in sich aufzunehmen, reißen es an sich. Gewaltmenschen sind ja auch alle Heiligen gewesen. Und ein Gewaltmensch muß in gewissem Sinn jeder Christ sein. Denn es gilt, im täglichen Kampfe sich von der Umschlingung des behaglichen Diesseitslebens loszureißen und in die Jenseitswelt des Glaubens einzudringen. Und nichts ist gefährlicher für das Christentum als ein fauler Kompromiß zwischen Diesseitsleben und Jenseitsgeist, wobei man glaubt, dem letzteren durch Erfüllung einiger Kultvorschriften genuggetan zu haben, um im übrigen ganz im Diesseits sich auszuleben. Nichts auch widerspricht mehr dem Feuergeiste Jesu.

Somit ist mit Johannes tatsächlich der große Wendepunkt eingetreten.
13 „Alle Propheten und das Gesetz haben bis auf Johannes geweisst.“ Der Ausdruck — noch deutlicher in der Wendung bei Lukas 16, 16 — faßt die Propheten bereits mit dem Gesetz in der Schrift zusammen. Schon mehr als 400 Jahre sind es her, daß der letzte Prophet seinen Mund geschlossen hat. Seither besaß das Volk Gottes nur noch den Nachhall ihrer Worte in der Schrift. Und auch dieser letzte Hall ist nunmehr ausgeklungen: Die Zeit ist
14 erfüllt. Wenn sie es fassen können und wollen, das Große kaum zu Fassende, auf das Gesetz und Propheten hinauslaufen: Das letzte Wort der ganzen Heiligen Schrift des Alten Testaments hat in Johannes seine Erfüllung gefunden: „Wisset wohl, ich sende euch den Propheten Elias, ehe der große und
15 furchtbare Tag des Herrn kommt“ (Mal. 3, 23). „Wer Ohren hat, der höre.“ Deutlicher hätte Jesus tatsächlich nicht die von Johannes gewünschte Erklärung abgeben können, die jedem Zeitgenossen, der nicht in rein irdische Messiashoffnungen verstrickt, noch einige Fähigkeit besaß, das übernatürliche Wesen des Messias und seines Werkes zu erfassen, Ohren und Augen öffnen mußte.

Aber die große Masse besaß diese Fähigkeit eben nicht. Oberflächliche Menschen haben keine Lust, sich nach der Wahrheit zu richten. Sie verlangen viel
16 mehr, daß die Wahrheit sich ihren Launen anpasse. So gleicht „dieses Geschlecht“ Kindern, die auf den Marktplätzen mit plötzlich wechselnder Laune bald Hochzeit bald Begräbnis spielen und ihren Kameraden zürnen, wenn sie nicht schnell genug auf ihre wechselnden Spiellaunen eingehen. Die gleiche oberflächliche Launenhaftigkeit zeigen die Leute gegenüber dem Täufer und dem Menschensohn. Erst hat sie der Bußeifer des strengen Asketen Johannes angezogen, und sie kamen in Scharen, zu gucken und zu hören. Dann aber kam ihnen dies harte Leben unnatürlich vor, und sofort war ihr liebloses
18 Urteil fertig: „Er ist besessen“. „Der Menschensohn“ lebte ganz als Mensch unter Menschen. Über ihn urteilen sie noch hochmütiger und roher: „Ein

19 Fresser und Säufer, der mit den Zöllnern und Sündern gut Freund ist.“ Sehr bezeichnend ist übrigens gerade dieses letzte Urteil über den Heiland: Derselbe Gottessohn, der in der Bergpredigt und auch sonst mit unerbittlicher Konsequenz die höchsten sittlichen Forderungen bis hinauf zu vollendeter Heiligkeit an jeden Menschen richtet, und der auch in der Führung der Seinigen zu allen Zeiten nicht nachgibt, bis er durch Leiden und Opfer aller Art und schließlich durch die Leiden des Fegfeuers die Seelen zu dieser vollendeten Heiligkeit durchgeläutert hat, ist trotzdem „gut Freund mit den Sündern“. Denn er kennt unsere Armseligkeit. Darum gibt er keinen auf, der noch ein Fünkchen guten Willens in sich hat. Die große Masse seiner Zeitgenossen aber ist viel zu stumpf, sich darüber ernste Gedanken zu machen, um beide, sowohl den Vorläufer als auch ihn selbst, zu verstehen. Sonst hätten sie erkannt, daß es ein und dieselbe göttliche Weisheit ist, die beide beseelt und je ihrem besonderen Berufe entsprechend zu solch entgegengesetzter Lebensweise veranlaßt. Der Vorläufer, der die Aufgabe hat, durch die Predigt der Metanoia, der Gesinnungsänderung, das Volk auf den Messias vorzubereiten, muß auch durch seine ganze Art den Bruch mit dieser sündigen Welt vor Augen stellen. Der vom Himmel gekommene Menschensohn, dessen Aufgabe es ist, alle „Mühseligen und Beladenen“ in göttlichem Erbarmen an sich zu ziehen, darf keine abstoßende und die Schwachen einschüchternde Härte an sich haben. Wenn auch die Zeitgenossen mit ihren oberflächlichen und böswilligen Urteilen sich darüber hinwegsetzen: „die Weisheit findet ihre Rechtfertigung in ihren Werken“. Gerade die ganze Art dieser beiden und deren Erfolg zeigt, daß sie von höherer Weisheit geleitet sind, und daß diese Leitung die richtige ist. So ist es ja stets: Wer von Gott sich führen läßt, wird nie die Billigung der Masse finden. Darum darf er weder nach links schauen noch nach rechts, sondern nur geradeaus auf das Ziel. Dann wandelt er richtig.

Nebenbei bemerkt, hat Lukas statt „von ihren Werken“ – „von ihren Kindern“. Denselben Text bieten auch eine beträchtliche Zahl von Handschriften und alten Übersetzungen bei Matthäus. Das Richtige ist ohne Zweifel „Werke“. Die Verwechslung aber kam aus dem Aramäischen. Da dort Vokale nicht geschrieben werden, konnte man dasselbe Wort *abadeh* (= ihre Werke) und *abdeh* (= ihre Knechte) lesen. Da „Knechte“ im Griechischen mit *paides* übersetzt wird, was auch „Kinder“ heißen kann, trat der Ausdruck *tekna* (= Kinder) an dessen Stelle, wie Lukas liest. Denn die Spruchbücher des Alten Testaments reden häufig von „Kindern“ der Weisheit, nicht aber von deren Knechten, und dafür steht fast stets der griechische Ausdruck *tekna* oder *hyjoi* (= Söhne).

DAS WEHE ÜBER DIE UNGLÄUBIGEN STÄDTE. Kap. 11 Vers 20–24 (Luk. 10, 12–15).

(20) Seit jener Zeit erhob Jesus wiederholt Vorwürfe gegen die Städte, in denen seine meisten Wundertaten geschehen waren, weil sie nicht in

Wachsende Feindschaft der Juden. Jesus zieht sich immer mehr vom Volke zurück.

sich gegangen waren: (21) „Wehe dir, Chorazin. Wehe dir, Bethsaida. Wenn in Tyrus oder Sidon die Wunder geschehen wären, die in euch geschehen sind, dann hätten sie schon längst in Sack und Asche Buße getan. (22) Aber ich sage euch: Tyrus und Sidon wird es am Tage des Gerichts erträglicher gehen als euch. (23) Und du, Kapharnaum: wirst du wohl bis zum Himmel erhoben werden? Nein, in die Unterwelt wirst du hinabfahren. Denn wenn in Sodoma die Wunder geschehen wären, die in dir geschahen, so stünde es heute noch. (24) Aber ich sage euch: Dem Lande Sodom wird es am Tage des Gerichtes erträglicher gehen als dir.“

Diese Worte brauchen nicht sofort nach dem Vorhergehenden gesprochen zu sein. Lukas überliefert sie im Zusammenhang mit der Aussendungsrede an die 20 zweiundsiebzig Jünger. Matthäus will mit seiner Redeweise — wörtlich: damals fing Jesus an, Vorwürfe zu machen — sagen, daß Jesus seit jener Zeit, wo die Gleichgültigkeit und der Unglaube der Bevölkerung immer mehr zu Tage 21 trat, wiederholt sich in ähnlicher Weise geäußert hat. Chorazin, das sonst im Neuen Testament nicht vorkommt, lag etwa eine halbe Stunde nordwestlich von Kapharnaum (heute die Ruinen von Keräze). Bethsaida (= Fischhausen), vom Tetrarchen Philippus gegründet und zu Ehren der Julia, der Tochter des Augustus, Julias beigenannt, lag am Ostufer des Jordan, nahe bei dessen Einmündung in den See Gennesaret. In seiner Nähe hatte die Speisung der Fünftausend stattgefunden und die vorhergehenden Wunder (Luk. 9, 10). Außerdem erzählt Markus von einer Blindenheilung daselbst (Mark. 8, 22 ff.). Weiteres wird auch von diesem Ort nicht erwähnt. Man sieht also hier recht deutlich, wie wenig es den Evangelisten darauf angekommen ist, eine umfassende Lebensgeschichte Jesu zu geben. Selbst 22 die heidnischen Bewohner von Tyrus und Sidon hätten Buße getan, wenn so viele Wunder bei ihnen geschehen wären. (An Bußtagen zog man ein Kleid aus grobem, sonst zu Säcken verwendetem Stoff an, das sackartig am Körper herunterhing, mit einem Strick gegürtet, und streute Asche auf den Kopf 23 oder setzte sich auch in Asche.) Und erst Kapharnaum! Mehrere Handschriften lesen: „das bis zum Himmel erhöht war“, nämlich eben durch den Aufenthalt und die Werke Christi. Aber richtiger als diese erleichternde Lesart ist wohl die oben gegebene. Nur kann der Sinn nicht sein: wirst du etwa zur Belohnung dafür, daß ich in dir wirkte, bis zum Himmel erhoben werden? Denn die Einwohner glaubten ja gerade nicht an Christus und seine Werke. Jesus will vielmehr sagen: Erwartest du, die so stolz ist, daß sie selbst meine Werke verschmäht, noch Höheres von Gott? Nein, verkündet er ihr mit deutlicher Anlehnung an Jes. 14, 13 und 15, „in die Unterwelt wirst du hinabfahren“. Denn selbst Sodoma stünde noch, hätte es dieselbe Gnade erfahren. Je größer eben die Gnade war, die der Mensch aus Hochmut und Verstockung von sich gewiesen hat, desto größer die Verantwortung.

JESU JUBEL- UND HEILANDSRUF. Kap. 11 Vers 25–30
(vgl. Luk. 10, 21 u. 22).

(25) In jener Zeit hub Jesus an und sprach: „Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dieses vor den Weisen und Klugen verborgen und es den Unmündigen geoffenbart hast. (26) Ja, Vater, [ich preise dich], daß es so der Entschluß deines freien Willens war. (27) Alles ist mir von meinem Vater übergeben worden. Und niemand erkennt den Sohn außer dem Vater; ebenso erkennt niemand den Vater als nur der Sohn und der, dem der Sohn es offenbaren will. (28) Kommt alle her zu mir, die ihr euch abmüht und schwere Lasten tragt: Ich werde euch Ruhe geben. (29) Nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir, daß ich sanft und demütig bin von Herzen, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen. (30) Denn mein Joch ist mild und meine Bürde ist leicht.“

Auch diese Worte hat Jesus „in jener Zeit“ gesprochen. Lukas bringt die ersten Sätze in der Antwort, die Jesus den Zweundsiebzig nach ihrer Rückkehr gibt. Matthäus bringt sie hier, wo sie in den Zusammenhang der Gedanken des Herrn gut hereinpassen. Denn Jesus ist weit entfernt davon, durch die trüben Erfahrungen in seiner Tätigkeit sich niederdrücken oder entmutigen zu lassen. Im Gegenteil. Sie bieten ihm Gelegenheit zu jubelnder Lobpreisung seines Vaters, für den die Verstocktheit der Menschen keineswegs eine Niederlage bedeutet, sondern einen Erweis seiner souveränen Macht. Er, der „Herr des Himmels und der Erde“, hat es längst so angeordnet in dem Beschluß seines absoluten Willens, den selbst die Bösen ausführen, ohne es zu wollen und zu ahnen. Absichtlich hat er „dieses“, d. h. alles, was die Gedanken Jesu beschäftigt, sein ganzes Messiaswirken, vor den „Weisen und Klugen“ verborgen. Diese „Weisen“ sind die Gelehrten — „der Weise“ ist im Hebräischen geradezu Ehrentitel des Schriftgelehrten —, die wähnen, mit ihrem eigenen Menschenverstand Gottes Gedanken ergründen zu können. Und sie merken nicht, daß sie sich mit all ihrer scharfsinnigen Gelehrsamkeit den Weg zur Wahrheit nur selbst verbauen. Denn während ihr Verstand sich derart in seine eigenen Gedankengänge verstrickt, daß er den Blick in die Wirklichkeit verliert, wird ihr Herz dabei so hochmütig, daß es eine Wahrheit, die sie nicht selbst gefunden haben, geradezu haßt und auszumerzen sucht. Vor denen aber verbeugt sich der große Gott nicht. Den Unmündigen vielmehr, die noch durch kein gelehrtes System verbildet sind, aber ein demütig offenes Auge haben für jede ihnen geschenkte Wahrheit, offenbart er seine Geheimnisse. Das ist der preiswürdige Entschluß des souveränen Gnadenwillens Gottes, der keine menschliche Weisheit anerkennt, aber gerade dadurch das Heil jedem, selbst dem ungelehrten Kinde, zugänglich macht, und nicht einem kleinen auserlesenen Kreis von Schriftgelehrten vorbehalten hat. All diese Gnade und Wahrheit hat der Vater dem Sohne übergeben. Zwar ist das Wort „alles“ umfassender und schließt an sich auch die ganze göttliche Regierungsgewalt mit ein (vgl. 28, 18). An dieser Stelle aber ist mehr die

Wachsende Feindschaft der Juden. Jesus zieht sich immer mehr vom Volke zurück.

Fülle der Wahrheit und Gnade gemeint. „Und niemand erkennt den Sohn außer dem Vater. Ebenso erkennt niemand den Vater als nur der Sohn und der, dem der Sohn es offenbaren will.“ Dieser Satz birgt einen überaus tiefen und reichen Inhalt. Wenn zunächst gesagt ist: Niemand erkennt den Sohn außer dem Vater — im Griechischen steht hier *epiginoskein* (= scharf, ganz deutlich erkennen) —, so ist klar, daß damit nicht nur jene Erkenntnis Gottes gemeint ist, mit der er als der Schöpfer alle Menschen „auf Herz und Nieren prüft“. Nach dem Parallelismus des ganzen Satzes ist vielmehr die Erkenntnis gemeint, mit der der Vater Jesus gerade „als Sohn“ erkennt, in seinem Sohnssein, das sein eigentliches Wesen ausmacht. Dieses Wesen ist also dergestalt, daß nur die Erkenntnisfähigkeit Gottes, also nur eine unendliche Erkenntnisfähigkeit, es zu durchschauen vermag. Die gleiche Erkenntnisfähigkeit aber besitzt auch der Sohn. Denn ihm eignet dieselbe einzigartige Erkenntnis des Vaters, die ganz parallel ist der Erkenntnis, mit der der Vater ihn durchsaut. Wenn aber der Sohn Subjekt der gleichen Erkenntnisfähigkeit ist wie der Vater und wenn er ebenso wie dieser als Erkenntnisobjekt nur von einer unendlichen Erkenntnisfähigkeit erfaßt werden kann, dann besitzt er mit dem Vater daselbe unendliche göttliche Wesen. Darum setzt Jesus auch diese einzigartige gegenseitige Erkenntnis von Vater und Sohn in vollendeten Gegensatz zu jeder anderen Erkenntnis. Was für ihn, gleich wie für den Vater, wesenseigene Erkenntnis ist, kann für jedes Geschöpf nur durch Offenbarung geschenkte Erkenntnis werden. Und Mittler dieser Offenbarung ist eben dieser in die Welt gesandte Sohn. Er schenkt sie, „wem er will“. Da freilich sein Wille ganz gleichförmig dem seines Vaters ist, läßt auch er sich bei seiner Wahl von denselben Gesichtspunkten leiten, nach denen der ewige Gnadenbeschluß des Vaters gefaßt worden ist (Vers 25 und 26). Nur den „Unmündigen“ oder denen, die von dem stolzen Thron ihres Eigendünkels herabgestiegen sind und auf ihre eigenen eigensinnigen Gedankengänge verzichtet haben, um wieder Unmündige zu werden, offenbart er den Vater und damit auch sich selbst.

Freilich gibt es gar viele, die guten Willen haben, zu Gott zu kommen. Es sind die Leute aus dem Volk, denen „die Gesetzeslehrer untragbare Lasten aufgebürdet haben“ (Luk. 11, 46), unter denen sie sich abmühen, ohne vorwärts zu kommen. Diese läßt Jesus ein: „Kommet alle her zu mir. Ich will euch Ruhe geben.“ Statt des unerträglichen Joches rabbinischer Rechtsfahrungen sollen sie sein Joch auf sich nehmen und von ihm lernen. Da werden sie zunächst ihn selber kennen lernen, daß er ganz anders ist als diese hochmütigen, herzlosen Schriftgelehrten, die selber diese den andern aufgebürdeten Lasten „mit keinem Finger anrühren“ (Luk. 11, 46). Sie werden sehen, daß er, „sanftmütig und demütig“, wie er ist, ein Herz hat für die Nöte der andern und selber mit ihnen trägt. Daraus aber werden sie auch lernen, selbst sanft und demütig zu werden wie er, also die Verfassung der „Unmündigen“ sich anzueignen, die nach Gottes freiem Ratsschluß Vorbedingung des Heiles

ist. Dann aber werden sie finden, was sie bisher vergebens gesucht haben: „Ruhe für ihre Seelen.“ Denn wenn es auch ein Joch ist, das sie auch bei ihm tragen müssen – es ist ja das Kreuz, das er selbst voraus trägt, vgl. 30 10, 38 –, so ist es doch ein mildes Joch und eine leichte Bürde, weil es das Joch der Wahrheit und Gnade ist und weil er selber tragen hilft.

DIE JÜNGER RUPFEN AM SABBAT ÄHREN. Kap. 12 Vers 1–8 (Mark. 2, 23–28; Luk. 6, 1–5).

(1) In jener Zeit ging Jesus am Sabbat durch die Kornfelder. Seine Jünger aber hatten Hunger und machten sich daran, Ähren abzurupfen und zu essen. (2) Als die Pharisäer das sahen, sagten sie zu ihm: „Sieh doch, deine Jünger tun da etwas, was am Sabbat nicht erlaubt ist.“ (3) Er aber sprach zu ihnen: „Habt ihr nicht gelesen (1 Kön. 21, 1 ff.), was David tat, als er und seine Begleiter Hunger hatten? (4) Wie er da ins Gotteshaus hineinging und wie sie die Schaubrote aßen, die zu essen weder ihm noch seinen Begleitern erlaubt war, sondern nur den Priestern? (3 Mos. 24, 5–9.) (5) Habt ihr auch nicht im Gesetze gelesen (4 Mos. 28, 3–9), daß am Sabbat die Priester im Heiligtum den Sabbat entweihen und doch schuldlos sind? (6) Ich sage euch aber, hier ist Größeres als der Tempel. (7) Wenn ihr aber erkannt hättet, was das heißt: ‚Erbarmen will ich und nicht Schlachtopfer‘ (Os. 6, 6), dann hättet ihr die Unschuldigen nicht verurteilt. (8) Denn Herr ist der Menschensohn über den Sabbat.“

1 Da die Jünger Ähren abrupfen konnten, um sie zu essen, das Korn also in der Reife, aber noch nicht abgeerntet war, muß diese Geschichte sich kurz vor oder nach Ostern zugetragen haben, je nachdem es Gersten- oder Weizenfelder waren. Der Sabbat war ein Freudentag, den man durch „Essen und Trinken und reines Gewand“ heiligen sollte. Deshalb waren am Sabbat drei Mahlzeiten vorgeschrieben. Und große Verheißungen knüpften sich an das Einhalten dieser Vorschrift: „Wer die drei Mahlzeiten am Sabbat hält, wird errettet von drei Strafgerichten: von den Wehen des Messias, vom Gehinnomgericht und von dem Kriege Gogs und Magogs“ (am Ende der Zeiten vor Beginn des Weltgerichts, vgl. Ezech. 38 und 39). Die Armut und Entbehrung scheint also manchmal doch drückend gewesen zu sein bei Jesus und seinen Jüngern, wenn sie selbst am Sabbat so hungerten. Seine Jünger rupften Ähren. Er trug seinen Hunger. Das Ährenpflücken an sich war im Gesetz ausdrücklich erlaubt (5 Mos. 23, 26). Nicht auf Diebstahl lautet deshalb die Anklage 2 der Pharisäer, sondern auf Sabbatschändung. Aus dem allgemeinen Gebot der Sabbatrube, wie es im Gesetz des Moses ausgesprochen ist, lasen die Schriftgelehrten mit ihrer rabulistischen Kasuistik 39 „Hauptarbeiten“ heraus, die am Sabbat verboten waren. Dazu gehörten unter anderem Säen, Pflügen, Ernten. Aber auch zwei Fäden flechten, einen Knoten schürzen oder lösen, zwei Stiche nähen, zwei Buchstaben schreiben, Feuer auslöschen oder anzünden usw. Jede dieser „Hauptarbeiten“ zerfiel wieder in mindestens sechs „Nebenarbeiten“. Da „R. Johanan (gest. 279) und R. Schimeon ben Laqisch (um 250) beschäftigten sich mit diesem Kapitel dreieinhalb Jahre

Wachsende Feindschaft der Juden. Jesus zieht sich immer mehr vom Volke zurück.

lang, bis sie aus ihm 39 Unterarbeiten für jede einzelne Hauptarbeit hergeleitet hatten". Solch eine Unterarbeit unter das Ernten war das Pflücken von Ähren. Auf Sabbatverletzung aber stand die Strafe der Steinigung.

Jesus widerlegt den Vorwurf der Pharisäer in dreifacher Steigerung.

- 3 Zunächst erinnert er sie an die Geschichte von David, der den Priester Achimelech in Nob um die Schaubrote zum Essen gebeten hatte (1 Kön. 21, 1 ff.). Und der Priester hatte sie ihm und seinen Gefährten wenn auch mit einigem Bedenken gegeben, weil sie Hunger hatten, also in Not waren. Daraus mußten die Pharisäer die Folgerung ziehen, daß also die von der Heiligen Schrift nicht getadelte Praxis des Alten Testaments gegen ihre strenge Auslegung des Gesetzes spricht und die Nothandlung erlaubt. Sofort geht Jesus einen Schritt weiter. Nicht nur die Praxis ist gegen sie. Das Gesetz selbst.
- 5 Dieses erlaubt ausdrücklich den Priestern, ja verpflichtet sie sogar, am Sabbat Handlungen vorzunehmen, die gegen die Sabbatverbote verstoßen. Denn sie müssen ja die Opfer herrichten und darbringen, deren Zahl am Sabbat noch größer ist als an gewöhnlichen Tagen (vgl. 4 Mos. 28, 9). In der Praxis und Lehre der Rabbiner war auch ausdrücklich anerkannt, daß alle positiven Gebote, die vom Gesetz des Moses an eine bestimmte Zeit gebunden sind, die Verbote bezüglich des Sabbats aufheben. Daher finden sich im Talmud wiederholt Sätze wie: „Der Tempeldienst verdrängt den Sabbat“, oder „Die Beschneidung verdrängt den Sabbat“. Nur darüber stritt man sich in den gelehrten Schulen, ob und wie weit auch vorbereitende Handlungen, die schon
- 6 vor dem Sabbat geschehen konnten, am Sabbat selbst erlaubt seien. „Hier ist Größeres als der Tempel“, erklärt Jesus. Die Vulgata liest zwar „ein Größerer“, eine jüngere Verbesserung, die deutlich ausdrücken will, daß Jesu Person über dem Tempel steht, also göttlich ist. Allein so weit geht Jesus in dieser Streitrede noch nicht. Er will vielmehr, seine erste Widerlegung noch steigernd, sagen: Nicht nur, weil sie in Not sind, ist meinen Jüngern dieses erlaubt, sondern auch ihres Dienstes wegen. Denn wenn schon der Tempeldienst Handlungen, die feinetwegen geschehen, rechtfertigt gegenüber dem Sabbatverbot, so entschuldigt erst recht der apostolische Dienst, in dem meine Jünger mit mir tätig sind, diese von einer Verletzung des Sabbats, zu der dieser Dienst sie nötigt. Ihr aber, so erklärt er ihnen weiter, seid überhaupt nicht in der richtigen Geistes- und Herzensverfassung, um diese Frage zu beurteilen. Denn ihr urteilt lediglich nach dem Buchstaben eurer Paragraphen über das Objekt der Handlung. Hättet ihr aber die Liebe, die nach dem Pro-
- 7 pheten noch über dem Gesetz, selbst über dem Kultusgesetz, steht (vgl. auch 9, 13), dann würdet ihr den ebenso wichtigen oder noch wichtigeren Faktor in wohlwollende Erwägung ziehen, nämlich das Subjekt der Handlung und dessen subjektive Umstände. Dann aber hättet ihr erkannt, daß die Jünger
- 8 unschuldig sind, und hättet sie nicht verurteilt. „Denn Herr über den Sabbat ist der Menschensohn“. So wie der Satz hier bei Matthäus steht, liegt es allerdings sehr nahe, darin als weitere Begründung den Anspruch Jesu zu

sehen, als „Menschensohn“ = Messias (vgl. oben S. 122) die Sabbatgesetze überhaupt aus eigener Macht ändern zu können. Aber der Zusammenhang (vgl. das zu Vers 6 Gesagte) widerrät diese Deutung. Außerdem wäre das „denn“, das Vers 7 begründen soll, nicht recht durchsichtig. Ganz klar wird der Sinn aus dem von Markus (2, 27 und 28) hinzugefügten Satz: „Der Sabbat ist des Menschen wegen da, und nicht der Mensch des Sabbats wegen. Also ist der Menschensohn Herr auch über den Sabbat.“ Wenn sie nicht so verknöchert wären in ihrer rein formaljuristischen Denkweise, dann würde ihnen zum Bewußtsein kommen, daß jedes positive Gesetz, das ja nicht Naturgesetz ist, eben deshalb auch nicht Selbstzweck ist, sondern nur Mittel zum geistigen Wohl des Menschen. Daraus aber folgt, daß in Fällen, wo ein solches Gesetz, statt das Gesamtwohl der Menschen zu fördern, ihm sogar entgegensteht, sein Zweck entfällt und damit auch seine bindende Kraft für diese Einzelfälle. Somit ist der Mensch Herr des Sabbats und nicht wie ein Sklave dessen Gesetzen unterworfen. Vielmehr steht es ihm zu, in seinem Gewissen gegebenenfalls darüber zu entscheiden, wie weit deren verpflichtende Kraft sich erstreckt. Gilt das schon von jedem Menschen, dann erst recht von dem ganz einzigartigen „Menschensohn“. Solch eine Auffassung, die an Stelle blinder juristischer Gebundenheit die sittliche Verantwortung des Gewissens setzt, war für die damaligen Juden etwas unerhört Neues, das ihr ganzes Denken umstürzen mußte. Zwar findet sich dieser Satz Jesu auch ein paar Mal in ähnlicher Form im Talmud: „Beobachtet den Sabbat, denn er ist heilig für euch, d. h. euch ist der Sabbat übergeben und nicht ihr seid dem Sabbat übergeben.“ Aber er gilt dort durchaus nicht in dem weitumfassenden Sinne Jesu, sondern lediglich als Begründung für die Erlaubtheit einer Sabbatentweihung, wenn es sich darum handelt, ein Menschenleben zu retten.

Gewiß werden nicht nur jüdische Schriftgelehrte, sondern alle, die über die Aufrechterhaltung der sittlichen Ordnung zu wachen haben, immer wieder sich gedrängt fühlen, auf die objektive Forderung besonderen Nachdruck zu legen. Denn der oberflächliche Mensch ist auf der andern Seite nur zu sehr geneigt, wo ihm diese Forderung gerade nicht paßt, eine Ausnahme für sich zu beanspruchen. Aber auch die schärfste Kasuistik vermag da nicht zu helfen. Denn abgesehen davon, daß sie doch nie alle Einzelfälle des mannigfach verwickelten Lebens umfassen kann, wird der leichtsinnige Mensch eben erfahrungsgemäß sich damit abfinden, vorläufig einmal zu sündigen, um es später wieder zu beichten. Und er wird dies um so mehr tun, je mehr er sich in seiner eigenen Gewissensentscheidung beengt fühlt. Da bleibt nur übrig, die Menschen frühzeitig zu persönlichem sittlichem Verantwortungsgefühl zu erziehen. Auch ein solcher wird sich bisweilen irren, da Irren menschlich ist. Aber er wird sich nicht so leicht abfinden mit der Sünde, was noch gefährlicher ist als Irren. Und in seinem geschärften persönlichen Verantwortungsgefühl trägt er in der eigenen Brust einen Kompaß, der ihn aus dem Irrtum wieder herausführen wird.

Wachsende Feindschaft der Juden. Jesus zieht sich immer mehr vom Volke zurück.

Dieser kleine Abschnitt zeigt auch, was für ein meisterhafter Pädagoge Jesus war. Indem er zunächst ganz eingeht auf ihre Art der Schriftauslegung, zeigt er den Pharisäern, daß die Not vom Sabbatgebot entschuldigt. Immer noch in der Methode ihrer Gesetzesauslegung verharrend, führt er sie zu einer erweiterten Auffassung des Begriffes „Gottesdienst“ und öffnet ihnen damit die Aussicht in eine noch weitherzigere Auslegung des Sabbatgesetzes, um sie dann, sofern sie ihm zu folgen vermögen, aus dem engen Fahrwasser ihrer kasuistischen Betrachtung hinauszuleiten in die offene See der sittlichen Auffassung. In der Darstellung von Markus und Lukas ist diese logische Fortentwicklung der Gedanken verloren gegangen. Der Markus und Lukas gegenüber etwas nüchterne Matthäus scheint besonders auf die Gedankenschärfe Jesu seine Aufmerksamkeit gerichtet zu haben.

DIE HEILUNG DER VERDORRTEN HAND. JESUS DER KNECHT GOTTES. Kap. 12 Vers 9—21 (Mark. 3, 1—6; Luk. 6, 6—11).

(9) Und er ging von dort weg und kam in ihre Synagoge. (10) Da war ein Mann mit einer verdorrten Hand. Und sie fragten ihn: „Ist es erlaubt, am Sabbat zu heilen?“ Sie suchten nämlich einen Grund, ihn anzuklagen. (11) Er aber sprach zu ihnen: „Wo ist jemand unter euch, der ein einziges Schaf besitzt, und, wenn es am Sabbat in eine Grube fällt, es nicht ergreift und herauszieht? (12) Wieviel wertvoller als ein Schaf ist ein Mensch! Also ist es erlaubt, am Sabbat Gutes zu tun.“ (13) Darauf sagte er zu dem Manne: „Strecke deine Hand aus.“ Und er streckte sie aus. Und sie wurde wiederhergestellt und gesund wie die andere. (14) Die Pharisäer aber gingen hinaus und faßten einen Beschluß gegen ihn, um ihn umzubringen. (15) Als Jesus das in Erfahrung brachte, zog er sich von dort zurück. Und viele folgten ihm nach, und er heilte sie alle (16) und schärfte ihnen aufs strengste ein, ihn nicht bekannt zu machen, (17) damit sich das Schriftwort erfülle, das durch den Propheten Jesaias erging: (18) „Siehe da mein Knecht, den ich auserwählt habe, mein Geliebter, an dem meine Seele Wohlgefallen gefunden. Ich werde meinen Geist auf ihn legen, und er wird den Heiden das Recht verkündigen. (19) Er wird nicht streiten und nicht lärmern, und man wird nicht auf den Straßen seine Stimme hören. (20) Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen, bis er das Recht zum Siege geführt hat. (21) Und auf seinen Namen werden die Heidenvölker ihre Hoffnung setzen“ (Jes. 42, 1—4).

9 Nach dem Wortlaut des Matthäus sollte man annehmen, daß die folgende Heilung am gleichen Sabbat in „ihrer“ Synagoge geschehen sei, d. h. in der Synagoge des Ortes, wo diese Gespräche mit den Pharisäern stattfanden. Doch ist der ganze Satz nur eine dem Matthäus geläufige stilistische Wendung, um die Erzählung weiterzuführen. Das „ihre“ bezieht sich nicht auf die Pharisäer von vorhin, sondern ist so allgemein wie Kap. 4 Vers 23. Tatsächlich zeigt das „ein andermal“ bei Markus (3, 1), daß die Geschichte sich an einem andern Sabbat zutrug, was Lukas (6, 6) ganz ausdrücklich hervorhebt. Der Gang der Erzählung ist bei Matthäus sehr verschieden von der

Darstellung des Markus und Lukas, wenn auch die Gedanken dieselben sind. Eine ins einzelne durchgeführte Harmonisierung wäre überflüssig und kleinlich. Denn man muß immer vor Augen haben, daß alle diese Begebenheiten nicht so kurz verliefen, wie sie von den Evangelisten zusammenziehend geschildert werden. Diese aber sind in ihrer Erzählung keine Skrupulanten, sondern reden wie vernünftige Menschen.

10 Während vorhin die Pharisäer eigentlich nur Jesu Jünger angegriffen haben, wobei sie allerdings ihren Vorwurf mit nicht mißzuverstehender Absicht an Jesus selbst richten, greifen sie nun ihn direkt an. Eine erwünschte Gelegenheit bietet ihnen der gerade anwesende Mann mit der verdorrten Hand — oder auch Arm. Was für eine Krankheit gemeint ist, ist nicht zu entscheiden. Es wird sich wohl um Muskelatrophie, also eine in den meisten Fällen unheilbare Krankheit gehandelt haben. Auf ihre Frage: „Ist es erlaubt, am Sabbat zu heilen?“ erwarten sie natürlich von Jesus, dessen Herzensgüte allbekannt ist, die Antwort Ja, während es ihnen feststeht, daß sie unbedingt Nein lauten müßte. Damit wäre also ein Grund gegeben zu einer direkten Anklage auf Sabbatschändung durch ihn selbst. Zwar galt es auch ihnen als erlaubt, in Fällen der Lebensgefahr am Sabbat Heilmittel anzuwenden und entsprechende Handlungen zu verrichten. Zu dieser Erkenntnis, die dem natürlich denkenden Menschen selbstverständlich ist, waren auch sie mit ihrer kasuistischen Denkart gelangt, freilich nur auf dem Wege verschraubter Deduktionen und Analogieschlüsse, wie sie der Talmud enthält. In allen andern Fällen aber war jede Handlung, die an sich einen medizinischen Zweck verfolgte, verboten. Erlaubt war es nur, etwas zu tun oder einzunehmen, was auch ein Gesunder am Sabbat tun oder einnehmen durfte. Wurde dadurch auch zugleich Heilung beabsichtigt oder bewirkt, so machte das nichts. Der rabbinischen Kasuistik eröffnete sich durch diese Unterscheidung ein weites Feld der Betätigung. So darf nach dem Talmud einer, der Zahnweh hat, am Sabbat keinen Essig einschlürfen und wieder ausspeien — denn das tut man nur zu medizinischen Zwecken —, aber er kann etwas in Essig eintauchen und es nehmen, oder auch den eingeschlürften Essig hinunterschlucken — denn das ist dann ein Trinken. Wer Lendenschmerzen hat, darf sich nicht mit Wein und Essig einreiben, wohl aber mit Öl (dem üblichen Salbungsmittel). Doch nicht mit Rosenöl. Denn das gilt, weil es ein ungewöhnliches Salbungsmittel ist, als Heilmittel. Nur Königsfinder dürfen auch Rosenöl verwenden, weil die sich auch sonst damit zu salben pflegen. Allerdings wendete R. Schimeon (um 150) dagegen ein: „Alle Israeliten sind Königsfinder.“

Der Heiland beantwortet die Frage der Pharisäer mit einer Gegenfrage. 11 Einem Stück Vieh am Sabbat aus einer Grube herauszuhelfen, galt allgemein in der Praxis als erlaubt, wenngleich die Vertreter einer strengeren Observanz nur dessen Fütterung zulassen wollten. Zu letzteren gehörten die Gegner Jesu offenbar nicht. Darum kann er wieder aus ihrer eigenen Praxis seine Schlussfolgerung ziehen. Und die ist so einleuchtend wie der Untersatz

12 seines Beweises: „Wieviel wertvoller nun als ein Schaf ist ein Mensch.“ Deshalb geht Jesus auch in seiner Folgerung noch über den Gegenstand des Streites hinaus. Denn eigentlich hätte diese lauten sollen: Also darf man am Sabbat heilen. Aber wenn man anerkanntermaßen einem Vieh helfen darf in seiner schwierigen Lage, dann darf man auch einem viel wertvolleren Menschen nicht nur Heilung schaffen, sondern jede Art Hilfe leisten, d. h. also Gutes tun im weitesten Umfang. Für uns, deren Denken bereits nach Christi Tiefe und Weite gebildet ist, ist es ja selbstverständlich, oder sollte es wenigstens sein, daß Gutes tun, der Gottesdienst der Liebe, dem Wesen und Zweck des Sabbats am meisten entspricht. Wie fern aber von dieser Auffassung die Gedankengänge seiner Gegner verliefen, zeigen die Forderungen der damals blühenden Schule Schammais: „Man tröstet nicht Trauernde und man besucht nicht Kranke am Sabbat.“ „Man betet nicht für Kranke am Sabbat.“ Die Sabbatfreude sollte nämlich dadurch nicht gestört werden. Die gleichzeitige Schule Hillels allerdings erlaubte diese Dinge.

Aber die schärfste Logik vermag nicht durchzudringen, wenn ihr der Haß den Weg versperret. So ist es auch hier. Obwohl Jesu Worte durch das Wunder
14 die göttliche Bestätigung erhalten, verlassen die Pharisäer die Synagoge, um über die Vernichtung Jesu zu beraten. Sie taten das, wie Markus hinzufügt (Mark. 3, 6), zusammen mit den Herodianern, mit denen sie sonst gerade nicht gut Freund waren. Ihr Entschluß steht fest. Nur über die Ausführung sind sie noch im unklaren. Das griechische *hopos* deutet das an, und Lukas spricht es deutlicher aus (Luk. 6, 11). Denn wenn auch sie selbst sich seiner Beweisführung verschlossen haben, auf das dabei stehende Volk wird sie ihren Eindruck nicht verfehlt haben. Und außerdem hat der wunderbare Erfolg ihm recht gegeben. Sie müssen also nach neuen Gelegenheiten suchen, um ihren Beschluß ausführen zu können. An die Absicht eines Mordes ist bei den gesehestreuen Pharisäern natürlich nicht zu denken. Sie müssen vielmehr eine neue unzweideutige Handlung Jesu abwarten oder herbeiführen, auf Grund der sie ihn dem Gericht übergeben können. Woher Jesus das erfuhr, teilt der Evangelist nicht mit. Er kann es aus ihrem Benehmen, ihren Mienen, gelegentlichen Äußerungen entnommen haben. Göttliche Allwissenheit war dazu nicht nötig. Nun aber offenbart sich wieder ganz der vornehme
15 Charakter Jesu: „Er zog sich von dort zurück.“ Er hat ja eigentlich gesiegt. Nicht nur geistig, auch tatsächlich. Das zeigt am besten der ohnmächtige Beschluß seiner Feinde, ihn umzubringen. Aber anstatt seinen Sieg auszunützen und durch neue Taten und Diskussionen seine Gegner vor dem Volke noch empfindlicher zu schlagen, zieht er sich zurück. Selbst den zahlreichen Kranken,
16 die ihm folgen, und die er, wie immer, heilt, verbietet er aufs strengste, ihn bekannt zu machen, wodurch neue Gelegenheiten zu derartigen Kämpfen geboten würden. Denn er will keine Triumphe feiern. Still und anspruchslos tut er seine Pflicht, die ihm der Vater aufgelegt hat: den Menschen das Heil zu bringen. Daß der Evangelist, der doch selbst dabei war, das Zurückziehen

Jesu tatsächlich so aufgefaßt hat und keineswegs als ein Zurückweichen aus
 17 Furcht, beweist das Zitat aus Jesaias. Schon die Juden zur Zeit Christi
 hatten diese Stelle messianisch gedeutet, wie aus dem Targum, d. i. der für
 den Gottesdienst hergestellten aramäischen Übersetzung, hervorgeht. Matthäus
 zitiert die Prophetenstelle in teilweise ziemlich freien, aber sinngemäßen Wor-
 ten, die ihm absichtlich oder auch unabsichtlich die Erinnerung an andere
 Prophetenstellen (z. B. Zach. 12, 10; Hab. 1, 4) nahegelegt hat. Jesus ist
 wirklich der von Gott auserwählte Knecht, sein „Geliebter“, mit welchem
 Wort die Septuaginta gewöhnlich das hebräische jachid (= Einziger) über-
 setzt. Daß Gott in der Tat seinen Geist auf ihn gelegt hat, sieht man aus
 19 seinem Gebaren, das ganz dem des „Knechtes Gottes“ entspricht. Er „streitet“
 nicht, wie gerade sein friedfertiges Sich-zurückziehen beweist, er tritt nicht
 lärmend und marktschreierisch auf mit seinen Wundertaten, sondern sucht sie
 20 soviel als möglich zu verbergen. Dafür aber nimmt er sich um so inniger
 der Gedrückten und Schwachen und Sünder an, soweit noch ein Fünkchen
 guten Willens in ihnen glüht. Das ergibt sich aus allem, was Matthäus
 bisher berichtet hat. Und so ist es dem Evangelisten sicher, daß auch die noch
 ihrer Erfüllung harrende Prophezeiung vom Knechte Gottes an Jesus in
 21 Erfüllung gehen wird: Er wird den Heidenvölkern das „Recht“ verkündigen.
 Denn so ist zu übersetzen. Nicht „das Gericht“. Und dieses „Recht“, die
 von Gott gewollte Ordnung und Gerechtigkeit mit all ihren Segnungen des
 Friedens wird er „zum Siege führen“ eben in dieser seiner stillen, anspruchs-
 losen Weise. Wie kraftvoll trotzdem diese Weise ist, und daß es solcher Kraft
 auch bedarf, um das Recht zum Siege zu führen, klingt noch im griechischen
 Ausdruck nach, der eigentlich ein gewaltsames Hinausführen bezeichnet.

Matthäus hat hier wieder ein wunderschönes Bild vom Heiland entworfen,
 in das die Betrachtung sich versenken mag, um reiche Anregung und Kraft
 fürs eigene Leben zu schöpfen. Den Weg zu verfolgen, den Gott vorgezeichnet
 hat, im Vertrauen auf Gott, ohne nach rechts noch nach links zu schauen,
 nicht eigenen Zielen nachgehend, um eigene eitle Wünsche zu befriedigen, son-
 dern das Gute wirkend, anspruchslos und doch kraftvoll, das führt, wenn auch
 durch Hindernisse, so doch zum Siege.

*JESU TEUFELAUSTREIBUNGEN. DIE SÜNDE WIDER
 DEN HEILIGEN GEIST. Kap. 12 Vers 22–37 (Mark. 3, 22–30;
 Luk. 11, 14–23).*

(22) Damals brachte man ihm einen Besessenen, der blind und stumm
 war. Und er heilte ihn, so daß der Stumme redete und sah. (23) Da ge-
 rieten die Volksscharen alle ganz außer sich und sagten: „Ist das nicht
 am Ende doch der Sohn Davids?“ (24) Als die Pharisäer das hörten,
 sagten sie: „Dieser Mensch treibt die Teufel durch nichts anderes aus
 als durch den Dämonenfürsten Beelzebul.“ (25) Da er aber ihre Ge-
 danken kannte, sprach er zu ihnen: „Jedes Reich, das innerlich entzweit
 ist, geht zu Grunde, und keine Stadt und kein Haus, das innerlich ent-

zweit ist, kann Bestand haben. (26) Wenn aber der Satan den Satan vertreibt, dann ist er innerlich entzweit. Wie wird also sein Reich Bestand haben können? (27) Übrigens wenn ich durch Beelzebul die bösen Geister austreibe, durch wen treiben sie dann eure eigenen Leute aus? Darum werden schon diese eure Richter sein. (28) Wenn ich aber durch den Geist Gottes die bösen Geister austreibe, dann ist also die Herrschaft Gottes bereits bis zu euch gelangt. (29) Oder wie vermag einer in das Haus des Starken einzudringen und ihm seine Habseligkeiten wegzunehmen, wenn er nicht zuvor den Starken selbst gefesselt hat? Dann erst wird er sein Haus ausplündern. (30) Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut. (31) Darum sage ich euch: Jede Sünde und jede Lästerung wird den Menschen vergeben werden. Aber die Lästerung des Geistes wird nicht vergeben werden. (32) Und wer ein Wort gegen den Menschensohn spricht, dem wird es vergeben werden. Wer aber gegen den Heiligen Geist spricht, dem wird es nicht vergeben werden weder in dieser noch in der zukünftigen Welt. (33) Entweder erklärt den Baum für gut und seine Frucht ebenso für gut, oder erklärt den Baum für schlecht; dann müßt ihr auch seine Frucht für schlecht erklären. Denn an der Frucht erkennt man den Baum. (34) Ihr Natterngezücht, wie könntet ihr Gutes reden, da ihr selbst böse seid? Denn aus der Überfülle des Herzens spricht der Mund. (35) Der gute Mensch holt aus dem guten Schatze Gutes hervor. Und der böse Mensch holt aus dem bösen Schatze Böses hervor. (36) Ich sage euch aber: Über jedes nichtsnutzige Wort, das die Menschen reden, werden sie Rechenschaft ablegen müssen am Tage des Gerichtes. (37) Denn auf Grund deiner Worte wirst du freigesprochen werden und auf Grund deiner Worte wirst du verdammt werden.“

- 22 Das „damals“ ist ebenso wie Kap. 12 Vers 1 im weiteren Sinne zu verstehen. Denn Matthäus will nicht fortlaufende Geschichte erzählen, sondern zeigen, wie in jener Zeit die feindselige Stimmung gegen Jesus anwuchs und sich äußerte. Anlaß zu den Lästerungen der Pharisäer gab die Heilung eines besonders schwer Beseffenen, der nicht nur stumm war, wie Lukas ebenfalls berichtet (Luk. 11, 14), sondern dazu noch blind. Auf die Volksmassen ver-
 23 fehlte diese auffällige Heilung ihre Wirkung nicht. Sie verlieren ganz ihre Fassung, und aufgerüttelt aus ihrem bisherigen oberflächlichen Unglauben, können sie sich dem Gedanken nicht mehr verschließen, daß Jesus am Ende
 24 doch der „Sohn Davids“, also der Messias sei. Daß die Pharisäer davon hören, sowohl von dem Wunder als von dessen Wirkung auf das Volk, ist begreiflich. Es ist ja allgemeines Stadtgespräch. Aber sie haben sofort eine Erklärung zur Hand, die Verlegenheit und Bosheit in gleicher Weise ihnen eingeben: Er treibt die Teufel durch nichts anderes aus als durch den Teufelsfürsten, den Beelzebul (siehe zu 10, 25). Ihm selbst wagen sie das nicht
 25 ins Gesicht zu sagen. Aber er „kennt ihre Gedanken“. Und er sieht auch den Gesichtern der Leute die Wirkung dieser verleumderischen Schmähreden an. So ergreift er das Wort, zunächst zur Verteidigung, um alsbald zum Angriff überzugehen. Nach Mark. 3, 20 ff. hat Jesus die folgenden Worte in „einem Hause“ gesprochen, offenbar in dem Hause, in dem er in Kaphar-

naum gewöhnlich abstieg, also wohl in dem Hause des Petrus und Andreas (vgl. Mark. 1, 29 u. 2, 1), und zwar, da ihn eine große Menge dabei umstand, in dessen Hofe. Zuerst deckt er die ganze Widersinnigkeit ihres Einwurfs auf. Die Juden dachten sich nämlich die bösen Geister wie eine wohlgeordnete Heerschar unter ihrem König Asmodäus (Job. 3, 8) und anderen Fürsten und Häuptlingen. Wenn nun Jesus im Auftrag eines hervorragenden Satansfürsten die bösen Geister austriebe, dann wäre das Satansreich in sich entzweit. Denn in diesem Falle würde nicht etwa das Böse blindlings sich selbst zerstören, wie es sonst in der Natur des Bösen liegt, sondern der Teufelsfürst würde absichtlich und bewußt durch Jesus das Teufelswerk bekämpfen. Nun aber kann kein Reich Bestand haben, das in sich dermaßen entzweit ist. Also würde der Satan absichtlich und bewußt sein eigenes Reich untergraben. Das ist ein handgreiflicher Unsinn. Also kann unmöglich Jesus durch Satan die bösen Geister austreiben, sondern nur durch eine andere Kraft, die Satan entgegengesetzt ist und stärker als er. Bevor Jesus diese wichtige Folgerung zieht, gebraucht er noch eine *argumentatio ad hominem*, die geeignet ist, die Pharisäer besonders vor dem anwesenden

27 Volk zum Schweigen zu bringen. Auch unter ihren eigenen Leuten gab es solche, die Teufelsbeschwörungen vornahmen (vgl. oben S. 128 und Apg. 19, 13 ff.), wenn auch mit ebenso zweifelhaften Mitteln als Erfolgen. Aber die Pharisäer werden gewiß nicht behaupten wollen, was sie freilich bei Aufrechterhaltung ihres Vorwurfs gegen Jesus behaupten mußten, daß diese Leute auch mit Beelzebul im Bunde seien. Selbstverständlich will Jesus keineswegs sich selbst mit diesen jüdischen Zauberern auf gleiche Stufe stellen.

28 Sonst würde er ja die Hauptfolgerung seines Beweisgangs, daß mit ihm das Reich Gottes gekommen sei, entkräften. Der Satz ist eine eingeschobene Zwischenbemerkung, wobei auch immer wieder zu bedenken ist, daß der Evangelist ja nicht die Reden Jesu in der Ausführlichkeit wiedergibt, in der sie gehalten wurden, sondern nur deren Skizzen überliefert. Andererseits will Jesus hier auch kein Urteil abgeben über die bedenklichen Mittel der jüdischen Zauberer. Das folgende „Wenn ich aber . . .“ soll also auch nicht den Gegensatz hervorheben zwischen seiner Art und der Art jener, sondern lediglich den unterbrochenen Beweisgang wieder aufnehmen: Da es also als unmöglich erwiesen ist, daß ich durch Satan die bösen Geister austriebe, ergibt sich die notwendige Folgerung, daß ich sie durch den Geist Gottes austriebe. Ist aber das der Fall, dann ist durch mich das lang ersehnte Reich Gottes bereits bis zu euch gelangt. Denn nur der vermag solche Herrschaft über den bisher unangefochtenen und unansehbaren Besitz Satans auszuüben, der ihn selbst bereits überwältigt hat.

Wenn aber mit Jesu Person das Reich Gottes in die Welt eingetreten ist, dann ergibt sich ebenso zwingend die weitere Folgerung, daß keiner an Jesus vorbeikommen kann, ohne Stellung zu ihm zu nehmen, sei es positiv, 30 indem er sich ihm und seinen Werken anschließt — „mit mir sammelt“ mag

allgemeiner sprichwörtlicher Ausdruck sein oder sich auf die „Erntearbeit“ Jesu beziehen (vgl. 9, 38) —, sei es negativ, indem er sich gegen ihn stellt. Denn „neutral“ verhalten kann man sich gegen den, der das Reich Gottes gebracht hat, ebensowenig wie gegen Gott selbst. Hiermit geht Jesus von der Verteidigung zum Angriff über: Zwar haben es die Pharisäer an Anfeindungen bisher nicht fehlen lassen. Aber sie haben diese doch nie direkt gegen ihn selbst gerichtet. Sie tadelten seine Jünger, wobei sie allerdings ihn selber meinten (9, 14 ff.; 12, 1 ff.), oder sie hatten zwar an seinem Benehmen zu nörgeln, richteten ihre Worte aber an seine Jünger (9, 11). Sie legten ihm arglistige Fragen vor, aber scheinbar in argloser Weise aus theologischem Interesse (12, 9 ff.). Sie legten ihm sein menschenfreundliches Verhalten in der allerübelsten Weise aus und bedachten ihn reichlich mit Schimpfnamen, die sich natürlich im Volke verbreiteten (11, 19 u. 9, 34). Aber das taten sie hinter seinem Rücken (9, 3), so wie sie auch diese letzte böse Bemerkung nicht vor seinen Ohren gemacht hatten. Ihm selbst gegenüber bewahren sie immer noch einen gewissen Anstand und eine, wenn auch gezwungene, Zurückhaltung trotz ihres heimlich gefaßten Beschlusses, ihn zu töten (12, 14). Außerlich verhalten sie sich noch neutral, wie es sich für die Behörde gebührt, die über Glaube und Gesetz zu wachen hat. Aber gerade diese scheinbare Neutralität ist ihm gegenüber eine Unmöglichkeit. Denn eben diese Teufelsaustreibungen machen es sonnenklar — und seine daran geknüpfte Beweisführung ist unwiderleglich —, daß der Geist Gottes in ihm und durch ihn wirkt. Davor die Augen verschließen, heißt vor der erkannten Wahrheit die Augen verschließen. Das aber führt zur schwersten Sünde, zu der gegen den Heiligen Geist. Daher
31 in letzter Stunde Jesu Warnung: „Deshalb sage ich euch: Jede Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben werden, die Lästerung des Geistes
32 jedoch wird nicht vergeben werden.“ Ja selbst eine Lästerung des Menschensohnes, obwohl an sich schwerer als alle anderen Sünden, ist noch verzeihlich. Denn als „Menschensohn“ gibt sich Gott eben doch in menschlicher Gestalt und Art. Daran kann manches dem blöden Auge mißverständlich, ja dem zwar verkehrten, aber doch gutgemeinten Eifer sogar anstößig vorkommen (11, 19). Wenn aber einmal in diesem Menschensohn der Geist Gottes erkannt ist, dann gilt diese Entschuldigung nicht mehr.

Was ist nun eigentlich die Sünde gegen den Heiligen Geist? Natürlich versteht Jesus darunter nicht nur eine „Lästerung“ in Worten. Seiner Auffassung nach liegt ja die Sünde in der Gesinnung, die allein ausschlaggebend und bestimmend ist für das Wort oder die Tat (vgl. 5, 21 ff.). Dasselbe gilt also auch von der Sünde gegen den Heiligen Geist. Es ist eine wider diesen gerichtete Gesinnung, mag sie sich nun in bestimmten Worten oder Handlungen oder auch nur in Gedanken äußern. Nun ist allerdings jede Sünde irgendwie wider den Heiligen Geist. Sonst wäre es keine Sünde. Denn jede Sünde ist ein Verstoß gegen die Heiligkeit des göttlichen Wesens, eine gewisse Nega-

tion desselben. Aber es muß ein wesentlicher Unterschied bestehen zwischen jeder anderen Sünde, selbst einer solchen gegen den Menschensohn, und der Sünde gegen den Heiligen Geist. Denn von allen andern Sünden versichert der Herr: „Sie werden vergeben werden.“ Von dieser aber sagt er ausdrücklich: „Sie wird nie vergeben werden, weder in dieser noch in der zukünftigen Welt.“ Die Begriffe „diese Welt“ und „zukünftige Welt“ waren zwar bei den damaligen Juden noch sehr verworren, da in jener Zeit die Vorstellungen über das im Alten Testament noch sehr verschleierte Jenseits erst in der Ausbildung begriffen waren. Das Wort „die zukünftige Welt“ findet sich zum ersten Male und noch ziemlich vereinzelt im 71. Kapitel des Buches Henoch, das — nämlich eben dieses Kapitel — noch aus der vorchristlichen Zeit, aus dem 1. Jahrhundert oder kurz vorher stammt. Immerhin haben die Zuhörer unter diesem Wort das verstehen können, was Jesus gemeint hat: die jenseitige Welt, in die die Einzelseele nach dem Tode des Individuums eintritt, und die ihre Vollendung findet nach der Auferstehung der Toten. Von der Sünde gegen den Heiligen Geist versichert also Jesus, daß sie weder in dieser Welt, d. h. weder zu Lebzeiten des Sünders, noch nach seinem Tode im Jenseits Vergebung finden werde. Auch die damaligen Juden kannten nämlich so eine Art Fegfeuer. Nach der Schule Schammais, des etwas älteren Zeitgenossen Jesu, werden die „Mittelmäßigen“, die weder den „vollkommenen Gerechten“ noch den „vollkommenen Gottlosen“ angehören, im „Gehinnom“, d. i. der Hölle, so geläutert, daß sie alsbald der Seligkeit teilhaftig werden können. Da nun Jesus der Sünde gegen den Heiligen Geist jede Vergebungsmöglichkeit abspricht, dagegen von allen andern Sünden versichert: sie werden vergeben werden, nicht nur sie können vergeben werden, und zwar, wie aus dem Zusammenhang folgt, entweder in dieser oder in jener Welt, und da selbstverständlich eine Sünde nur vergeben werden kann, wenn der Sünder sich von ihr abgewendet und sie bereut hat, so müßte es sich um Sünden handeln, von denen der Sünder sich bestimmt noch abwenden wird, sei es vor, sei es nach dem Tode. Es wären also Sünden, die das Innere des Menschen nicht gänzlich von Gott getrennt haben, Verirrungen, die trotzdem die Grundrichtung des Willens auf Gott hin bestehen ließen, so daß diese schließlich noch zum Durchbruch kommt. Das würde nahelegen, an läßliche Sünden zu denken, wo der Mensch sich zwar dem Unheiligen zukehrt, aber doch nicht gänzlich von Gott abwendet, sei es, daß das Unheilige nicht in derart krassem Gegensatz zu Gottes Heiligkeit steht (*materia levis*), sei es, daß der Sünder aus Mangel an Einsicht gehandelt hat, oder daß Übereilung oder Schwäche seinen Willen überrumpelt haben, ohne ihm die völlig freie Entscheidung zu lassen (*ex defectu consensus*). Dann wäre unter der Sünde gegen den Heiligen Geist die eigentliche Todssünde zu verstehen, die *aversio a Deo*, wo der Mensch nicht sozusagen neben Gott das Unheilige wollte, sondern sich ganz von Gott abgekehrt hat, um dem Bösen zu folgen. Da diese Sünde die innere Gnadenverbindung mit Gott gänzlich zer-

Wachsende Feindschaft der Juden. Jesus zieht sich immer mehr vom Volke zurück.

reißt, macht sie es dem Sünder unmöglich, sich aus eigener Kraft wieder zu Gott zurückzuwenden. Eine Befeuerung und somit Vergebung kann nur geschehen durch die zuvorkommende Gnade Gottes. Insofern wäre es richtig zu sagen: Sie wird nicht vergeben werden, weder in dieser noch in der zukünftigen Welt, da hier nicht die Rede davon ist, was Gott eventuell in seiner gänzlich freien Barmherzigkeit tut, sondern es sich um die Natur der Sünde als solcher handelt.

Und doch hat man dabei die Empfindung, daß diese Erklärung den apodiktischen Worten: „Sie wird nicht vergeben werden“, nicht gerecht wird. Denn tatsächlich schenkt Gott eben doch, und zwar sehr oft und immer wieder, dem Todsünder die Gnade der Befeuerung und damit die Vergebung. Die Sünde gegen den Heiligen Geist muß also eine ganz besondere Sünde sein, die nicht nur im Gegensatz zur lässlichen Sünde, sondern auch zu jeder Todsünde, ja der schwersten, steht, die letzte schauerliche Frucht und Vollendung aller Sünde, die selbst der zuvorkommenden Gnade Gottes die Türe verschließt, so daß diese nur noch durch ein Gnadenwunder geöffnet werden könnte, das aber außerhalb des von der göttlichen Majestät diktierten Heilsplans liegt. Jede Sünde ist, wie gesagt, in gewissem Sinn „gegen den Heiligen Geist“, eine Negation der Heiligkeit des göttlichen Wesens. Aber selbst der Todsünder, der, um das Böse zu erlangen, Gott gänzlich den Rücken dreht, tut letzteres nicht in primärer Absicht. Er wendet sich nicht ab von Gott, weil er sich von Gott abwenden will, sondern weil er das Verbotene will, das er nicht anders erreichen kann. Wenn aber die Abwendung von Gott als solche Selbstzweck wird, dann hat die Sünde ihre letzte schauerliche Vollendung erreicht im Hasse Gottes. Das wäre demnach die Sünde gegen den Heiligen Geist, die eigentliche Sünde Satans. Aber auch der Mensch kann in diese Sünde hineinkommen — lehrt der Heiland —, wenn er der erkannten Wahrheit und Gnade Gottes auf die Dauer hartnäckig widersteht. Denn wenn ihm Gottes Wahrheit und Gnade ständig sozusagen grell in die Augen leuchtet, um ihn von seinem bösen Wege abzubringen, und wenn er diesen bösen Weg über alles liebt, dann kann er dazu kommen, daß er diesem blendenden, seine bösen Pläne hindernden Licht nicht nur auszuweichen sucht, wie es der gewöhnliche Sünder macht, sondern daß er es haßt und, soweit an ihm liegt, auslöschen möchte (vgl. 2 Petri 2, 20 ff.; Hebr. 6, 4 ff.; 10, 26; 1 Joh. 5, 16).

Eine Schwierigkeit bleibt freilich auch bei dieser Erklärung bestehen: Wie uns einerseits das apodiktische „wird nicht vergeben werden“ zu ihr genötigt hat, müssen wir andererseits in diesem Falle das der Form nach ebenso apodiktische „jede andere Sünde wird vergeben werden“ abschwächen in „kann vergeben werden“, oder „wird vergeben, falls der Mensch die dazu nötige Reue aufbringt“. Die alten Väter haben recht, wenn sie diese Stelle für die schwierigste der ganzen Heiligen Schrift erklären. Die Sünde ist eben eigentlich ein Mysterium, dem wir wie allen Mysterien mit unseren menschlichen

Begriffen nicht ganz beizukommen vermögen. Theoretisch können wir wohl ein Schema aufstellen von den einzelnen Handlungen, die objektiv betrachtet Sünde bzw. Todssünde sind. Aber die Sünde in ihrem eigentlichen Sitze, in der Gesinnung des Menschen, entzieht sich unserem Urteil. Gott allein ist Richter. Darum schlägt es nichts, wenn wir nicht imstande sind, eine genaue, alle unsere Fragen befriedigende Definition der Sünde wider den Heiligen Geist zu geben. Die Hauptsache ist, zu wissen: Es gibt eine solche, und Jesus hat hier Menschen, die der klar erkannten Wahrheit widerstrebten, mit furchtbarem Ernst vor ihr gewarnt, weil sie unvergebbare ist. Je mehr wir darum uns Mühe geben, trotz aller unserer Schwachheiten und Sünden immer wieder unsere Augen und Herzen auf Gottes Gnade und Wahrheit zu richten, um so froher dürfen wir vertrauen auf das andere Wort: „Jede andere Sünde wird vergeben werden“, und dürfen die Erklärung dieses Wortes getrost dem überlassen, der es gesprochen hat.

Die Pharisäer stehen nahe vor dieser Sünde. Ob sie ganz in dieselbe hineingeraten, hängt ab von der Stellungnahme, zu der sie sich Jesus gegenüber entscheiden, in dem der Geist Gottes so offensichtlich wirksam ist. Zu dieser Entscheidung aber drängt sie Jesus mit den folgenden Worten. Man
33 darf Vers 33 nicht übersetzen: „Machet den Baum gut“ usw., und auf die Pharisäer anwenden, so sehr auch der Zusammenhang mit Vers 34 diese Anwendung nahelegen scheint. Denn Jesus kann weder die Pharisäer auffordern wollen, sie sollen sich innerlich schlecht machen, also sich ganz der Sünde hingeben, noch kann er sie auffordern, sich selbst innerlich gut zu machen. Denn das letztere vermag nicht der Mensch aus eigener Kraft, sondern nur Gott. Nach gutem griechischem Sprachgebrauch ist vielmehr zu übersetzen: „Erklärt den Baum für gut“ usw. Die Anwendung des Bildes aber geht auf Jesus selbst. Seine „Früchte“ sind eben seine Werke. Wenn auch die Pharisäer viel an deren Art und Weise zu nörgeln hatten, seine Werke selbst, die Wohltaten, die er den Armen und Kranken erwies, wagten sie doch nicht als „schlechte Werke“ zu bezeichnen. „An den Früchten aber erkennt man den Baum“ (vgl. 7, 16 ff.). Sie können nicht in einem Atemzug die Werke gut nennen, den aber, der sie tut, als Verbündeten des Teufels hinstellen. Also müssen sie entweder den Mut der Konsequenz aufbringen und seine Werke auch öffentlich als schlecht und gefährlich bezeichnen — das wagen sie schon des Volkes wegen nicht. Oder sie müssen sich selbst gegenüber so ehrlich sein, auch ihn für gut zu erklären und freilich daraus für ihre Stellungnahme zu ihm die entsprechende Folgerung ziehen. Aber gerade das bringen sie nicht über sich, erklärt Jesus weiter mit ganz naturgemäßer Fortführung des Gedankens von Vers 33 auch auf sie. Denn sie sind bereits innerlich viel zu
34 verdorben und von Schlangengift zerfressen. Jeder Mensch spricht und urteilt eben aus seinem Innern heraus. Das gilt ganz besonders, wenn es sich um Urteile in religiös-moralischen Fragen handelt. Da ist es nicht die sonnenklare objektive Wahrheit, nach der der verdorbene Mensch sein Urteil fällt,

Wachsende Feindschaft der Juden. Jesus zieht sich immer mehr vom Volke zurück.

sondern seine böse Gesinnung diktiert es ihm, und wenn es der Wahrheit ins Gesicht schlägt. Deshalb, eben weil die bösen Worte der Ausfluß der bösen
36 Gesinnung sind, werden die Menschen am Tage des Gerichtes über jedes nichtsnutzige — nicht bloß „müßige“ (= ohne besonderen Zweck und Nutzen) gesprochene — Wort Rechenschaft ablegen müssen, erst recht also die Pharisäer über solche Reden, wie sie sie gerade geführt haben. Diese Wahrheit ist dem Heiland so wichtig, daß er mit dem folgenden „du“ sich an alle seine
37 Zuhörer — auch an uns! — wendet: „Denn auf Grund deiner Worte wirst du freigesprochen und auf Grund deiner Worte verdammt werden!“ Unsere Worte, auch die bösen, sind ja nicht immer genau überlegt, sondern oft leicht und gedankenlos, der Erregung folgend, dahingesprochen. Und allzu gerne entschuldigen wir uns auch damit. Aber Gott prüft sie genau im Gericht: Nicht des äußeren Wortes wegen, das uns entfallen ist, sondern weil es unsere Gesinnung offenbart. Wir täten deshalb gut daran, auch selbst bei der Gewissenserforschung uns nicht damit zu beruhigen, daß es ja kein schwerwiegendes Wort war, das wir gesprochen haben, sondern der Gesinnung nachzuspüren, der es entquollen ist. Gewiß, deine mürrischen Antworten, deine spöttelnden Neckereien, deine stichelnden Anspielungen waren keine schweren Beleidigungen. Aber sie zeigen, wie wenig Liebe und Achtung du gegenüber jenem Menschen hast. Du hast nur eine kleine Lüge ausgesprochen: Aber die Leichtigkeit, mit der du es tatest, verrät, wie wenig ernst du es überhaupt mit der Wahrheit nimmst und wie feige du obendrein bist. Es war keine unkeusche Rede, was du gesagt hast: Aber sie deckt doch zum mindesten die Unfeinheit deines Empfindens auf. Nicht nur mit Rücksicht auf das kommende Gericht täten wir gut daran, unsere eigenen Reden besser zu überwachen. Manches Eheglück z. B. hat schon Schiffbruch gelitten, weil die Ehegatten das unterließen. Hätten sie rechtzeitig darauf geachtet, dann hätten sie gemerkt, wie ganz leise eine Mißstimmung in ihren Seelen sich entwickelte gleich einer schleichenden Infektion, und es wäre noch Zeit gewesen, das Gift zu entfernen und die Krankheit zu heilen.

Der ganze Abschnitt ist wieder recht charakteristisch für den Heiland, sowohl für die Schärfe seines Denkens als auch für die Konsequenz seines Willens. Er ist wahrhaftig nicht feige. Wenn er auch aus Friedensliebe seinen Gegnern eine Zeit lang ausgewichen ist (12, 15 ff.): er weiß sie im rechten Moment zu stellen und bis in die innersten Schlupfwinkel ihres Herzens zu verfolgen und zur Entscheidung zu drängen. Diese Entscheidung fordert er auch heute noch von jedem Menschen. Denn er haßt Halbheit und Feigheit.

DIE ZEICHENFORDERUNG. Kap. 12 Vers 38—45 (Luk. 11, 29—32 u. 24—26).

(38) Da entgegneten ihm einige der Schriftgelehrten und Pharisäer: „Meister, wir wollen ein Zeichen von dir sehen.“ (39) Er aber antwortete ihnen: „Ein böses und ehebrecherisches Geschlecht verlangt ein Zeichen.

Es wird ihm jedoch kein Zeichen gegeben werden außer dem Zeichen des Propheten Jonas. (40) Denn wie Jonas drei Tage und drei Nächte im Baudie des Seeungeheuers war, so wird der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Schoße der Erde weilen. (41) Die Männer von Ninive werden zusammen mit diesem Geschlechte vor Gericht treten und es verurteilen. Denn sie haben Buße getan auf die Predigt des Jonas hin. Und wahrhaftig: Hier ist mehr als Jonas. (42) Die Königin des Südländes wird vor Gericht treten zusammen mit diesem Geschlechte und es verurteilen. Denn sie kam vom Ende der Welt, um die Wahrheit Salomos zu hören. Und wahrhaftig: Hier ist mehr als Salomo. (43) Wenn aber der unreine Geist von dem Menschen ausgefahren ist, durchwandert er wasserlose Gegenden und sucht Ruhe, findet aber keine. (44) Da sagt er: Ich will in mein Haus zurückkehren, das ich verlassen habe. Und wenn er kommt, findet er es leerstehend und schön gefegt und in Ordnung gebracht (45) Da geht er hin und nimmt sieben andere Geister mit sich, die noch böser sind als er, und sie gehen hinein und lassen sich darin nieder. Und das Ende dieses Menschen wird noch schlimmer werden als sein Anfang. So wird es auch ausgehen mit diesem bösen Geschlechte.“

Die Pharisäer haben die Warnung Jesu wohl verstanden. Nach einer kurzen Beratung — so müssen wir uns den Zusammenhang denken. Vergleiche auch Lukas, der beide Szenen, wenn auch in anderer Ordnung, zusammen verbindet — schicken sie einige ihrer Leute, darunter besonders Schriftgelehrte, vor. Nach Mark. 3, 22 waren sogar Schriftgelehrte aus Jerusalem anwesend. Jesus hat ihre äußerliche Neutralität angegriffen und will sie zur Entscheidung drängen. Nicht ungeschickt geben sie der Sache eine andere Wendung und verlangen erst von ihm eine entscheidende Tat, die seine Ansprüche auf Gefolgschaft unzweideutig rechtfertigt: „Meister, wir wollen ein Zeichen von dir sehen.“ In der Form höflich, ist ihre Rede doch um so anmaßender — „Wir wollen“ —, um, wie sie glauben, ihr gutes Recht zu betonen. „Ein Zeichen“ fordern sie. Matthäus nennt im Gegensatz zu Johannes die Wunder Jesu niemals „Zeichen“. Es ist also etwas ganz Besonderes, was die Pharisäer verlangen. Die Wunder an kranken Menschen usw. genügen ihnen nicht als Ausweis für Jesu messianische Sendung, obwohl Jesus selbst ausdrücklich auf sie hingewiesen hatte (vgl. 11, 4 ff.). Auch andere Propheten haben ja Wunder gewirkt. Sie wollen irgend ein unmittelbares und unzweideutiges Eingreifen Gottes in den Lauf der Natur (vgl. Jes. 7, 10), das Jesu besondere Sendung unzweifelhaft und unbezweifelbar beweist. Dann erst — das ist der Sinn ihrer Forderung — kann er von ihnen das Aufgeben ihrer zuwartenden Haltung verlangen. Eine solche Forderung weist Jesus schroff zurück, sowohl hier als auch bei anderen Gelegenheiten (16, 1 ff.; Mark. 8, 11 ff.). Denn einmal läßt Gott sich nicht vom Menschen die Glaubensbedingungen vorschreiben, sondern umgekehrt: er schreibt sie dem Menschen vor. Sodann wäre ein Glaube auf ein solches Zeichen hin, das jeden Zweifel, selbst den unvernünftigen und böswilligen, direkt unmöglich macht, überhaupt kein Glaube mehr. Denn Gott bestätigt sein Dasein und seine Offenbarung nur soweit, daß der Mensch, der guten

Wachsende Feindschaft der Juden. Jesus zieht sich immer mehr vom Volke zurück.

Willens ist, genügend Vernunftgründe findet, um seinen Verstand vor dem Unsichtbaren in Demut zu beugen, nicht aber so, daß der gute Wille, der wesentlich zum Glauben gehört, überflüssig und ausgeschaltet wird. In seiner Antwort wendet sich zwar Jesus zunächst an die Fragesteller. Doch deren Inhalt ist an die Juden überhaupt gerichtet, die anwesenden und nicht anwesenden (vgl. Luf. 11, 29). Denn das ganze Geschlecht ist verdorben und gottentfremdet. Schon die Propheten haben Israels Abfall von Gott mit einem Ehebruch verglichen (Os. 1, 2 bis 2, 15; Jer. 3, 6–13 u. a. D.). Ein solches Zeichen wird ihm also nicht gegeben werden außer dem Zeichen des Propheten Jonas. Der nächste Satz sagt deutlicher, was mit diesem Zeichen gemeint ist. Nötig war dies allerdings nicht. Jeder, der die Heilige Schrift kennt, versteht es auch so. Deshalb läßt Lukas und auch Matthäus selbst an anderer Stelle (16, 4) diese Erklärung weg. Deutlich spricht der Heiland hier in der Vorstellungsweise und im Sprachgebrauch seiner Zeit nicht nur von seinem Aufenthalt im Grab, sondern auch in der Vorhölle

40 — im Schoße der Erde — (vgl. 1 Petri 3, 19), und ebenso unmißverständlich ist seine Auferstehung angedeutet, wenn auch nicht mit Worten ausgesprochen. Denn erst durch diese wird sein Tod zum „Zeichen“. Freilich ein Zeichen nach der Art, wie die Pharisäer es fordern, ist auch das nicht. Nicht nur, weil es erst in Zukunft gegeben werden wird, sondern weil auch die Auferstehung trotz der schlagendsten Beweise vom bösen Willen geleugnet werden kann und geleugnet wurde. Markus erklärt deshalb a. a. D. knapp und bündig: „Diesem Geschlecht wird überhaupt kein Zeichen gegeben“ (Mark. 8, 12). Es ist eine Antwort, wie sie dem Selbstbewußtsein Jesu entspricht.

41 Gerade der Vergleich mit Jonas zeigt den verhärteten Unglauben „dieses Geschlechtes“. Auf die Niniviten hatte die Predigt jenes Wundermannes solchen Eindruck gemacht, daß sie, obwohl Heiden, sich bekehrten. Dieses Geschlecht aber bekehrt sich in seiner Mehrzahl nicht, weder jetzt noch nach der Auferstehung Jesu. „Und hier ist doch mehr als Jonas“ (vgl. 12, 6). Schon Jesu ganzes bisheriges Auftreten, die Kraft seiner Lehre sowohl als auch seine Wundertaten, deren Jonas keine aufzuweisen hat, beweisen das. Darum werden auch die Niniviten beim Gericht dieses Geschlecht verurteilen. Natürlich will Jesus damit nicht behaupten, daß die Niniviten selbst Richterbefugnisse ausüben werden. Der prägnante Ausdruck will nur sagen: Wenn einmal beim letzten Gericht beide, die Niniviten und die jüdischen Zeitgenossen Jesu, nebeneinander stehen werden, dann wird schon der grelle Gegensatz zwischen jenen und diesen genügen, um ihre Verurteilung seitens des Richters

42 herbeizuführen. Ebenso grell wird der Gegensatz zwischen der heidnischen Königin hervortreten, die einst aus weiter Ferne herbeieilte, um Salomos Weisheit zu hören, und diesem Geschlechte, das die ewige, menschengewordene Weisheit in seiner Mitte hat und sich nichts darum kümmert. Die Königin von Saba ist gemeint, einer Landschaft in Südarabien (1 Kön. 10, 1–10). Der Ausspruch „Königin des Südländes“ im griechischen Matthäusevangelium mag

durch Verwechslung von Sebeba mit Seba entstanden sein, einem Volksstamm in Äthiopien (1 Mos. 10, 7), zumal dazu das „vom Ende der Welt“ gut passen würde. Es kann auch ein Übersetzungsfehler sein, falls im Urtext Theman stand, der Name einer nordarabischen Landschaft, bis wohin später auch die Sabäer sich ausgedehnt hatten. Denn dieses Wort heißt im Hebräischen auch „Süden“.

Der Anlaß der ganzen Streitrede, die Austreibung eines böses Geistes, legt Jesus einen Vergleich nahe, um das Benehmen und Schicksal des jüdischen Volkes zu zeichnen. Wenn Jesus dabei schildert, wie der ausgetriebene unreine Geist an wasserlosen, wüsten Stätten sich aufhält und vergebens nach Ruhe sucht, so malt er das Bild ganz nach den Anschauungen seiner Zeitgenossen. Denn wenn auch die ganze Luft voll ist von bösen Geistern (vgl. S. 127 ff.) und solche auch allenthalben in Häusern und Feldern sich finden, so daß manche Menschen es gar nicht mehr merken, „weil sie mit ihnen aufgewachsen sind“, so haufen dieselben doch besonders gern an wüsten und unreinen Orten. „Wegen dreier Dinge soll man nicht in eine Ruine eintreten: wegen des Verdachtes der Unzucht, wegen des drohenden Mauersturzes und wegen der bösen Geister.“ Auch Begräbnisplätze sind ein beliebter Aufenthaltsort, Badehäuser, Abwasserrinnen und Aborte. „Wer sittsam auf dem Abort ist, der wird daselbst vor dreierlei bewahrt: vor Schlangen, vor Skorpionen und vor den bösen Geistern.“ Darum gab es auch eine eigene Beschwörungsformel für die Abortgeister. Natürlich teilt Jesus diese absurden Anschauungen ebensowenig, als er sich den Glauben der Pharisäer an die verschiedenen Teufelsführer und -fürsten zu eigen macht. Darum gebraucht er auch den Namen Beelzebul nur, wo er aus der Auffassung seiner Gegner herauspricht (12, 27). Für ihn gibt es nur den einen „Satan“ (12, 26). Um so lebendiger aber wirkt das von ihm gezeichnete Bild auf die Phantasie seiner Zuhörer als Warnungssignal für sie selbst. Denn weil doch viele aus dem Volk durch die Predigten des Johannes sich hatten erschüttern lassen und Jesu eigenen Worten mit Ergriffenheit und Bestürzung lauschten, konnte man dieses Geschlecht immerhin im Gegensatz zu früher mit einem geheilten Besessenen vergleichen. Aber es war keine innere Bekehrung. Darum folgte auf die kurze Begeisterung die völlige Verstockung, die zum Untergang Jerusalems führte. Es genügt eben nicht, nur den bösen Geist zu vertreiben. Wenn nicht der Heilige Geist statt seiner im Hause Wohnung genommen hat, dann kommt jener alsbald mit Verstärkung wieder. Man möchte das manchen in die Seele hineinrufen, die maschinenmäßig ihre Beichte ablegen.

JESU WAHRE FAMILIE. Kap. 12 Vers 46–50 (Mark. 3, 31 bis 35; Luk. 8, 19–21).

(46) Während er noch zum Volke redete, siehe, da standen seine Mutter und Brüder draußen und verlangten, mit ihm zu sprechen. [(47) Es meldete ihm aber einer: „Siehe, deine Mutter und Brüder stehen draußen

Wachsende Feindschaft der Juden. Jesus zieht sich immer mehr vom Volke zurück.

und wünschen, mit dir zu sprechen.“] (48) Er aber gab dem, der es ihm mitteilte, zur Antwort: „Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder?“ (49) Und er streckte seine Hand aus zu seinen Jüngern hin und sagte: „Hier ist meine Mutter, und hier sind meine Brüder. (50) Denn jeder, der den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter.“

Während Lukas diese Szene ohne Zeitangabe in einen anderen Zusammenhang einfügt, bestätigt Markus die Darstellung des Matthäus, der durch die 46 Worte: „während er noch redete...“ keinen Zweifel über die zeitliche Zusammengehörigkeit läßt. Aber ein anderer Widerspruch zwischen der Darstellung des Matthäus und Lukas einerseits und der des Markus andererseits scheint zu bestehen. Nach der ersteren erhält man den Eindruck, daß die Mutter und die Brüder — über letztere siehe nachher — zufällig gerade jetzt gekommen sind, wie zu vermuten ist, in der Absicht, über irgend eine häusliche Angelegenheit mit ihm zu sprechen. Jesu Worte würden also nur etwa besagen, daß er jetzt in Ausübung seines messianischen Berufes sich durch solche Familienangelegenheiten nicht wolle stören lassen. Nach Markus aber scheint die Veranlassung des Besuches eine ganz andere zu sein. Dort wird vor Beginn des Beelzebul-Gespräches mitgeteilt: „Und er kommt in das Haus. Und das Volk strömt wieder zusammen, so daß sie nicht einmal ihre Mahlzeit einnehmen konnten. Als das seine Angehörigen erfuhren, machten sie sich auf den Weg, um sich seiner zu bemächtigen. Denn sie sagten: „er ist von Sinnen gekommen““ (Mark. 3, 20 u. 21). Wenn dann Vers 31 fortfährt: „Und seine Mutter und Brüder kamen, und sie blieben draußen stehen, schickten zu ihm und ließen ihn rufen“, so hat man gänzlich den Eindruck, daß hiermit der Vers 21 begonnene Bericht fortgesetzt wird. Denn wenn es auch richtig ist, daß der griechische Ausdruck „die Seinigen“ (Vers 21) die Familien- oder Hausangehörigen im weitesten Sinne bis zu den Dienstboten umfassen kann, so ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß in Vers 21 und 31 von verschiedenen Gruppen und Absichten die Rede ist. Danach also wollen sie ihn nicht nur „sprechen“ (Matth. Vers 46) über irgend welche häusliche Angelegenheit, sondern wollen ihn heraussuchen (Mark. 3, 31), um „sich seiner zu bemächtigen“ (Mark. 3, 21) in zwar wohlgemeinter, aber doch sehr ungläubiger Besorgnis. Denn die Auffassung, die sie von seinem Wirken haben — „er ist von Sinnen gekommen“ —, unterscheidet sich von der der Pharisäer — „er ist besessen“ — nur durch die mildere Art, sein ihrem Unglauben unfassliches übernatürliches Wesen und Tun zu erklären. Dementsprechend wäre dann die Antwort Jesu eine scharfe Lossagung von seiner Familie überhaupt. Andererseits ist es mit allem, was wir aus den Evangelien von Marias innerlicher, besinnlicher Art wissen, gänzlich unvereinbar, daß sie an dem Unglauben der Brüder teilgenommen hätte. Man muß eben bei der Erklärung der Evangelien stets vor Augen haben, daß die Verfasser nur sehr skizzenhafte Berichte liefern und daß es an uns liegt, an unserem Verstand und unserer Phantasie, die einzelnen Striche

weiter zu führen und miteinander zu einem Bilde der lebendigen Vorgänge zu vereinigen. Dabei darf man allerdings nicht nur auf die einzelnen Buchstaben und Worte achten, wie ein Mathematiker nur auf seine Linien und Zahlen schaut, sondern muß sich bewußt sein, daß auch sonst oft im menschlichen Leben scheinbar widersprechende Züge sich zu einem widerspruchslosen Gesamtvorgang zu verbinden pflegen. Die Sache wird so gewesen sein: Wilde Gerüchte sind über Jesus im Umlauf, die die Besorgnis der Familie im weitesten Sinn hervorrufen. Nach Mark. 3, 32 befinden sich nach einer großen Zahl von Handschriften auch Schwestern Jesu dabei. Seine eigene Erregung — Jesus hat nämlich die eben besprochenen Reden nicht vorgetragen, wie ein Vorleser das Evangelium liest —, in der er sich nicht einmal Zeit läßt, sein Essen einzunehmen, ist nur geeignet, diese Besorgnisse zu vermehren. Daß insbesondere der mit den Pharisäern ausgebrochene Streit der ungläubigen und weltlich gesinnten Mehrzahl der Familie eine außerordentliche Verlegenheit bereitet, liegt auf der Hand. Daher ihr Entschluß, der unangenehmen und auch für ihre gesellschaftliche Stellung recht gefährlichen Geschichte ein Ende zu bereiten. Daß die stille, besinnliche Mutter die Auffassung der übrigen Familie nicht teilt, ist, wie schon gesagt, jedem verständigen Leser der Evangelien von vornherein klar. Daß sie aber in dieser kritischen Stunde nicht zu Hause sitzen bleibt, sondern sich den Brüdern anschließt, wenn auch mit ganz anderen Gedanken und Absichten als diese, ist ebenso klar für jeden, der nicht nur die Wörter liest, sondern bedenkt, daß dieselben von lebendigen Menschen, hier von einer Mutter, berichten.

So kommen sie also vor das Haus, in das sie aber wegen des Gedränges nicht hineinzugelangen vermögen (Luk. 8, 19). Da sie zudem vor der ganzen Menge überhaupt nicht mit ihm das besprechen können, was sie hierhergeführt hat, weder die Brüder noch die Mutter, rufen sie ihn heraus. — Hier, im Hofe des Hauses, sitzt nun der menschengewordene Sohn Gottes in einer der dramatischsten Stunden seines Lebens. Vor ihm stehen die Häupter und Führer des Volkes, die zum Teil sogar aus der Hauptstadt herbeigeeilt sind. Eben hat er ihre unter scheinbar korrekter Neutralität verborgene Böswilligkeit rücksichtslos aufgedeckt und hat ihnen das Entweder-Oder wie einen Fehdehandschuh hingeworfen. An ihn drängt sich das Häuflein der Jünger, die feinetwillen bereits alles verlassen haben; aber auch noch manch andere (Mark. 3, 34), die sich den Führern zum Trotz für ihn entschieden haben. Da kommt jemand her: „Geh hinaus, deine Mutter und Brüder rufen dich.“ Darauf 48 gibt es für den Sohn Gottes nur eine Antwort: die, die er gegeben hat. Wenn diese öffentlich gegebene Antwort auch sehr hart war für seine Mutter, viel härter als die unter vier Augen bei der Hochzeit von Kana (Joh. 2, 4): da sie nun einmal mit den Brüdern zusammen gekommen ist, wenn auch mit ganz anderen Gedanken und Absichten, kann er auch ihr keine andere erteilen. Denn auch sie muß wissen, daß, sobald er in Ausübung seines messianischen Berufes begriffen ist, nicht nur die angemassen Ansprüche seiner ungläubigen

Wachsende Feindschaft der Juden. Jesus zieht sich immer mehr vom Volke zurück.

Verwandten, sondern auch die zartesten Ansprüche ihres mütterlichen Herzens gänzlich verstummen müssen. Es ist dieselbe Losschälung, die er selber übt, zu der er auch seine innigst geliebte (Joh. 19, 26) Mutter erzieht. Denn das ist ja gerade ihr Opfer, immer mehr auf ihr über alles geliebtes göttliches Kind verzichten zu müssen, bis sie zuletzt zusammen mit ihm das große, schwere Opfer unter dem Kreuze stehend darbringt, das er am Kreuze angenagelt vollzieht. Und sie hat dieses Wort sicher ebenso still in sich aufgenommen und überdacht wie einst im Tempel (Luk. 2, 49 ff.), und hat es ebenso aufgefaßt wie das bei der Hochzeit von Kana, und wohl noch manches andere, das uns nicht überliefert ist. So wurde es auch immer mehr und mehr „ihre Speise, den Willen seines Vaters zu tun“ (vgl. Joh. 4, 34). Und gerade deshalb war sie ihm eben doch mehr als irgend ein Mensch auf Erden, „Mutter und Schwester“ und alles. Das hat er auch in seiner letzten Stunde zum Ausdruck gebracht, als er in kindlicher Liebe sich um sie sorgte (Joh. 19, 26).

Für seine Getreuen aber, sowohl die Jünger als auch die, die nicht zu diesem engeren Kreis gehörten (Mark. 3, 34), war sein Wort eine ermutigende Aufmunterung. Wenn auch die Welt sie haßt: sie wissen: sie gehören zu ihm, bilden seine Familie. Er liebt sie nicht nur, und zwar jeden einzelnen von ihnen, wie Bruder oder Schwester oder Mutter — Vater sagt er nicht, denn er hat nur einen Vater, der nicht mit Menschen zu vergleichen ist —, sondern sie sind ihm Bruder und Schwester. Und da er der einzigartige Sohn ist „seines Vaters, der im Himmel ist“, so wissen sie ferner, daß sie als seine Brüder und Schwestern auch Kinder dieses himmlischen Vaters sind. Wenn Jesus ausdrücklich auch „Schwester“ sagt, und zwar bei allen Evangelisten, obwohl nur die „Brüder“ Jesu draußen standen — das „und deine Schwestern“ in mehreren Handschriften des Markus ist höchst wahrscheinlich nicht ursprünglich —, so hat auch das seine Bedeutung für die anwesenden Frauen und für die Frauen aller Zeiten. In Jesu geistlicher Familie ist kein Unterschied zwischen Mann und Weib (Gal. 3, 28). Nur die seelische Verbundenheit mit ihm ist ausschlaggebend. Alle Christen = Jesu Familie: das ist eine Wahrheit von unendlicher Fruchtbarkeit. Wenn sie nur ganz erfaßt wäre!

Einige Schwierigkeit bereitet die Frage, was unter den „Brüdern“ Jesu zu verstehen ist. Die Namen von vier Brüdern werden überliefert in Matth. 13, 55 und Mark. 6, 3, wo auch — ohne Namensangabe — Schwestern erwähnt werden. Wenngleich die Ausdrücke Bruder und Schwester im Semitischen auch entferntere Verwandten bezeichnen können und oft bezeichnen (vgl. 1 Mos. 14, 16; 2 Kön. 10, 13 u. a.), so legt doch die Erwähnung der Brüder zusammen mit der Mutter es nahe, an leibliche Brüder Jesu zu denken, erst recht Ausdrücke wie Matth. 1, 25; Luk. 2, 7.

Dagegen steht die ins höchste Altertum hinaufreichende Überzeugung der katholischen Kirche, daß Maria stets, also auch nach der Geburt Jesu, Jungfrau

geblieben ist. Demnach müßten also die Brüder Jesu sonstige nähere Verwandte, etwa Vettern, gewesen sein. Der Ausdruck „Erstgeborener“ (Luk. 2, 7) würde dagegen nichts beweisen. Jedes Kind, das „den Schoß der Mutter öffnet“, heißt so, gleichgültig ob später noch andere gekommen sind oder nicht (vgl. 2 Mos. 34, 19 20 u. a.). Zu Matth. 1, 25 siehe dort. Freilich macht Zahn (Kommentar zu Matthäus IV 88 ff.) darauf aufmerksam, daß Matthäus, der doch sicher Bescheid wußte und zu Lebzeiten der Brüder Jesu und ihrer Kinder schrieb, doch wohl kaum einen zum mindesten so irreführenden Ausdruck hätte gebrauchen können, wenn Maria tatsächlich nicht deren leibliche Mutter gewesen wäre.

Nun findet sich aber im Galaterbrief, wo Paulus von seinem ersten kurzen Besuch bei Petrus in Jerusalem nach seiner Bekehrung berichtet, der merkwürdige Satz: „Einen andern von den Aposteln habe ich damals nicht gesehen, außer Jakobus, den Bruder des Herrn“ (Gal. 1, 19). Nach dem von selbst sich bietenden Sinn gehörte also ein Bruder des Herrn namens Jakobus — so hieß tatsächlich einer der vier mit Namen genannten Brüder (Matth. 13, 55; Mark. 6, 3) — zu den Aposteln. Es ist derselbe Jakobus, der auch sonst oft genannt wird, meist mit dem bloßen Namen, ohne weitere Bezeichnung (Apg. 12, 17; 15, 13; 21, 18 u. a.), der auch beim Apostelkonzil (Apg. 15) eine bedeutende Rolle spielte und offenbar als „Bruder des Herrn“ in besonderem Ansehen stand. Da ferner der Verfasser des Judasbriefes sich als einen „Bruder des Jakobus“ bezeichnet, womit wiederum nur derselbe allen bekannte Jakobus gemeint sein kann, so waren also zwei Brüder Jesu zugleich Apostel. Ist das aber der Fall, so kann es sich unmöglich um leibliche Brüder Jesu handeln. Denn nach den Apostelverzeichnissen (Matth. 10, 2–4; Mark. 3, 16–19; Luk. 6, 14–16; Apg. 1, 13) war Josef nicht deren Vater. Von den beiden Aposteln des Namens Jakobus kann mit dem „Bruder des Herrn“ nur der Sohn des Alphäus gemeint sein, da der Sohn des Zebedäus und Bruder des Evangelisten Johannes schon um Ostern 44 von Herodes Agrippa I. hingerichtet worden ist. Sein Bruder war dann der bei Markus und Matthäus „Thaddäus“ bzw. „Lebbäus“ genannte Apostel (siehe zu Matth. 10, 3), der bei Lukas und in der Apostelgeschichte „Judas des Jakobus“ heißt. Wenn er hier statt wie alle andern nach seinem Bruder und nicht nach dem Vater bezeichnet wird, so ist das nicht verwunderlich bei dem hohen Ansehen seines Bruders, nach dem er sich ja selbst bezeichnet in seinem Briefe. Denn es kommt auch sonst vor, daß Personen nach einem andern berühmten Verwandten genannt werden, nicht nur nach dem Vater, bzw. Frauen nicht nur nach dem Manne. So heißt die „Maria des Klopas“ [Ehefrau] (Joh. 19, 25) auch bald „Maria des Joseph“ (Mark. 15, 47) bald „Maria des Jakobus“ (Mark. 16, 1; Luk. 24, 10); weil sie deren Mutter war (Mark. 15, 40; Matth. 27, 56).

Doch scheint damit wiederum in direktem Widerspruch zu stehen, daß nach Joh. 7, 5 „seine Brüder nicht an ihn glaubten“, und zwar noch ein halbes

Wachsende Feindschaft der Juden. Jesus zieht sich immer mehr vom Volke zurück.

Jahr vor seinem Tod, daß ferner auch später nach deren Bekehrung ein deutlicher Unterschied gemacht wird zwischen den Aposteln und den Brüdern Jesu (Apg. 1, 13 u. 14; 1 Kor. 9, 5). Daher sucht man die Stelle Gal. 1, 19 anders aufzufassen. Nach Zahn (Galaterbrief III 71 ff.) ist der mit „außer“ angegebene Gegensatz in weiterem Sinne zu nehmen: Der Leser muß das Objekt zu „ich habe nicht gesehen“ in Gedanken erweitern, so daß sich der Gegensatz ergibt: „von den Aposteln und überhaupt sonstigen hervorragenden Gliedern der Gemeinde habe ich niemand gesehen außer noch Jakobus, den Bruder des Herrn“. Eine solche Erweiterung des Gedankens wäre tatsächlich an sich möglich, vgl. Matth. 12, 4; Luk. 4, 26 u. 27 u. a. Zu weit geht allerdings die Behauptung, sie sei durch den Zusammenhang direkt geboten und logisch notwendig. Denn die Ansicht, weil das „einen anderen der Apostel“ schon im vorhergehenden „Kephas“ seinen Gegensatz habe, könne es nicht auch noch im folgenden „Jakobus“ einen weiteren Gegensatz finden, ist überspizte Logik. Und ebensowenig ist einzusehen, warum die beigelegte Bezeichnung „der Bruder des Herrn“ es ausschliesse, daß dieselbe Person auch Apostel war. Paulus, dem es in dem Absatz darum zu tun ist, zu zeigen, daß er sein Evangelium vom Herrn allein unmittelbar empfangen habe, muß und will ausdrücklich zugeben, damit niemand ihn der Dorenthaltung von Tatsachen bezichtige, daß er allerdings gerade diese beiden besonders hervorragenden Apostel gesehen habe. Andere ziehen es daher vor, bei der ungewungenen, vom Text selbst dargebotenen Auffassung zu bleiben und den Jakobus, den Bruder des Herrn, in den Kreis der Apostel einzuschließen. Aber sie folgern eben daraus, daß der Kreis der Apostel selbst schon erweitert gewesen sei zu jener Zeit und außer „den Zwölfen“ bereits andere hervorragende Männer, wie gerade die Brüder des Herrn, umfaßt habe. Diese Folgerung aber ist ganz unmöglich, wie sich aus 1 Kor. 15, 5–7 ergibt. Dort wird Vers 7 Jakobus — es kann sich wiederum nur um den allbekannten „Jakobus“ handeln — als einzelner der Gesamtheit der Apostel in gleicher Weise gegenübergestellt wie Vers 5 Kephas „den Zwölfen“. Es müßte also auch hier, wenn Jakobus nicht zu den Zwölfen gehörte, ein Unterschied bestehen zwischen „den Zwölfen“ und „den Aposteln“, insofern der Kreis der Apostel schon hier als erweitert aufzufassen wäre. Das widerspricht zunächst dem Sprachgebrauch, nachdem „die Zwölf“ und „die Apostel“ sonst stets identische Begriffe sind, als welche sie offenbar auch hier in ihrer kurzen Aufeinanderfolge gemeint sind. Es ist aber außerdem auch sachlich ganz ausgeschlossen. Denn in den ersten vierzig Tagen nach der Auferstehung konnte der Kreis der Apostel unmöglich schon erweitert gewesen sein. Abgesehen von allem andern hätte sonst z. B. die Geschichte von der Wahl des Matthias (Apg. 1, 15 ff.) allen Sinn verloren. Demnach ist aber auch die Stelle Gal. 1, 19 in dem gleichen Sinne aufzufassen. Dazu nötigt außerdem schon der Zusammenhang in eben dieser Stelle. Man müßte einfach darauf verzichten, ein Schriftstück überhaupt vernünftig erklären zu wollen, wenn nicht „die

Apostel“ in Gal. 1, 19 identisch wären mit „denen, die vor mir Apostel waren“ (1, 17). Paulus aber, dem es darauf ankommt, daß er, obwohl er den Herrn nicht von Angesicht gekannt hat, trotzdem durch dessen Offenbarung und besondere Berufung vollgültiger Apostel ist, kann darunter nur die verstehen, die von Anfang an mit Jesus gelebt und zu dessen Lebzeiten von ihm zu Aposteln berufen worden sind.

Somit ist es sicher, daß wenigstens zwei „Brüder des Herrn“, und zwar gerade die berühmtesten, nicht leibliche Brüder Jesu gewesen sind. Also steht von der Heiligen Schrift aus nichts mehr im Wege, der katholischen Lehre von der steten Jungfräulichkeit Mariä entsprechend auch in den andern „Brüdern“ und „Schwestern“ Jesu sonstige Verwandte zu erblicken. Im Gegenteil: die Schrift begünstigt diese Auffassung.

Der scheinbar so schwerwiegende Einwand, daß ein deutlicher Unterschied gemacht werde zwischen Aposteln und Brüdern des Herrn, wiegt demgegenüber in Wirklichkeit gar nicht schwer. Zunächst ist in 1 Kor. 9, 5 diese Unterscheidung gar nicht gemacht, da sonst auch Petrus außerhalb des Apostelkreises gehören müßte. Dort ist vielmehr eine Steigerung: gewöhnliche Apostel, Brüder Jesu, Petrus. Im Übrigen ist es richtig, daß die sonstigen, später bekehrten Verwandten des Herrn in der Urgemeinde eine von den Aposteln unterschiedene Klasse bilden (Apg. 1, 13 und 14). Diese Unterscheidung ist bei der alles überragenden Sonderstellung der Apostelgruppe auch sehr naheliegend. Man könnte höchstens von unserem — 1900 Jahre von der Geschichte entfernten — Standpunkt aus es verwunderlich finden, daß nirgendwo in den Evangelien ausdrücklich bemerkt wird, selbst nicht da, wo Johannes von den ungläubigen Brüdern Jesu spricht (Joh. 7, 5), daß zwei der Brüder glaubten und sogar zu den Aposteln gehörten. Allein gerade weil alle damaligen Christen das wußten, war es überflüssig, das Selbstverständliche eigens zu sagen. Aus demselben Grunde hatte auch Matthäus, der zu Lebzeiten der „Brüder“ und „Schwestern“ Jesu schrieb, keine Veranlassung, den für uns Spätere erst mißverständlichen Ausdruck 1, 25 zu vermeiden, da ihn zu seiner Zeit kein Mensch mißverstand. Wie wenig Sorgen sich die Urkirche um diese Frage machte, sieht man auch daraus, daß keinerlei sichere Tradition über die Verwandten Jesu aufbewahrt ist. Die Kirchenväter, die in späteren Jahrhunderten die immerwährende Jungfräulichkeit der Gottesmutter zu verteidigen hatten, sahen sich daher genötigt, teilweise widersprechende Vermutungen aufzustellen oder nach zweifelhaften Überlieferungen zu suchen. Gerade darin aber einen neuen Beweis gegen die katholische Lehre zu sehen, ist eine völlige Verkennung des Tatbestandes.

Allerdings sind auch wir insolgedessen nicht mehr in der Lage, über die Art der Verwandtschaft mehr als Vermutungen anstellen zu können. Da dies aber auch eine nebensächliche Frage ist, sei nur kurz Folgendes dazu gesagt: Eine Vergleichung der Stellen Matth. 27, 61; 28, 1; 27, 56; Mark. 15, 47; 16, 1; 15, 40; Luk. 24, 10 einerseits mit Joh. 19, 25 andererseits

legt es nahe, daß die Mutter der Matth. 13, 55 und Mark. 6,3 mit Namen bezeichneten „Brüder“ Jesu eine Maria war, eine Schwester (oder auch Schwägerin) (Joh. 19, 25) der Mutter Jesu. Sie heißt bei Joh. 19, 25 „Maria des Klopas“. Demnach könnte Klopas ihr Mann, aber ebensogut ihr Vater gewesen sein. Im ersteren Falle wäre Klopas (= griechisch Kleopas, abgekürzt aus Kleopatros) der griechische Beiname des Alphäus, wie Saulus auch Paulus hieß u. a. Doch sind auch andere Kombinationen möglich. Zudem werden kaum alle „Brüder“ und „Schwestern“ Jesu unter sich selbst leibliche Brüder und Schwestern gewesen sein.

DIE GLEICHNISREDEN. Kap. 13 Vers 1—52.

DAS GLEICHNIS VOM SÄMANN. Kap. 13 Vers 1—9 (Mark. 4, 1—9; Luk. 8, 4—8).

(1) An jenem Tage verließ Jesus das Haus und setzte sich ans Meer. (2) Da sammelten sich große Volksmassen um ihn, weshalb er in ein Boot stieg und sich dort nieder setzte, während das ganze Volk am Ufer stand. (3) Und er sagte ihnen vieles in Gleichnissen und sprach: „Paßt auf! Ein Säemann ging aus zu säen. (4) Und während er säte, fiel einiges längs des Weges hin, und die Vögel kamen und fraßen es auf. (5) Anderes aber fiel auf steinigem Boden, wo es nicht viel Erde hatte. Und sofort schoß es in die Höhe, weil es keine tiefe Erde hatte. (6) Als aber die Sonne aufging, wurde es versengt, und weil es keine Wurzel hatte, verdorrte es. (7) Anderes aber fiel in die Dornen, und die Dornen gingen auf und erstickten es. (8) Wieder anderes aber fiel auf guten Boden und gab Frucht, das eine hundert, das andere sechzig, das andere dreißig. (9) Wer Ohren hat, der höre!“

WARUM GLEICHNISREDEN? Kap. 13 Vers 10—17 (Mark. 4, 10—12; Luk. 8, 9 u. 10).

(10) Da traten die Jünger zu ihm und sagten: „Warum redest du in Gleichnissen zu ihnen?“ (11) Er aber gab ihnen zur Antwort: „Weil es euch gegeben ist, die Geheimnisse des Himmelreiches zu verstehen. Jenen aber ist es nicht gegeben. (12) Denn jedem, der hat, wird noch mehr gegeben werden, so daß er Überfluß haben wird. Dem aber, der nicht hat, wird auch das, was er hat, weggenommen werden. (13) Deshalb rede ich zu ihnen in Gleichnissen. Denn mit offenen Augen sehen sie nicht, und mit hörenden Ohren hören sie nicht und verstehen nicht. (14) So wird an ihnen die Prophezeiung des Isaias restlos erfüllt, die da sagt: ‚Hören sollt ihr und doch nicht verstehen. Sehen sollt ihr und doch nicht sehen. (15) Das Herz dieses Volkes ist unempfindlich geworden, ihre Ohren sind schwerhörig und ihre Augen drücken sie zu, damit sie ja nichts sehen mit ihren Augen, und mit den Ohren nichts hören, und mit dem Herzen nichts verstehen und sich bekehren, so daß ich sie heilen könnte‘ (Is. 6, 9 ff.). (16) Selig aber sind eure Augen, weil sie sehen, und eure Ohren, weil sie hören. (17) Denn wahrlich, ich sage euch: Viele Propheten und Gerechte haben sich danach gesehnt, zu sehen, was ihr seht, und durften es nicht sehen, und zu hören, was ihr hört, und durften es nicht hören.“

ERKLÄRUNG DES GLEICHNISSES. Kap. 13 Vers 18–23
(*Mark. 4, 13–20; Luk. 8, 11–15*).

(18) „Ihr also sollt das Gleichnis vom Säemann hören. (19) Bei jedem, der das Wort vom Reiche hört und nicht versteht, kommt der Böse und raubt das, was in sein Herz gesät worden ist. Bei dem ist der Same auf den Weg gesät. (20) Wo aber auf steinigem Boden gesät wurde, das bedeutet einen Menschen, der das Wort hört und sofort mit Freude aufnimmt. (21) Er hat jedoch keine Wurzel in sich, sondern ist ein Mensch des Augenblicks. Sobald aber eine Drangsal oder Verfolgung entsteht um des Wortes willen, fällt er sofort ab. (22) Wo aber in die Dornen gesät wurde, das bedeutet einen, der das Wort zwar hört, aber weltliche Sorgen und der Trug des Reichtums ersticken das Wort, und so ist es unfruchtbar. (23) Wo aber auf gutem Boden gesät wurde, das bedeutet einen, der das Wort hört und versteht, und der dann auch wirklich Frucht bringt, und zwar bringt der eine hundert, der andere sechzig, der andere dreißig.“

- 1 Nach Matthäus hat Jesus die Gleichnisrede noch am selben Tage gehalten, an dem das Kapitel 12 Berichtete geschehen war. Dazu paßt Mark. 4, 1. Lukas gibt keine Zeitangabe, erzählt aber immerhin den Verwandtenbesuch bei der gleichen Gelegenheit. Es war der Tag, an dessen Abend Jesus über das Meer fuhr ans jenseitige Ufer (Matth. 8, 18 ff., vgl. Mark. 4, 35 ff.). Es war also ein recht ausgefüllter Tag. Während Lukas im Kapitel 8 nur das eine Gleichnis vom Säemann gibt und die beiden vom Senfkorn und vom Sauerteig in einem ganz andern Zusammenhang bringt (Luk. 13, 18–21), haben Matthäus und Markus im wesentlichen dieselbe Anlage des Kapitels: 1. Das Gleichnis vom Säemann, 2. Belehrung über die Gleichnisrede und Erklärung des Gleichnisses vom Säemann. Daran schließen sich bei Markus noch andere passende Belehrungen für die Jünger, die Matthäus hier wegläßt, da er sie an anderen Orten hat. Es folgen 3. weitere Gleichnisse, 4. nochmalige allgemeine Bemerkungen über Jesu Gleichnispredigt. Daran fügt Matthäus die Erklärung des Gleichnisses vom Unkraut im Acker und noch drei weitere an die Jünger gerichtete Gleichnisse. Während also Matthäus im Ganzen sieben Gleichnisse bringt, hat Markus deren nur drei, darunter aber eines, das bei Matthäus fehlt. Aus dem
- 8 Ganzen sowie aus dem Ausdruck: er sagte ihnen vieles in Gleichnissen (Vers 3; Mark. 4, 2), geht hervor, daß Jesus eine längere, aus mehreren Gleichnissen, aber auch nur aus Gleichnissen bestehende Rede gehalten hat, von der die Evangelisten, besonders Matthäus, das Wichtigste bringen. Unklar ist, wie man sich den zeitlichen Verlauf des in diesem Kapitel Berichteten vorstellen soll. Nach Matthäus, Vers 10, treten die Jünger nach der Säemannsparabel mit Fragen an Jesus heran und erhalten entsprechende Auskunft. Damit stimmt Markus überein, wonach sie im Anschluß an dieselbe Parabel entsprechende Belehrungen erhalten, während sie „allein“ sind mit ihm (Mark. 4, 10). Bei Matthäus fährt aber der Herr Vers 24 mit Parabelreden fort, die, wie sich Vers 34 herausstellt, an das Volk gehalten

wurden. Den gleichen Eindruck erweckt Mark. 4, 24–33. Überdies konnten die Jünger nicht an ihn „herantreten“, während er im Boote saß. Also hat der Herr erst eine längere zusammenhängende Parabelrede gehalten, deren Wiedergabe von beiden Evangelisten unterbrochen wird durch die Erklärung der ersten Parabel. Diese, schon in der gemeinsamen Vorlage (vgl. S. 107 ff.) enthaltene Unterbrechung geschieht aus pädagogischen Gründen, um von vornherein nicht nur das Verständnis der ersten grundlegenden Parabel zu geben, sondern auch die auffallende Änderung der Lehrweise Jesu zu erklären, der zwar bisher auch oft Gleichnisse gebraucht, aber nicht ausschließlich in Gleichnissen gesprochen hatte. In Wirklichkeit gab Jesus die Erklärungen erst nach der großen Rede, als er mit seinen Aposteln und einigen anderen gelehrigen Anhängern (Mark. 4, 10) wieder „im Hause“ (Matth. 13, 36) zusammen war. An diese Belehrungen schloß Jesus dann noch einige nur auf seine nähere Umgebung berechnete Gleichnisse an (Matth. 13, 44 ff.). Da er allerdings am selben Abend noch wegen des großen Gedränges (Matth. 8, 18; vgl. Mark. 4, 35) sich entschloß, über den See zu fahren, so folgt daraus, daß er noch einmal am Seeufer das Volk gelehrt hatte, wozu die Darstellung des Markus 4, 26–34 gut paßt.

Das Bild selbst vom Säemann bedarf nicht vieler Erklärung. Nicht vom Säen hängt das Schicksal des Samens ab, sondern vom Boden. Denn auch
 4 der geschickteste Säemann kann es nicht vermeiden, daß einiges auf den hart-
 getretenen Weg fällt. Ebensovienig kann er wissen, besonders im gebirgigen
 5 Judenland, wo der Felsboden nur mit wenig Erde bedeckt ist. Da läßt
 die leicht durchwärmte Erde den Samen zwar rasch aufschießen. Aber weil
 die Wurzel sich nicht entwickeln und in die Tiefe greifen kann, vermag sie der
 Pflanze auch nicht genügend Saft zuzuführen (vgl. Luk. 8, 6), um dem
 Sonnenbrand zu widerstehen. Noch weniger kann der Säemann wissen, wo
 7 Dornensamen im Boden steckt. Er streut eben seinen Samen aus. Das
 übrige muß die Erde tun.

Es ist so schön, ein bißchen in die Seele des Heilandes hineinzuschauen, gerade weil er so selten von seinem Innern spricht. Hier aber redet er aus seiner eigenen persönlichen Erfahrung heraus. Einer Erfahrung vielfachen Mißerfolges. Aber kein Mißerfolg vermag seine klare, ruhige Seele zu trüben. Denn über die äußere Erscheinung hinaus dringt sein Blick stets auf den Grund der Dinge. Und dort drunten erkennt er die ewigen Gesetze, nach denen Gott alles lenkt, was geschieht. Darum fließt ihm Natur und Übernatur in eins zusammen. Denn es sind die gleichen Gesetze, die im Schoße der Erde wie in den Seelen der Menschen walten. Deshalb bleibt nicht nur seine Seele so ruhig bei allem Geschehen — die Ruhe des lebendigen Glaubens —, sondern er vermag auch die geheimsten, in Worte kaum zu fassenden Vorgänge im Reiche der Seelen und der Gnade durch Bilder aus der Natur zu veranschaulichen, die jedes Kind versteht, und die kein Weiser gänzlich auszuschöpfen imstande ist. So ist es mit dem Bild vom Säemann, das er

selbst erklärt. In die kurze Schilderung von vier Menschenklassen faßt er eine Fülle von Erfahrung zusammen, die nur teilweise angedeutet werden kann, um der sich vertiefenden Betrachtung und Selbstprüfung eine nie ver-
 19 siegende Anregung zu bieten. Da gibt es zunächst solche religiös abgestumpfte Menschen, denen jedes Sinnesorgan für das Übernatürliche zu fehlen scheint, Diesseitsmenschen ohne eine Ahnungsfähigkeit für die metaphysischen Fragen, die uns von allen Seiten umdrängen, nur fähig zu fragen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Was werden wir anziehen? (Matth. 6, 31), und ganz zufrieden, wenn diese Fragen gelöst sind. Es kann ein angeborener, durch verweltlichte Erziehung verhärteter Fehler sein. Es kann sich aber auch um eine Verkrüftung der Seele handeln infolge schwerer Lebensenttäuschungen. Irgend eine Verbitterung kann zu Grunde liegen gegen Gott und gegen die Kirche, vielleicht auch infolge falscher seelsorgerlicher Behandlung. Oder die Seele ist verhärtet durch eine zur Gewohnheit gewordene Sünde. Der Seelenarzt muß behutsam vorgehen, um den Grund des Übels zu entdecken und die richtigen Mittel anzuwenden. Besonders schlimm wäre der letzte Fall. Er kann leicht auswachsen zur Sünde gegen den Heiligen
 21 Geist (12, 31 und 32). Dann gibt es „Augenblicksmenschen“, wie der Heiland sie nennt, Leute „ohne Wurzel“ oder Tiefe. Sie nehmen das Wort Gottes mit dem Gefühl auf, können mächtig darauf reagieren. Aber es fehlt ihnen der Ernst und das sittliche Verantwortungsgefühl gegenüber Gott. Sie sind zu oberflächlich, um die Religion auch zu durchdenken und Lebensgrundsätze daraus abzuleiten, die sie mit ihrem Willen erfassen und in die Tiefe der Seele senken. Darum bleibt ihre auch noch so laute Frömmigkeit nur Gefühl, wird nicht Gesinnung. Ohne es zu merken suchen sie in der Religion nicht Gott, sondern sich selbst. Die Frömmigkeit ist ihnen ein willkommener Trost des Lebens, aber nicht Kraft. Sie spielen damit, wie Kinder eine Zeit lang für ein Spielzeug begeistert sind. Sobald aber die Orgel verstummt ist, die Lichter gelöscht, der Weihrauchdust zerronnen, und jetzt statt dessen die Opfer der Religion gebracht werden sollen, zerplatzt alles wie Seifenblasen. Diese Leute müssen vor allem ihren Willen üben in freier Erfüllung der nüchternen Alltagspflichten. Sie müssen lernen, ihren Gefühlen zu misstrauen und nichts darauf zu geben, so wie ein tüchtiger Wanderer seinen Weg fortsetzt, ob die Sonne scheint oder ob es regnet. Dann werden sie allmählich die Fähigkeit erlangen, auch durch den Gewittersturm hindurch das Ziel zu verfolgen, das ihr Verstand im Glauben erkannt, und das ihr Wille sich vorgesetzt hat.
 22 Ferner gibt es Zweifelseelenmenschen, Menschen, die stets einen Kompromiß schließen wollen mit Gott und der Welt, die beides genießen möchten, die Freuden der Welt und die Seligkeit Gottes. Das kann nicht lange gut gehen: Die „Sorge um die Welt“ wird ihr Denken und Wollen und Fühlen bald so in Anspruch nehmen, daß alles Religiöse verblaßt. Sie setzen die religiöse Betätigung wohl noch fort aus alter Gewohnheit, und um ihr Gewissen zu beschwichtigen. Aber wenn das behagliche reiche Wohlleben sie ein-

mal umstrickt hat, dann haben sie keine Kraft mehr, den „Begierden nach den übrigen Dingen“ (Mark. 4, 19) zu widerstehen und „den Genüssen des Lebens“ (Luk. 8, 14) zu entsagen, und das Wort Gottes „wird erstickt“. End-
 23 lich gibt es Leute, bei denen das Wort auf guten Boden fällt. „Das sind solche, die das Wort hören und verstehen.“ „Die es hören und aufnehmen“, heißt es bei Markus. Also solche, die es nicht nur mit dem Hören bewenden lassen, sondern die das Wort auch in ihrem Gedächtnis heimtragen und innerlich verarbeiten, bis sie es ganz verstanden und ihrem eigenen Denken und Wollen und Empfinden einverleibt haben. Darum bei Lukas (8, 15): die es in einem „guten und edlen Herzen festhalten“. Es gehört eben ein Herz dazu, das empfänglich ist für das Gute, das sich nach Wahrheit und Gnade sehnt, ähnlich wie es in den acht Seligkeiten beschrieben ist (Matth. 5, 3 ff.). Die „bringen dann auch wirklich Frucht“. Allerdings ist auch diese Frucht verschieden. Das hängt zum Teil ab von der Verschiedenheit der Gnadengaben Gottes (vgl. 1 Kor. 7, 7; Matth. 25, 14 ff.), zum Teil aber auch von der Mitwirkung des einzelnen. Darum wäre es verkehrt, sich eine bestimmte Art von Heiligkeit in den Kopf setzen und gleichsam ertöten oder die Heiligen in ihren außerordentlichen Anstrengungen nachahmen zu wollen. Setze vielmehr Tag für Tag deine Energie ein, die dir von Gott gestellte Aufgabe, wie sie aus deinem Beruf, aus deinen äußeren und inneren Lebensumständen sich von selbst ergibt, zu erfüllen, dann bringst du die Frucht, die Gott gerade von dir haben will. Freilich fügt Lukas hinzu: „sie bringen Frucht mit Geduld“. Das dortige griechische Wort bedeutet: Ausdauer, Standhaftigkeit, Geduld. Daß einer immer wieder anpackt trotz aller Schwierigkeiten, Misserfolge, Rückfälle, und so geduldig abwarten kann, bis er mit der Gnade, und die Gnade an ihm das Werk vollendet hat, darauf kommt es an.

Indem Jesus in diesem Gleichnis seine persönliche Erfahrung ausspricht, gibt er zugleich den zuhörenden Juden, seinen Aposteln und allen zukünftigen Predigern und Seelsorgern eine wichtige Lehre: Das Reich Gottes kommt nicht, wie die Juden erwarteten, durch eine entscheidende Machttat Gottes: Es muß aus den Herzen der Menschen heraus wachsen. Der Prediger kann es nicht erzwingen: Es kommt auf die mannigfache Herzensbeschaffenheit der einzelnen Hörer an. So sehr der kluge Seelsorger dieser Rechnung tragen soll, muß er sich schließlich bescheiden lernen. Darum braucht er sich auch nicht beirren und entmutigen zu lassen, wenn so manche Mühe erfolglos bleibt. Seine Aufgabe besteht darin, unverdrossen den guten Samen zu streuen. Der Erfolg liegt jenseits seiner Verantwortung. Das gilt natürlich von allen, die auf Menschen einzuwirken haben, besonders auch von Eltern und Erziehern. Selbst die Kinder ein und derselben Familie sind in ihren religiös-sittlichen Anlagen ganz verschieden. Man kann Menschen nicht bearbeiten wie der Bildhauer den Stein: die Linie, die er gräbt, bleibt fest und starr. Aber im Menschen muß es schließlich von selber wachsen. Doch ist die Parabel keineswegs pessimistisch, wie es wegen der breiten Ausführung der Miß-

erfolge scheinen möchte. Denn der meiste Same des Säemanns fällt doch auf guten Boden, und bringt da zum Teil sogar sehr reiche Frucht. Auch das ist ein Trost für uns: Der Misserfolg ist auffälliger als der Erfolg. Aber er gehört dazu. Der vernünftige Landmann rechnet damit als mit etwas Selbstverständlichem. Das gilt schließlich von jeder menschlichen Arbeit. Ist es doch selbst in Gottes Schöpfung nicht anders. Also tu deine Arbeit, worin immer sie besteht, mit frohem Mut und gläubigem Gottvertrauen. Erfolglos ist sie nie, auch wenn du vielleicht lange warten mußt, ja wenn du die Augen schließen mußt, bevor du die Reife gesehen hast.

Bevor der Evangelist die Erklärung dieser Parabel bringt, teilt er mit, warum der Herr nun auf einmal nur in Parabeln zum Volke spricht. Das war den Jüngern aufgefallen, und so legen sie ihm zugleich mit der Bitte um Deutung der Gleichnisse (Mark. 4, 10) diese Frage vor (13, 10). In seiner Antwort will Jesus natürlich nicht sagen, daß es infolge göttlicher Prädestination ihnen gegeben sei, und dem Volke nicht, die Geheimnisse des Himmelreiches zu erkennen. Es ist vielmehr die Schuld der Menschen selbst. Auch ihnen ist durch die bisherigen Predigten Jesu die Wahrheit und Gnade angeboten worden. Aber sie haben es unterlassen, mit der Gnade mitzuarbeiten und so die Wahrheit innerlich zu verarbeiten, so daß sie hätte Frucht bringen können. Das jedoch haben die Jünger getan. Freilich nicht nur die zwölf, sondern auch manche andere (vgl. Mark. 4, 10), die deshalb nicht unter die „jene“ von Vers 11 zu rechnen sind. Deshalb gilt hier das allgemeine

12 Wort: „Wer hat, dem wird gegeben werden, so daß er Überfluß hat. Wer aber nicht hat, dem wird auch das, was er hat, weggenommen werden.“ Wer durch eigene Mitarbeit sich die Wahrheit und Gnade innerlich angeeignet hat, der wird immer mehr bekommen bis zum Überfluß. Bei den andern aber muß das ihnen Geschenke sich alsbald verflüchtigen. Das zeigt nicht nur das Beispiel des Volkes. Es wiederholt sich oft genug an solchen, denen in der Jugend die religiöse Erziehung nicht gefehlt hat. Die große Masse der Zuhörer Jesu ist durch diese ihre Schuld bereits in den Zustand der inneren Stumpfheit gekommen, den schon Jeremias dem Volke vorwirft (Jer. 5, 21): „Mit sehenden Augen sehen sie nicht und mit hörenden Ohren hören sie nicht.“ Deshalb spricht Jesus auch nur noch in Gleichnissen zu ihnen. So erfüllt sich an den Zeitgenossen Jesu vollends, was Jesaias schon seinen Zeitgenossen auf göttliches Geheiß hatte androhen müssen. Diese Verstocktheit ist nicht nur die selbstverschuldete Folge ihrer fortgesetzten Gleichgültigkeit gegen die Gnade. Sie ist auch geradezu von Gott beabsichtigt: Sie sollen nicht mehr sehen und hören. Nicht als ob Gott das ursprünglich beabsichtigt hätte. Das kann er ja nicht. Aber in seiner Gerechtigkeit will er sie nun gerade mit der Sünde strafen, in die sie selbst sich hineingebracht haben. Dieser Sinn tritt noch deutlicher zu Tage in dem Wortlaut der Zitate bei Markus und Lukas, aber auch im hebräischen Text des Jesaias selbst. Bei Matthäus findet sich nämlich merkwürdigerweise dieses Zitat gegen dessen sonstige Gewohnheit

aus der Septuaginta wiedergegeben. Es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, was manche Exegeten annehmen, gestützt auf Irenäus und einige altlateinische Übersetzungen, daß auch bei Matthäus diese Worte ursprünglich anders und mehr dem hebräischen Text entsprechend gelautet haben. Aus diesem Grunde also, und um die Prophezeiung zu erfüllen, will auch Jesus zum Volke nicht offen von den „Geheimnissen des Himmelreichs“ reden, sondern nur verdeckt durch Gleichnisse. Den Weg zum Himmelreich hat er ihnen klar und deutlich gezeigt (vgl. Bergpredigt) und tut dies auch fernerhin. Aber das innere Wesen und die Art des Himmelreiches, wie es sich entfaltet und wächst, so ganz gegen die Anschauungen und Erwartungen des Volkes, das zu hören, sind sie weder fähig noch würdig. Und man soll die Perlen nicht vor die Schweine werfen (7, 6). Freilich zeigt sich selbst in dieser Strafabsicht trotzdem seine Barmherzigkeit. Denn gerade dadurch, daß die Gleichnisse dem Volk das Wesen des Himmelreiches verhüllen wie Rätselsprüche, regen sie auch die Wissbegierde an. Und so werden sie, obwohl für die Masse eine Strafe, doch wieder für jeden einzelnen dieser Masse, der noch einigen guten Willen hat, zum Lockmittel, den Schleier zu lüften und in die Geheimnisse des Himmelreiches hineinzuschauen. Für alle Menschen gilt deshalb die Mahnung, die Jesus bei Markus (4, 24) den Jüngern gibt: „Achtet wohl darauf, wie ihr höret!“ Nicht nur flüchtig hören oder lesen, sondern auch in betrachtendem Gebet sich Gottes Wort aneignen!

DAS GLEICHNIS VOM UNKRAUT UNTER DEM WEIZEN.
Kap. 13 Vers 24—30.

(24) Ein anderes Gleichnis legte er ihnen vor und sprach: „Mit dem Himmelreich geht es gerade so, wie wenn einer einen guten Samen auf seinen Acker gesät hat. (25) Während aber die Leute schliefen, kam sein Feind, säte Unkraut dazwischen mitten unter den Weizen, und ging weg. (26) Als aber die Saat aufging und Frucht ansetzte, kam auch das Unkraut zum Vorschein. (27) Da gingen die Knechte des Hausherrn hin und sagten zu ihm: ‚Herr, du hast doch guten Samen auf deinen Acker gesät. Woher hat er nur das Unkraut?‘ (28) Der aber antwortete ihnen: ‚Das hat ein feindseliger Mensch getan.‘ Da fragten ihn die Knechte: ‚Sollen wir denn nicht hingehen und es zusammenlesen?‘ (29) Er aber sagte: ‚Nein. Ihr könntet sonst beim Sammeln des Unkrautes zugleich damit auch den Weizen ausrotten. (30) Laßt beides zusammen wachsen bis zur Ernte. Wenn dann die Erntezeit da ist, werde ich den Erntearbeitern sagen: Leset zuerst das Unkraut zusammen und bindet es in Bündel, um es zu verbrennen. Den Weizen aber bringt ein in meine Scheune.‘“

Auch dieses Gleichnis erklärt der Heiland in großen Zügen selber (Vers 37—43). Seine Gedanken weiter ausjudenken, hat er uns überlassen. Dabei muß man sich aber hüten — und das gilt von allen Gleichnissen —, in allen Einzelzügen, die lediglich der Ausmalung des Bildes dienen, auch eine besondere parabolische Bedeutung finden zu wollen. So mag es ja eine für

die Predigt ganz fruchtbare Anwendung sein, beim Schlafen der Leute darauf hinzuweisen, wie leicht durch Unachtsamkeit das Böse Zugang zu uns findet. Zum eigentlichen Sinn des Gleichnisses aber gehört das nicht. Denn der Heiland will weder sich selbst noch den Aposteln den Vorwurf machen, daß sie geschlafen haben. Der Sinn des Gleichnisses ist auch so tief und reichhaltig, daß es gar keiner Spielereien bedarf, um ihn zu vermehren. Nachdem schon das erste Gleichnis gezeigt hat, daß das Gute nicht überall Frucht bringen kann, weil es durch das Böse gehindert wird, beschäftigt sich das zweite Gleichnis ausführlicher mit dieser Frage. Denn die Apostel werden bald genug die Erfahrung machen, daß das Reich Gottes, das sie auf Erden ausbreiten sollen, keineswegs ihren jüdischen Träumen von einem Reich voll himmlischer Heiligkeit und Herrlichkeit entspricht, sondern daß es darin zum Teil sehr menschlich zugehen wird. Damit sie und ihre Nachfolger dadurch nicht irre werden am Reich selbst und sich nicht im Übereifer zu falschen Maßnahmen verleiten lassen, gibt ihnen Jesus Aufklärung über den Ursprung

24 und Sinn des Bösen im Gottesreich. Zwar hat der Menschensohn guten Samen auf seinen Acker, d. i. die Welt, gesät. Von den Aposteln als Säuleuten ist hier nicht direkt die Rede, und auch Jesu Handlung wird als eine einmalige dargestellt. Denn alle seine Predigt und Seelsorge, die sich bis ans Ende der Welt fortsetzt durch seine Apostel und deren Nachfolger, geht zurück auf die einmalige Tat, mit der er das Evangelium und dessen Gnade in die Welt gebracht hat. Aber dieser einmaligen guten Tat entspricht auch eine solche des Teufels. Dieser hat schon zu Anbeginn, im Paradiese, das Böse in die Welt gebracht, das sich seither weiterpflanzt sowohl durch die Erbsünden als auch durch die Sünden und Verführungen der einzelnen bösen

26 Menschen. Im Gleichnis heißt es: „Als die Saat aufging und Frucht ansetzte, kam auch das Unkraut zum Vorschein.“ Das paßt gut auf den Feld, der, solange die Halme noch grün sind, sich nur schwer vom Weizen unterscheiden läßt, so daß man ihn im Altertum sogar für entarteten Weizen hielt. In gleicher Weise kommt auch das Böse sowohl bei den einzelnen Menschen wie in ganzen Gemeinschaften erst allmählich richtig zum Vorschein. Ganz falsch wäre es aber, infolge einer verkehrten Vorstellung vom Wesen des Gottesreiches auf Erden, das Böse nun mit Stumpf und Stil aus-

29 rotten zu wollen. Der Hausherr verbietet das mit der Begründung: „Ihr könntet sonst beim Zusammenlesen des Unkrauts zugleich damit auch den Weizen ausrotten.“ Das Böse, obwohl von Gott weder gepflanzt noch gewollt, hat trotzdem im Vorsehungsplan Gottes seinen positiven Sinn. Denn nicht nur werden die Guten durch das Böse geprüft und zu neuer Energie im Guten angestachelt, sondern auch der einzelne böse Mensch kann und muß manches Gute wirken im Reiche Gottes. Auch ein unwürdiger Priester kann predigen und die Sakramente spenden. Auch unwürdige Päpste konnten die Kirche regieren. Der Christ muß deshalb wohl zu unterscheiden wissen zwischen dem Amt und der Person des Trägers. Ja das Gesagte gilt vom einzelnen

Menschen selbst. Denn infolge der Erbsünde liegt das Böse in unserer Seele nicht nur neben dem Guten, so wie der Unkrautsame neben dem Weizensamen liegt. Sondern der gute Same selbst in uns ist angesteckt vom Gifte. Unsere Leidenschaften sind an sich alle etwas Gutes, das zur Natur des Menschen gehört. Ein Mensch ohne Leidenschaften wäre unbrauchbar nicht nur für die Welt, sondern auch für das Reich Gottes. Das gilt von allen Leidenschaften, einschließlich der Sinnlichkeit, die alle im Paradies vorhanden waren. Aber der gute Trieb ist in der Wurzel vergiftet, so daß er sich nun einerseits da regt, wo er nicht sollte, und andererseits den Menschen über alles Maß hinaus mit sich fortreißt. Daher kommt es, daß aus derselben Wurzel, aus der unser Gutes hervorgeht, auch unser Böses herauschießt, und umgekehrt. Wäre dieser Mensch nicht so weich und sinnlich veranlagt, dann besäße er auch nicht dieses warme, mitfühlende Herz. Wäre jener nicht so gewalttätig von Natur, dann wäre er auch nicht so zäh im Guten. Dieser andere, dessen Schroffheit und kurz angebundene Art dich manchmal stößt, ist dir eben deshalb auch ein so treuer und zuverlässiger Freund in der Not. Würde jener dich nicht manchmal ärgern durch seine träge Gleichgültigkeit, dann kämest du in vielen Dingen auch nicht so gut mit ihm aus. Also die Triebe immer wieder beschneiden, wo das Böse sich zeigt, und die Wurzel veredeln, aber ja sie nicht ausreißen wollen! Das muß nicht nur jeder einzelne für sich selbst beachten, sondern auch jeder Seelsorger und Erzieher.

30 Darum also gebietet der kluge Hausherr: „Laßt beides zusammen wachsen bis zur Ernte.“ Dann wird er den Schnittern bzw. der Herr den Engeln den Auftrag geben, die Scheidung zu vollziehen. Also ganz andere erhalten diesen Auftrag, nicht die Knechte, d. h. die Apostel und ihre Nachfolger. Denn diese, die weder Gottes Reichspläne noch seine Absichten mit den einzelnen Menschen kennen, sind dazu gänzlich unfähig. Erst wenn alles ausgewachsen ist, auch wenn die Bösen ganz ausgewachsen sind zu „Tätern der Gesetzeslosigkeit“, d. h. solchen, die nicht nur da und dort aus Schwäche gefallen sind, sondern von innen heraus das Böse tun, weil sie zu Feinden des Gesetzes und Gottes geworden sind (vgl. S. 103 u. 178 ff.), dann wird die entsprechende ewige Scheidung stattfinden. Und dann erst wird das Reich Gottes die Heiligkeits- und Herrlichkeitsform annehmen, die Jesu Zeitgenossen fälschlicherweise zu früh erwartet haben: „dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne im Reiche ihres Vaters“.

DIE GLEICHNISSE VOM SENFKORN UND VOM SAUERTEIG. Kap. 13 Vers 31—33 (Mark. 4, 30—32; Luk. 13, 18—21).

(31) Noch ein anderes Gleichnis legte er ihnen vor und sprach: „Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, das einer nahm und in seinen Acker säte. (32) Das ist zwar das kleinste von allen Samenkörnern. Wenn es aber ausgewachsen ist, ist es das größte unter den Gartengewächsen und wird zu einem Baum, so daß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen nisten.“

(33) Wieder ein anderes Gleichnis sagte er ihnen: „Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteig, den ein Weib nahm und in drei Maß Mehl hineinmischte, bis das Ganze durchsäuert war.“

Es kommt dem Heiland hauptsächlich darauf an, seinen Jüngern einen richtigen Begriff zu geben vom Wesen und Werden des Gottesreiches. Darum sucht er nach stets neuen Bildern, wie sich das widerspiegelt in seiner Überlegung bei Markus (4, 30): „Wie können wir ein Bild finden für das Reich Gottes, oder in was für einem Gleichnis sollen wir es darstellen?“ Zwar haben die Jünger schon aus den bisherigen Gleichnissen ersehen können, daß das Reich Gottes ganz anders sich verwirklicht, als sie nach ihren gewohnten jüdischen Anschauungen es erwartet haben: daß es allmählich und unter Hindernissen heranwachsen und reifen muß. Aber gerade wie das möglich sein soll, ist ihnen noch völlig unklar. Johannes hatte sie doch belehrt, das Reich Gottes werde eine große, die Welt erfassende Umwälzung bringen. Indes von dieser Umwälzung war rein nichts zu sehen. Denn bis jetzt bestand das Reich aus einem kleinen Häuflein Menschen, die mitten unter den andern Menschen lebten. Zu irgend einer großen Aktion, wie Johannes sie vom Messias angekündigt hatte, machte Jesus nicht im mindesten Miene. Während er mit ihnen wandert und lehrt, geht im übrigen das Leben seinen gewohnten Gang weiter. Über solche Bedenken geben ihnen die beiden folgenden Gleichnisse Aufschluß: Das Reich Gottes wird nicht wie irdische Reiche gegründet und vergrößert durch lärmende Eroberungszüge, in denen Land an Land gereiht wird. Es muß wachsen aus eigener innerer Kraft. Wenn die Schar der Teilnehmer am Reich auch jetzt noch gering ist und ganz unter der Masse

31 verschwindet, so gleicht eben hierin das Reich Gottes einem Senfkörnlein. Das ist zwar nicht buchstäblich das kleinste aller Samenkörner. Aber sprichwörtlich galt es dafür. Und doch, wenn es ausgewachsen ist, überragt es alle Gartengewächse an Größe und wird geradezu zu einem Baum. Gibt es doch am Ufer des Jordan Senfstaude von 3–4 Meter Höhe, die von den Arabern Senfbäume genannt werden. So ist auch jetzt das Himmelreich kleiner als irgend ein politisches Reich der Erde, wird aber einmal alle an Größe und Weite übertreffen, nicht infolge äußerer Eroberungen, sondern infolge der ihm innewohnenden Triebkraft. Darin steckt ein Gedanke, der zu allen Zeiten höchster Beachtung wert ist. Wohl kann die Kirche auch durch die Macht des Schwertes äußerlich ausgebreitet werden. Für das Reich Gottes aber ist damit nichts gewonnen, wenn die Menschen nicht von der inneren Triebkraft des Heiligen Geistes erfaßt sind. Denn nicht, wer das Credo mit dem Munde spricht, ist Mitglied des Reiches, sondern wer es aus dem Herzen lebt. Darum ist auch bei kirchlichen Organisationen aller Art darauf zu achten, daß sie nicht nur durch äußeren Betrieb künstlich zusammengehalten und auf eine möglichst hohe Teilnehmerzahl hinaufgeschraubt werden, sondern daß sie aus dem Geist herauswachsen, wenn auch im Anfang noch so bescheiden. Sonst werden sie ganz von selbst verdorren. Und in der Zeit

der Drangsale werden sie zusammenstürzen wie ausgehöhlte Bäume im Sturm. Eine weitere Ausdeutung der einzelnen Züge des Bildes, z. B. der Vögel, die in den Zweigen nisten, auf die Völker der Erde, geht über den Sinn hinaus und zersplittert die Kraft des Gedankens.

Freilich bleibt die Frage immer offen, in welcher Weise das jetzt noch so kleine und in der Masse der Menschen verborgene Gottesreich sich durchsetzen werde, um zu dieser in die Augen fallenden Größe zu gelangen. Diese Frage beantwortet das folgende Gleichnis: Es ist jetzt (zu Jesu Zeiten) tatsächlich **88** noch wie eine kleine Masse Sauerteig, die ein Weib — das Backen war Sache der Frauen — in die verhältnismäßig große Masse von drei Sea, das sind fast 40 Liter Mehl, hineinnischt. Das bishen Sauerteig verschwindet ganz in dieser Menge des ungesäuerten Mehlteiges. Aber laß ihm nur Zeit genug. — Irgendwo im Talmud steht: „Die Töchter von Lybba kneteten ihren Teig, gingen hinauf nach Jerusalem, beteten und kamen wieder hinab, ehe er durchsäuert war.“ — Du weißt nicht, wie es geschah. Aber auf einmal ist die ganze Masse durchsäuert. In gleicher Weise wird das Evangelium sich durchsetzen. Es wäre aber eine ganz verkehrte Auslegung der Parabel, wollte man das auf die Tatsache beziehen, daß im Laufe der Geschichte auch nichtchristliche Völker und Menschen manches aus der Sittenlehre des Christentums sich angeeignet haben (Abschaffung der Sklaverei, Emanzipation der Frau, Humanität usw.). Wer den einen oder anderen christlichen Gedanken sich angeeignet hat, gehört nach Jesu Auffassung noch lange nicht zum Reiche Gottes, sondern nur der, der den ganzen lebenskräftigen Glauben des Evangeliums besitzt. In einem solchen Menschen allerdings entfaltet das Evangelium seine durchsäuernde Kraft, vorausgesetzt natürlich, daß er den göttlichen Samen auch wirklich in gutes Erdreich aufgenommen hat (Vers 8 u. 23). Darauf kommt alles an. Es genügt nicht, einige religiöse Übungen zu machen, ja nicht einmal, täglich zu kommunizieren. Die Glaubenswahrheit muß unser ganzes Denken und Fühlen und Wollen durchdringen, so daß sie Gesinnung in uns wird, aus der heraus wir leben. Sonst bist du nur ein dressierter Christ. So wie dressierte Tiere die merkwürdigsten Kunststücke machen und doch nichts denken können. Dazu ist besinnliche Lesung notwendig und betrachtendes Gebet.

ABSCHLUSS DER GLEICHNISREDE VOR DEM VOLK UND ERKLÄRUNG DES GLEICHNISSES VOM UNKRAUT. Kap. 13 Vers 34—43 (vgl. Mark. 4, 33 u. 34).

(34) Das alles redete Jesus in Gleichnisform zum Volk, und ohne Gleichnis redete er nichts zu ihnen, (35) damit sich das Wort des Propheten erfüllte, der sagt: „Ich will meinen Mund zu Gleichnissen auftun, will Dinge aussprechen, die seit Grundlegung der Welt verborgen waren“ (Ps. 78, 2).

36) Darauf entließ Jesus das Volk und ging nach Hause. Und die Jünger traten an ihn heran und sagten: „Erkläre uns das Gleichnis vom

Unkraut auf dem Acker.“ (37) Da hub er an und sagte: „Der den guten Samen säte, das ist der Menschensohn. (38) Der Acker aber ist die Welt. Der gute Same, das sind die Kinder des Reiches. Das Unkraut aber, das sind die Kinder des Bösen. (39) Der Feind, der es säte, ist der Teufel. Die Ernte ist das Ende der Welt. Die Erntearbeiter aber sind Engel. (40) Wie nun das Unkraut zusammengelesen und im Feuer verbrannt wird, so wird es auch sein am Ende der Welt: (41) Der Menschensohn wird seine Engel aussenden, und sie werden aus seinem Reich alle Verführer und Täter der Gesetzeslosigkeit zusammenbringen (42) und werden sie in den Feuerofen werfen. Dort wird das Heulen und Zähneknirschen sein. (43) Dann werden die Gerechten aufstrahlen wie die Sonne im Reiche ihres Vaters. Wer Ohren hat, der höre.“

DIE GLEICHNISSE VOM VERGRABENEN SCHATZ, DER KOSTBAREN PERLE UND VOM FISCHNETZ. Kap. 13 Vers 44–52.

(44) „Das Himmelreich ist gleich einem im Acker vergrabenen Schatz, den einer fand und wieder zudeckte, Und in seiner Freude darüber ging er hin, verkaufte seine ganze Habe und kaufte jenen Acker. (45) Wiederum ist das Himmelreich gleich einem Kaufmann, der schöne Perlen suchte. (46) Als er eine sehr wertvolle Perle fand, ging er hin, verkaufte seine ganze Habe und kaufte sie.

(47) Wiederum gleicht das Himmelreich einem Schleppnetz, das ins Meer geworfen wurde und Fische aller Art zusammenbrachte. (48) Als es voll war, zogen sie es auf den Strand, setzten sich hin und lasen die guten in Gefäße, die schlechten aber warfen sie hinaus. (49) So wird es sein am Ende der Welt: Die Engel werden ausziehen und die Bösen von den Gerechten aussondern (50) und in den Feuerofen werfen. Dort wird das Heulen und Zähneknirschen sein. (51) Habt ihr das alles verstanden?“ Sie antworteten ihm: „Ja.“ (52) Da sagte er zu ihnen: „Deshalb gleicht jeder Schriftgelehrte, der die Schule des Himmelreiches durchgemacht hat, einem Hausherrn, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorholt.“

Noch einmal, am Schluß der Gleichnisrede ans Volk, weist Matthäus 34 auf das Merkwürdige hin, daß Jesus das alles nur in Gleichnisform zum Volke gesprochen hat, und daß er überhaupt von jetzt an diese Form beibehielt (vgl. auch Matth. 21, 28 ff.). Das letztere deutet der Wechsel des griechischen Tempus an (erst Aorist, dann Imperfekt). Noch deutlicher sagt es Markus (4, 33 u. 34). Wenn Markus bezeichnenderweise hinzufügt: „entsprechend ihrer Fähigkeit zu hören“, ist damit nicht nur nochmals auf den Strafcharakter dieser Lehrform hingewiesen, sondern auch auf die trotzdem darin enthaltene gütige Absicht, wenigstens noch, soweit sie dazu fähig und willens waren, ihre Neugierde und damit Heilsbegierde anzulocken. Matthäus 35 aber sieht in seiner sinnigen Weise, in der ihm das ganze Alte Testament wie ein Schattenspiel und Vorspiel des Lebens Christi erscheint, noch eine weitere Prophezeiung hierin erfüllt. Asaph gibt im Psalm 78 einen Überblick über die Geschichte des Volkes Israel vom Auszug aus Ägypten bis David und

Salomo. Aber nicht, um Geschichte zu lehren, sondern damit seine Zeitgenossen aus dem Ungehorsam des früheren Volkes gegen Gottes Gnadenführung Schlüsse ziehen sollen auf die Gegenwart. Darum sagt er im Eingang, er wolle in Gleichnissen und Rätseln reden. Matthäus gibt den Eingangssvers in absichtlich freier Übersetzung, um noch deutlicher hervortreten zu lassen, wie der Psalmist in dieser seiner Lehrweise ein Vorbild Christi war, das aber in Christus eine viel tiefere und vollendete Erfüllung gefunden hat. Denn während Asaph nur Beispiele aus der frühen Geschichte des Volkes bringt, um es für seine Gegenwart zu belehren, enthüllt Jesus in seinen Gleichnissen Geheimnisse, die seit Gründung der Welt zwar in Gottes Gnadenbeschluss vorhanden, den Menschen aber gänzlich verborgen waren: die Geheimnisse des Reiches Gottes. Der Name Asaph ist im Texte des Matthäus nicht genannt. Es heißt nur: „das Wort des Propheten“. Einige alte Handschriften aber fügen ein: „Jesaias“, und aus Eusebius und Hieronymus wissen wir, daß damals sehr viele Handschriften ebenso lasen, daß diese Lesart mithin schon ins 2. Jahrhundert hinaufgeht. Mehrere Erregten schließen daraus, daß der Name Jesaias wirklich ursprünglich von Matthäus geschrieben, später aber, weil er unrichtig ist, getilgt worden sei. Der Irrtum, meint Zahn, könne so erklärt werden, daß Matthäus den Namen Jesaias schon in seiner Vorlage gefunden und ohne weitere Überlegung übernommen habe. Mit der Inspiration ließe sich das zwar vereinbaren (vgl. viele solche übernommene Texte im Alten Testament, wo der heilige Verfasser keineswegs zugleich für die absolute Richtigkeit bürgen will). Aber es ist doch wahrscheinlicher, daß der Name Jesaias eine schon sehr alte falsche Interpolation ist in Erinnerung an Vers 14 ff. des gleichen Kapitels. Zwar ist es richtig: Weder bei Matthäus noch sonst im Neuen Testament wird in einem Zitat dem Verfasser einer poetischen Schrift der Titel „Prophet“ gegeben. Aber ebenso richtig ist, was Villerbedt im ersten Band des talmudischen Kommentars zum Neuen Testament S. 670 schreibt und belegt: „Als Prophet konnte jeder bezeichnet werden, durch den der Heilige Geist, d. h. der Geist der Inspiration, der prophetischen Begabung, redete.“ Darum heißt schon 2 Chron. 29, 30 derselbe Asaph „der Seher“.

Im Anschluß an die Erklärung des Gleichnisses vom Unkraut trägt Jesus noch drei weitere Gleichnisse vor, diesmal nur im engeren Kreis der Jünger. Denn es sind noch einige Mißverständnisse zu beseitigen, die durch die bisherigen Gleichnisse entstehen könnten. Es konnte nämlich den Anschein haben, als genüge es, das Wort in einem guten Herzen aufzunehmen. Dann wachse und entwickle es sich von selbst gleichsam wie durch einen Naturprozeß, zu dem der Mensch weiter nichts mehr beizutragen habe. Besonders das letzte Gleichnis vom Sauerreig schien diese falsche Auffassung zu begünstigen. Demgegenüber zeigen die beiden folgenden kurzen Gleichnisse, wie der Mensch auch seinerseits alles dransetzen muß, um das Himmelreich zu gewinnen. Denn es ist von so überraschendem Wert, daß kein Opfer dafür zu groß ist. Allerdings

44 wird man die Handlungsweise des glücklichen Schatzfinders nicht für moralisch einwandfrei erklären können. Ebenso wie es vom kaufmännischen Standpunkt aus immerhin ein Risiko war, mit dem Erwerb der Perle alles sozusagen auf eine Karte zu setzen. Aber der Heiland liebt es auch sonst, seine Gleichnisse aus dem Leben zu nehmen, so wie es tatsächlich ist (vgl. Luf. 16, 1 ff.; 18, 1 ff.). Gerade dieser Zug des Gleichnisses, wie die beiden sich hinwegsetzen über alle moralischen und kaufmännischen Bedenken, um nur ja den kostbaren Schatz sich anzueignen, rückt die Wahrheit um so stärker ins Licht, daß der Mensch sich über alle irdischen Bedenken hinwegsetzen muß, wenn es gilt, das Himmelreich zu erwerben. Dieser persönliche Eifer und Wagemut aber ist für jeden gleich notwendig, sei es, daß ihm Gottes Wahrheit und Gnade ganz ohne sein Zutun geschenkt wird, wie jenem, der zufällig den Schatz im Acker fand, sei es, daß er lange darnach gesucht hat, wie jener Kaufmann, der große, anstrengende Reisen dafür unternommen hat (das dem griechischen Wort für Kaufmann entsprechende Verbum heißt ursprünglich reisen, besonders zur See). Beide müssen, sobald das Evangelium gefunden ist, nun auch alle ihre Energie dransetzen, es sich anzueignen. Damit ist wohl der Hauptgedanke der beiden kleinen Parabeln ausgesprochen. Natürlich läßt sich der Gedanke noch weiter ausbetrachten, wie verborgen die Schätze der Religion den meisten Menschen sind. Sie sind tatsächlich vergraben im Acker der Welt, so daß die Mehrzahl der Menschen in den Sorgen und Arbeiten und Vergnügungen des Alltags darüber hinweghastet, ohne zu ahnen, welche Trost- und Kraft- und Ruhequellen für das Leben da unten verborgen sind. Man muß sie wirklich erst ausgraben und darf die Mühe des Grabens nicht scheuen, auch wenn man anfangs nur auf steinigem Boden stößt. Und ebenso ist es wahr, daß nicht jeder den Wert einer echten Perle zu erkennen vermag. Wessen Auge nicht geübt ist, der wirft sie weg und wählt dafür eine glitzernde Glasperle. Nur tiefere Menschen, denen Nachdenken und Lebenserfahrung den Blick geschärft haben für die wahre Seinsordnung der Dinge, merken den Unterschied zwischen den ewigen Gütern, die unsere Seele ausfüllen, und den irdischen Gütern, die unsere Leidenschaft gierig verschlingt, ohne je von ihnen gesättigt zu werden.

Noch einmal, in der letzten Parabel, macht Jesus seine Jünger auf etwas aufmerksam, was er ihnen zwar schon in dem Gleichnis vom Unkraut erklärt hat, was ihnen aber am schwersten in den Kopf will: Warum Jesus nicht mit dem Weltgericht anfängt, sondern es auf das Ende verschiebt. Denn nicht nur Johannes hatte fast ausschließlich vom Gericht des Messias gepredigt. Die ganze damalige Zeit erwartete gespannt dieses Gericht, das schon die alten Propheten für die Zeit des Messias angekündigt hatten, und mit dessen Ausmalung die glühende Phantasie der zahlreichen damaligen Apokalyptriker sich 47 beschäftigte. Zugleich sagt ihnen das Gleichnis vom Schleppnetz noch deutlicher als das vom Unkraut im Acker, daß die „Kinder des Bösen“ nicht nur in der das Gottesreich umgebenden und es bekämpfenden Welt (vgl. „der Acker

ist die Welt", Vers 38) sich finden werden, sondern mitten drin im Gottesreich auf Erden. Das bringt schon notwendig die Art seiner Ausbreitung, der Verkündigung des Evangeliums, mit sich. Denn so wenig die Fischer, die einen guten Fang tun wollen, jeden Fisch einzeln im Wasser untersuchen können, so wenig können die Apostel und ihre Nachfolger jeden Gläubigen zuvor einem strengen Noviziat unterwerfen. Das würde überdies auch gar nichts helfen. Selbst in der von Jesus persönlich ausgewählten Schar der Zwölf war ein Judas. Also sollen sie sich auch gar nicht hindern lassen, ihre apostolische Arbeit mutig und in großem Stile weiter zu treiben. Sie kämen sonst 49 zu nichts. Die Scheidung erfolgt am Ende. Dieses Gleichnis kann jedem enttäuschten Seelsorger immer wieder von neuem Mut machen.

Auf seine Frage, ob sie nun diese letzten Gleichnisse, die er nicht mehr er- 51 klärt, verstanden haben, können sie mit einem kräftigen „Ja“ antworten. Jesus freut sich darüber. Seine Schüler haben also Fortschritte gemacht. Und er ermuntert sie zu weiterem Voranschreiten in der Schule des Himmelreichs. Bald werden sie imstande sein, selbst als Lehrer des Himmelreichs auf- 52 zutreten. Ein solcher Lehrer gleicht einem wohlhabenden Hausherrn, dessen Stolz es ist, den Gästen neben den alten in der Familie gut bewahrten Erb- stücken auch manches Neue zu zeigen und vorzulegen, das er selbst dazu erworben hat. So werden sie, wenn sie solche Fortschritte machen in der Erkenntnis der Geheimnisse des Himmelreichs, später imstande sein, zu den aus dem Alten Testament überkommenen religiösen Schätzen auch die des Neuen Testaments hinzuzufügen und je nach Bedarf für ihre Hörer zu verwerten. Man kann die herzliche Freude des Heilandes über diesen Lehrerfolg bei seinen Jüngern mitfühlen, die um so größer war, je stumpfsinniger das Volk seinen Gedanken gegenüberstand. Auch die Jünger werden nicht wenig stolz gewesen sein über dieses gütige Lob. Und es ist ihnen auch zu gönnen. Denn ihr göttlicher Lehrmeister ließ es sonst auch an strengem Tadel nicht fehlen.

Eines fällt noch besonders auf bei diesen Gleichnisreden Jesu, namentlich im Gegensatz zu den Apokalyptikern seiner Zeit: die klassische Maßhaltung seiner Phantasie. Es sind ja lauter Bilderreden, in denen er seine Gedanken ausdrückt. Aber keine grell aufblitzende, tosende, schäumende, von Leidenschaft gehegte, sinnverwirrende, betäubende Bilder wie in den damaligen apokalyptischen Schriften. Aus der stillen Natur, aus dem geräuschlosen Alltagsleben entnommen, fließen sie dahin wie ein klarer, frischer Bach. Und doch bergen sie eine Gedankenfülle in sich, durchdringen alle Höhen und Tiefen des Seelenlebens, alle Weiten der Zeiten, daß sie zum Meere werden, in das man sich versenken kann, ohne auf den Grund zu kommen. Sie sind eben aus einem Menscheng Geist geflossen, in dem Gottes Geist sich spiegelt wie die Sonne in einem Vergsee.

JESUS IN SEINER VATERSTADT. Kap. 13 Vers 53–58
(*Mark. 6, 1–6; Luk. 4, 16–30*).

(53) Als Jesus zu Ende war mit diesen Gleichnisreden, ging er von dort weg. (54) Und er kam in seine Vaterstadt und lehrte sie in ihrer Synagoge, so daß sie ganz außer Fassung kamen und sagten: „Woher hat der diese Weisheit und die Wunderkräfte? (55) Ist der da nicht der Sohn des Zimmermanns? Heißt nicht seine Mutter Maria und seine Brüder Jakobus und Joseph und Simon und Judas? (56) Und leben nicht seine Schwestern alle bei uns? Woher hat der also das alles?“ (57) Und sie stießen sich an ihm. Jesus aber sagte zu ihnen: „Ein Prophet wird nicht mißachtet, außer in seiner Heimat und in seiner Familie.“ (58) Und er wirkte dort nicht viele Wunder wegen ihres Unglaubens.

Man darf die Verse 53 und 54 nicht miteinander verbinden und über-
53 setzen: „Jesus ging von dort weg und kam in seine Vaterstadt.“ Denn der Evangelist will nicht sagen, daß Jesus nach Beendigung der Parabelrede den Ausflug nach Nazareth unternommen habe. In solchen Fällen pflegt er sich anders auszudrücken (vgl. 12, 9; 15, 29; 19, 1 griechisch). Er will lediglich aus dem bereits geschilderten Wanderleben Jesu ein neues, besonders starkes Beispiel der Ablehnung anführen, die Jesus widerfahren ist. Auch aus Markus, der mit ähnlichen Überleitungsworten diese Geschichte an den Bericht der Auferweckung der Tochter des Jairus anreicht, läßt sich über die Zeit nichts Bestimmtes entnehmen, da auch Markus nicht ausschließlich nach chronologischen, sondern ebenfalls nach sachlichen Gesichtspunkten seinen Stoff anordnet. Lukas stellt zwar den Besuch in Nazareth an den Anfang seiner Erzählungen von der Lehrtätigkeit Jesu. Jedoch geht auch aus seiner Darstellung hervor, daß Jesus mindestens schon eine Zeit lang in Kapharnaum gewirkt haben muß. Nur so viel also läßt sich aus Markus entnehmen, daß Jesus eines Tages von Kapharnaum aus mit seinen Jüngern einen Ausflug nach Nazareth unternommen hat. Wenn — nebenbei bemerkt — auch Markus statt „nach Nazareth“ sagt: „in seine Vaterstadt“, obwohl er nirgendwo wie Matthäus davon berichtet hat, daß Jesus aus Nazareth stammte, so ist auch das wieder eines von den vielen Anzeichen dafür, daß nicht Markus dem Matthäus als Vorlage gedient hat, sondern umgekehrt. Diese Reise konnte Jesus, wenn er tüchtig ging, in einem Tag machen. Es sind ungefähr dreißig Kilometer. Er muß offenbar schon lange, d. h. seit seiner Taufe — das wären also jetzt gut zwei Jahre oder darüber (vgl. S. 38 ff.) — nicht mehr in Nazareth gewesen sein. Denn aus den Fragen, die die Nazarethaner untereinander stellen, geht hervor, daß sie ihn, teilweise wenigstens, erst gar nicht mehr recht erkannten, als sie ihn in der Synagoge auf der Rednerbühne sitzen
54 sahen. Wie es auch sonst seine Gewohnheit war (4, 23), lehrte er sie in der Synagoge. Markus fügt bei, „da gerade Sabbat war“. Gottesdienste wurden nämlich außer an Festtagen auch am Mittwoch und Donnerstag gehalten. Aber dabei wurden keine Propheten vorgelesen (Luk. 4, 17 ff.). Synagogen gab es in jedem Städtchen und größeren Dorf. Jerusalem soll deren sogar

über vierhundert besessen haben. An größeren Orten war die Synagoge gewöhnlich ein basilikaartiger Bau mit Säulenreihen, der aus zwei Räumen bestand. Im größeren Raum saßen die Andächtigen, das Gesicht zu dem Vorbeter oder Prediger gerichtet, der seinen Platz auf einer Erhöhung hatte. Hinter dieser schloß ein Vorhang einen kleineren Raum ab, das sogenannte „Heilige“. Darin befand sich ein Schrein, der die sorgfältig in Lächer eingewickelten Schriftrollen barg, zu oberst die Tora, d. h. die fünf Bücher Moses. Diese Bücher waren Pergamentrollen, zu deren Herstellung man die Felle von levitisch reinen Haustieren oder von entsprechendem Wild, z. B. Gazellen, benutzte. Im ersten Teil des Gottesdienstes wurde das Schemaa rezitiert und das Achtzehngebet verrichtet (siehe S. 80), wobei die Gemeinde stehend auf die Worte des Vorstehers mit Amen antwortete und die sonstigen Responsorien sprach. Hierauf folgte die Lesung aus dem Gesetze des Moses, die für jeden Festtag und Sabbat festgelegt war. Der Synagogendiener forderte dazu die vom Synagogenvorsteher bezeichneten Personen, deren Zahl je nach der Bedeutung des Tages wechselte, der Reihe nach auf, auf die Tribüne zu kommen, und übergab ihnen die Gesetzesrolle.

Nach der Lesung des Gesetzes wurde am Sabbat auch ein Stück aus den Propheten vorgelesen, dessen Wahl dem Vorleser zur Zeit Jesu noch freistand. Jeder, der dazu fähig war, durfte vorlesen und auch im Anschluß daran eine Predigt halten, nach welcher der Gottesdienst, falls ein Priester vorhanden war, mit dem priesterlichen Segen schloß. Diese Gelegenheit also benützte Jesus, um auch seinen engeren Mitbürgern zu predigen.

Die Wirkung war zunächst die gleiche wie überall: „Sie gerieten ganz außer Fassung“ oder „sie wurden ganz betäubt“, sagt der Evangelist wie auch sonst öfters. Jesus muß auf seine Zuhörer einen ganz überwältigenden Eindruck gemacht haben, den wir uns gar nicht vorstellen können. Aber die Stimmung schlug bald um. Schon das verächtliche „der“ in ihrer Frage zeigt das an. Denn obwohl er inmitten der stattlichen Gefolgschaft seiner Jünger, lauter fremder Personen, wie ein Rabbi unter ihnen auftritt (Mark. 55 6, 1), erkennen sie doch bald in ihm „den Sohn des Zimmermanns“. Aus dieser Ausdrucksweise läßt sich schließen, daß Joseph schon lange tot war (vgl. dagegen: „heißt seine Mutter nicht Maria?“). Er wird ja auch sonst seit der Reise mit dem zwölfjährigen Jesusknaben nach Jerusalem nicht mehr erwähnt. Nach Markus nennen sie auch Jesus selbst „den Zimmermann“. Er hat also offenbar nach dem Tode seines Vaters dessen Handwerk weiter betrieben, um sich und seine Mutter zu ernähren. Nach dem uralten, apokryphen Thomasevangelium bestand diese Arbeit hauptsächlich in der Anfertigung von Jochen und Pflügen. Aber nicht sein Handwerk war der Grund, weshalb seine Mitbürger ihn verachteten. Sehr viele Schriftgelehrte verdienten sich ihr Brot durch die Ausübung eines Handwerks, zumal es verboten war, sich für die Erteilung des höheren Unterrichts bezahlen zu lassen. Es war vielmehr der Neid gegen ihren Mitbürger. Sie kennen doch alle seine Brüder

56 mit Namen. Und seine Schwestern, deren er eine ganze Zahl gehabt zu haben scheint, sind in Nazareth verheiratet. So einer kann und darf doch nicht mehr sein als sie! Die Nazarethaner sind eben wie alle Menschen: wer ihnen was sagen will, muß zum mindesten den Nimbus weiter Ferne haben. Sonst ist 57 es nicht der Mühe wert, ihn zu hören. Und „so stießen sie sich an ihm“. Und zwar nicht nur die andern, sondern zum großen Teil auch seine nächsten Verwandten, wie das aus den Worten Jesu sowohl bei Matthäus wie besonders deutlich bei Markus hervorgeht. Das paßt ja auch ganz zu der Schilderung der „Brüder“ (12, 46 ff.). Nebenbei bemerkt, macht es schon deren große Zahl sehr unwahrscheinlich, daß es sich um leibliche Brüder und Schwestern Jesu gehandelt habe, zumal Joseph gewiß schon früh gestorben ist. Auch benehmen sich die „Brüder“ (12, 46 ff.) wie ältere Verwandte gegenüber dem jüngeren. (Weiteres darüber siehe S. 185 f.) Maria war übrigens zu der Zeit offenbar nicht in Nazareth. Sonst würden sie nicht fragen: „heißt seine Mutter nicht Maria?“ Sie ist wohl seinerzeit mit Jesus nach Kapharnaum übergesiedelt (vgl. Joh. 2, 12 und siehe S. 38 ff.). Jesus faßt seine Eindrücke in die scharfen Worte: „Ein Prophet wird nicht mißachtet außer in seiner Heimat und in seiner Familie.“ Tatsächlich, wenn er auch vielfach auf Unglauben gestoßen ist: die einem berühmten Lehrer und Wundertäter schuldige Ehre hat man ihm doch nicht verweigert, und selbst seine Gegner pfl egten, wenn sie mit ihm redeten, wenigstens die Formen der Höflichkeit zu wahren. Was aber die erbosten Nazarethaner noch weiter mit ihm vorhatten, und wie Jesus in majestätischer Ruhe ihren Anschlag vereitelte, erzählt Lukas 58 (4, 28–30). Er wirkte deshalb, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, auch nicht viele Wunder. Die Wunder, von denen die Nazarethaner sprachen, waren die in Kapharnaum und sonstwo geschehenen (Luk. 4, 23). Ja, Markus erzählt, er konnte außer einigen wenigen Heilungen gar keine Wunder unter ihnen wirken (6, 5). Sie brachten ihm also nicht einmal ihre Kranken, trotz allem, was sie von seinen Wunderheilungen gehört hatten. So weit ging ihre Verblendung. Psychologisch ist dies leicht zu deuten. Der schuld bare Unglaube, der sich gegen die sichtbare Wahrheit stemmt, wird schließlich zum Haß, der Gott vernichten möchte, aber am Ende nur sich selber schadet. Markus fügt noch bei, Jesus habe sich gewundert über ihren Unglauben. Zweimal lesen wir im Evangelium, daß Jesus sich gewundert hat: Einmal über den Glauben des heidnischen Hauptmanns (Matth. 8, 10), und das zweite Mal über den Unglauben seiner Mitbürger (Mark. 6, 6). Der Glaube ist ihm eben das Wichtigste auf Erden, was ihn am meisten an den Menschen interessiert.

JESUS SCHRÄNKT SEINE ÖFFENTLICHE TÄTIGKEIT EIN UND WIDMET SICH HAUPTSÄCHLICH DER UNTERWEISUNG SEINER JÜNGER. Kap. 14 Vers 1 bis Kap. 18 Vers 35.

HINRICHTUNG DES TÄUFERS. Kap. 14 Vers 1—13 (Mark. 6, 14—29; Luk. 9, 7—9; vgl. 3, 19 u. 20).

(1) In jener Zeit kam dem Vierfürst Herodes zu Ohren, was man über Jesus redete. (2) Da sagte er zu seinen Hofleuten: „Das ist Johannes der Täufer. Der ist von den Toten auferstanden, und deshalb sind jetzt die Wunderkräfte in ihm wirksam.“ (3) Herodes hatte nämlich den Johannes festnehmen und binden und ins Gefängnis legen lassen wegen der Herodias, der Ehefrau seines Bruders Philippus. (4) Denn Johannes hatte zu ihm gesagt: „Du darfst sie nicht haben.“ (5) Und er hätte ihn gerne töten lassen, fürchtete sich aber vor dem Volk, weil sie ihn für einen Propheten hielten. (6) Als nun Herodes Geburtstag hatte, tanzte die Tochter der Herodias vor der ganzen Festgesellschaft und gefiel dem Herodes so gut, (7) daß er ihr unter einem Eidschwur versprach, er wolle ihr alles geben, was sie von ihm erbitte. (8) Die aber sagte, angestiftet von ihrer Mutter: „Gib mir hier auf einer Schüssel den Kopf Johannes' des Täufers.“ (9) Da wurde der König zwar betrübt. Aber wegen seiner Eidschwüre und aus Rücksicht auf die Gäste befahl er, man solle ihn ihr geben. (10) So schickte er also hin und ließ den Johannes im Gefängnis enthaupten. (11) Und sein Kopf wurde auf einer Schüssel gebracht und dem Mädchen gegeben, und die brachte ihn ihrer Mutter. (12) Hierauf kamen die Jünger des Johannes herbei, nahmen seinen Leichnam und begruben ihn. Dann gingen sie und meldeten es Jesus. (13) Auf diese Nachricht hin zog Jesus sich von dort zu Schiff zurück an einen einsamen Ort, um allein zu sein. Als aber die Volksscharen das hörten, folgten sie ihm aus den Städten zu Fuß nach.

1 „In jener Zeit“ ist eine sehr allgemeine Zeitbestimmung bei Matthäus und eigentlich nur formelhafte Anknüpfung (vgl. 3, 1). Genauer ist aus Markus zu entnehmen (vgl. Lukas). Markus hat nämlich unmittelbar vorher den Bericht von der Ausfendung der Apostel und deren Wirksamkeit. Im Anschluß daran fährt er fort: „Und der König Herodes hörte davon. Denn sein [Jesus] Name wurde bekannt“ (Mark. 6, 14). Herodes, der „Vierfürst“, wie sein eigentlicher Titel heißt — ursprünglich Herrscher über den vierten Teil eines Gebietes, dann kleiner, abhängiger Fürst überhaupt —, wird gewöhnlich, wenn er nicht gerade in seiner Burg Machärus, tief unten im südlichen Peräa, weilte, in der von ihm erbauten Stadt Tiberias südlich von Magdala am Westufer des Gennesaretsees gewohnt haben, während Jesus seine bisherige Haupttätigkeit in der Gegend von Kapharnaum und nördlich davon (vgl. 11, 21) entfaltet hatte. Da ist es begreiflich, daß Herodes, der überhaupt sich mit religiösen Fragen nicht befaßte, bisher noch nicht sehr viel von Jesus gehört bzw. dem Gehörten keine Beachtung geschenkt hatte, zumal die richtigen Juden gerne einen Bogen um die mit allerhand zweifelhaften

Elementen künstlich bevölkerte neue Residenz zu machen pflegten. Jetzt aber, wo die Mission durch Aussendung der Zwölf im großen Stil betrieben wird, beginnt man doch allenthalben im Land von Jesus zu reden und die verschiedensten Vermutungen über seine Person anzustellen (Mark. 6, 14 und 15; Luk. 9, 7 u. 8). Da offenbar die Hinrichtung Johannes' des Täufers erst vor kurzer Zeit stattgefunden hat und noch alle Gemüter erregt, so behauptet 2 die Vermutung, Jesus sei der auferstandene Täufer, die erste Stelle unter anderen. Herodes, an dessen Hof man nach Iosephus Flavius auch sonst allerhand Gespenster sah, machte sich, vom schlechten Gewissen gedrängt, diese Vermutung hartnäckig zu eigen, und möchte nun gar gerne Jesus einmal selber zu Gesicht bekommen (Luk. 9, 9). Das veranlaßte den Evangelisten, die Geschichte von der Einkerkelung und Hinrichtung des Täufers nachzuholen.

Es ist hier die Rede von Herodes Antipas, einem Sohn des alten Herodes und der Samariterin Malthake, die Herodes I., nachdem er seine Frau Mariamne hatte hinrichten lassen, zugleich mit acht anderen Frauen besaß. Dieser Herodes Antipas, durch das Testament seines Vaters zum Herrn von Galiläa und Peräa eingesetzt, regierte von 4 v. Chr. bis 40 n. Chr., in welchem Jahre ihn der Kaiser Caligula nach Lyon in Gallien verbannte und seine Gebiete dem leiblichen Bruder der Herodias, dem Herodes Agrippa I. schenkte. Herodes Antipas war zwar ebenso prachtliebend und ehrgeizig wie sein Vater, im übrigen aber ein verweichlichter, energieloser, wenn auch mit Schlaueit begabter Mensch, wozu das Bild, das man aus den Evangelien über ihn gewinnt, durchaus paßt. Er hatte sich aus politischen Gründen erst mit der Tochter seines mächtigen östlichen Nachbarn, des Nabatäerfürsten Aretas IV. verheiratet. Als er sich aber auf einer Reise im Hause eines seiner Stiefbrüder in dessen Abwesenheit aufhielt, entbrannte er in heftiger Liebe zu dessen Frau Herodias und machte mit ihr aus, seine rechtmäßige Frau zu verstoßen und sie zu heiraten. Letzteres tat er auch, nachdem seine erste Frau, die davon Kunde erhalten, sich zu ihrem Vater geflüchtet hatte. Bei Matthäus und Markus wird dieser Stiefbruder Philippus genannt, bei Iosephus Flavius Herodes. Daraus schließen die Kritiker, daß die Evangelisten – oder wenigstens Markus, denn bei Matthäus ist der Name textkritisch nicht ganz sicher, und Lukas hat überhaupt keinen Namen – irrtümlicherweise diesen Stiefbruder des Antipas verwechselt haben mit einem andern, dem Vierfürsten Philippus, dessen Herrschaftsgebiet östlich vom oberen Jordan und vom See Gennesaret lag, und der später mit der Salome, eben der Tochter der Herodias, der Tänzerin, verheiratet war. Aber die Evangelisten behaupten nirgends, daß ihr Philippus der Vierfürst gewesen sei, und da auch kaum anzunehmen ist, daß sie sich in dieser Sache, die damals das Tagesgespräch bildete, geirrt haben, mag jener Herodes den Beinamen Philippus getragen haben. Die Herodias war eine Enkelin des alten Herodes. Ihr Vater war Aristobul gewesen, einst einer der Lieblingsöhne des Herodes, von der später von ihm zum Tode verurteilten Mariamne, die Herodes ebenfalls leiden-

schaftlich geliebt hatte. Freilich hatte der argwöhnische Tyrann auch diesen samt seinem leiblichen Bruder Alexander später hinrichten lassen. Ihre Großmutter war Salome, die Schwester des Herodes, ein ganz satanisches Weib. Herodias hatte also von Großvater und Großmutter her genug böses Blut in sich und war eine ehrgeizige, leidenschaftliche und rachsüchtige Frau, die dem Herodes Antipas zum Verderben wurde. Nicht nur weil Aretas, um seine Tochter zu rächen, ihm im Jahre 36 eine schwere Niederlage bereitete. Als im folgenden Jahre ihr leiblicher Bruder Herodes Agrippa vom Kaiser Caligula die Königswürde erhalten hatte, ließ sie ihrem etwas apathischen Gatten keine Ruhe, bis er mit ihr nach Rom reiste, um dort ebenfalls den Königstitel für sich zu holen. Statt dessen erhielt er aber infolge der Intrigen des Agrippa das Verbannungsbefehl. Nun bewies Herodias allerdings ihre treue Liebe zu ihrem Manne: Sie ging freiwillig mit ihm in die Verbannung, obwohl Caligula ihr ihren Privatbesitz hatte belassen wollen. So ist sie ein Beispiel dafür, wie eine ehrgeizige Frau, der es an Klugheit gebricht, ihren willensschwachen Mann mit ihrer Liebe ins Verderben jagen kann. Und auch ins Verbrechen: das zeigt die vorliegende Geschichte aus dem Evangelium.

Johannes hatte in seiner freimütigen Geradheit dem Herodes gesagt: „Du darfst sie nicht haben“. Die Frau des Bruders, die von diesem ein Kind hat, zu heiraten, galt nach dem Gesetz (3 Mos. 20, 21) an sich schon als Blutschande, abgesehen von dem doppelten Ehebruch in diesem Falle. Das wollte sich natürlich Herodes nicht bieten lassen, und die Herodias erst recht nicht. So ließ Herodes den Täufer gefangensetzen. Nach Josephus Flavius tat er das aus Furcht vor dem Einfluß des Johannes auf das Volk. Beide Gründe mögen zusammengewirkt haben. Dazu stimmt auch, daß Herodes wiederum aus Furcht vor dem Volk sich doch lange Zeit nicht zur Hinrichtung entschließen konnte. Denn die Gefangennahme war schon erfolgt im Winter vor dem zweiten Osterfeste im öffentlichen Leben Jesu (siehe S. 38 ff.). Die Hinrichtung aber hatte offenbar erst kürzlich stattgefunden (Vers 12 und 13). Also befand sich Johannes über ein Jahr in Gefangenschaft, und zwar, wie Josephus Flavius berichtet, in der Bergfestung Machärus im südlichen Peräa, östlich vom Toten Meer. Die lag auf einem hohen Felsen, auf drei Seiten von tiefen Abgründen umgeben. Herodes I. hatte sie überdies noch künstlich befestigt, und in der kleinen sie umgebenden Stadt auch einen Palast gebaut. Allzu hart wird die Gefangenschaft nicht gewesen sein. Denn Johannes konnte mit seinen Jüngern verkehren (vgl. 11, 2 ff.). Ja nach Markus unterhielt sich Herodes selbst, der ihn wegen seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit schätzte, gern und oft mit ihm und hielt ihn sozusagen in einer Art Schutzhaft vor der Herodias, die seit jenem Wort einen tiefen Groll gegen ihn hegte (Mark. 6, 19 und 20). Dieses widerspruchsvolle Benehmen und Empfinden paßt ganz zu dem von Sinnlichkeit und entgegengesetzten Befürchtungen hin- und hergezerrten willensschwachen und entscheidungsunfähigen Fürsten gegenüber dem starken

Klaren Charakter des Täufers. Aber die Herodias verfolgte ihr Ziel mit der Konsequenz eines in seinem Ehrgeiz und seiner sinnlichen Liebe gekränkten Weibes. Und die „günstige Gelegenheit“ (Mark. 6, 21) kam. Ihre Tochter Salome, die sie vom ersten Manne her hatte, und die damals wohl noch nicht ganz 20 Jahre zählte, mußte helfen, sie auszunützen. Am Geburtstag des Fürsten, der offenbar in Machärus gefeiert wurde, erscheint sie auf einmal mitten in der glänzenden Festgesellschaft, und führt vor den Augen des Königs und all der Großwürdenträger, hohen Offiziere und sonstigen Vornehmen des Landes (Mark. 6, 21) einen üppigen Solotanz auf. Das war allerdings für das griechisch-römische Anstandsgefühl etwas Unerhörtes. Aber es führte zum Ziel. Herodes ist durch den Anblick seiner tanzenden Stieftochter so sinnestrunken, daß er ihr unter Eidschwüren alles verspricht, selbst die Hälfte seines Reiches. Und „von ihrer Mutter angestiftet“ stellt sie dann ihre entseglliche Bitte, der der schwache Herodes aus falschem Ehrgefühl willfährt.

Matthäus erzählt nun weiter, wie die Johannesjünger, nachdem sie ihren Meister bestattet hatten, Jesus diese Vorkommnisse berichteten, worauf Jesus den Entschluß faßte, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Damit scheint die Darstellung des Markus (vgl. auch Luk. 9, 10 ff.) in Widerspruch zu stehen, wonach Jesus deshalb die Einsamkeit aufsuchte, um den eben von den Missionsreisen zurückgekehrten Jüngern Gelegenheit zum Ausruhen zu geben, zumal sie gerade wieder berart von Menschen umdrängt waren, daß nicht einmal die nötige Zeit zum Essen blieb (Mark. 6, 30 ff.). Die Kritiker, nach denen Matthäus den Markus abgeschrieben hat, sehen gerade an dieser Stelle wieder einen Beweis dafür, wie ungeschickt Matthäus das getan hat. Denn nach Markus berichten die heimgekehrten Apostel „alles, was sie getan und gelehrt haben“, und darauf fordert Jesus sie auf, sich mit ihm zurückzuziehen. Matthäus, der die Aussendung der Apostel schon an einem viel früheren Ort gebracht, und deshalb hier nicht habe von deren Rückkehr berichten können, habe nun einfach die Johannesjünger mit den Herrenjüngern vertauscht, um einen Übergang zu gewinnen, und es so fertiggebracht, die offenbar längst vergangene Geschichte von der Enthauptung des Täufers an die Gegenwart heranzurücken und so einen Grund daraus zu gewinnen für das Zurückziehen des Herrn. Allein so schrecklich dumm und ungeschickt ist Matthäus, der sonst so feine und wohlüberlegende Schriftsteller, nun doch nicht gewesen. Und auch seine Kritiker wären auf keinen so törichten Gedanken gekommen, wenn sie beim Studieren einmal von ihrem Schreibtisch aufgestanden wären und einen Blick in das sie umgebende Menschenleben geworfen hätten. Dann wäre ihnen nämlich sofort aufgefallen, daß sehr oft der letzte Entschluß zu einem schon lange erwogenen Plan aus mehreren gerade zusammentreffenden Gründen gefaßt wird. So war es auch damals bei Jesus. Schon lange hatte er bei der wachsenden Ablehnung und Feindschaft vonseiten des Volkes und besonders dessen Führer sich mit dem Gedanken getragen, sich mehr zurückzuziehen und seinen Jüngern zu widmen; und er hatte diesen Gedanken auch teilweise schon

ausgeführt (vgl. 12, 15). Jetzt aber, auf die Kunde von der Enthauptung des Johannes hin, wird dieser Gedanke zum Entschluß, der sein ganzes zukünftiges Wandern und Wirken bestimmt. Nicht als ob er sich vor Herodes gefürchtet hätte und vor ihm „entweichen“ wäre, wie manche das griechische Wort übersetzen. Denn dieses oft gebrauchte Wort kann zwar so heißen, muß es aber nicht, sondern hat mindestens ebensooft die einfache Bedeutung „weggehen“ (vgl. S. 40 ff. zu 4, 12). Daß Jesus tatsächlich gar keine Angst hatte vor Herodes, beweist nicht nur die Antwort, die er ihm einmal geben ließ (Luk. 13, 31 ff.), sondern auch der Umstand, daß er nach ganz wenigen Tagen wieder in dessen Gebiet auftritt. Aber er wollte nun, wo er so zum Gegenstand des Geredes und der Neugier selbst beim Hofe geworden war, die allgemeine Aufregung nicht noch vermehren, sondern die ihm vom Vater gelassene Zeit lieber zu der so nötigen Ausbildung seiner Jünger verwenden. Dafür kam ihm gerade zustatten, daß die zurückgekehrten Jünger der Ruhe bedurften, und so konnte er diese Aufforderung an sie richten, ohne daß sie etwas Auffälliges oder zur Furcht Aufregendes darin erblicken mußten. Daß aber nur die Gefangennahme und nicht auch die Enthauptung des Täufers der fernen Vergangenheit angehört, ergibt sich schon aus dem Zusammenhang. Es wäre nicht zu ersehen, weshalb Matthäus und ebenso Markus diese Geschichte so breit erzählten, wenn sie für die weitere Entwicklung im Leben Jesu nichts zu bedeuten gehabt hätte. Wenn gar erst die Handschriften recht haben, die bei Markus 6, 30 zwischen „alles — was sie getan und gelehrt hatten“ das Wörtchen „und“ einschieben, dann ist auch bei Markus dieser Zusammenhang deutlich ausgesprochen.

ERSTE BROTVERMEHRUNG. Kap. 14 Vers 14—21 (Mark. 6, 34—44; Luk. 9, 11—17; Joh. 6, 1—13).

(14) Und beim Aussteigen sah er eine Menge Volkes vor sich. Da bekam er Mitleid mit ihnen und heilte ihre Kranken. (15) Als aber der Tag sich neigte, traten seine Jünger an ihn heran und sagten: „Die Gegend ist verlassen und die Zeit schon vorgeschritten. Schick also die Leute doch fort, damit sie in die Ortschaften gehen und sich Nahrungsmittel kaufen können.“ (16) Jesus aber antwortete ihnen: „Sie brauchen nicht wegzugehen. Geht ihr selber ihnen zu essen.“ (17) Da sagten sie zu ihm: „Wir haben nicht mehr da als fünf Brote und zwei Fische.“ (18) Er erwiderte: „Bringt sie mir her.“ (19) Darauf ließ er das Volk Platz nehmen auf dem Rasen, nahm die fünf Brote und die zwei Fische, blickte zum Himmel empor und sprach das Gebet. Dann brach er die Brote in Stücke und gab sie den Jüngern, und diese verteilten sie unter das Volk. (20) Und alle aßen und wurden satt. Darauf hoben sie die Brotreste vom Boden auf, zwölf volle Körbe. (21) Die Zahl derer, die gegessen hatten, aber betrug fünftausend Mann, ungerechnet die Frauen und Kinder.

Aus dem Zurückziehen und Ausruhen wurde freilich nichts. Mehrere hatten es gesehen und gehört, wie er seinen Jüngern den Auftrag gab, in der Richtung nach Bethsaida (Luk. 9, 10) zu fahren. Die Kunde verbreitete sich rasch in

der ganzen Umgegend, und ganze Scharen machten sich auf, zu Fuß um das Nordende des Sees herum, dahin zu wandern. Da Jesus mit den Jüngern, wie es scheint, nicht auf geradem Wege hinüberfuhr, sondern erst, eben um Ruhe zu haben, auf dem See etwas kreuzte, kamen die Leute sogar noch vor 14 ihm dort an (Mark. 6, 33). Und so sah er beim Aussteigen bereits eine ganze Menge Volkes vor sich. Man kann allerdings die Frage stellen, woher diese große Menge (allein 5000 Männer, ungerechnet die Frauen und Kinder) zusammengekommen war. „Das Osterfest war in der Nähe“, sagt Johannes (6, 4). Da mögen also aus dem Norden kommende Pilgerzüge sich zu den Bewohnern der dortigen Städte und Dörfer gesellt haben. Sofort offenbart sich das gütige, hilfsbereite Herz des Heilandes. Inniges Mitleid – das griechische Wort sagt: ein bis in die innerste Seele greifendes Mitleid – erfaßt ihn mit den armen Menschen. Er denkt nicht mehr an Ausruhen und Einsamkeit, sondern gibt sich ganz seiner messianischen Tätigkeit hin. Ein schönes Beispiel für viele! Er heilte ihre Kranken und „machte sich daran, ihnen einen langen Lehrvortrag zu halten“ (Mark. 6, 34). Unterdessen, während die Leute atemlos seinen Himmelsworten lauschten, hat die Sonne 15 bereits ihren Höhepunkt überschritten. „Als es Abend wurde“, heißt es wörtlich (Vers 15). Nach den Kritikern hat Matthäus in seiner Gedankenlosigkeit „es zweimal Abend werden lassen“ (Vers 23). Doch liegt auch hier wieder die Gedankenlosigkeit nicht bei Matthäus. Sondern Matthäus dachte eben als Hebräer, was man ihm, der ein Hebräer war, nicht übelnehmen kann. Im Hebräischen aber hat das Wort ereb (= Abend) einen dehnbaren Sinn. Das zeigt der häufig vorkommende Ausdruck: „zwischen den beiden Abenden“, der sowohl vom späteren Talmud wie in der Tempelpraxis zur Zeit Christi geedeutet wurde: zwischen der Zeit, da die Sonne den Höhepunkt überschritten hat (3 Uhr nachmittags) bis zum eigentlichen Dunkelwerden. Im ersteren Sinn meint Matthäus das Wort hier (Vers 15). Während also unter den Zuhörern sich niemand rührt und auch Jesus keine Miene macht, aufzuhören, beginnen die Apostel unruhig zu werden und unter sich zu fragen: Was soll mit den Leuten geschehen? Sie müssen doch auch essen. Schließlich halten sie es für ihre Pflicht, den Heiland, der über der Seelsorge, wie es scheint, die Sorge für das leibliche Wohl ganz vergißt, daran zu erinnern. Ganz gelassen 16 und doch mit scharfer Betonung gibt Jesus ihnen die Antwort: „Sie brauchen überhaupt nicht fortzugehen. Gebt ihr selbst ihnen zu essen.“ Offenbar will er seinen Aposteln zu bedenken geben, daß man die wichtigere Arbeit am Heil der Seelen nicht beeinträchtigen solle durch ängstliche irdische Rücksichten und Erwägungen, daß es aber andererseits auch zu den Pflichten des Seelsorgers gehöre, auf das leibliche Wohl derer bedacht zu sein, die um ihres Seelenheiles willen Opfer gebracht haben. Das ist nun in diesem Falle für die Apostel eine sehr schwierige Aufgabe, und die drei andern Evangelisten schildern anschaulich deren große Ratlosigkeit. Da läßt sich Jesus, ohne weiter 18 etwas zu sagen, die fünf Brote und die zwei Fische bringen, läßt die Leute

sich in Abteilungen (Mark. 6, 39) auf dem Grase lagern — er muß eine große Macht über die Menschen besessen haben, daß sie wie eine Herde gehorchen — und tut das Wunder. Zwölf Körbe werden gefüllt mit den übriggebliebenen Brocken, die man sorgfältig aufgehoben hatte. Denn es war strenge rabbinische Vorschrift, alle wenigstens olivengroßen Brotreste aufzuheben. Daß es gerade zwölf Körbe waren, entsprechend der Zahl der Apostel, darin lag wohl auch eine Absicht. Das ganze Wunder sollte die ihnen vorhin versteckt gegebene Mahnung unterstreichen und ihnen vor Augen führen, daß denen, die zuerst vertrauensvoll das Reich Gottes suchten, das andere wirklich dreingegeben wird (6, 33). Zugleich aber wollte Jesus ohne Zweifel durch dieses Wunder auch auf das Himmelsbrot der Eucharistie hinweisen, wie er ja auch nach Johannes im Anschluß an dieses Wunder die große eucharistische Rede hielt (Joh. 6, 22 ff.).

*JESUS WANDELT ÜBER DAS MEER. Kap. 14 Vers 22—33
(Mark. 6, 45—53; Joh. 6, 14—21).*

(22) Und sofort nötigte er seine Jünger, in das Boot zu steigen und ihm voranzufahren nach dem gegenüberliegenden Ufer, während er selbst die Volksscharen fortschicken wollte. (23) Als er das getan hatte, stieg er auf den Berg hinauf in die Einsamkeit, um zu beten. Und als es dunkel geworden war, befand er sich dort ganz allein. (24) Das Boot aber war schon viele Stadien vom Lande entfernt und wurde von den Wogen bedrängt; denn der Wind war ihnen entgegen. (25) Da, um die vierte Nachtwache, kam Jesus auf sie zu, indem er über das Meer dahinschritt. (26) Die Jünger aber, sobald sie ihn über das Meer wandeln sahen, gerieten in Schrecken und sagten: „Es ist ein Gespenst.“ Und aus Furcht schrien sie laut auf. (27) Sofort redete Jesus sie an und sagte: „Mut! Ich bin's. Fürchtet euch nicht.“ (28) Da antwortete ihm Petrus und sagte: „Herr, wenn du es bist, so heiße mich zu dir über das Wasser kommen.“ (29) Er sprach: „Komm.“ Da stieg Petrus aus dem Boote und schritt über die Wellen hin und kam bis zu Jesus heran. (30) Als er aber den Wind wahrnahm, geriet er in Furcht, und als er anfang unterzusinken, schrie er laut: „Herr, rette mich.“ (31) Sofort streckte Jesus seine Hand aus, ergriff ihn und sagte zu ihm: „Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?“ (32) Und als sie ins Boot gestiegen waren, legte sich der Wind. (33) Die Männer aber im Boot fielen ihm zu Füßen und sagten: „Du bist wahrhaftig Gottes Sohn.“

22 Auffällig ist es, daß der Herr die Jünger sofort „nötigte“, ihm voranzufahren. Das scheint einen gewissen Widerstand vonseiten der Jünger vorauszusetzen. Der Grund wird klar aus Johannes (6, 14 und 15). Die Leute waren so begeistert, daß sie ihn zum König machen wollten. Es kam Jesus deshalb darauf an, sie möglichst schnell los zu werden. Dazu aber konnte er seine Jünger nicht brauchen. Denn die lebten selbst noch ganz in den Gedanken und Hoffnungen des Volkes auf einen irdischen Messiaskönig, und hätten sicher nur allzu gerne als die Mitwirkenden bei der wunderbaren Speisung auch ihren Anteil am Dank des begeisterten Volkes in Empfang genommen.

Jesus muß sie also schon etwas mit Gewalt veranlassen, ins Boot zu steigen. Und sie gehorchen ja auch, was immerhin ein schönes Beispiel ist. Allerdings hatte der Herr noch einen andern Grund, wie sich bald zeigte. Sie sollten noch eine weitere Lehre des Glaubens und Gottvertrauens erhalten. Doch zunächst entläßt er das Volk, was sicher auch nicht ohne großen Widerstand von dessen Seite vor sich ging. Aber Jesus ist in solchen Fällen stets Herr der Lage. Hierauf begab er sich auf den Berg, um in der Einsamkeit zu beten. Das ist wieder ein Zug, der uns in das Innere Jesu hineinblicken läßt. Er ist doch ein einsamer Mensch. Andere wärmen sich an der Begeisterung der Menge, sammeln befriedigt deren Dank ein. Er steht hoch über allem in einsamer Größe. Wohl lebt er mitten unter den Menschen, ist und trinkt mit ihnen. Wohl ist er stets für sie bereit, ihre Bitten und Klagen anzuhören, ihnen zu predigen und zu helfen, ganzen Scharen, wie einzelnen unter ihnen, ohne einen Unterschied zu machen zwischen Vornehm und Gering, Mann und Frau. Aber er, der allen gibt, empfängt nicht von ihnen. In der Einsamkeit mit seinem himmlischen Vater, da ruht seine Seele aus, dort findet er seinen Dank, seine Erholung. Dort allein füllt sich seine Seele. Wir gewöhnliche Menschen können das nicht so wie er. Wir brauchen wenigstens einigen Reflexer unserer Liebe und Güte aus den Seelen der andern. Sonst erlahmen wir. Aber wir würden uns weniger verausgabt fühlen und unsere Seele wäre ruhiger und fester, wenn wir unseren Dank und Lohn nicht bei den Menschen suchten, sondern bei Gott.

Den Aposteln geht es inzwischen nicht gut. Sie hatten nach der nahen Küste von Rapharnaum gegenüber Bethsaida fahren wollen (Joh. 6, 17). Aber der heftige Gegenwind trieb sie immer mehr ab. Schon sind sie „viele Stadien“, nach Johannes 25 – 30 (ein Stadium fast 200 Meter), vom Ufer entfernt „mitten im Meer“ (Mark. 6, 47). Da endlich, „um die vierte Nachtwache“ (3 Uhr Morgens), kommt Jesus. So lange also hatte er sich im Gebet aufgehalten. Er kam auf sie zu, tat aber so, als wolle er an ihnen vorbeigehen (Mark. 6, 48). Offenbar wollte er sie veranlassen, selber ihn anzurufen. Allein diese Absicht ging fehl. Sie sind dermaßen erschrocken, daß sie sich den Vorgang gar nicht anders erklären können als: es muß ein Gespenst sein. Man könnte tatsächlich meinen, sie hätten das vor einigen Stunden geschehene große Brotwunder ganz vergessen (vgl. Mark. 6, 52). Jedenfalls sind sie unfähig, eine Folgerung daraus zu ziehen. Das Übernatürliche geht eben uns Menschen schrecklich schwer in die Köpfe hinein. Wenn wir auch meinen, noch so großes Gottvertrauen zu besitzen: der nächste Windstoß bläst es wieder aus. Da redet Jesus sie an: „Mut. Ich bin's. Fürchtet euch nicht.“ Wo er ist, da brauchen wir uns wahrhaftig vor nichts zu fürchten. Sofort antwortet ihm Petrus: „Herr, wenn du es bist, heiße mich zu dir über das Wasser kommen.“ Das ist ganz der feurige Petrus. Er kann die paar Augenblicke nicht abwarten (vgl. Joh. 21, 7). Es ist übrigens ein schönes Wort: Auf Jesu Geheiß sind wir imstande, über Sturmeswogen

hinwegzuschreiten. Allerdings nur im festen Glauben. Hier hatte Petrus sich wieder einmal überschätzt. Anfangs zwar geht es gut. Er schreitet sicher dahin über die Wellen und ist schon bis zu Jesus herangekommen. Da aber guckt er, 30 statt auf Jesus, auf die vom Winde gepeitschten Wogen. Und sofort packt ihn die Angst. Seine Sicherheit ist dahin, und sinkend kann er nur noch schreien: 31 „Herr, rette mich.“ Ruhig streckt ihm Jesus die Hand hin und hält ihn aufrecht über den Wogen: „Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?“ Es gehörte allerdings schon ein sehr großer Glaube dazu, um in dieser Lage nicht zu zweifeln. Aber Jesus, der so ganz in der Übernatur lebt, hält diesen Glauben eigentlich für selbstverständlich und nennt alles, was darunter ist, „Kleinglauben“. Wahr ist es, das zeigt diese wunderschöne Geschichte: Wer im festen Glauben auf den Herrn blickt, und nur auf den Herrn, der kommt über alle hemmenden Gewalten hinweg. Aber wir schauen zu viel auf diese Gewalten und auf uns selbst. Aber auch dann, wenn wir Kleingläubige sinken, ist eine Hand da, die uns hält. Wir brauchen nur nach ihr zu greifen. Ein 32 weiteres Wunder ist, daß sogleich nach dem Einsteigen Jesu der Wind aufhört. Ja, Johannes erinnert sich im Gegensatz zu Matthäus (Vers 34, vgl. Markus) genauer daran, daß sie sogar im selben Augenblick auch schon am Lande waren, und gar nicht mehr erst hinfahren mußten (Joh. 6, 21). So ist nämlich jener Vers wörtlich aufzufassen, wie schon Origenes und Chrysostomus es taten: „Sie wollten ihn in das Boot aufnehmen, und augenblicklich legte das Boot am Lande an.“ Nicht „Sie nahmen ihn nun bereitwillig in das Boot auf“, während sie vorher Angst vor ihm gehabt hatten als vor einem Gespenst. Das wäre zwar sprachlich nicht unmöglich, aber offenbar gegen den Gedanken, den Johannes durch den ganzen Satz ausdrücken will. Solche kleine Ungenauigkeiten der Erinnerung sind nicht gegen die Inspiration (vgl. S. 28), zumal eine gedrängte Darstellung manches zusammenziehen muß, um, wenn auch auf Kosten pedantischer Genauigkeit, leicht fließend zu sein. Man kann sich den Vorgang auch so denken: Sie nahmen ihn tatsächlich ins Boot, aber ungefähr im selben Moment waren sie auch schon am Land.

In dieser Geschichte haben die Kritiker dem Matthäus wieder viel vorzuwerfen. Er befinde sich nicht nur in direktem Widerspruch mit Markus, indem 33 er die Jünger ausrufen lasse: „Du bist wahrhaft Gottes Sohn“, während jener nicht Worte genug findet, um ihr gänzlich Nichtverstehen auszudrücken, sondern er widerspreche damit auch sich selbst. Denn das große Lob, das Jesus zwei Kapitel nachher (16, 17) dem Petrus spendet für denselben Ausdruck, verliere allen Sinn, wenn die Jünger vorher schon genau derselben Erkenntnis Ausdruck verliehen haben. Auch hier täten aber die Kritiker gut, aus dem Buch aufzuschauen ins Menschenleben hinein. Denn die Menschen sind nun einmal keine eindeutigen mathematischen Figuren, sondern sehr lebendige Wesen mit oft recht widersprechenden Gedanken und Stimmungen. Und bis die Wahrheit, besonders eine dermaßen übersinnliche, ja den bloßen Sinnen geradegu widersprechende Wahrheit wie die von der Gottwesenheit

eines leiblichen Menschen sich in Menschenköpfen zur vollen Klarheit entfalten kann, braucht es lange Zeit. Da geht es gerade, wie wenn die Sonne mit dem Wolkenhimmel kämpft. Noch ist der ganze Himmel grau verhängt. Aber da und dort erhellte sich das Grau zu blendendem Weiß, ja zwischendrin schießt eine goldene Lichtgarbe aus einem Wolkenspalt hervor, um alsbald wieder zu verschwinden, bis die Sonne all das Gewölke aufgefogen hat und nun am blauklaren Himmel triumphiert. So ging es auch bei den Jüngern Jesu zu. Die Ahnung, daß der, an dessen Messianität sie bereits fest glaubten, göttliches Wesen in sich berge, dämmerte schon lange in ihrer Seele. Redeten ihn doch nicht nur die Dämonen oftmals so an. Am Jordan hatte eine geheimnisvolle Stimme ihn auch so genannt. Ja er selbst hatte nicht nur in den von Johannes überlieferten Streitreden mit den Juden Jerusalems, sondern auch gelegentlich in Galiläa gerade so gesprochen wie ein richtiger eingeborener Sohn Gottes (vgl. Matth. 11, 25 ff.; Luf. 10, 21 ff.). Da ist es nicht zu verwundern, daß in solchen Augenblicken, wo sein übernatürliches Wesen ganz deutlich in Erscheinung trat, in ihren Köpfen die Erkenntnis ausblitzte, der sie hier mit den Worten Ausdruck verleihen: „Er ist Gottes Sohn.“ Aber dieser „Gottessohn“ sah eben doch aus, redete, gab sich, fühlte sich wie ein Mensch. Da war es noch eine schwere Arbeit, die ihr eigenes menschliches Denken überhaupt nicht allein zu leisten vermochte (vgl. 16, 17), bis aus der ganz verschwommenen menschlichen Erkenntnis: „Er ist ein Sohn Gottes“ (so wörtlich), die Offenbarungswahrheit in voller Klarheit emporstrahlte: er ist zugleich Mensch und Gott, eins im Wesen mit dem Vater, verschieden nur in der Person: „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Beide Aussagen, so ähnlich, fast wortgleich sie klingen, sind in ihrem Inhalt durch eine Kluft voneinander geschieden. Wir dürfen eben nicht vergessen, daß die Apostel vorher noch keine Theologie studiert, ja nicht einmal einen Katechismus gelernt hatten, sondern sich zu diesen Glaubensbegriffen erst mit Hilfe der erleuchtenden Gnade emporringen mußten. Darum ist es auch nicht zu verwundern, daß ihr damaliger, in der Begeisterung gemachter Ausruf an ihrer ganzen Haltung noch nichts änderte (vgl. auch 16, 7 ff.), und daß also die von Markus gegebene Charakteristik (Mark. 6, 51 und 52) im wesentlichen das Richtige traf.

*JESUS IN DER LANDSCHAFT GENNESARET. Kap. 14
Vers 34–36 (Mark. 6, 53–56).*

(34) Nachdem sie dann hinübergefahren waren, kamen sie ans Land, nach Gennesaret. (35) Und als die Leute jenes Ortes (wo sie gelandet) ihn erkannten, schickten sie in jener ganzen Umgegend herum, und man brachte alle Kranken zu ihm. (36) Die baten ihn, nur wenigstens die Quasten seines Mantels berühren zu dürfen. Und alle, die daran rührten, wurden geheilt.

Da sie ja durch den Wind abgetrieben worden sind, landen sie nicht in 84 Kaparnaum, sondern an irgend einem Ort der Ebene Gennesaret. Diese

Wachsende Feindschaft der Juden. Jesus schränkt seine öffentliche Tätigkeit ein.

Ebene, die etwa das mittlere Drittel des Weges von Tiberias nach Kapharnaum einnimmt, zieht sich etwa eine Stunde am Seeufer hin und von hier in der Form eines Dreiecks ins Land hinein. Nach Josephus Flavius war sie wegen ihrer fast märchenhaften Fruchtbarkeit berühmt und mit Ortschaften reich besät. Man gewinnt aus der Schilderung des Matthäus und noch deutlicher aus der des Markus den Eindruck, daß Jesus dort möglichst unerkannt bleiben und nur rasch das Land durchzihen wollte. Das entsprach ja seinem gefaßten Entschluß (siehe zu Vers 13). Tatsächlich konnte er aber nicht 35 verhindern, daß die Leute am Landungsort ihn doch erkannten und die ganze Gegend mobil machten. Überall, wo er durchkam, erzählt Markus, legte man die Kranken auf den öffentlichen Plätze hin, so daß sie wenigstens, wenn er 36 vorbeiging, seine Quasten (vgl. S. 142) berühren konnten und geheilt wurden. Er selbst aber eilte nach Kapharnaum, wo er noch, wie es scheint, am selben Tag, wohl einem Freitag, eintraf (vgl. Joh. 6, 22 ff.).

DAS HÄNDEWASCHEN. DIE WAHRE UNREINHEIT. Kap. 15 Vers 1—20 (Mark. 7, 1—23).

(1) Damals kamen zu Jesus Pharisäer und Schriftgelehrte aus Jerusalem und fragten: (2) „Warum übertreten deine Jünger die Überlieferung, die uns von den Vorfahren gegeben ist? Sie waschen nicht einmal die Hände, wenn sie Brot essen.“ (3) Er aber antwortete ihnen und sagte: „Warum übertretet auch ihr sogar das Gebot Gottes um eurer Überlieferung willen? (4) Denn Gott hat gesagt: ‚Ehre Vater und Mutter‘ (2 Mos. 20, 12), und: ‚Wer Vater oder Mutter flucht, soll des Todes sterben‘ (2 Mos. 21, 17). (5) Ihr aber sagt: ‚Wer zu seinem Vater oder zu seiner Mutter spricht: Eine Opfergabe sei jeder Genuß, den du von mir haben könntest, (6) der darf seinen Vater oder seine Mutter keinesfalls ehren.‘ So habt ihr das Wort Gottes außer Kraft gesetzt um eurer Überlieferung willen. (7) Ihr Heuchler! Gut hat Isaias von euch prophezeit mit den Worten: (8) ‚Dieses Volk ehrt mich mit seinen Lippen. Aber ihr Herz ist weit weg von mir. (9) Doch sie verehren mich vergebens, da sie Menschenatzungen zu ihren Lehren machen‘“ (Is. 29, 13).

(10) Und er rief das Volk herbei und sagte zu ihnen: „Höret zu und faßt es wohl: (11) Nicht das, was in den Mund hineinkommt, verunreinigt den Menschen, sondern was aus dem Munde herauskommt, das verunreinigt den Menschen.“ (12) Hierauf traten seine Jünger zu ihm und sagten: „Weißt du auch, daß die Pharisäer Anstoß genommen haben, als sie deine Rede hörten?“ (13) Er aber antwortete ihnen und sagte: „Jede Pflanzung, die nicht mein himmlischer Vater gepflanzt hat, wird mit der Wurzel ausgerissen werden. (14) Laßt sie. Es sind blinde Blindenführer. Wenn aber ein Blinder einen Blinden führt, dann werden beide in eine Grube fallen.“ (15) Da nahm Petrus das Wort und sagte: „Erkläre uns das Gleichnis.“ (16) Er aber antwortete: „Seid denn auch ihr immer noch ohne Verstand? (17) Begreift ihr denn nicht, daß alles, was in den Mund hineinkommt, in den Bauch geht und in den Abtritt fällt? (18) Aber was aus dem Munde herauskommt, das kommt aus dem Herzen heraus, und das ist's, was den Menschen verunreinigt. (19) Denn aus dem Herzen kommen die bösen Gedanken heraus, die Sünden des Mor-

des, des Ehebruchs, der Unzucht, des Diebstahls, der Verleumdungen, der Lästerungen. (20) Das ist es, was den Menschen verunreinigt. Aber mit ungewaschenen Händen zu essen verunreinigt den Menschen nicht.“

Die Evangelisten geben nicht an, wo die folgende Szene sich abgespielt hat. Aber entsprechend Joh. 6, 22 ff. ist anzunehmen, daß es in Kapharnaum war.

1 Wiederum treten Pharisäer und Schriftgelehrte an ihn heran, und zwar solche aus Jerusalem. Markus sagt genauer: „die Pharisäer und einige von den Schriftgelehrten, die aus Jerusalem gekommen waren“ (Mark. 7, 1). Also zu den dort ansässigen Pharisäern gesellen sich Schriftgelehrte, die eigens zu dem Zweck aus Jerusalem hergekommen sind. Die Lage hat sich demnach verschärft. Man befaßt sich bereits in Jerusalem mit der Sache Jesu.

2 Einzelfall, um den es sich hier handelt, ist nach jüdischer Anschauung sehr schwerwiegend. Wie Markus berichtet (7, 2), haben sie mit eigenen Augen gesehen, wie einige Jünger Jesu mit ungewaschenen Händen Brot aßen. Das ist, zwar nicht nach dem Gesetz des Moses, aber nach ihren Überlieferungen, d. h. nach den damals noch mündlich weitergegebenen, später im Talmud schriftlich fixierten rabbinischen Sondervorschriften ein schweres Verbrechen. Zweck der Überlieferung war es nämlich, einen „Zaun für die Tora“ zu bilden, d. h. durch besondere über das Gesetz hinausgehende Verbote das Übertreten des Gesetzes selbst unmöglich zu machen. So z. B. wird verboten, am Sabbat Obst zu essen, das vom Baum heruntergefallen ist, um dadurch zu verhindern, daß jemand am Sabbat Obst herunterschlage, was als Arbeit galt. Allmählich aber wuchs das Ansehen dieser Überlieferungen noch über das des Gesetzes hinaus, wie manche Talmudsprüche beweisen, z. B. „Die Worte der Tora enthalten Verbotenes und Erlaubtes, leichte und schwere Gebote, aber die Worte der Schriftgelehrten sind alle schwer“ (R. Jischmael, † um 135). So verbot das Gesetz nur, Heiliges, d. h. geopfertes Gaben, mit ungewaschenen Händen zu essen. Die Schriftgelehrten aber geboten, vor jeder Mahlzeit die Hände zu waschen. Brot essen ist nämlich im Hebräischen soviel wie „eine Mahlzeit halten“. Denn das Brot galt als die Hauptspeise. Nicht nur, weil man es zu jedem Gange aß, sondern man wickelte auch die andern Speisen in die Brotfladen ein, da Messer und Gabel nicht im Gebrauch waren. Wie die Händewaschung zu geschehen habe, darüber bestanden bis ins Kleinste gehende peinliche Vorschriften. Die Hände mußten zweimal bis zum Handgelenk aus irgend einem Gefäß mit Wasser übergossen werden. Denn bis zum Handgelenk waren sie unrein. Zu jeder Abspülung war etwas über ein Deziliter Wasser vorgeschrieben. Bei der ersten Abspülung durfte aber nichts auf der Hand liegen, wie etwa ein Holzsplitter oder ein Steinchen, sonst wäre diese Stelle und somit die ganze Hand unrein geblieben. Noch genauer mußte man bei der zweiten Abspülung aufpassen. Denn da nur die erste die Hände selber reinigte, die zweite aber lediglich das durch die erste Abspülung nun selber unrein gewordene Wasser der ersten entfernen sollte, so konnte leicht eine neue Verunreinigung entstehen. Wenn jemand z. B. das erste Mal jede Hand einzeln

abgespült hatte und nun das zweite Mal beide Hände zugleich abspülte, so konnte durch diese zweite Abspülung von dem durch die erste unrein gewordenen Wasser der einen Hand etwas auf die andere mitgespült werden, was diese dann von neuem unrein machte. Dasselbe konnte geschehen, wenn bei der ersten Abspülung Wasser über das Handgelenk floss, das nun bei der zweiten wieder mit zurückfloss auf die bereits rein gewordene Hand. Denn das zweite ausgegossene Wasser reinigte nur das auf der Hand befindliche erste unrein gewordene, nicht aber das über das Handgelenk hinausgeflossene Wasser. Man empfahl also, die Hände beim zweiten Übergießen hoch zu halten, um das Zurückfließen des unreinen Wassers zu verhindern. Es war auch notwendig, daß der, der sich die Hände abspülte oder abspülen ließ, innerlich seine Aufmerksamkeit darauf richtete. Sonst blieben die Hände trotz Abspülens unrein. Zweifelhaft war, ob die Hände rein wurden, wenn nur der, der das Wasser aufgoß, die richtige bewußte Intention hatte, der andere aber, dem es aufgegossen wurde, nicht. Auch sonst noch bestanden eine Menge Vorschriften über die Art des Gefäßes, die Weise des Aufgießens, wieviele Personen sich gemeinsam aufgießen lassen dürfen, wer zum gültigen Aufgießen geeignet sei. „Alle sind tauglich, einem andern die Hände abzuspielen, auch ein Taubstummer, ein Schwachsinniger und ein Minderjähriger (noch nicht 13 Jahre alt). Selbst ein Affe darf die Hände abspülen.“ R. Jose (um 150) erklärte das letztere allerdings für verwerflich.

Über diese wichtige Satzung also hatten sich einige Jünger Jesu gänzlich hinweggesetzt. Daher die strenge Frage der Schriftgelehrten und Phariseer. Den Tatbestand kann und will Jesus nicht leugnen. Aber er holt aus zu einem wuchtigen Gegenhieb. „Warum seid auch ihr Übertreter?“ Und zwar der Gebote Gottes selbst! Eines der wichtigsten Gebote, das Gott ganz besonders streng eingeschärft hat im Gesetz, des vierten Gebotes. Man erklärt die folgenden Worte gewöhnlich so, als ob der betreffende, der Vater oder Mutter etwas zum Lebensunterhalt schuldete, durch ein Gelübde dasselbe dem Gottesdienst geweiht und so jedem andern Gebrauch, also sowohl dem der Eltern als dem eigenen entzogen habe. Allein in Wirklichkeit war die Sache für den Gelobenden viel billiger. Er schloß nur die Eltern aus vom Genuß, nicht sich selbst. Die von Jesus angeführte, im Talmud häufig sich findende Formel war nämlich ursprünglich ein Gelübde des Inhalts: „Jeder Genuß, den du von mir haben könntest, soll für dich wie eine Opfergabe sein.“ Das heißt also: „dir ist der Genuß verboten, mir nicht.“ Später ging dieser ursprüngliche Gedanke an die Opfergabe ganz verloren. Die Formel wurde zur gewöhnlichen Schwur- oder Gelübdeformel, bei der im Hebräischen das Wort für „Opfergabe“ bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt war (konam statt korban), die aber den Beschworenen mit Gelübdekraft von jedem zu erhaltenden Nutzen ausschloß. Wie weit dieser Ausschluß reichte, zeigen manche Bestimmungen des Talmud: „Er darf ihm nichts leihen und auch nichts von ihm borgen, ihm nichts verkaufen und auch nichts von ihm kaufen, nicht mit

ihm auf dem Felde in einer Reihe arbeiten" (durch all dieses könnte ja der andere „Nutzen" von ihm haben). „Er darf mit ihm in einer großen Wanne baden, nicht aber in einer kleinen" (denn in der kleinen würde das Wasser steigen, was jenem zu Nutzen käme). „Er darf mit ihm in einem Bett schlafen. R. Jehuda (um 150) sagte: Im Sommer, aber nicht in der Regenzeit; denn in letzterer würde er ihm Nutzen gewähren" (da er ihn wärmte). Diese Gelübde waren also ein vortreffliches Mittel der Feindschaft, um dem Verhassten nicht nur den Lebensunterhalt, sondern selbst den geringsten Vorteil auf raffiniert ausgedachte Weise zur Ehre Gottes unmöglich zu machen. Daß solche rachsüchtige Versagungsgelüste auch gegenüber Eltern nicht selten vorkamen, ergibt sich nicht nur aus dem Vorwurf Jesu, sondern auch aus mehreren frühen Talmudstellen. Die Rabbinen selber fühlten den Gegensatz zwischen dem gesunden sittlichen Empfinden und ihren kasuistischen Sagenungen gerade in diesem Punkte sehr wohl. Daher suchten sie allerlei Auswege, um wenigstens die härtesten Konsequenzen solcher Gelübde vermeiden zu können. So z. B. „kann der Gelobende zu einem Krämer gehen und sagen: Dem und dem Mann ist meinerseits ein Genuß von mir durch Gelübde versagt worden, und ich weiß nicht, was ich tun soll. Dann darf der Krämer jenem geben, und kommen, um von diesem die Bezahlung zu empfangen." Auch eine Lösung des Gelübdes durch einen Schriftgelehrten war möglich: „Man sagt zu ihm: Wenn du gewußt hättest, daß du (mit deinem Gelübde) die Worte übertreten würdest: ‚Du sollst nicht Rache ausüben noch Zorn nachtragen, Du sollst deinen Bruder nicht hassen in deinem Herzen usw.‘ Sagt er dann: Wenn ich gewußt hätte, daß dem so ist, hätte ich das Gelübde nicht getan", so kann man das Gelübde für gelöst erklären. Besondere Schwierigkeit bereitete schon den alten Rabbinen die Auffindung eines rechtsgültigen Grundes, um solche gegen die Eltern getane Gelübde zu lösen. R. Sadoq (um 60) und R. Eliezer (um 90) stritten darüber, ob sie eher unter Hinweis auf die Gott schuldige Ehre, wie ersterer verlangte, oder auch schon unter Hinweis auf die den Eltern schuldige Ehrerbietung gelöst werden könnten. Aber gerade, daß keinem der Schriftgelehrten in den Sinn kam, daß solche sowohl der Pietät gegenüber den Eltern als auch der Ehre Gottes hohnsprechende Gelübde überhaupt keine Gelübde waren, ja daß es geradezu gotteslästerlich ist, sich vor Gott zu etwas derartig Unsittlichem verpflichten zu wollen, daß vielmehr erst ihre von menschlicher Autorität ausgesprochene Dispens nötig war, um Gottes Gebot

6 wieder Platz zu machen, zeigt, wie recht der Heiland hatte: „Ihr habt das Wort Gottes außer Kraft gesetzt um eurer Überlieferungen willen." Man begreift den Zorn des Herrn, in dem er den Pharisäern und Schriftgelehrten

7 das Wort des Jesaias entgegenschleudert. Das ist ja keine Religion mehr. Und ebenso versteht man, warum Jesus das Volk, das sich bei dieser heftig geführten Unterredung allmählich angesammelt hatte (die Unterredung fand im Freien statt [vgl. Mark. 7, 17]), noch näher heranruft, um ihm den

- 11 Grundsatz einzuschärfen: „Nicht das, was in den Mund hineinkommt, verunreinigt den Menschen, sondern was aus dem Munde herauskommt.“
- Selbst den Jüngern, die ja auch noch sehr in jüdischen Anschauungen befangen sind, kommt das Vorgehen Jesu zu scharf vor. Sie glauben, doch
- 12 ein wenig vermitteln zu sollen: „Weißt du auch, daß die Pharisäer Anstoß genommen haben an deiner Rede?“ Die mußten allerdings von ihrem Standpunkt aus sehr schweren Anstoß nehmen. Hatte Jesus doch nicht nur im allgemeinen ihre so hochgehaltenen „Überlieferungen“ herabgedrückt. Gerade die Vorschriften über die Händewaschungen galten als besonders wichtig: „Wer das Abspülen der Hände geringschätzt, wird aus der Welt gerissen.“ „Wer Brot ohne Händespülung isst, ist wie einer, der einer Hure beimohnt“, u. a. Ja, ihr feindlicher Scharfsinn hat ohne Zweifel herausgefunden, was die Jünger nicht gemerkt haben, daß mit dem letzten vor dem Volk ausgesprochenen Grundsatz eigentlich auch die levitischen Sagen der Tora selbst getroffen sind. Aber Jesus gibt den Aposteln noch angesichts des Volkes die
- 13 schroffe Antwort: „Jede Pflanzung, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat“ — daß darunter die Pharisäer selbst verstanden sind, nicht nur ihre Lehre, ergibt klar der Zusammenhang —, „wird mit der Wurzel aus-
- 14 gerissen. Laßt sie! Sie sind blinde Blindenführer!“ usw. So scharf hat er sich bis jetzt noch nicht losgesagt von den bisherigen Führern des Volkes. Die Kluft wird immer größer, unüberbrücklich.
- 15 „Als er nach Hause gekommen war“ (Mark. 7, 17), fragte ihn Petrus als Sprecher der andern: „Erkläre uns das Gleichnis.“ Er meinte nicht das von den Blinden. Das hatten sie verstanden. Sondern den Ausspruch über das, was in den Mund hineinkommt bzw. herauskommt, hielten die Jünger auch für ein Gleichnis. Damit verrieten sie allerdings schon deutlich genug,
- 16 wie wenig sie ihn verstanden hatten. Man hört in der Antwort Jesu noch die Erregung nachzittern, in die die Auseinandersetzung mit den Pharisäern ihn gebracht hat. Man darf sich überhaupt den Herrn nicht so affektlos vorstellen, wie man versucht sein mag durch die bei uns übliche in gemessenem Ton gehaltene Vorlesung der Evangelien. Er war ein sehr lebendiger Mensch, der allerdings auch seine Affekte vollständig in der Gewalt hatte. Sein Ärger richtet sich freilich in diesem Fall auch gegen die Jünger selbst. So viel hätten sie doch wenigstens in seiner Schule bis jetzt lernen können, daß alles, was
- 17 von außen in den Mund hineinkommt, seinen ganz natürlichen physischen Weg nimmt und gar nicht in die Seele hineingelangt, wo allein das Gute
- 19 wie das Böse seinen Sitz hat. Aus dem Herzen heraus aber kommen die Erzeugnisse der sündhaften Gesinnung, zunächst die bösen Gedanken und
- 20 Worte, dann auch die Taten. „Das verunreinigt den Menschen, nicht das Essen mit ungewaschenen Händen.“ Gewiß könnten diese Worte Jesu auch auf die Reinheits- und ähnliche Gebote und Verbote des Gesetzes selbst angewendet werden. Aber das ist nicht Jesu Absicht. Hier gilt vielmehr sein Wort: „Dieses sollte man tun und jenes nicht lassen“ (23, 23; vgl. auch zu

5, 17 S. 54 ff.). Jesus will weder allen diesen Vorschriften des Alten Bundes die Berechtigung absprechen noch für den Neuen Bund solche für unstatthaft erklären. Denn auch sie können einen guten Sinn haben, insofern sie durch die Aufrechterhaltung einer gewissen äußeren Disziplin dazu helfen, den inneren religiösen Ernst wachzurufen und zu erhalten. So soll das Opfer, das das Freitagsgesetz vom katholischen Christen verlangt, diesen lebendig an seine Dankes- und Liebespflicht gegenüber seinem Erlöser erinnern, der sein kostbares Fleisch und Blut für ihn geopfert hat. Darum ist dessen leichtfertige oder böswillige Übertretung nicht nur ein Zeichen dafür, wie wenig der betreffende sich dieser Dankes- und Liebesschuld bewußt ist, sondern auch eine Sünde des Ungehorsams gegen die Kirche, die aus triftigem Grund das Gebot erlassen hat. Aber etwas ganz anderes ist es, so wie die Phariseer und Schriftgelehrten in der äußerlichen Übertretung an sich schon rein materialistisch die Sünde zu erblicken. Diese Auffassung verwechselt nicht nur das Mittel mit dem Zweck, die Form mit dem Inhalt, sondern verlegt die Sittlichkeit überhaupt aus dem Gebiet des Geistigen in das rein Physische und zerstört somit letzten Endes den Begriff der Sittlichkeit selbst. Kein Wunder, daß sie schließlich zu solchen haarsträubenden Konsequenzen führt, wie Jesus sie eben gebrandmarkt hat. So klar und selbstverständlich die Ausführungen des Heilands sind, so geben sie doch auch uns noch manches zu bedenken. Denn die Verwechslung von Mittel und Zweck, von physischer und geistiger Auffassung der Sünde ist nicht nur ein Fehler der alten Phariseer, dem diese allerdings gänzlich verfallen waren. Sie liegt uns Menschen überhaupt nahe, und ohne uns dessen bewußt zu werden, geraten wir oft hinein. Denn der Mensch, besonders der gedankenlose und die Masse, die ja immer gedankenlos ist, braucht zwar handfeste, ins Auge fallende Normen. Aber man sollte doch z. B. im Moralunterricht bei Aufzählung der Sünden nicht die Übertretung des Freitagsgesetzes in einem Atemzuge nennen mit Sünden gegen die Natur, wie etwa Ehebruch, Verleumdung usw., sondern den Unterschied deutlich hervortreten lassen. Der Gläubige würde einerseits die Verpflichtung tiefer fühlen, andererseits befähigt werden, mit klarem Gewissen zu entscheiden, wo ein vernünftiger Entschuldigungsgrund vorliegt, und würde nicht das Gebot in diesem Falle einfach übertreten mit dem Gedanken: „Ich beichte es eben.“ Denn die vertiefte Auffassung der Sittlichkeit, wie der Heiland sie gibt, wird den, der sie erfaßt hat, nur noch gewissenhafter machen, da sie ihn nötigt, auf die innerste Wurzel seines Lebens und Tuns zu achten, während der oberflächliche Mensch auch durch tausend Vorschriften nicht von der Sünde abgehalten wird, da er im Bedarfsfall alle jene Vorschriften übertritt.

Ein Vergleich dieses Abschnittes bei Matthäus mit dem entsprechenden bei Markus zeigt wieder deutlich, daß Matthäus das ursprüngliche Schema in seiner gedankentiefen, folgerichtigen Form bietet. Markus aber hat diese Form zwar da und dort erweitert, aber unter Einbuße der straffen logischen Geschlossenheit der Gedankenfolge.

Wachsende Feindschaft der Juden. Jesus schränkt seine öffentliche Tätigkeit ein.

DIE CHANANÄISCHE FRAU. Kap. 15 Vers 21—28 (Mark. 7, 24—30).

(21) Darauf ging Jesus von dort weg und zog sich in die Gegend von Tyrus und Sidon zurück. (22) Und siehe, eine chananäische Frau aus jenem Gebiete kam heraus und schrie: „Erbarme dich meiner, Herr, Sohn Davids. Meine Tochter wird von einem Dämon arg geplagt.“ (23) Er aber antwortete ihr kein Wort. Da traten seine Jünger hinzu und baten ihn: „Fertige sie ab; denn sie schreit hinter uns her.“ (24) Er aber gab ihnen zur Antwort: „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt.“ (25) Da kam die Frau heran und fiel ihm zu Füßen mit den Worten: „Herr, hilf mir.“ (26) Er aber antwortete ihr: „Es ist nicht recht, das Brot der Kinder zu nehmen und es den Hündlein hinzuwerfen.“ (27) Sie jedoch erwiderte: „Ganz recht, Herr. [Aber du darfst es trotzdem tun.] Denn auch die Hündlein essen von den Stückchen, die vom Tische ihrer Herren herabfallen.“ (28). Da antwortete ihr Jesus und sagte: „Frau, dein Glaube ist groß. Dir soll zuteil werden, was du wünschst.“ Und zur selben Stunde wurde ihre Tochter gesund.

- 21 Wiederum „zieht sich Jesus zurück“, und zwar diesmal sehr weit weg: in das Gebiet von Tyrus und Sidon, also über die Landesgrenze hinaus ins Land der Heiden. Zwar ist nach dem griechischen Ausdruck nicht zu entscheiden, ob er jenes Gebiet betreten hat oder nur in der Richtung gegen Tyrus hin
- 22 gewandert ist. Ja es läge nahe, in Vers 22 zu übersetzen: „eine chananäische Frau kam aus jenem Gebiet heraus“ und traf ihn also außerhalb desselben, noch auf jüdischem Boden. Aber aus Mark. 7, 31 erhellt, daß er tatsächlich durch das Gebiet von Tyrus und sogar noch durch das von Sidon hindurchgewandert ist. Er wollte also den jüdischen Boden auf einige Zeit gänzlich verlassen und „vollständig unerkannt sein“ (Mark. 7, 24). Der Grund läßt sich schon aus der vorhergehenden Szene leicht erraten, erst recht aus Joh. 6. Dort wird erzählt, wie die Begeisterung desselben Volkes, das ihn nach der Brotvermehrung hatte zum König ausrufen wollen, sich sofort in feindselige Ablehnung verwandelte, als er den ersten Versuch machte, sie zu einer höheren geistigen Auffassung hinaufzuführen. Ja sogar viele von seinen Jüngern verließen ihn (Joh. 6, 66). Die Lage spitzt sich immer mehr zu, und die Zeit drängt, sich nunmehr möglichst ausschließlich der Ausbildung der wenigen zu widmen, die ihm auch in jener entscheidenden Stunde treu geblieben sind (Joh. 6, 67 ff.). Wenn er die Absicht hatte, daß „niemand ihn erkennen sollte“ (Mark. 7, 24) in dem heidnischen Lande, so hatte er dazu allerdings auch noch einen besonderen Grund, wie das Folgende gleich zeigt. Ganz unbekannt war er ja nicht in diesem Gebiet. Hatten sich doch wiederholt Leute auch aus jenen Gegenden unter seinen Zuhörern befunden (Mark. 3, 8; Luk. 6, 17; vgl. auch Matth. 4, 24).

Allerdings erreichte Jesus diese Absicht doch nicht ganz. Eine Frau, die Mutter einer schwerkranken Tochter, hört von seinem Kommen. Matthäus nennt sie mit altertümlichem Namen eine Chananäerin, um sie als Heidin zu bezeichnen, wie die meisten Bewohner jenes Landes Heiden waren. Markus

nennt sie aus demselben Grunde „eine Griechin, von Nationalität aber eine Syrophönizierin“ (zum Unterschied von Libophönizien in Afrika). Kaum hat sie das gehört, da „kommt sie auch schon heraus“ und schreit: „Erbarme dich meiner, Herr, Sohn Davids, meine Tochter wird von einem Dämon arg gequält.“ Nach Markus spielte sich die Szene „in einem Hause“ ab. Beide Berichte werden so in Einklang zu bringen sein, daß die Frau zunächst dem Herrn beharrlich nachlief (Vers 23), bis sie ihn endlich in dem Hause erreichte, wo sie ihm zu Füßen fallen konnte. Solche scheinbare Widersprüche entstehen leicht, wo die Erzähler einen längeren Vorgang in einen kurzen Bericht zusammenschließen. Atemlos läuft sie hinter Jesus und den Jüngern her, stoßweise kommen die Worte aus ihrem Munde heraus. Die Worte: „Herr“ – „Sohn Davids“, die sie von Juden gehört hat, erhalten im 28 Munde der Heidin einen besonderen Klang. „Jesus aber antwortete ihr mit keinem Worte.“ Nicht aus Härte oder Gleichgültigkeit. Auch nicht nur aus pädagogischen Gründen, wie das Folgende zeigt. Die Jünger, die etwas hinter ihm dreingingen – der Herr ging, wie es scheint, oft gerne für sich allein voraus (vgl. Mark. 10, 32) –, traten heran und baten ihn: „Fertige sie ab, denn sie schreit hinter uns her.“ Es war aber weniger ihr mitleidiges Herz, was sie antrieb, als Verlegenheit oder auch Ärger. Daher bitten sie auch nicht direkt um Hilfe für die Frau, obwohl der Ausdruck „fertige sie ab“ (eigentlich „entlasse sie“) halbwegs eine Bitte in sich schließt. Jesus hört auch eine solche heraus aus ihren Worten. Denn in seinem eigenen gütigen Herzen ertönt sie ja noch viel lauter. Aber er, der in all seinem Tun stets auf die ihm vom Vater festgesetzte Stunde achtet (Joh. 2, 4), darf nicht ohne weiteres auf die Stimme seines Herzens hören. Ein enger Weg ist ihm vom Vater vorgezeichnet. Wohl ist die Welt weit mit ihren Millionen von Hilfsbedürftigen an Leib und Seele. Und noch weiter ist Jesu Herz mit seiner Heilands- 24 liebe. Aber „ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel“. Das sagt er so ruhig und gemessen, daß keiner ahnt, welch innere Entsagung diese Sendung ihm auferlegt. Denn das ist das schwerste Opfer für einen edlen Menschen, seinen Tatendrang einschließen zu müssen, seine inneren Kräfte nicht auswirken zu dürfen, ja selbst auf das Tun des Guten verzichten zu müssen, wenn Beruf, Krankheit oder sonst ein höherer Wille es verbieten. Auch hierin wollte uns Jesus ein Vorbild des Gehorsams sein. In der Tat hätte er auch jetzt keine größere Tätigkeit in jener Gegend entfalten dürfen, ohne seine messianische Aufgabe am Volke Israel zu gefährden. Denn hätte er jetzt, wo die Stimmung im Lande Israel sich so gegen ihn verschärft, aber immer noch nicht zur endgültigen Ablehnung zugespitzt hatte, seine Tätigkeit den Heiden zugewendet, dann hätte man es ihm als Verrat am eigenen Volke ausgelegt, zumal, wie Josephus Flavius berichtet, die Tyrer unter allen Phöniziern sich gegen die Juden am feindseligsten benahmen. So setzt also Jesus schweren Herzens, aber starken Schrittes seinen Weg fort. Und es mag wohl sein, daß er gerade zu diesem Zweck in ein Haus –

- vielleicht ein Gasthaus oder das eines Bekannten (siehe zu Vers 21) — eingetreten ist, um der unangenehmen Szene ein Ende zu machen. Aber die bedrängte Frau läßt sich auch dadurch nicht abschrecken. Im Gegenteil: Jetzt kann er ihr nicht mehr entgehen, ist gleichsam gefangen. Auch ins Haus geht sie ihm nach, fällt ihm zu Füßen und spricht ganz erschöpft nur noch die Worte:
- 25 „Herr, hilf mir.“ Sie werden wie ein Stich durch das gütige Herz des Heilandes gegangen sein. Aber er kann ihr keine andere Antwort geben:
- 26 „Es ist nicht recht, das Brot der Kinder zu nehmen und es den Hündlein hinzuwerfen.“ Der Vergleich ist nicht verächtlich gemeint. Das sagt schon das Wort „Hündlein“, wodurch nicht auf die im Orient so häufigen herrenlosen Hunde, die eine Gassenplage bilden, angespielt ist, sondern auf die im Hause geduldeten zahmen Haushündchen. Auch die Frau hat ihn nicht als solchen empfunden, wie ihr Eingehen darauf beweist. Demütigend ist der Vergleich immerhin für die Heidin. Er macht „die Griechin“ darauf aufmerksam, daß die Juden trotz ihrer weniger feinen Bildung das erste Anrecht auf den Messias haben. Aber ihr von der Liebe zu ihrem Kind getragener Glaube läßt sie diese Demütigung gerne hinnehmen. Ja er macht sie scharfsinnig und schlagfertig, so sehr, daß sie sogar den Herrn besiegt. Man faßt
- 27 ihre Antwort verschieden auf: „Ja, Herr, du hast schon recht, aber auch die Hündlein...“ usw. Allein im Text heißt es nicht: „aber auch“, sondern „denn auch“. Oder: „Doch, Herr, tu es trotzdem, denn...“ Aber das griechische Wort heißt nicht „doch“, sondern: „ja, gewiß“. Oder: „Ja, Herr, du kannst es ruhig tun; denn...“ Das Ja wäre dann nicht die Bestätigung des von Jesus ausgesprochenen Satzes, sondern ihrer eigenen vorhin gestellten Bitte. Am besten aber entspricht wohl dem Zusammenhang die in obiger Übersetzung gegebene Auslegung der vom Evangelisten ein wenig kurz zusammengezogenen Antwort: Die Frau hat den Konflikt, in dem sich das gütige Herz Jesu mit der ihm vom Vater vorgeschriebenen Sendung sozusagen befindet, durchschaut, und, indem sie selbst diesen seinen Grundsatz durchaus anerkennt, will sie ihm den Weg zeigen, wie auch er, ohne seinem eigenen Grundsatz untreu zu werden, doch ihrer Bitte willfahren kann. Das tut sie, indem sie in zugleich feinsinniger und bescheidener Weise auf seinen Vergleich eingeht und ihn weiterführt. Einer solchen Sachwalterin vermag auch Jesus
- 28 nicht mehr zu widerstehen. „Da antwortete ihr Jesus und sagte: ‚Frau, dein Glaube ist groß. Dir soll zuteil werden, was du wünschst.‘ Und zur selben Stunde wurde ihre Tochter gesund.“

Was doch die Liebe einer Frau, einer Mutter vermag! Vor nichts schreckt diese Frau zurück. Sobald sie hört: der Wundertäter der Juden ist in der Nähe, „kommt sie heraus“, von dem einen Willen beseelt, ihr gequältes Kind zu retten. Die Griechin verschmäht es nicht, wie eine Jüdin Jesus mit gläubigem Vertrauen Namen zu geben, die sie von den Juden gehört hat. Die Demütigung, nicht einmal einer Antwort gewürdigt zu werden, beleidigt sie nicht und raubt ihr nicht den Mut. Was die Leute sagen über eine Frau,

die schreiend und jammernd hinter fremden Männern herläuft, dagegen ist sie ebenso unempfindlich wie gegen das Mißbehagen der Jünger über eine solche Begleiterin. Wo Männer längst umgekehrt wären mit der Erklärung: „Es ist nichts zu machen“, da setzt sie ihren Weg fort. Auch vor dem fremden Haus macht sie nicht halt, bis sie da angelangt ist, wohin sie wollte: zu den Füßen Jesu. Ganz erschöpft fällt sie hier nieder. Doch ihre seelische Kraft ist nicht gebrochen. Sie hält auch der harten Absage Jesu gegenüber stand. Denn als echtes Weib vermag sie die Regungen seines Herzens zu fühlen, die in der rauhen Sprache keine Worte fanden. Und hier greift sie an. Zwar hat sie nur die Waffen der Schwachen: Liebe und Glauben. Aber diese Waffen sind so scharf, daß sie gleichsam selbst Gottes festgeschmiedete Pläne zu durchstoßen vermögen. Denn durch Liebe und Glauben läßt auch Gott sich besiegen.

*DIE ZWEITE BROTVVERMEHRUNG. Kap. 15 Vers 29–39
(Mark. 7, 31 bis 8, 9).*

(29) Hierauf begab sich Jesus von dort weg und kam an das Galiläische Meer. Er stieg auf den Berg und setzte sich daselbst. (30) Da kamen große Scharen Volkes zu ihm, die Lahme, Krüppel, Blinde, Stumme und viele andere bei sich hatten. Die legten sie ihm zu Füßen, und er heilte sie alle, (31) so daß die Leute sich wunderten, da sie sahen, wie Stumme redeten, Verkrüppelte gesund wurden, wie Lahme umhergingen und Blinde sehen konnten. Und sie priesen den Gott Israels. (32) Jesus aber rief seine Jünger zu sich und sagte zu ihnen: „Mich dauert das Volk, weil sie schon drei Tage bei mir ausharren und nichts zu essen haben. Ich mag sie auch nicht ungesättigt fortschicken. Sonst könnten sie unterwegs schlapp werden.“ (33) Da sagten seine Jünger zu ihm: „Woher sollen wir in der Wüste so viel Brot beschaffen, um eine solche Volksmenge zu sättigen?“ (34) Jesus fragte sie: „Wie viele Brote habt ihr?“ Sie antworteten: „Sieben und einige wenige Fischlein.“ (35) Da ließ er das Volk sich auf der Erde lagern, (36) nahm die sieben Brote und die Fische, sprach das Dankgebet, brach sie und gab sie den Jüngern. Die Jünger aber gaben sie den Volksscharen. (37) Und alle aßen und wurden satt. Und was übrig blieb von den Brobstücken, hoben sie auf, sieben volle Körbe. (38) Derer aber, die gegessen hatten, waren es viertausend Mann, ungerechnet die Frauen und Kinder. (39) Darauf entließ er das Volk, bestieg das Schiff und kam in die Gegend von Magadan.

Aus Matthäus ist weder zu entnehmen, welchen Weg der Herr eingeschlagen hat, noch auf welche Seite des Galiläischen Meeres er gekommen ist. Genauerer sagt Markus (7, 31). Jesus wanderte also, wohl auf der alten, 36 Kilometer langen, dem Meere entlangziehenden Landstraße, zuerst nach Sidon. Die Betrachtung kann sich hineinversenken, welche Gedanken und Gefühle der Anblick des Meeres in ihm erweckt haben mag, über das später seine Apostel, Petrus voran und Paulus, fahren würden, um das Christentum in die ferne Heidenwelt hinauszutragen, während seinem eigenen Wirken die engen Grenzen des Heiligen Landes gesetzt waren. Von Sidon aus wird

er der Heerstraße gefolgt sein, die ihn weit nördlich von den Grenzen Galiläas über den Libanon und Cäsarea Philippi ans Ostufer des Jordans führte und von hier in das Gebiet der Dekapolis östlich und südöstlich vom See Gennesaret (vgl. S. 129). Offenbar war es seine Absicht, auch dort allein zu sein mit seinen Jüngern. Darum zog er sich auf einen Berg (Vers 29) in eine Einöde (Vers 33) zurück. Aber er war in der Dekapolis nicht unbekannt (vgl. Kap. 8), zumal der einst von ihm in jenem Land von den Dämonen Geheilte seinen Auftrag wohl gut ausgeführt haben wird und für
30 die Verbreitung seines Namens gesorgt hatte (vgl. Mark. 5, 19). Daher sieht Jesus bald eine ganze Menge Heilungsbedürftiger um sich, die von einer noch größeren Menge solcher, die ihn zu sehen und zu hören verlangen, herbeigebraht worden sind. Die ausführliche Schilderung des Matthäus, wie die Leute von allen Seiten Kranke aller Art an den einen Ort hinbringen und ihm zu Füßen legen, läßt vermuten, daß Jesus nicht oft in dieser Gegend gewesen ist, was zu der Ortsangabe des Markus gut paßt, und daß die Leute auch fürchten, er werde nicht lange da bleiben (vgl. 14, 35 u. 36). Auch das
31 auffällige: „Sie priesen den Gott Israels“, legt die Vermutung nahe, daß Jesus hier eine gemischte Bevölkerung vor sich hatte, zum großen Teil aus Heiden bestehend, was wiederum für die Dekapolis paßt. Man könnte sich allerdings verwundert fragen, warum Jesus hier auf einmal so überreichlich seine Wunder austeilt, ja sogar wiederum das große Brotwunder wirkt, während die eine chananäische Frau ihm die Heilung ihrer Tochter so schwer abringen mußte. Aber schon das vorhin Bemerkte zeigt, daß der Fall hier anders lag. Überdies war Jesus hier auf altem israelitischem Boden, wo immerhin auch viele Israeliten wohnten. Hier konnte ihm seine Wirksamkeit also nicht übelgenommen werden. Ja sie trug gerade bei zur Verherrlichung „des Gottes Israels“. Allerdings mag es wohl damit zusammenhängen, daß die Jünger hier nicht die Initiative ergreifen wie bei der ersten Brot-
32 vermehrung (14, 15), obwohl das Volk diesmal sogar schon drei Tage ausgeharrt hat. Solch ein Wunder haben sie vor dieser Bevölkerung doch kaum erwartet. Jesus aber will ihnen zeigen, daß sein Herz gleich offen steht für alle Menschen. Darum ergreift er am dritten Tage selbst die Initiative. Wie wenig die Jünger trotz seiner herzlichen Worte eine Wiederholung des
33 Wunders erwarten, zeigt ihre verlegene Frage (Vers 33). Aber das alsbald fast in der gleichen Weise wie früher vollzogene Wunder mag sie wohl haben ahnen lassen, daß auch die Heidenwelt gemeinsam mit den aus Israel Bekehrten dasselbe Anrecht besitzt auf das messianische Gemeinschaftsmahl, bei dem der Herr die Seinigen mit dem Wunderbrote seines eigenen heiligen Leibes nährt. Die Behauptung der Kritiker, diese Erzählung sei ein Duplikat der ersten Brotvermehrung, ist also hinfällig, was ja auch schon aus den ganz verschiedenen Zahlenangaben hervorgeht, die sich nicht symbolisch, sondern nur historisch verstehen lassen. Auch ist der Einwand, die Ratlosigkeit der Jünger nach dem doch höchstens wenige Wochen vorhergegangenen großen

Brotwunder sei unbegreiflich, durch das Vorhergehende schon widerlegt, ganz abgesehen von der aus dem Evangelium genug bekannten Schwerfälligkeit der Jünger in solchen Glaubenssachen.

Tatsächlich verweilte auch Jesus nicht mehr länger in jener Gegend, sondern fuhr nach Entlassung des Volkes in die „Gegend von Magadan“³⁹. Dieser Ort ist ebenso unbekannt wie das von Markus angegebene Dalmanutha (Mark. 8, 10). Mehrere Matthäushandschriften haben zwar Magdala (zwischen Tiberias und Kapharnaum am See). Aber das ist sicher nur ein Verlegenheitsersatz des Bekannten für das Unbekannte. Nur so viel läßt sich aus dem Zusammenhang sagen, daß beides nahe beieinander gelegene Orte am West- oder besser wohl Südwestufer des Gennesaretsees gewesen sind.

DAS ZEICHEN VOM HIMMEL. DER SAUERTEIG DER PHARISÄER. Kap. 16 Vers 1–12 (Mark. 8, 11–21; vgl. Luk. 12, 54–56).

(1) Da traten die Pharisäer und Sadduzäer an ihn heran, um ihn auf die Probe zu stellen, und baten ihn, ihnen ein Zeichen vom Himmel her vorzuführen. (2) Er aber antwortete ihnen: „Am Abend sagt ihr: ‚Es gibt gutes Wetter; denn der Himmel ist ganz rot.‘ (3) Und am Morgen: ‚Heute gibt es Regenwetter; denn der Himmel ist rot und düster.‘ Das Aussehen des Himmels versteht ihr zu beurteilen. Aber die Zeichen der Zeiten beurteilen könnt ihr nicht. (4) Ein böses und ehebrecherisches Geschlecht verlangt ein Zeichen. Aber kein anderes Zeichen wird ihm gegeben werden als das Zeichen des Jonas.“ Und er ließ sie stehen und ging weg. (5) Bei der Überfahrt nun ans jenseitige Ufer vergaßen die Jünger, Brot mitzunehmen. (6) Da sagte Jesus zu ihnen: „Nehmt euch wohl in acht vor dem Sauerteig der Pharisäer und Sadduzäer.“ (7) Die aber überlegten untereinander und sagten: „[Das sagt er], weil wir kein Brot mitgenommen haben.“ (8) Als Jesus das merkte, sagte er: „Was macht ihr euch untereinander Gedanken darüber, ihr Kleingläubigen, weil ihr kein Brot bei euch habt? (9) Habt ihr denn immer noch kein Verständnis? Und denkt ihr nicht mehr an die fünf Brote für die Fünftausend, und wie viele Körbe voll ihr aufgehoben habt? (10) Und an die sieben Brote für die Viertausend, und wieviel Körbchen ihr da aufhobet? (11) Wie könnt ihr denn nicht begreifen, daß ich nicht vom Brot zu euch geredet habe? Nehmt euch aber in acht vor dem Sauerteig der Pharisäer und Sadduzäer.“ (12) Da verstanden sie endlich, daß er nicht gemeint hatte, sie sollten sich vor dem Brotsauerteig in acht nehmen, sondern vor der Lehre der Pharisäer und Sadduzäer.

Raum hat Jesus das Westufer betreten, sind schon wieder seine Gegner da, die Pharisäer. „Sie kamen heraus“, sagt Markus, wie aus Schlupfwinkeln hervor. Diesmal sind auch Sadduzäer bei ihnen (siehe darüber S. 23 ff.), also Angehörige des Priesteradels. Man interessiert sich immer mehr um ihn in Jerusalem (vgl. 15, 1). Ganz und voll verständlich wird dieses feindselige Interesse allerdings erst aus dem Johannesevangelium, das von den Festreisen Jesu nach Jerusalem und seinen dortigen Streitreden mit den anwesenden Pharisäern berichtet. Nach Markus (8, 15) müssen sich auch

Anhänger des Herodes darunter befunden haben. Sie können identisch sein mit den Sadduzäern. Eine der Frauen des alten Herodes, die den gleichen Namen hatte wie die von ihm hingerichtete Mariamne, war die Tochter eines Leviten Simon aus Ägypten gewesen, den Herodes dann zum Hohenpriester eingesetzt hatte, und aus dessen Familie auch die Nachfolger des Herodes mehrere Hohenpriester wählten. Die mögen auf diese Weise der königlichen Familie ihre Dankbarkeit erwiesen haben. Diese ganze Gesellschaft kommt, „um ihn auf die Probe zu stellen“ oder ihn „zu versuchen“. Das heißt, sie wollen irgend etwas aus ihm herauslocken, was sie dann gegen ihn verwenden können. Markus sagt kurz und bündig: „Sie fingen an zu streiten.“ Dabei wiederholen sie die schon einmal an den Herrn gestellte Bitte um „ein Zeichen“ (12, 38). Sie wollen einen deutlichen Ausweis für die Berechtigung seines Auftretens und seiner messianischen Ansprüche. Denn die von ihm selbst als solche erklärten Zeichen, wie sie der Prophet Isaias vom Messias vorausgesagt hatte (vgl. 11, 2 ff.), genügen ihnen nicht. Diesmal präzisieren sie ihre Forderung genauer: „ein Zeichen vom Himmel“, also etwa, daß die Sonne stillstehe wie zur Zeit des Josue (Jos. 10), oder der Mond, oder daß sonst in der Sternennwelt etwas Auffälliges sich ereigne. Darum bitten sie freilich nicht aus ehrlicher Glaubensbedrängnis heraus, weil sie etwa gerne glauben möchten, aber ihrer Zweifel nicht Herr werden können. Daran denken sie gar nicht. Es kommt ihnen nur darauf an, zu streiten und, wie sie annehmen, unerfüllbare Forderungen zu stellen oder wenigstens solche, auf die er nicht eingehen wird, damit sie nachher ihre Ablehnung als durchaus gerechtfertigt hinstellen können. Gott aber läßt sich durch den bösen Willen der Menschen nicht versuchen (vgl. zu 12, 38 S. 182 ff.). Darum begnügt sich Jesus, diesen ihren bösen Willen aufzudecken, und sie dann abzuweisen: Die Zeichen der Natur verstehen sie vorzüglich zu deuten. Hätten sie ebenso ehrlich aufgeschlossenen Sinn für die Übernatur, dann müßten sie auch imstande sein, „die Zeichen der Zeiten“ zu beurteilen, nämlich sein eigenes ganzes wunderbares Leben und Wirken, aus dem deutlich genug hervorgeht, daß eine neue Zeit, die messianische, angebrochen ist. Aber sie sind die richtigen Vertreter ihres

2 nicht versuchen (vgl. zu 12, 38 S. 182 ff.). Darum begnügt sich Jesus, diesen ihren bösen Willen aufzudecken, und sie dann abzuweisen: Die Zeichen der Natur verstehen sie vorzüglich zu deuten. Hätten sie ebenso ehrlich aufgeschlossenen Sinn für die Übernatur, dann müßten sie auch imstande sein, „die Zeichen der Zeiten“ zu beurteilen, nämlich sein eigenes ganzes wunderbares Leben und Wirken, aus dem deutlich genug hervorgeht, daß eine neue Zeit, die messianische, angebrochen ist. Aber sie sind die richtigen Vertreter ihres

4 Volkes, eines bösen und eheblicherischen, d. h. trotz äußerer Gesetzesstrenge innerlich von Gott abgefallenen Geschlechtes. Darum bleibt es bei dem, was er ihnen schon einmal gesagt hat: Kein anderes Zeichen sollen sie erhalten als das des Propheten Jonas (S. 183). Der Herr hält es nicht einmal mehr für nötig, ihnen dieses Zeichen noch näher zu erklären, wie er es früher getan hat, sondern läßt sie einfach stehen und geht weg. Und zwar begibt er sich wieder ans jenseitige Ufer. Sein Bestreben, sich vorläufig allen Auseinandersetzungen mit seinen Gegnern und auch allen Gelegenheiten dazu möglichst zu entziehen, tritt immer deutlicher zu Tage. Offenbar erfolgte sowohl sein Entschluß als auch dessen Ausführung sehr rasch, so daß die Jünger in der

5 Eile ganz vergaßen, sich mit Lebensmitteln zu versehen. Und da nach dem bisherigen Verhalten Jesu sehr leicht zu erwarten war, daß sie wieder auf

längere Tage in einsame Gegenden kämen, wäre das ja um so nötiger gewesen. Dem Herrn aber liegen solche Sorgen ferne. Seine Gedanken sind noch ganz mit den Pharisäern und Sadduzäern beschäftigt. Es ist begreiflich, daß deren innerlich verlogene boshafte Art seinem edlen Herzen zusetzt. Daher
6 seine Äußerung an die Apostel. Die allerdings kommen mit ihren Gedanken nicht über die Drossorgen hinaus. Daher ihr törichtes Mißverständnis, als habe der Heiland sie warnen wollen, bei Anhängern der Pharisäer Brot einzukaufen, weil es etwa vergiftet sein könne. Unverhohlener Ärger spricht aus der Zurechtweisung Jesu. Weniger darüber, daß sie den Sinn seiner Worte
9 nicht zu erfassen imstande waren. Tatsächlich haben sie ihn ja nachher verstanden, ohne daß es einer Erläuterung seinerseits bedurft hätte. Aber darüber ist er ungehalten, daß sie trotz aller gemachten Erfahrungen immer noch dermaßen in ihren kleinlichen Sorgen hängen bleiben, daß sie gar nicht fähig sind, ihn in seinen Gedankengängen zu begleiten. Der Mensch ist eben so: Er klebt so fest im Natürlichen, daß es ihm schwer möglich ist, wirklich in einer übernatürlichen Geisteswelt zu leben. Da kann man sich auch denken, was es für den Heiland für eine Belastung war, Tag für Tag im engsten Verkehr mit den Aposteln zusammenzuleben, trotz ihrer treuherzigen Liebe. Man begreift es, warum er so oft das Bedürfnis fühlte, allein zu sein mit seinem himmlischen Vater. Fühlt es doch schon jeder einigermaßen geistig strebende Mensch wie ein Bleigewicht, wenn ihn etwa sein Beruf allzu sehr ins kollektive Leben einspannt. Zwar ist der Mensch ein soziales Wesen. Aber er ist zugleich auch ein Individuum. Nur wenn beidem zusammen Rechnung getragen ist, kann er seelisch gedeihen.

Die Aufrüttelung hat den Aposteln gutgetan. Jetzt, wo sie sich einmal Mühe geben, den Gedanken ihres Meisters zu folgen, verstehen sie auch ohne
12 weiteres den Sinn seines Wortes. Sie haben also doch schon etwas gelernt in der Schule Jesu. Vor der Lehre der Pharisäer und Sadduzäer, wie sie in deren Reden und Handeln dargestellt ist, sollen sie sich wohl in acht nehmen. In der Tat war die Lehre und Art der Pharisäer für ein argloses religiöses Gemüt sehr gefährlich. Ihr zur Schau getragener religiöser Ernst, der sich in der Lehre und Befolgung ungezählter den ganzen Handel und Wandel regelnder Vorschriften kundtat, konnte gerade auf einfache Leute seinen Eindruck nicht verfehlen. Aber darunter verbarg sich eine ganz falsche Auffassung nicht nur der Religion und Sittlichkeit, sondern Gottes selbst. Denn im Grunde faßten sie das Verhältnis zwischen Mensch und Gott als ein reines Rechtsverhältnis auf. Je genauer und schärfer sie aber daraus ihre Rechtsforderungen zogen, um so mehr mußte es dem ungeübten Geiste entgehen, daß sie dadurch gerade das Wesen aller Religion und Sittlichkeit zerstörten. Denn Gott der Herr wurde dabei, trotz aller ängstlich ihm erwiesenen Verehrung, von seiner absoluten Höhe herabgezogen und auf denselben Rechtsboden gestellt wie der Mensch. Im gleichen Maße aber blähte sich der Mensch auf, der da glaubte, in eigener Kraft durch äußerliche Korrektheit Gottes

Anforderungen genügen und sich selbst erlösen zu können. So entstand der hochmütige Heuchler, der ganz den Blick verlor für das Wesen der Sittlichkeit, die in der innersten Gesinnung ihre Wurzel hat. Diese Gefahr der pharisäischen Auffassung ist übrigens auch heute noch von vielen nicht überwunden. Ähnliche Gefahr bereitete aber auch die Art der Sadduzäer, deren vornehm weltmännische Gewandtheit die innere Hohlheit ihrer Religion verdeckte (vgl. darüber zu 22, 23). So etwas wirkt tatsächlich wie ein Sauerteig, unmerklich die ganze Denkart durchdringend und zersetzend. Daß auch die Apostel gegen den Einfluß der Pharisäer noch nicht immun waren, hatten sie gerade vor kurzem bewiesen (vgl. 15, 12). Erst recht hat deshalb die Kirche gute Gründe, ihre Gläubigen vor der Lektüre glaubensfeindlicher Schriften zu warnen und ihnen diese unter Umständen zu verbieten. Denn nur zu leicht macht selbst der glaubensstreu, aber nicht genug geschulte Leser mit dem scheinbar Richtigen sich dessen falsche Voraussetzungen zu eigen oder zieht aus dem wirklich Richtigen die falschen Konsequenzen. Das wird um so unvermeidlicher der Fall sein bei der großen Masse der Leser, die es nicht mehr für nötig halten, ihre halb verstandenen und halb vergessenen religiösen Schulkenntnisse aufzufrischen und weiter auszubilden, statt dessen aber blindlings nach allem greifen, was von gegnerischer Seite kommt.

Dieser Abschnitt des Evangeliums ist übrigens ein neuer Beweis für die Echtheit der beiden Brotwunderberichte, ohne die er gar nicht möglich wäre. Nebenbei sei bemerkt: Wenn sowohl Matthäus wie Markus jedesmal genau einen Unterschied machen in dem griechischen Ausdruck für „Körbe“ (beim ersten Wunder kophinos, beim zweiten sphyris), so scheint auch ein sachlicher Unterschied vorhanden gewesen zu sein. Der erstere war wohl ein großer, fester Tragkorb — so liest eine Handschrift zu Luk. 13, 8: „einen Korb (kophinos) Mist“ —, der zweite ein kleinerer Korb für Schwären. Die erste Brotvermehrung war also reichlicher. Sie ist ja auch ganz für Kinder Israels gewirkt worden.

PETRUS DER PAPST. Kap. 16 Vers 13—20 (vgl. Mark. 8, 27 bis 30; Luk. 9, 18—21).

(13) Als Jesus dann in die Gegend von Cäsarea Philippi kam, fragte er seine Jünger: „Für wen halten die Leute den Menschensohn?“ (14) Sie antworteten: „Die einen für Johannes den Täufer, andere für Elias, andere wieder für Jeremias oder sonst einen der Propheten.“ (15) Darauf sagte er zu ihnen: „Für wen aber haltet ihr mich?“ (16) Da antwortete Simon Petrus und sagte: „Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ (17) Hierauf antwortete ihm Jesus: „Selig bist du, Simon, Sohn des Jonas. Denn nicht Fleisch und Blut hat dir das geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist. (18) Nun will aber auch ich dir etwas sagen: Du bist der Fels. Und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle [des Todes] werden sie nicht überwältigen. (19) Ich werde dir die Schlüssel des Himmelreichs geben. Und was du auf Erden binden wirst, wird gebunden sein im

Himmel, und was du auf Erden lösen wirst, wird gelöst sein im Himmel.“
(20) Darauf schärfte er den Jüngern aufs strengste ein, niemandem zu sagen, daß er der Christus sei.

Wohin der Heiland sich nach Abfertigung der Pharisäer und Sadduzäer begeben hat, sagt Matthäus nicht. Nach Markus (8, 22) kam er nach Bethsaida (siehe zu 14, 14), wo er einen Blinden heilte, sich aber offenbar nicht lange aufhielt. Vielleicht hatte er vorher auch wieder einige Tage in einer einsamen Gegend des Ostufers verweilt. Sein Bestreben, sich nicht nur seinen Feinden, sondern auch dem Volke möglichst zu entziehen, um mit den Jüngern allein zu sein, tritt immer deutlicher zu Tage. So verläßt er auch Bethsaida wieder (Mark. 8, 27) und begibt sich ganz hinauf an die Nordgrenze des Heiligen Landes, in die Gegend von Cäsarea Philippi. Das war eine Stadt am Fuße des Hermon, die Philippus, der Vierfürst des Gebietes östlich vom oberen Jordan und dem See Gennesaret, ein Sohn des alten Herodes, ausgebaut und zu Ehren des Kaisers so benannt hatte. Sein Vater hatte dort neben dem Heiligtum des heidnischen Gottes Pan einen prächtigen Augustus-Tempel aus weißem Marmor erbaut. In jener fast nur von Heiden bewohnten Gegend — die Stadt selbst scheint er nicht betreten zu haben (vgl. Mark. 8, 27) — wandelte Jesus. Keiner der heidnischen Pilger, die von der Pansgrotte kamen oder in den Augustustempel zogen, um dem vergötterten Kaiser, der von Rom aus die Welt beherrschte, ihre Opfer darzubringen, ahnte, wer dieser Mann war mit seinen zwölf Begleitern. Und keiner wäre auf den Gedanken gekommen, daß einer dieser Begleiter, dem Aussehen nach ein galiläischer Fischer, im Auftrag jenes Mannes in demselben Rom einen anderen Thron errichten werde, der nach Jahrtausenden noch stehen und die Weltreiche überstrahlen wird, wenn der Thron des Augustus längst in Schutt und Asche zerfallen ist. Jesus aber weiß, daß seine Apostel unter der Gnade Gottes jetzt herangereift sind, um die Frage zu beantworten, die fortan zur Schicksalsfrage für die Völker und für jeden einzelnen Menschen werden sollte. Darum unterbricht er auf einmal das Schweigen (vgl. zu 15, 23 S. 226), wendet sich seinen Jüngern zu und 13 fragt: „Für wen halten die Leute den Menschensohn?“ Natürlich wußte er das schon. Aber die Frage dient nur als Einleitung für die folgende, wichtigere, die er an die Jünger selbst richtet. Sie antworten mit den schon 15 bekannten Vermutungen (siehe zu 14, 2 S. 209 ff. u. S. 163). „Ihr aber!“ — fährt Jesus fort —, „für wen haltet ihr mich?“ Da tritt Petrus hervor 16 und antwortet mit fester Stimme: „Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Daß er der Christus, d. h. der Messias, sei, war schon lange ihre Überzeugung gewesen, um deren willen sie alles verlassen hatten und ihm nachgefolgt waren. „Der Messias“, das ist sein Amt. Aber seine geheimnisvolle Person — was sie darüber schon längst geahnt, was immer mehr zur Erkenntnis in ihnen gedrängt, was in Augenblicken der Begeisterung ganz spontan aus ihrem Munde als Bekenntnis hervorgequollen, wenn

- auch in undeutlichen Begriffen (vgl. S. 217 ff.), das spricht Petrus in ruhiger Klarheit aus: „der Sohn des lebendigen Gottes“: Des einzigen Gottes, der alles Leben in sich hat und von dem alles Leben kommt, dessen einziger Sohn bist Du, weil er Dir und nur Dir sein eigenes Leben, das ist seine göttliche Wesenheit selbst, mitgeteilt hat. Dieses Bekenntnis des Petrus unterscheidet sich von jenem allgemeinen auf dem See Gennesaret (14, 33) wie der volle Mittagsglanz von der Morgendämmerung. Darum spricht Jesus zu Petrus, ihn feierlich mit seinem vollen Namen nennend:
- 17 „Selig bist du, Simon, Sohn des Jonas. Denn nicht Fleisch und Blut hat dir das geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist.“ In unserem griechischen Matthäusevangelium liegt hier offenbar ein Fehler des Übersetzers vor, da nach den besten Handschriften des Johannesevangeliums der Vater des Petrus nicht Jonas, sondern Johannes geheißen hat (Joh. 1, 42 u. 21, 15–17), womit auch das Hebräerevangelium übereinstimmt. Der Übersetzer hat also hier zwei gleich anfangende Namen verwechselt. Absichtlich nennt Jesus den Petrus hier mit seinem gewöhnlichen menschlichen Namen, wo er ihm sagt, daß er nicht „Fleisch und Blut“, d. h. weder menschlicher Belehrung noch seinem eigenen menschlichen Denken diese Erkenntnis verdankt, sondern der Offenbarung dessen, der „allein den Sohn kennt, so wie der Sohn allein den Vater kennt“ (11, 27). Was aber der Name bedeutet, den er selber ihm, dem Simon, schon bei der ersten Begegnung beigelegt hat (Joh. 1, 42), das will er ihm jetzt enthüllen. Denn bei Christus und Petrus besteht in dieser Beziehung das umgekehrte Verhältnis: Christus ist von Natur aus Gottes Sohn. Aus dieser seiner göttlichen Wesenheit und Persönlichkeit heraus fließt von selbst sein Amt, der Messias, d. h. der Christus zu sein. Petrus ist von Natur aus nicht mehr als „Fleisch und Blut“, wie die andern Menschen auch. Erst die Gnade des Gottessohnes hebt ihn darüber hinaus zu dem Amte, das der von Christus ihm geschenkte Name bezeichnet. In deutlicher, feierlicher Bezugnahme auf das Bekenntnis des
- 18 Petrus erklärt also der Herr: „Nun will aber auch ich dir etwas sagen: Du bist der Fels, und auf diesen Felsen...“ Mit unwiderleglich klaren Worten verspricht hier Jesus dem Petrus: „Ich werde dich zum Papste machen.“

Es ist begreiflich, daß man von nichtkatholischer Seite jegliche Gelehrsamkeit aufgeboten hat, um diese Worte zu erschüttern und zum Einsturz zu bringen. Das gelänge am besten, könnte man ihre Unechtheit beweisen. Also versuchte man das. Christus könne diese Worte gar nicht gesprochen haben, denn er habe überhaupt nie im Sinne gehabt, sich von der alten Synagoge loszusagen und eine neue Gemeinschaft, also eine „Kirche“, zu gründen. Da ist es zunächst einmal ganz unerklärlich, wie alle seine Apostel, selbst Jakobus, dessen Brief schon um 50 geschrieben ist, dazu kamen, in ihren Schriften in der selbstverständlichsten Weise von „der Kirche“ zu reden. Schon das wäre ein vollgültiger Beweis, daß Christus die Absicht gehabt haben muß,

eine Kirche zu gründen, auch wenn in den Evangelien gar nicht von dieser Absicht die Rede wäre. Tatsächlich aber muß man beide Augen gewaltsam zudrücken, um diese Absicht in den Evangelien nicht auf Schritt und Tritt zu bemerken. Das ganz auszuführen, ist hier nicht der Ort. Es kann nur angedeutet werden. Zu seinen Lebzeiten allerdings wollte Christus sich mit den Seinigen noch nicht trennen von der alttestamentlichen Synagoge. Denn erst durch seinen Opfertod am Kreuze und seine Auferstehung waren Forderung und Sinn des Alten Testaments erfüllt, und erst durch die Herabkunft des Heiligen Geistes wurden die Seinigen befähigt zum Ausbau der neuen Kirche. Daß Jesus das aber vorhatte, verraten seine Worte immer wieder. Darum vergleicht er die Seinigen, die ins Himmelreich Berufenen, so oft mit einer Herde, die zwar jetzt noch klein ist, der aber der Vater das Reich zu geben beschlossen hat (Luk. 12, 32). Auch noch andere Schafe hat er, „die nicht zu dieser Hürde gehören“, die er aber herbeiführen muß, „damit eine Herde und ein Hirte sei“ (Joh. 10, 16). Daß die Heiden unter diesen andern Schafen zu verstehen sind, wird allenthalben gelehrt in den vier Evangelien. Unzweideutig sagt Jesus voraus, daß dieses sein Reich ein anderes sein werde als die alte Synagoge, ein neuer Bau, den er an Stelle des von Gott verworfenen alten aufrichten werde (Matth. 21, 33 ff.). Und die Parabeln vom Unkraut im Acker und von dem Himmelreich als Netz (Kap. 13) lassen keinen Zweifel darüber, daß sein neues Reich nicht nur in einer unsichtbaren geistigen Gnadengemeinschaft, sondern in einer sichtbaren Gemeinschaft aus Guten und Bösen bestehen werde. Es liegt also ganz in der Linie dieser vom Herrn stets und stets ausgesprochenen Gedanken, wenn er hier dieser Gemeinschaft ein Oberhaupt setzt, wie jede sichtbare Gemeinschaft es benötigt, und wenn er ihr den Namen gibt, der schon seit dem Alten Testament für die israelitische Volks- und Religionsgemeinschaft gebräuchlich war — *ecclesia*, für hebräisch *kahal*. Man muß also schon die ganzen Gedankengänge Jesu um- und abzubiegen versuchen, wenn man auf diesem Wege die Unechtheit der Petrusstelle beweisen will. Ebenso kläglich sind alle Versuche gescheitert, auf textkritische Weise diese Worte zu entfernen. Es gibt mehrere tausend Handschriften des Neuen Testaments und der Evangelien. Sie lassen sich in einzelne Gruppen einteilen, die wieder auf drei Grundtypen zurückgehen, deren Zusammenhang mit den Urschriften nachweisbar ist. Alle diese Handschriften enthalten genau den gleichen Text dieser Verse, so daß dessen Sinn durch die verschiedenen Varianten überhaupt nicht berührt wird. Diesem eindeutigen Zeugnis schließen sich die ältesten Kirchenschriftsteller an, über Origenes († um 251) und Tertullian († nach 220) hinauf bis zu dem sogenannten Diatessaron, d. i. der aus dem 2. Jahrhundert stammenden Evangelienharmonie des Tatian, des Schülers des Märtyrers Justin († um 165). Sie alle haben denselben Text gehabt, wie auch alle alten und ältesten Übersetzungen. Das ist auch nicht zu verwundern. Verrät doch schon das ganz hebräische Kolorit der Sprache jedem Kundigen seine Abstammung von einem

Hebräer. Daß Markus, der Interpret des Petrus, die Stelle ausgelassen hat, ist leicht zu begreifen. Warum sie auch bei Lukas fehlt, wissen wir nicht. Manche vermuten, Lukas, der für Heiden schrieb, habe sie absichtlich weggelassen, weil sie im Römerreich politisch hätte mißdeutet werden können. Übrigens muß man sich wohl vor Augen halten, daß jene alten Schriftsteller gar nicht das gleiche Interesse hatten, alles aufzuschreiben, was wir Spätere geschrieben finden möchten. Die lebten in der frischen, vollen Tradition. Darum war ihnen vieles selbstverständlich, worüber wir streiten. So kam es dem Lukas einzig darauf an, den Theophilus und die andern Heiden davon zu überzeugen, daß Christus wirklich der Sohn Gottes sei. Alles andere war ihm nebensächlich und selbstverständliche Folgerung. Die Bestreitung der Echtheit der Petrusstelle ist also eine gänzlich verzweifelte Sache. Die Stelle steht so unerschütterlich fest wie ein Fels im brandenden Meer.

Und ebenso fest steht ihr katholischer Sinn. Wer sich davon ganz überzeugen will, dem ist anzuraten, die mannigfaltigen Erklärungsversuche nicht-katholischer Kommentare zu studieren. Diese widerlegen einander gegenseitig so trefflich, daß als einzige mögliche Auffassung die katholische herausleuchtet wie aus den stürmenden und sich verjagenden Gewitterwolken die Sonne. Man muß sich für das Verständnis der Stelle vor Augen halten, daß der Unterschied der Worte 1. Petrus, 2. Fels (griechisch Petros und petra) in der aramäischen Grundsprache nicht bestand. Da hat der Herr beide Male dasselbe Wort kepha = Fels gebraucht. Es ist also von vornherein klar, wie lächerlich die Erklärung wäre: der Herr habe zuerst versichert: „Du bist der Fels“. Dann habe er den hindeutenden Finger umgedreht auf sich selbst und gesagt: „auf diesen Felsen (nämlich mich) werde ich meine Kirche bauen“. Da hätte also der Herr einen ziemlich schlechten Witz gemacht, was er nie zu tun pflegte, und am allerwenigsten bei einer so feierlichen Gelegenheit getan hat. Ebenso unmöglich aber ist die sehr beliebte und verbreitete Erklärung: „Du bist der Fels. Aber nicht auf dich, d. h. auf deine Person, sondern auf diesen Felsen, nämlich auf diesen festen Glauben, dem du soeben Ausdruck verliehen hast, werde ich meine Kirche bauen.“ Zumal man gar nicht mehr wüßte, was denn dann eigentlich die sogleich folgenden Worte bedeuten sollten, wo der Herr wieder den Petrus als Person anredet und ihm die seinem Amt entsprechenden Vollmachten erteilt. Was hat denn das für einen Sinn, wenn er gar nicht vorhat, auf die Person des Petrus seine Kirche zu bauen, sondern nur auf den Glauben, den Petrus mit vielen anderen teilt? Man kann doch nicht annehmen, daß der Herr eigentlich Unsinn geredet hat. Es ist also sonnenklar, daß ein und dasselbe Wort, das Christus in ein und demselben Atemzug hintereinander gebraucht, nach dem ganzen Zusammenhang der feierlichen Stelle auch ein und dieselbe Bedeutung gehabt hat, daß also beide Male der angeredete Petrus in Person damit gemeint ist. Zu demselben Ergebnis kommt auch Zahn in seinem großen Kommentar. Aber er verweist darauf, daß nach den meisten und besten Hand-

schriften an dieser Stelle die Präposition *epi* nicht mit dem Akkusativ, sondern dem Dativ konstruiert sei. (Das Evangelium des Matthäus, 4. Aufl., Seite 545.) *Epi* mit Dativ aber habe, besonders im Neuen Testament, gewöhnlich nicht die Bedeutung „auf“, sondern bezeichne den engen Anschluß an etwas Vorhandenes. Also sei der Sinn: „Du bist infolge deines erleuchteten Glaubens der erste Grundstein meiner Kirche: Und im Anschluß an diesen Grundstein werde ich meine Kirche bauen.“ Das heißt also: „Neben dich, den ersten festen Stein, werde ich die andern Steine legen, bis der ganze Bau fertig ist.“ Aber die philologische Stütze dieser Übersetzung ist sehr schwach. Denn obwohl es zwar richtig sein dürfte, daß *epi* mit dem Dativ häufiger in jenem übertragenen Sinn als in der wörtlichen Bedeutung verwendet wird, wofür der Grieche den Akkusativ oder den Genetiv oft vorzieht, zeigen die Wörterbücher, daß auch *epi* mit dem Dativ nicht nur im Neuen Testament, sondern in der ganzen griechischen Sprache, von Homer angefangen bis zu den Papyrusschriften, an sehr vielen Stellen die gewöhnliche Bedeutung „auf“ besitzt. Daß es diese also durchaus nicht ausnahmsweise Bedeutung aber an unserer Stelle haben muß, beweist der Zusammenhang doch jedem unvoreingenommenen Leser so hell und klar, daß es eigentlich eines besonderen Beweises gar nicht mehr bedürfte. Denn die Rede Christi würde geradezu grotesk wirken: Feierlich fängt der Herr an, in deutlicher Parallele zu dem feierlichen Bekenntnis Petri: „Nun will auch ich dir etwas sagen“ — offenbar etwas Großes, entsprechend dem Großen, das Petrus soeben zu ihm gesagt hat. Und was ist dieses Große? — „Du bist Petrus, der Fels. So habe ich dich früher schon genannt. Du darfst aber dieses Wort nicht in dem Sinn verstehen, den es eigentlich hat: das Felsenfundament, auf das man Häuser baut (vgl. 7, 24 ff.). Sondern nur ein Stein bist du, der erste von vielen, die ich der Reihe nach neben und auf dich legen werde, bis ich meine Kirche gebaut habe.“ Wie der Herr dann dazu kommt, dem Petrus seine eigene Macht zu übertragen, obwohl dieser ja gar nicht das Felsenfundament der Kirche werden soll, sondern nichts anderes ist als der erste Stein, den der Bauherr gelegt hat, ist nimmer ersichtlich.

So felsenfest und unerschütterlich wie der Text steht auch dessen Sinn, so daß die gelehrteste Wissenschaft ihn nicht ins Wanken zu bringen vermag. Darum scheitert auch der neueste Erklärungsversuch, den Billerbeck in seinem Kommentar zu Matthäus aus Talmud und Midrasch macht (S. 732). Er übersetzt die griechische Stelle ins Aramäische zurück und gewinnt dann aus dem aramäischen Wortlaut die neue Übersetzung: „Auch ich sage dir, ja dir, dem Petrus (sage ich es, weil du als erster meine Messiaswürde und meine Gottessohnschaft bekannt hast): Auf diesen Felsen (auf der Tatsache meiner Messiaswürde und meiner Gottessohnschaft) will ich meine Gemeinde bauen.“ Das Wort Petrus wäre also dann nicht Subjekt eines neuen Satzes, sondern entferntes Objekt zu dem Verbum „sagen“. Das „Auch ich sage dir“ hätte also seine Parallele nicht in dem, was vorher Petrus zu Jesus gesagt hat,

sondern „tritt an die Seite der dem Petrus gewordenen Gottesoffenbarung“. Der Sinn wäre also: „Mein Vater hat dir vorhin geoffenbart, daß ich der Sohn Gottes bin. Jetzt will ich von mir aus diese Offenbarung noch ergänzen und dir weiter mitteilen, daß ich auf diese dir geoffenbarte Wahrheit meine Kirche aufbauen werde.“ Rein philologisch ist jene Rückübersetzung ins Aramäische möglich, obwohl es nach dem Griechischen ebenso wahrscheinlich ist, daß Jesus etwas anders und deutlicher sich ausgedrückt hat. Gesezt aber der Fall, Jesus habe wörtlich genau so gesprochen, dann wäre rein grammatisch und für sich genommen die Konstruktion Billerbeck's möglich. Der Semite gebraucht nämlich keine Copula. „Du Kepha“ heißt: „Du bist der Fels“. Andererseits dient bisweilen das vollaute Personalpronomen, dem mit einem Verbum oder einer Präposition verbundenen Pronominalsuffix nachgesezt, zur Hervorhebung des letzteren: Also „ich sage dir — ja du bist gemeint“. Wenn nun schon an sich die erstere Konstruktion nach hebräisch-aramäischer Sprechweise die näherliegende ist, zeigt der Sinn und Zusammenhang der ganzen Stelle sonnenklar, daß sie hier die einzig mögliche ist. Denn es springt jedem nicht gänzlich voreingenommenen Leser in die Augen, daß der Parallelismus der Rede nicht in jenem von Billerbeck künstlich hineingetragenen Gedanken liegt, sondern in dem deutlichen Gegensatz besteht: „du hast mir gesagt, wer ich bin — jetzt sage ich dir, wer du bist.“ Das Kepha (= Petrus) ist also nicht entferntes Objekt zu „sagen“, sondern Subjekt eines neuen Satzes, so wie Petrus ja auch das Subjekt aller folgenden Amtsgewalten ist. Überdies würde man bei der anderen Übersetzung mit dem besten Willen nicht einsehen, warum der Herr so ausdrücklich betont, daß er gerade dem Petrus das mitteilen wolle, was doch alle andern Apostel und Christen in gleicher Weise angeht, daß er nämlich auf Grund seiner Gottessohnschaft und seines Messiasantes seine Kirche errichtet. Endlich bliebe es ein unlösbares Rätsel, warum Jesus dem Simon den Namen Fels überhaupt gegeben hat, und hier gar noch diesen Namen so besonders betont, wenn Petrus in Wirklichkeit mit diesem Felsen gar nichts zu schaffen hat, auf den Christus seine Kirche zu bauen gedenkt. Daß er, der Menschenkenner, den Apostel nicht wegen dessen besonders hervorragender Charakterfestigkeit so genannt hat, sieht jedermann ein, der die Evangelien einmal gelesen hat (vgl. S. 246). Es müßte also höchstens sein, daß er ihn habe necken und händeln wollen, oder daß er die Hörer und späteren Leser dieser Stelle gründlich in die Irre führen wollte. Denn wenn Jesus überhaupt gesprochen hat, wie vernünftige Menschen zu sprechen pflegen — und das müssen wir doch wohl bei ihm voraussetzen —, dann ist es trotz alles philologischen Scharfsinns einfach unmöglich, die Stelle anders zu übersetzen und zu deuten als: „Ich sage dir, du bist der Fels, und auf diesen selben Felsen werde ich meine Kirche bauen.“

Es gibt, wie gesagt, nichts, was den Katholiken mehr befestigen kann in seiner katholischen Überzeugung, als das ernsthafte Studium nichtkatholischer Kommentare. Der Fels steht zu fest, und dieser Fels ist Petrus! Man sollte

nicht dagegen auf Stellen wie 1 Kor. 3, 11; 1 Petr. 2, 4 hinweisen, wo Christus selbst der Grundstein der Kirche genannt wird, um daraus zu beweisen, daß Petrus also dieser Grundstein nicht sein könne. Denn jedem Kind leuchtet ein, daß hierin kein Widerspruch liegt. Christus ist das ewige, geistige Fundament der ganzen Kirche. Den Petrus aber hat er zum sichtbaren Fundament der Kirche auf Erden gemacht. Und auf diesem Fundament erhebt sich der Bau so sicher, daß auch die Tore der Hölle sie nicht zu überwältigen vermögen. Das Tor ist ein Sinnbild der Macht, denn um die Tore einer Festung tobte der stärkste Kampf. Also ist der Sinn: Satan mit seiner ganzen Macht wird vergebens gegen die Kirche stürmen. So die gewöhnliche Übersetzung und Auffassung. Richtiger wohl: „die Tore des Totenreichs“. Die auf Petrus gebaute Kirche ist so lebensstark, daß der Allesüberwinder Tod über sie keine Gewalt bekommt. Sie bleibt ewig.

Petrus also wird das Fundament oder, ohne Bild, das Oberhaupt der Kirche sein, das diese bis ans Ende der Zeiten zusammenhält. Dazu bedarf er einer besonderen Amtsgewalt. Worin diese bestehen wird, sagt der Herr in den folgenden Sätzen. Er spricht nach orientalischer Art in Bildern. Aber der Sinn dieser Bilder ist sowohl durch den Sprachgebrauch seiner Zeit als auch in sich selbst unzweideutig klar. Das Bild von der Schlüsselgewalt ist uralt. Es findet sich schon Jes. 22, 22. Wiederholt ist im Talmud die Rede von den „Schlüsseln des Regens“, dem „Schlüssel der Geburt“ (zum Schwangerwerden), dem „Schlüssel zur Wiederbelebung der Toten“. Gott allein besitzt diese Schlüssel. Dem Elias allerdings hat Gott einmal die Schlüssel des Regens und auch die der Wiederbelebung der Toten gegeben. Damit gab er auch ihm die Macht, regnen zu lassen und Tote zu erwecken. Denn wer die Schlüssel hat, hat die Macht. In der Geheimen Offenbarung (3, 7) bezeichnet sich Jesus selbst in deutlicher Anspielung an Jes. 22, 22 als den, „der den Schlüssel Davids hat, der da öffnet, so daß niemand wieder zuschließen kann, und der da zuschließt, so daß niemand wieder öffnen kann.“ Denn als Sohn Gottes ist er der natürliche Herr des Himmelreiches. Diese
19 Schlüssel nun übergibt er dem Petrus. Er überträgt ihm also die ganze Fülle seiner Herrenmacht über sein Reich in dessen irdischer Gestalt, die Kirche. Damit macht er ihn zu seinem Bevollmächtigten auf Erden. Von dem Bevollmächtigten aber gilt der im Talmud häufig wiederkehrende Satz: „Der Beauftragte eines Menschen ist wie er selbst.“ Petrus ist also keineswegs nur „Hausverwalter“, was man ihm auch auf nichtkatholischer Seite zugestehen möchte, sondern er ist Christi Stellvertreter, Vicarius Christi.

Was diese vom Herrn ihm übertragene Macht alles in sich schließt, darüber gibt der folgende Satz nähere Auskunft: „Was du auf Erden binden wirst, wird auch im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, wird auch im Himmel gelöst sein.“ Da der Herr in der Sprache der damaligen Juden gesprochen hat, sind die griechischen Worte des Evangeliums zunächst nach der herrschenden Bedeutung ihrer aramäischen Äquivalente zu verstehen.

„Binden“ und „Lösen“ wird nun im rabbinischen Sprachgebrauch ganz allgemein verwendet für „erlauben“ und „verbieten“, genauer „für erlaubt bzw. verboten erklären“. „Rabbi X bindet, Rabbi Y löst“; diese häufig gebrauchten Ausdrücke wollen sagen: der eine erklärt: „nach dem Gesetz des Moses besteht diese oder jene Verpflichtung“, der andere bestreitet es; vgl. auch Röm. 7, 2; 1 Kor. 7, 27 und 39. Im Munde Jesu haben also die Worte zunächst den Sinn: Dir steht die autoritative Entscheidung darüber zu, was auf Grund der Offenbarung im Reiche Gottes Rechtens ist. Sie beziehen sich also auf die Lehrgewalt Petri. In dem „Theologischen Wörterbuch zum Neuen Testament“, herausgegeben von Kittel, wird dagegen der Einwand erhoben (II. Band, Seite 60): „Vergleichen hatte keinen Raum in der Gemeinde Jesu, da das gesetzliche Verständnis des Willens Gottes und damit die Kasuistik durch Jesus überwunden war.“ Dieser Einwand ist hinfällig. Denn wenn auch im Neuen Testament, wie Paulus häufig ausführt, die Liebe herrschen soll, die die Einzelgesetze überflüssig macht, weil sie alle von innen heraus erfüllt, so gibt es eben doch noch Gewissensfragen, die einer objektiven Entscheidung bedürfen und nicht subjektiver Willkür überlassen bleiben können. Überdies ist die Herrschaft der Liebe ein anzustrebender, aber niemals erreichbarer Idealzustand. Darum kann auch das Neue Testament der Gesetze nicht entbehren. Das hat schon Paulus gewußt und danach gehandelt. Aber noch mehr als die Lehrgewalt ist in diesen Worten enthalten. Es ist ein ganz verkehrter Schluß, wenn man aus der neutrischen Fassung „Was immer . . .“ folgern will, daß hiermit Petrus nur die Gewalt über Sachen, keineswegs über Personen gegeben sei. Gerade weil es sich um eine Gewalt über Personen und Sachen handelt, ist gar keine andere Fassung als die neutrische möglich. Und daß es sich wirklich auch um eine Gewalt über Personen handelt, beweist der damalige Sprachgebrauch. Denn nach diesem haben dieselben Worte ebenso auch den Sinn: „mit dem Bann belegen“ und „vom Bann befreien“. Es gibt zwar zufällig nur einige wenige Stellen im Talmud, wo diese Ausdrücke so gebraucht werden. Daß sie aber gang und gäbe waren und von jedem, selbst in der griechischen Übersetzung, so verstanden werden konnten, zeigt Flavius Iosephus, der die entsprechenden griechischen Worte als ganz selbstverständlich in diesem Sinn gebraucht. Auch Matth. 18, 18 ist ein weiterer Beweis dafür. Dem Petrus ist somit auch die höchste Disziplinargewalt in der Kirche übertragen. Daraus folgt aber ganz von selbst, daß er auch die Vollmacht besitzt, aus eigener Autorität Verpflichtungen aufzuerlegen und Gesetze zu erlassen, nicht nur autoritativ zu erklären, was nach Gottes Gesetz zu halten ist. Denn die Disziplinargewalt schließt diese Vollmacht naturnotwendig in sich. Überdies ist schon im Talmud wiederholt die Rede von Anordnungen, die Moses, ja sogar das Synedrium selbständig getroffen, und die dann von Gott anerkannt worden seien.

Aber die Gewalt Petri ist mit dem bisher Gesagten noch nicht erschöpft. Sie geht über eine bloße äußerliche Disziplinargewalt hinaus. Was er auf

Erden löst, „wird im Himmel gelöst sein“. Wenn er also z. B. auf Erden einen Sünder vom Banne löst und wieder in die Kirche aufnimmt, ist dieser Bann auch im Himmel gelöst. Das wäre ein direkter Widerspruch, wenn die Sünde, der Grund der Bannung, im Himmel, d. h. vor Gott, ungelöst weiter bestünde. Denn die Kirche ist keine weltliche Gemeinschaft, außerhalb deren Bereich das Religiös-Sittliche und das persönliche Innere des Menschen liegt. Sondern Wesen und Zweck der sichtbaren Gemeinschaft der Kirche ist gerade die Herstellung und Erhaltung der unsichtbaren Gnadengemeinschaft der Seelen mit Gott. Darum erstrecken sich, ihrem Wesen entsprechend, auch ihre Gewalten bis ins innere Leben der Seelen hinein. Deshalb wäre es ein logischer Fehler, die in der Petrusstelle enthaltenen Ausdrücke lediglich nach dem Begriffsumfang ihrer rabbinischen Äquivalente zu deuten. Christus hat keine neue Synagoge gegründet, sondern seine Kirche. Es ist also eine selbstverständliche Folgerung, daß auch Christi Worte über die Amtsgewalt des Oberhauptes seiner Kirche entsprechend dem Wesen und Zweck derselben über den engen juristischen Umfang der Talmudsprache hinaus verstanden werden müssen. Somit ergibt sich die weitere Folgerung, daß das griechische Wort *lüein* (= lösen) nicht nur in dem Sinne zu fassen ist, in dem die jüdischen Schriftgelehrten dessen aramäisches Äquivalent verwendet haben, sondern daß es im Evangelium den ganzen Begriffsinhalt und -umfang besitzt, den es auch sonst im Griechischen hat. Da aber wird es schon bei Euripides und Sophokles gebraucht im Sinne von „eine Verpflichtung aufheben“, „eine Schuld tilgen“. Und die Septuaginta verwendet es direkt für „Sünden nachlassen“ (Jes. 40, 2; Sir. 28, 2). Entsprechendes gilt folgerichtig auch von dem Wort „binden“. Beide Begriffe reichen also soweit, als die dem Petrus übertragene Schlüsselgewalt, d. h. seine Macht als Stellvertreter Christi auf Erden, reicht. Es entspricht demnach auch ganz dem Inhalt und Umfang dieser Begriffe, wenn die Kirche ihr Recht, Ablass zu erteilen, daraus herleitet.

Angeichts der Unmöglichkeit, die Echtheit oder den Sinn der Petrusstelle in Zweifel zu ziehen, geben heute viele nichtkatholische Forscher unumwunden zu, daß Christus dem Petrus wenigstens eine Art Primat übertragen habe. Wer die Apostelgeschichte liest, wo Petrus diesen Primat von Anfang an ausübt, unbestritten von seinen doch auch von Christus selbst ernannten Mitaposteln, kann ja auch nicht anders, als das zugeben. Aber das sei nur eine dem Petrus persönlich zuteil gewordene Auszeichnung gewesen. Keineswegs habe Christus hiermit ein Amt in der Kirche einrichten wollen, das von Petrus auf dessen Nachfolger übergehen sollte. In diesem Falle aber könnte man Christus, dessen Wille und Vergleiche sich sonst immer nicht nur durch Anschaulichkeit, sondern auch durch logische Schärfe auszeichnen, den Vorwurf großer Mißverständlichkeit und Ungeschicklichkeit im Ausdruck nicht ersparen. Denn kein vernünftiger Mensch baut ein Haus auf ein Felsenfundament, damit es ewige Dauer habe, und zerstört nachher selbst dieses Fundament, damit das Haus in der Luft hängen bleibe. Wenn Christus vielmehr wie jeder vorsorgende

Wachsende Feindschaft der Juden. Jesus schränkt seine öffentliche Tätigkeit ein.

Reichsgründer seinem Reich auf Erden eine Obrigkeit gibt und diese mit weitgehenden Vollmachten ausstattet, so ist es selbstverständlich, daß er auch das Fortbestehen dieser Obrigkeit will, so lange als sein Reich besteht. Daß aber der Nachfolger Petri der Bischof von Rom ist, bedarf heutzutage keines Beweises mehr (vgl. die Lehrbücher der Kirchengeschichte). Wenn in den ersten Jahrhunderten der Kirchengeschichte die Durchsetzung des päpstlichen Primats nicht ohne gelegentlichen Widerspruch erfolgte, und wenn man sich im Anfang über den vollen Inhalt und Umfang der päpstlichen Gewalt noch nicht so klar war, so ist beides nicht zu verwundern. Denn das letztere gilt von allen Dogmen. Christus hat es dem Heiligen Geiste überlassen, den Zeitumständen entsprechend für die volle Entwicklung der von ihm gegebenen Lehre zu sorgen. Und daß dies gerade in einer Sache, wogegen menschliche Eifersucht sich aufbäumte, nicht ohne Reibung gehen konnte, leuchtet jedem ein.

Diese Gedankengänge sind wissenschaftlich so gesichert und in sich so klar, daß nur die Scheu vor dem Katholischen daran vorbeizuführen vermag. Nicht „römische Anmaßung“ hat sie in die Worte Christi hineingelegt. Sie liegen drin. Denn Christus hat katholisch gedacht. Damit soll kein Urteil gefällt werden über viele, die ehrlich Christus suchen und ihn doch nicht in der katholischen Kirche finden können. Denn die Wahrheit finden, ist eine schwere Sache. Handelt es sich nur um eine abstrakte, mathematische Wahrheit, dann ist es nicht so schwer. Es bedarf lediglich eines dazu geschulten Verstandes. Anders aber, wenn die Wahrheit ins Leben hineingreift, bis tief innerst in das Gemüt; wenn es gilt, sich von Anschauungen und Gewohnheiten zu trennen, die mit den Herzwurzeln verwachsen sind, und neue dagegen einzutauschen, die einem fremd, ja unsympathisch oder geradezu verwerflich erscheinen, weil man sie stets nur in der Verzerrung gesehen hat. Da legt das Gemüt auch über die lichteste Wahrheit einen Schleier. Und Gott in seiner schonenden Vorsehung läßt diesen Schleier und führt den ehrlichen Menschen auf eigenen Wegen. Denn jeder, der aufrichtig Gott sucht, gehört ja unsichtbar zum unsichtbaren corpus Christi mysticum, zur katholischen Kirche, auch wenn er den Anschluß an deren sichtbare Gestalt ohne eigene Schuld versäumt hat.

DIE ERSTE LEIDENSANKÜNDIGUNG. NACHFOLGE JESU. Kap. 16 Vers 21—28 (Mark. 8, 31 bis 9, 1; Luk. 9, 22—27).

(21) Seit jener Zeit beschäftigte sich Jesus damit, seinen Jüngern klarzumachen, es müsse sein, daß er nach Jerusalem gehe und vieles leide vonseiten der Ältesten und Hohenpriester und Schriftgelehrten, und getötet werde und am dritten Tage auferstehe. (22) Da nahm ihn Petrus auf die Seite und fing an, ihm ernsthaft zuzureden: „Das verhüte Gott, Herr. Niemals soll dir das geschehen.“ (23) Er aber wandte sich um und sagte zu Petrus: „Geh mir aus den Augen, Satan! Ein Ärgernis bist du für mich. Denn du sinnst nicht auf das, was Gott will, sondern was die Menschen wollen.“ (24) Damals sagte Jesus zu seinen Jüngern: „Wenn

jemand mit mir gehen will, so verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich, und so folge er mir nach. (25) Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren. Wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden. (26) Was wird es denn dem Menschen nügen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber seine Seele verliert? Oder was kann ein Mensch als Lösegeld geben für seine Seele? (27) Denn der Menschensohn wird kommen in der Herrlichkeit seines Vaters, begleitet von seinen Engeln. Und dann wird er jedem vergelten nach seinem Handeln. (28) Wahrlich, ich sage euch: Unter den hier Stehenden befinden sich einige, die den Tod nicht kosten werden, bis sie den Menschensohn haben kommen sehen in seiner Königsherrschaft.“

Es lag für die Apostel nur zu nahe, die Begeisterung dieser feierlichen Stunde nun möglichst bald hinaustragen zu wollen unter die breiten Massen des Volkes. Ja, sie konnten die Fragen des Heilandes wohl so aufgefaßt haben, als sei es geradezu sein Wille, daß sie die falschen Ansichten der Leute korrigieren sollten. Das war freilich nicht der Fall. Im Gegenteil. Welche gänzlich verkehrte Folgerungen die Massen aus einer solchen Verkündigung gezogen hätten, davon kann man sich einen Begriff machen aus dem, was Johannes nach der ersten Brotvermehrung erzählt (Joh. 6, 14 ff.). Von jetzt an vielmehr galt es für Jesus, alle Mühe darauf zu verwenden, um wenigstens seinen Aposteln einigermaßen ein Verständnis beizubringen für die richtigen Folgerungen, die sich für ihn aus seiner Gottessohnschaft und Messianität ergaben. Darum war es zunächst notwendig, die Begeisterung der Jünger energisch einzudämmen. Deshalb „gab er ihnen strenge Weisung, es niemand zu sagen, daß er der Christus sei“. Das griechische Wort heißt eigentlich geradezu „anfahen, schelten“. Er mußte schon seine ganze Autorität einsetzen, um ihren Eifer zu zügeln. Aber das klare Bekenntnis seiner Gottessohnschaft, das Petrus ja in ihrer aller Namen abgelegt hatte, zeigte doch, daß sie nun in etwa fähig waren, den schwierigsten Unterricht zu empfangen: den über sein Leiden und Sterben.

An Andeutungen darüber, sowie über seine Auferstehung, hatte es Jesus bis jetzt nicht fehlen lassen (vgl. 9, 15; 12, 39 und 40). Von jetzt an aber 21 ist es seine Hauptbeschäftigung, ihnen klarzumachen („vor Augen zu führen“), daß der Messias hauptsächlich gekommen ist, um zu leiden und zu sterben. Das liegt in dem griechischen Ausdruck: „er fing an“, den Matthäus gerne in dem Sinn gebraucht: „und setzte es seither öfters fort.“ Freilich nicht so, wie andere Menschen, für die Leiden und Sterben das Ende ihres Wirkens bedeutet, sondern um sodann aufzuerstehen, und so seinem Wirken die Krone aufzusetzen. „Es müsse sein.“ Es war nicht blindes Schicksal. Es war der Wille seines Vaters, der längst in den Worten der Propheten seinen Ausdruck gefunden hatte. Aber es wäre ein Irrtum, zu meinen, Jesus habe in seinem menschlichen Gemüte die Wucht dieses Willens nicht gefühlt. Wie sehr er sie gefühlt hat, zeigt die Ölbergsgeme. Und diese Szene hat ihren Schatten vorausgeworfen auf sein ganzes Leben. Wer ihn freilich sah, die Güte und Liebe

selbst, im Kreise seiner Jünger, oder von Notleidenden umdrängt, oder inmitten der Kinder, die er lächelnd segnete, oder unter den Hochzeitsgästen von Kana, denen er unerwartete Freuden bereitete, wer sein Evangelium von der Sorglosigkeit anhörte oder seinen sonnendurchstrahlten Naturgleichnissen lauschte, der sah die düstere Wolke nicht, die drohend über seinem Gemüte schwebte und sich zusammenballte bis zur Nacht auf Golgotha. Denn Jesus ging wie ein Held schweigend seinen eigenen Weg. Nur ganz selten hat er einmal ein Wort gesagt, das uns ein bißchen einen Einblick gestattet in sein Inneres (vgl. Luk. 12, 50). Aber dieses „es muß sein“ war sein Wegweiser. — Es muß sein. Das gilt auch in jedem Menschenleben. Besonders im Leben dessen, der zu Gott will. Darum ist es so wichtig, grundsätzlich das Leiden in sein Lebensprogramm hineinzunehmen. Wir Menschen jedoch streben immer danach, am Leiden vorbeizukommen, statt entschlossen ihm entgegenzugehen und hindurchzugehen. Deshalb zerbrechen so viele am Leben. Oder sie gießen in endlosen Reden und Klagen ihre Kraft aus, statt sie zu sammeln in schweigendem Gebet.

Deutlich sagt diesmal Jesus seinen Jüngern voraus, daß es sich nicht wie bisher nur um Anfeindungen einzelner Menschen oder Parteien handeln werde, sondern daß die höchste Obrigkeit des Volkes selbst ihm Leiden und Tod bereiten werde. Denn „die Ältesten und Hohenpriester und Schriftgelehrten“ bilden zusammen das Synedrium oder den Hohen Rat in Jerusalem. Das war eine aus 70, bzw. mit dem Hohenpriester, der den Vorsitz führte, aus 71 Köpfen bestehende Behörde, die wohl bald nach der Rückkehr aus dem Exil entstanden war. Über ihren Amtsbereich sowie über ihre Zusammensetzung läßt sich aus den Angaben der verschiedenen Quellen kein ganz klares Bild gewinnen. Offenbar war der Hohe Rat sowohl die höchste Verwaltungsbehörde als auch der höchste Gerichtshof des jüdischen Volkes. Und die Römer ließen ihm auch seine Amtsgewalt in weitem Umfange. Nur bedurften Todesurteile zu ihrer Ausführung der Bestätigung des römischen Statthalters. Der Hohe Rat bestand aus den drei oben genannten Gruppen. Was unter den „Hohenpriestern“, wofür es auch bisweilen „die Vorsteher“ heißt, zu verstehen ist, ist nicht klar. Vielleicht gehörten sie zu jenem Kreis des Priesteradels, aus dem gewöhnlich die eigentlichen Hohenpriester entnommen wurden. Vielleicht aber auch oder wahrscheinlicher sind damit die Häupter der vierundzwanzig Priesterfamilien gemeint, die auch in 2 Chron. 36, 14 „Hohepriester“ genannt werden. Sie dürften wohl der Mehrzahl nach der sadduzäischen Partei angehört haben. Ebenso ist fraglich, was unter den „Ältesten“ zu verstehen ist. Wahrscheinlich sind die Vertreter alter vornehmer Familien damit gemeint. Die „Schriftgelehrten“ waren die juristischen Sachverständigen des Synedriums.

Petrus, der sich durch die Seligpreisung des Herrn und durch die Verheißung des hohen Amtes und seiner Vollmachten begreiflicherweise nicht wenig geschmeichelt fühlt, glaubt nunmehr auch eine gewisse Autorität über

den Herrn selbst sich zueignen zu dürfen. So nimmt er ihn, angetrieben aller-
 22 dings durch seine große herzliche Liebe zu ihm, auf die Seite, und will sich
 daran machen, ihm solche düstere Gedanken ernstlich auszureden. Wieder ge-
 braucht der Evangelist denselben Ausdruck wie vorhin, der eigentlich „schelten“
 heißt. Dem Petrus kommen eben solche Gedanken geradezu als unsinnig
 vor, die er kraft seiner Autorität als Freund und zukünftiger Papst
 dem Herrn schon gründlich verweisen muß. Aber diese Wirkung seiner wohl-
 23 gemeinten Worte auf Jesus hätte er nicht erwartet: Jesus wandte sich um,
 lehrte also dem Petrus direkt den Rücken, und sprach — Markus fügt be-
 zeichnenderweise bei: „indem er seine Jünger anblickte“ (Mark. 8, 33) — :
 „Geh mir aus den Augen, Satan. Ein Argernis bist du für mich. Denn du
 sinnst nicht auf das, was Gott will, sondern was die Menschen wollen.“ Wört-
 lich: „was Gottes ist, sondern was der Menschen ist“. Eben noch hat er ihm
 feierlich eröffnet, was der von ihm selbst verliehene Name Petrus bedeute:
 Christi Stellvertreter in dessen Gottesreich auf Erden. Jetzt gibt er ihm den
 Namen des Satans, des Widersachers dieses Reiches. Eben noch hat er ihn selig
 gepriesen wegen der vom himmlischen Vater empfangenen hohen Offenbarung.
 Jetzt will er ihn aus seinen Augen haben, weil er ganz wie ein Mensch auf
 rein Menschliches denkt und sinnt im Gegensatz zu Gottes Gedanken und
 Plänen. Deutlicher konnte der Unterschied, ja Gegensatz, nicht zutage treten
 zwischen dem Menschen Petrus und dessen übernatürlichem Amt. In der Tat
 war Petrus von Natur nicht der Felsenmann. Zeigte er sich doch keineswegs
 immer zuverlässig, wenn es darauf ankam. Selbst später noch sah Paulus sich
 einmal genötigt, scharf gegen ihn aufzutreten wegen seines schwankenden Ver-
 haltens (Gal. 2, 11 ff.). Aber trotzdem hat Christus gerade ihn zum Papst
 gemacht, weil er seine innige, aufrichtige Liebe zu ihm kannte, die durch die
 Erkenntnis seiner Fehler nur noch demütiger und tiefer wurde. Darin liegt
 ein Trost für uns und eine Mahnung. Ein Trost, weil wir sehen, daß Chri-
 stus nicht auf die Einzelfehler schaut, sondern auf den Grundzug des Charak-
 ters. Eine Mahnung, daß auch wir in der Beurteilung des Nebenmenschen
 ebenso verfahren sollen. Überdies wollte Christus schon an seinem ersten
 Papste deutlich vor Augen führen, daß er seine Kirche nicht auf Menschenkraft,
 sondern auf Gotteskraft baute. Darum wird der gläubige Katholik nicht irre,
 wenn er auch manches recht Menschliche in der Kirche entdeckt. Er kann
 unterscheiden zwischen dem Göttlichen darin und den Menschen, in deren Hand
 es gelegt ist. So wie Petrus, sobald er hier als Mensch spricht, ganz vergift,
 was Gott denkt und will, so kann auch jeder Papst als Mensch nicht nur
 sündigen, sondern auch irren. Erst wenn er kraft seines Amtes spricht, schwebt
 der Geist der Wahrheit schützend über ihm. Und absolut unfehlbar ist sein
 Wort erst dann, wenn er als Stellvertreter Christi bewußt und ausdrücklich
 eine letzte Entscheidung in Glaubenssachen fällt. So wenig es also der Gött-
 lichkeit der Kirche Eintrag tut, daß es auch schlechte Bischöfe und Päpste ge-
 geben hat, so lieblos und unwahrhaftig zugleich wäre es doch, stets nur an diese

Wachsende Feindschaft der Juden. Jesus schränkt seine öffentliche Tätigkeit ein.

Beispiele zu erinnern, und die viel zahlreicheren Beispiele der Heiligkeit zu übersehen.

Man sieht doch wieder an diesem Beispiel des Petrus, wie schwer es für uns Menschen ist, auch aus der ganz klar erkannten übernatürlichen Wahrheit die Folgerung zu ziehen für das natürliche Leben. Sobald es darauf ankommt, denkt und sinnt Petrus nicht mehr wie Gott, sondern wie ein Mensch. Jesus aber ist es furchtbar ernst mit der Erfüllung des göttlichen Willens, besonders wo es sich um seine eigene Person handelt. Noch nie hat er einen seiner Apostel so angefahren wie hier den Petrus. Man muß sich unwillkürlich wundern über die Heftigkeit seines Zornes. Ob nicht noch etwas Tieferes zu Grunde liegt? Christus war ja nicht nur Gott, sondern auch ganz Mensch, mit ganzem menschlichen Empfinden, abgesehen von dem, was sündhaft ist. Dieses sein menschliches Empfinden aber sträubte sich natürlicherweise ebenso wie bei jedem Menschen gegen Leiden und Tod. Wie sehr es sich dagegen sträubte, obwohl sein Wille darüber siegte, zeigt sein Ölbergkampf. Und gerade dieses Empfinden hat Petrus durch seine Worte berührt. „Du bist ein Ärgernis für mich.“ Das Wort „Ärgernis“ bedeutet im Griechischen wie im Deutschen, und dort noch viel mehr, nicht nur etwas, worüber man sich ärgert, einen Gegenstand des Widerwillens, sondern auch eine „Versuchung“. Darum schleudert er dem Petrus auch das Wort Satan entgegen, wie einst dem Versucher in der Wüste (4, 10). Es war nicht nur der Zorn gegen Petrus, der in diesen heftigen Worten zum Ausdruck kam, es war die Kraft seiner Energie, mit der er jede Regung seines eigenen auch noch so naturgemäßen menschlichen Empfindens zurückdämmte in die Bahn des göttlichen Willens. Dieser sanfte, milde, liebenswürdige Jesus von Nazareth besaß einen furchtbar eisernen Willen. Einen Willen, vor dem wir gewöhnliche Menschen geradezu erschrecken. Wir, die wir mit den Folgen der Erbsünde belastet sind, besitzen ja diesen Willen nicht. Aber er muß unser Vorbild sein, um den wir in täglichem zähen Kampf ringen mit der Hilfe seiner Gnade.

Es geht uns allen wie dem Petrus. Unser natürliches Sinnen richtet sich auf das, was die Menschen wollen. Der natürliche Mensch aber will nicht leiden und sterben, sondern leben. Darum „rief Jesus das Volk herbei mit 24 seinen Jüngern“ (Mark. 8, 34) und sprach zu ihnen: „Wer mit mir gehen will (wörtlich: hinter mir gehen), verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich, und so folge er mir nach.“ Mit ihm gehen wollten ja viele. Denn seine Worte hören, seine Taten sehen, war schön und tat gut. Aber damit war und ist es nicht getan. Wer nicht nur äußerlich zu seiner Begleitung gehören, sondern innerlich denselben Lebensweg einschlagen will, „der verleugne sich selbst“. Einen verleugnen heißt, so tun, als kenne man ihn nicht, als sei er überhaupt nicht da. Sich selbst verleugnen, heißt also tun, als sei das eigene Ich nicht da. Das ist sehr schwer. Denn das eigene Ich steht mir am allernächsten und drängt sich rücksichtslos hervor mit seinen Wünschen und Trieben und Launen, auch auf Kosten des Nebenmenschen und gegen

Gottes Gebot. Darum muß man beizeiten in kleinen Dingen lernen, so zu handeln, als ob es nicht da sei. So tun, als ob diese kleine Unpäßlichkeit, dieses Kopfweg oder Zahnweg, nicht da sei, und mit freundlichem Gesicht seine Pflicht erfüllen. So tun, als ob diese neidische, eifersüchtige Regung gar nicht da sei, und dem Nächsten zu seinem Glück verhelfen. So tun, als ob die verletzte Eitelkeit nicht existiere, und unbefangen dem die Hand hinstrecken, der sie verletzt hat. Nur wer es im kleinen geübt hat, wird auch bei einer größeren Prüfung imstande sein, zu tun, als sei das widerstrebende Ich nicht da, und das vom Herrn angebotene Kreuz auf die Schultern zu nehmen. Dann folgt er Jesus wirklich nach. Viele möchten wohl mit Jesus gehen, „hinter ihm dreingehen“, um sich seines Trostes zu erfreuen, um rechtzeitig an der Himmelstüre anzukommen. Aber nur wenige sind bereit, ihm nachzufolgen, innerlich den Lebensweg zu wandeln, den er gegangen ist.

Das ist freilich kein Wunder. Denn der Lebenstrieb ist der stärkste, den die Natur in uns hineingelegt hat. Nicht verzichten, nicht leiden und sterben, sondern sich ausleben! All die Lebenskeime, die in uns liegen, sich entfalten und aufblühen lassen, um ihre Lebensfrüchte zu genießen. Alle Lebensmöglichkeiten ausschöpfen in der kurz bemessenen Zeit, da uns die Sonne scheint.

25 „Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren. Wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, wird es finden.“ Es ist nun einmal nicht möglich, sich ganz auszuleben, ohne sein Leben zu verlieren. Denn seit Adams und Evas Sünde sind unsere Lebenstriebe vergiftet. Wer ihnen ganz nachgibt, den reißen sie über die Grenzen der Gebote Gottes hinaus ins ewige Ver-

26 derben. „Denn was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber seine Seele verliert?“ Die Übersetzung kann nicht die ganze Feinheit des griechischen Textes bzw. der aramäischen Worte Jesu geben, wo immer dasselbe Wort steht, das sowohl Seele als auch Leben bedeutet. Es ist ja auch eins und dasselbe, insofern die Seele erst dem Leibe, also dem ganzen Menschen, das Leben gibt. Wer darum seine Seele verliert, auch wenn er die ganze Welt mit all ihren Genußmöglichkeiten materieller und geistiger Art gewonnen hätte, der hat doch alles verloren. Denn ohne das Leben der Seele gibt es überhaupt kein Leben. Das gilt nicht nur von dem furchtbaren Tod der Seele im Jenseits, in der Hölle. Es wird auch in diesem Leben schon wahr. Denn wenn einem Menschen auch alle Genußmöglichkeiten offen stünden, er könnte sie doch nicht genießen, ohne „sich selbst“ (Luk. 9, 25) zu verlieren. Unsere faulischen Triebe sind nun einmal so geartet: sie widerstreiten nicht nur den Geboten Gottes und den gleichen Lebensrechten unserer Nebenmenschen. Sie bekämpfen sich gegenseitig selbst und zerfleischen den Menschen, der sich ihnen zur Beute gibt. Die Habgier treibt ihn heraus aus der Ruhe, in die seine Bequemlichkeit ihn gelockt hat. Der Ehrgeiz verjagt ihn aus den Wonnen seiner Sinnlichkeit. Und diese, der Fleischestrieb, ist so unersättlich, daß er den Menschen von einem Opfer seiner Sinnlichkeit auf das andere heßt, bis die erschöpften Sinne nicht mehr fähig sind, den Durst zu stillen, der ihn

brennend verzehrt. So stürzt sich der Glende von Begierde zu Begierde und verliert im Getümmel der Leidenschaft sich selbst. Der aber ist der ärmste Mensch, der sich selbst verloren hat. Denn wirklich glücklich ist nur der, der mitten im Auf- und Abwogen des Lebens in ruhiger Herrschaft seine Seele besitzt. Der Mensch ist nun einmal so angelegt: sein Geist strebt naturnotwendig nach einem schrankenlosen Glück, das er in den Schranken seines Körperlebens nicht erreichen kann. Darum wäre der Mensch der verkörperte Widersinn der Natur, der lebendige logische Widerspruch des Alls, existierte nicht hinter dem All, jenseits der Körperwelt ein Gott und eine Ewigkeit, wo sich erst der ganze Sinn des Menschenlebens erfüllt. Darum bleibt als höchste und letzte Weisheit für dieses Leben nur die eine: Entsagung. Ohne Entsagung kein Glück, weder hier noch dort. Über jedes Menschenleben breitet sich der Ernst der Ewigkeit. Und deshalb die ernstesten Worte Christi, der aus der Ewigkeit gekommen ist, um uns den Weg in eine glückliche Ewigkeit zu zeigen. Das Christentum ist Jenseitsreligion. Deshalb ist es die Religion der Entsagung. Abtötung nicht in dem Sinn, als ob wir die Triebe selbst, die Gott in uns gelegt hat, töten sollten, so daß wir nicht mehr wissen, was Leben ist. Eine Mumie ist unbrauchbar auch für Gott. Aber das Verkehrte in unseren Trieben, das sich gegen Gott und zu unserem eigenen Verderben aufbäumen möchte, ertöten, damit alles Gute und Edle auflebe und im Himmel seine Vollenendung finde. Das ist ohne Zweifel schwer. Aber Christ-sein ist etwas Schweres, und es ist unser Hauptberuf auf Erden. Es ist eine große Täuschung vieler, zu meinen, ihr weltlicher Beruf sei ihr Hauptberuf, und Christ sei man so nebenher, am Sonntag in der Kirche. Das Umgekehrte ist der Fall: „Oder was wird der Mensch als Lösegeld geben für seine Seele?“ Wenn die einmal verloren ist, kann sie durch nichts zurückgekauft werden.

27 Denn eines ist gewiß: „Der Menschensohn wird kommen in der Herrlichkeit seines Vaters und in Begleitung seiner Engel. Und dann wird er einem jeden vergelten nach seinem Handeln.“ Der zusammenfassende Singular „nach seinem Handeln“ steht in den meisten und besten griechischen Handschriften, im Gegensatz zu den lateinischen Übersetzungen. Denn Gott urteilt nach dem Ganzen (vgl. zu 7, 21, S. 103 ff.).

28 Der nachfolgende Satz bereitet nicht geringe Schwierigkeiten. Der Wortlaut der Stelle bei Markus (9, 1) und Lukas (9, 27) glättet zwar die Schwierigkeiten ein wenig. Dort ist nur die Rede vom „Kommen des Reiches mit Macht“. Das kann natürlich nicht etwa auf das Pfingstfest bezogen werden, wie manche wollen, weil an Pfingsten nicht nur „einige der hier Stehenden“ noch am Leben sein werden. Aber es läßt sich auf den Untergang Jerusalems deuten, der den ersten Akt des Weltgerichts und damit des machtvollen Kommens des Gottesreiches darstellt. Bei Matthäus aber spricht Jesus von seinem eigenen Kommen. Er hätte demnach nicht nur den ersten Akt des Weltgerichts im Auge, sondern dieses selbst mit der letzten Wiederkunft Christi. Daß die Fassung des Matthäus die ursprünglichere ist, ergibt sich schon aus

dem allgemeinen exegetischen Grundsatz, daß die schwierigere Fassung überhaupt im allgemeinen als ursprüngliche zu gelten hat, weil für einen Späteren nicht das Bedürfnis vorliegt, eine Stelle schwieriger zu gestalten, sondern umgekehrt. Ganz deutlich aber wird es aus dem Vergleich mit Kapitel 24. Dort fragen die Jünger nach beidem: nach dem Untergang Jerusalems und nach dem Ende der Welt (24, 3). Und Jesus gibt auf beide Fragen eine einzige Antwort, die dermaßen zusammengehört, daß alle Versuche, in seiner Rede das Ende Jerusalems und das Ende der Welt auseinanderzuhalten, scheitern müssen. Vgl. 24, 29, wo das „sodort“ nicht umgedeutet werden darf in „plötzlich“. Demnach hätte also Jesus sich getäuscht, indem er das Ende der Welt für nahe bevorstehend hielt. Die gewöhnlich dagegen erhobene Berufung auf 24, 36: „niemand weiß den Tag und die Stunde“, beweist gar nichts. Keiner von uns weiß den Tag und die Stunde seines Todes. Und doch erwartet jeder den Tod in einer gemessenen Frist. Andererseits aber ist es ein untragbarer Gedanke, daß Christus, der Gott und Mensch in einer Person war, sich geirrt haben sollte, erst recht in einer Sache, die direkt zu seinem Beruf gehörte. Er hat sich auch nicht geirrt (vgl. zum Folgenden S. 28 ff.).

Die Theologen unterscheiden bei dem Menschen Jesus — seiner Gottheit eignete natürlich die göttliche Allwissenheit — verschiedene Arten und Formen des Wissens. Zunächst besaß er wie jeder Mensch ein Erfahrungswissen, das des Wachstums fähig war, und im Laufe seines Erdenlebens auch stetig wuchs innerhalb der Schranken, die er ihm selbst durch seinen Bildungsgang usw. gesetzt hatte. Die Theologen schreiben seiner Menschheit aber außerdem die Anschauung Gottes zu, die zwar keineswegs sich mit der göttlichen Allwissenheit vergleichen läßt, aber trotzdem eine alles creatürliche Wissen an Tiefe und Fülle überragende Kenntnis in sich schließt. Obwohl sich diese Lehre aus Schrift und Vätern kaum direkt beweisen läßt, erscheint sie doch eigentlich als selbstverständliche Folge der hypostatischen Union. Denn es ist nicht vorstellbar, daß die mit der Gottheit in einer Person verbundene menschliche Seele Jesu davon kein ganz unmittelbares Bewußtsein gehabt hätte. Außerdem reden die Theologen noch von einer „eingegossenen Erkenntnis“, d. h. von einem Wissen um die Dinge aus den Ideen heraus, wie die Engel es besitzen. Dieses außerordentliche Wissen war der Menschheit Christi persönlich geschenkt, gehörte eigentlich nicht zu seinem Amte. Deshalb hat er auch für gewöhnlich keinen Gebrauch davon gemacht, außer wo es etwa ausnahmsweise nötig war, oder insofern es indirekt seine ganze Denk- und Auffassungsweise beeinflusste. Jesus besaß aber noch eine andere Erkenntnisform, von der bei den Theologen nicht die Rede ist, die ihm aber gerade für seinen Beruf gelegentlich besonders verliehen wurde. Das war das prophetische Schauen. Die Art seines prophetischen Schauens unterscheidet sich nicht von der der andern Propheten. Diesem Schauen ist nun eigentümlich, daß es entsprechend der Zeitlosigkeit Gottes die Dinge in ihrem ursächlichen Zusammenhang oder

im logischen Zusammenhang der Pläne Gottes erblickt, aber nicht mit den zeitlichen Zwischenräumen, die zwischen deren Erfüllung liegen. So schauten die alten Propheten stets das erste Kommen des Messias zur Erlösung und dessen letztes Kommen zum Gericht in einem Bilde. Ja sogar der alttestamentliche Typ desselben verwich mit dem Antityp zu einer Einheit (Rückkehr aus dem babylonischen Exil = Erlösung = Endgericht). Für den Hörer und Leser der Prophezeiung hat diese also naturgemäß etwas Mißverständliches, was ihn in die Irre führen kann, sobald er sich nicht bewußt wird, daß das einheitliche Bild der Auflösung in zeitlich getrennte Akte bedarf. Diese Auflösung läßt sich natürlich erst mit Sicherheit vollziehen, wenn die teilweise Verwirklichung der Prophezeiung in der Geschichte den Anhaltspunkt dafür gegeben hat. Denn die Prophezeiung soll als Gegenstand des gläubigen Vertrauens eine Dunkelheit in sich schließen. Der Prophet aber, der einfach aussagt, was er schaut, kann deshalb nicht des Irrtums geziehen werden. Ein Irrtum läge erst vor, wenn er selbst eine falsche Deutung des von ihm Geschautes geben würde. So schaut also auch Jesus prophetisch den Untergang Jerusalems und sein eigenes Kommen zum Gericht in einem Bilde und spricht demgemäß zu den Menschen. Daß er persönlich aber sein Schauen nicht falsch deutete, das zu beweisen, bedürfen wir keiner ansehbaren Spekulation. Das wissen wir aus seinem eigenen Munde. In Kap. 22 Vers 1–14, wo er nicht aus prophetischer Schau spricht, sondern ein Gleichnis vorträgt, spricht er es unmißverständlich aus, daß der Untergang Jerusalems und das Weltgericht keineswegs geschichtlich zusammenfallen, daß vielmehr mit dem ersteren erst die Hauptperiode der Missionsarbeit beginnen wird. Daß diese geraume Zeit dauern wird, liegt in der Natur der Sache selbst und läßt sich auch erschließen aus den Worten, mit denen er sonst seine Missionsaufträge gibt und seine Mithilfe „bis ans Ende der Zeiten“ in Aussicht stellt.

Was also Christus an dieser Stelle sagen will, ist, daß einige von den um ihn herum Stehenden noch den Untergang Jerusalems erleben werden und damit „das Kommen des Reiches Gottes“ (Markus und Lukas). Denn der Untergang Jerusalems war nicht nur der erste Akt des von den Propheten vorausgesagten Gerichtes über die abtrünnigen Völker, das mit dem ausgewählten Volke selbst beginnen wird. Erst mit der Zerstörung des Tempels und dem dadurch bedingten Aufhören des alttestamentlichen Opferdienstes fand auch die alte Synagoge ihr tatsächliches Ende. Und damit trat auch erst die Scheidung zwischen Judentum und Christentum äußerlich vollendet zutage, da vorher die Judenthristen immer noch nach alter Tradition den Tempel besucht hatten. Der Untergang Jerusalems bedeutete also den deutlichen endgültigen Sieg des neuen Gottesreiches über das alte, von Gott verworfene. Die Sprache aber, in der Jesus dies verkündigt, und die er stets gebraucht, wenn er eigentlich prophetisch redet (vgl. Kap. 24; Kap. 10 Vers 23 u. a. D.), entspricht der Art des prophetischen Schauens, dem die im

Laufe der Geschichte zur Ausführung kommenden Gottespläne sich in einem Bilde zeigen. (Vergleiche darüber das S. 28 ff. zu 3, 16 Gesagte; ferner das S. 143 ff. zu 9, 18 ff. sowie Kapitel 24.)

*DIE VERKLÄRUNG. DIE WIEDERKUNFT DES ELIAS.
Kap. 17 Vers 1–13 (Mark. 9, 2–13; Luk. 9, 28–36).*

(1) Und nach sechs Tagen nahm Jesus den Petrus und Jakobus und dessen Bruder Johannes mit sich und brachte sie auf einen hohen Berg, wo sie allein waren. (2) Da wurde er vor ihren Augen verwandelt, und sein Angesicht strahlte wie die Sonne, und seine Kleider wurden blendend weiß wie das Licht. (3) Und siehe da: Moses und Elias erschienen ihnen im Gespräch mit ihm. (4) Da hub Petrus an und sprach zu Jesus: „Herr, es ist gut, daß wir hier sind. Wenn es dir recht ist, will ich hier drei Hütten errichten, eine für dich und eine für Moses und eine für Elias.“ (5) Während er noch redete, umschattete sie plötzlich eine lichte Wolke, und siehe da: eine Stimme wurde hörbar aus der Wolke, die sprach: „Dieser ist mein einziggeliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Höret auf ihn.“ (6) Als die Jünger das vernahmen, warfen sie sich auf ihr Angesicht nieder und gerieten in große Furcht. (7) Da trat Jesus hinzu, rührte sie an und sagte: „Steht auf und seid ohne Furcht.“ (8) Als sie aber ihre Augen aufschlugen, sahen sie niemand mehr als ihn, Jesus allein. (9) Und während sie vom Berge herabstiegen, befahl ihnen Jesus: „Erzählet niemand das Geschaute, bevor der Menschensohn von den Toten auferstanden ist.“ (10) Da fragten ihn die Jünger: „Was behaupten denn die Schriftgelehrten, Elias müsse zuerst kommen?“ (11) Er aber gab ihnen zur Antwort: „Elias kommt zwar und wird alles wiederherstellen. (12) Ich sage euch aber: Elias ist schon gekommen, und sie haben ihn nicht erkannt, sondern sind mit ihm verfahren, ganz wie es ihnen beliebte. Ebenso wird auch der Menschensohn durch sie leiden müssen.“ (13) Da merkten die Jünger, daß er über Johannes den Täufer zu ihnen redete.

- 1 Die genaue Zeitangabe bei Matthäus und Markus wird nicht von ungefähr sein. Möglichst bald nach der ersten Ankündigung seines Todes und der darauf erfolgenden Verherrlichung will Jesus seine drei vertrautesten Jünger diese Verherrlichung im voraus schauen lassen, um sie im Glauben zu stärken und ihnen das Verständnis seines Leidens zu erleichtern. Seine eigene Seele aber fühlte nun, wo seine Gedanken sich intensiver mit dem bevorstehenden Leiden beschäftigten, um so mehr das Bedürfnis, sich durch Gebet zu stärken (vgl. Luk. 9, 28). So nahm er also die drei, die auch sonst gelegentlich seine einzigen Zeugen waren (vgl. Mark. 5, 37), auch diesmal allein mit. Die Zwölf alle miteinander hätten ihn im Gebet gestört, und je mehr Augenzeugen dagewesen wären, desto näher hätte die Gefahr gelegen, daß einer die Schweigepflicht (Vers 9) verletzete. Die uralte Tradition erklärt den Tabor – zwei bis drei Stunden östlich von Nazareth – für den Berg der Verklärung. Das könnte an sich richtig sein, obwohl damals auf dessen Gipfel eine befestigte Stadt lag. Denn es wird noch genug einsame Plätze dort gegeben haben. Und in sechs Tagen konnte man ohne besondere Anstrengung

von Cäsarea Philippi zum Labor wandern. Da aber erst nachher von einem Durchwandern Galiläas berichtet wird (Vers 22), wobei sie nach Rapharnaum kamen (Vers 24), so wird der Verklärungsberg wohl eher auf dem Wege von Cäsarea Philippi nach Rapharnaum, östlich vom Jordan, zu suchen sein, wo bis über 1000 Meter hohe Berge sich erheben.

Das griechische Wort bei Matthäus und Markus für „er brachte sie auf einen Berg“ ist eigentümlich. Es heißt eigentlich „hinaustragen“ und paßt mehr auf Sachen als auf Personen, die selber gehen können. Sie ließen sich von ihm hinaufbringen, von den andern weg, und wußten selber nicht, was das zu bedeuten habe. Jesus war wohl sehr schweigsam unterwegs, und sie ahnten etwas besonders Feierliches, ohne sich denken zu können, um was es sich handelte. Nach dem Text des Matthäus (auch des Markus) könnte es scheinen, als habe die Verklärung sofort stattgefunden, wobei die Ausdrücke es im unklaren lassen, ob das Ganze ein objektiver Vorgang war oder nur ein Gesicht der drei Jünger. Deutlich wird der Hergang aus Lukas, verglichen mit den andern Evangelisten. Oben auf dem Berg entfernte sich Jesus zunächst etwas von den Dreien (vgl. Vers 7: „er trat hinzu“, und vgl. Matth. 26, 39), um ungestört beten zu können. Offenbar verharrte er längere Zeit im Gebet. Denn die Apostel wurden, wie gewöhnlich in solchen Fällen, vom Schläfe übermannt (Luk. 9, 32). Noch während sie schlafen, geschieht die Verwandlung, deren ganze Beschreibung zeigt, daß es der Zustand der Auferstehungsherrlichkeit war, in den Jesus versetzt wurde. Ebenso noch während des Schlafes der drei Jünger erscheinen Moses und Elias und unterreden sich mit ihm „über sein Ende“ (Luk. 9, 30 u. 31). Die Erscheinung des Moses, des Vertreters des Gesetzes und des Vermittlers des Alten Bundes, und des Elias, des Vertreters des Prophetentums, und ihre Unterredung mit dem Herrn sollen den Aposteln zum deutlichen Beweis dienen, daß das, was er selbst ihnen über sein Leiden und Sterben gesagt hat, ganz im Einklang steht mit Sinn und Inhalt des Alten Testaments. Inzwischen erwachen die Apostel und nehmen die Erscheinung wahr. Da „antwortete“ Petrus. So heißt es wörtlich. Er ist zwar nichts gefragt worden. Aber bei solch einem ungewohnten Anblick vermag der im Reden so rasche Petrus nicht zu schweigen.

4 „Herr, es ist gut, daß wir hier sind“, kann verschieden aufgefaßt werden. Manche betonen das *Wir* und verstehen darunter die drei Jünger im Gegensatz zu Jesus und seinen zwei himmlischen Gefährten. Demnach würde Petrus sagen wollen: „Es ist gut, daß wir drei auch da sind. Ihr könnt uns brauchen zum Hüttenbauen und zur Bedienung.“ Aber dieser Gegensatz braucht gar nicht in dem *Wir* gesehen zu werden. Sondern Petrus will wohl einfach sagen: „Es ist gut, daß wir hier oben in der Einsamkeit sind. Da können wir ungestört verweilen, zusammen mit diesen himmlischen Gästen.“ Und schon bietet er zu diesem längeren Bleiben seine Dienste an. „Er wußte nicht, was er sagte“ (Luk. 9, 33; vgl. Mark. 9, 6). Allerdings: denn das Verbleiben in der Herrlichkeit kommt erst später, wenn diese Herrlichkeit durch Kampf

- und Leiden und Tod als dauernder Besitz errungen ist. Jetzt soll ihr Vorgefühl nur eine kurze Stärkung sein für den bevorstehenden Kampf. Es geht uns ja allemal geradeso wie dem Petrus, wenn Gott uns im Gebet oder sonst eine kurze Stunde des Trostes schenkt: Wir wollen diese Stimmung künstlich festhalten und werden unglücklich und verwirrt über deren Verlust, statt uns bewußt zu sein, daß alle kurze Ruhe auf Erden nur den Zweck hat, uns zu neuem Kampf und neuer Entfagung zu wappnen. Für den Gottessohn, dessen menschliche Natur in die hypostatische Union aufgenommen war, wäre allerdings diese Herrlichkeit der natürliche Zustand gewesen, hätte er nicht für gewöhnlich den verklärenden Einfluß der Gottheit auf seinen Leib unterdrückt und auch deren Freudeausstrahlung in seine menschliche Seele gehemmt, um wirklich ganz „als ein Mensch erfunden zu werden“ (Phil. 2, 5). Wir pflegen oft umgekehrt gerne alle unsere Vorzüge zur Schau zu tragen. —
- 5 Während Petrus noch sprach, „umschattete sie eine lichte Wolke“. Die Lichtwolke war blendend weiß, aber immerhin noch schattenspendend vor den unmittelbaren Strahlen der Sonne am sonst wolkenlosen Himmel. Schon die geheimnisvolle Lichtwolke, die Hülle der Gottheit, flößt den Jüngern Furcht ein. Erst recht erschrecken sie, als aus der Wolke eine Stimme spricht. Es sind dieselben Worte wie am Jordan, die Jesus als den einziggeliebten, d. h. den eingeborenen, Sohn bezeichnen (siehe S. 29 ff.). Diesmal aber fügt die Stimme noch bedeutungsvoll hinzu: „Höret auf ihn.“ Auch wenn er euch wie gegenwärtig dunkle, schwere Dinge sagt, die der menschlichen Natur
- 7 widerstreiten. Nun tritt Jesus zu seinen erschrockenen Jüngern hinzu, die nicht mehr aufzublicken wagen. Er ist so ganz der gütige Freund, wie er sie sanft und ermutigend ansaßt und sagt: „Steht auf und fürchtet euch nicht.“ In seiner Gegenwart braucht sich keiner zu fürchten, der nicht verstockten bösen
- 8 Willen hat. Er macht allen Mut. Und wie sie aufschauen und noch ängstlich herumblicken (Mark. 9, 8), steht er allein vor ihnen, wieder in seiner gewöhn-
- 9 lichen demütigen Menschengestalt. Sein Befehl, es niemand zu sagen vor seiner Auferstehung, wird aus denselben Gründen gegeben sein wie kurz vorher 16, 20 (siehe S. 244). Es kommt noch dazu, daß dieses Vorzeichen der Auferstehung erst recht verstanden werden konnte, nachdem diese selbst erfolgt war. Darum sind wohl auch die andern Jünger unter das Verbot begriffen. Überdies will Jesus der Masse keineswegs ein „Zeichen vom Himmel“ geben. Der Weg zu ihm ist der des demütigen Glaubens.
- 10 Die folgende Unterredung über Elias versteht man gewöhnlich dahin, daß Jesus erst die wirkliche Wiederkunft des Elias vor dem Endgericht voraus- sage bzw. deren Voraussage seitens der Schriftgelehrten bestätige, dann aber von dessen typischem Kommen in der Person des Täuflers rede. Allein der Gedankenzusammenhang bei Matthäus wäre in diesem Fall nicht recht durchsichtig. Erst recht wäre in die Form der Unterredung, wie Markus sie bietet, kein Sinn hineinzubringen. Die Stelle ist überhaupt schwierig, was wieder daher rührt, daß die Evangelisten von solchen Gesprächen, die natürlich nicht

in ein paar Sätzen abgemacht waren, nur skizzenhafte Berichte geben. Darum ist es zum Verständnis notwendig, sich in die ganze Situation hineinzudenken. Über Elias steht beim Propheten Malachias das rätselhafte Wort: „Wisset wohl, ich sende euch den Propheten Elias, ehe der große und furchtbare Tag des Herrn kommt. Der wird das Herz der Väter den Kindern und das Herz der Kinder ihren Vätern wieder zuwenden, damit ich nicht kommen muß und das Land mit dem Fluch schlagen“ (Mal. 3, 23 u. 24). Schon in der Septuaginta ist die hier ausgesprochene Aufgabe des Elias, ein Friedensstifter innerhalb der Familien zu sein, erweitert durch die Anfügung „und das Herz des Menschen seinem Nächsten“. Im Buche Jesus Sirach ist als noch weitere Aufgabe hinzugefügt: „und die Stämme Jakobs wiederherzustellen“ (Sir. 48, 10). Dieser Ausdruck ist sehr vieldeutig. Kein Wunder, daß seine Ausdeutung der jüdischen Phantasie reichliche Beschäftigung bot, zumal Elias auch sonst die sagenumwobenste Persönlichkeit des Alten Testaments war. Durch eine unserem Denken absolut fernliegende Spekulation und Kombination weit auseinander liegender Schriftstellen kam man zu mannigfachen Lösungen. Die einen glaubten in Elias einen Helden aus dem Stamme Gad gefunden zu haben, der am Ende der Zeiten durch Niederwerfung der gott- und israelfeindlichen Völker das Weltgericht vorbereiten werde. Andere erblickten in ihm einen Benjaminiten, der im Verein mit Henoch, Baruch, Esra durch Bußpredigt dem Messias die Wege bahnen werde. Wieder andere entdeckten in ihm den Hohenpriester des messianischen Reichs aus dem Stamme Levi, der eine ganze Reihe von Aufgaben zu erfüllen hatte. Unter anderem wird er die Reinheit der Familien in Israel wiederherstellen durch Ausmerzungen der illegitimen Ehen. Er wird das Volk zur Buße anleiten und ihm so die rechte innere Verfassung wiedergeben. Er wird die in der Welt zerstreuten Glieder des Volkes sammeln und dadurch die Volkseinheit wiederherstellen. Seine Aufgabe wird also weit über die rein religiös-sittliche Tätigkeit eines Bußpredigers hinaus in der Wiederherstellung des nationalen theokratischen Staatswesens gipfeln. Wenn auch im einzelnen diese Gedanken zum Teil erst in späterer Zeit ausgedacht sind, so zeigen sie doch, welche weitgehenden Erwartungen man an die Wiederkunft des Elias knüpfte.

Nun war Elias soeben erschienen, aber nur zu einer kurzen Unterredung mit dem Herrn. Und Jesus hatte den drei Aposteln darauf verboten, irgend jemand etwas davon zu sagen, bevor er von den Toten auferstanden sei. Da fanden sich diese nicht mehr zurecht. Wie sehr sie das beschäftigte, verrät der Satz des Markus: „Und sie hielten das Wort fest (um sich damit zu beschäftigen) und unterredeten sich lebhaft darüber, was das bedeute: bis er von den Toten auferstanden sei“ (Mark. 9, 10). Konnte da überhaupt von einer Wiederkunft des Elias, wie sie allgemein von den Schriftgelehrten behauptet wurde, noch die Rede sein? Denn diese kurze Erscheinung war doch nicht eine Wiederkunft in dem erwarteten Sinne. Und nach den Worten des Herrn

- ist eine nochmalige Wiederkunft vor seiner Verherrlichung, also nach ihrer Auffassung vor dem Weltende, ausgeschlossen. Überdies: Auch wenn Elias noch einmal käme und all das ausführte, was man von ihm erwartete, wie konnte dann der Herr von seiner Auferstehung, also auch von seinem der Auferstehung vorhergehenden Leiden und Sterben sprechen? Das von Elias äußerlich und innerlich wiederhergestellte Gottesvolk kann doch seinen Messias nicht töten! Was meint also Jesus überhaupt mit seiner eigenen Auferstehung von den Toten? Daß der Messias die Toten erwecken werde, war klar. Aber wieso wird er selber sterben und auferstehen? In all diesen Fragen kannten sich die Jünger nicht mehr aus. Nachdem sie also längere Zeit vergeblich untereinander zur Klarheit zu kommen gesucht haben (Mark. 9, 10), wenden sie sich an den Herrn, der wohl seiner Gewohnheit entsprechend in Gedanken versunken vorausgegangen ist. Zunächst versichert ihnen dieser:
- 11 „Es ist richtig: Elias kommt und stellt alles wieder her.“ So ist dieses Wort Jesu aufzufassen, als eine Bestätigung der allgemein in dieser Form ausgesprochenen Lehre. Nicht aber als eine von Jesus selbst aufgestellte neue Behauptung bezüglich der Wiederkunft des Elias vor dem letzten Gericht. Bei dieser letzteren Auffassung hätte der ganze Gedankenzusammenhang besonders bei Markus seinen Sinn verloren. Denn gerade hier nimmt Jesus den Jüngern die Zweifelsfrage aus dem Munde, die sich aus der landläufigen Erwartung des Elias sofort ergeben mußte: „Wie steht denn geschrieben über den Menschensohn, daß er vieles leiden und für nichts geachtet werden solle?“ Und er beantwortet beide Fragen, die letztere und die über die Wiederkunft des Elias überhaupt:
- 12 „Ich sage euch aber: Elias ist schon gekommen.“ Aber nicht so, wie die jüdische nationale Phantasie ihn erwartete, als politischer Reformator, der mit äußeren Machtmitteln das theokratische Reich wiederherstellt. Sondern entsprechend dem religiös-sittlichen Wesen des Gottesreiches, das von der freien Willens-
- 13 Zustimmung des Menschen abhängt, als Bußprediger in der Gestalt des Täufers. Der hat ja auch in der Tat bei denen, die dazu willig waren, die innere Ordnung wiederhergestellt und sie für den Messias vorbereitet. Die andern aber haben nicht getan, was er im Auftrag Gottes wollte, sondern sie sind mit ihm nach ihrem Belieben verfahren. Genau so muß auch der Messias selber durch ihre Hand leiden und sterben. Markus drückt das letztere etwas schwierig aus: „Ich sage euch, auch Elias ist schon gekommen, und sie haben mit ihm getan, was sie wollten, wie über ihn geschrieben ist“ (Mark. 9, 13). Am einfachsten und auch sprachlich zulässig wäre es, das „wie über ihn geschrieben ist“ auf den im Satze vorher genannten Menschensohn zu beziehen: der Vorläufer mußte das Schicksal dessen teilen, auf den er hingewiesen hat. Wem diese Erklärung nicht zusagt, der muß eben in den 1 Kön. 19, 2 u. 10 ausgestoßenen Drohungen gegen den geschichtlichen Elias auch eine Prophezeiung auf den ihn darstellenden Johannes den Täufer erblicken.

Die von den Kirchenvätern bejahte Frage, ob Elias auch in Person wieder-

Wachsende Feindschaft der Juden. Jesus schränkt seine öffentliche Tätigkeit ein.

Kommen werde vor der zweiten Ankunft Christi zum Weltgericht, ist damit nicht berührt. Allerdings hängt ihre volle Bejahung davon ab, wieweit noch andere Gründe dafür vorliegen oder wieweit nur ein eregetisches Mißverständnis dieser Worte Jesu dazu geführt hat. Denn nach denselben Worten Jesu hat auch die Mal. 3, 23 und Sir. 48, 10 enthaltene Prophezeiung in dem Auftreten des Täufers schon ihre genügende Erfüllung gefunden.

HEILUNG DES MONDSÜCHTIGEN KNABEN. Kap. 17 Vers 14—21 (Mark. 9, 14—29; Luk. 9, 37—43).

(14) Und als sie zum Volke kamen, trat ein Mann auf ihn zu, fiel vor ihm nieder (15) und sagte: „Herr, erbarme dich meines Sohnes. Denn er ist mondsüchtig, und es geht ihm sehr schlecht. Oft fällt er nämlich ins Wasser und oft ins Feuer. (16) Da habe ich ihn zu deinen Jüngern gebracht. Aber sie vermochten ihn nicht zu heilen.“ (17) Jesus gab zur Antwort: „Ungläubiges und verkehrtes Geschlecht! Wie lange noch werde ich unter euch sein müssen? Wie lange werde ich euch noch ertragen müssen? Bringt ihn hierher zu mir.“ (18) Und Jesus bedrohte ihn, da fuhr der böse Geist von ihm aus, und der Knabe war geheilt von jener Stunde an. (19) Hierauf traten die Jünger zu Jesus, als sie allein waren, und fragten: „Warum konnten wir ihn nicht austreiben?“ (20) Er antwortete ihnen: „Wegen eures Unglaubens. Wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr einmal einen Glauben habt wie ein Senfkorn, dann werdet ihr zu diesem Berg da sprechen: ‚Weiche von hier weg dorthin.‘ Und er wird weichen. Und nichts wird euch unmöglich sein. [(21) Diese Art aber läßt sich nur durch Gebet und Fasten austreiben.]“

Matthäus berichtet diese Geschichte in seiner trockenen Art so kurz und sachlich als möglich. Es handelt sich nach der anschaulichen Krankheitsdarstellung des Markus um einen durch dämonischen Einfluß schwer epileptischen 15 Knaben, nach Lukas das einzige Kind seines Vaters. Der Vater selbst bezeichnet den Knaben bei Matthäus als mondsüchtig. Wohl nicht deshalb, weil man im Mond die Ursache der Krankheit vermutete, sondern weil beim Mondschein die Dämonen besonders übel hausten. Darin, daß Matthäus erst nachträglich von einem Dämon spricht (Vers 18), sehen die Kritiker einen deutlichen Beweis dafür, daß dem Matthäus der Bericht des Markus vorgelegen habe, den Matthäus wieder einmal etwas ungeschickt benützt habe. Aber das könnte man höchstens dann behaupten, wenn die Evangelien literarisch entstanden wären, keinesfalls, wenn sie auf eine gemeinsame, mündlich fortgepflanzte Grundform zurückgehen (vgl. S. 107 ff.). Zudem war es für die damalige Anschauung selbstverständlich, daß die „Mondsucht“ durch einen Dämon verursacht ist. In der viel lebendigeren Darstellung des Markus tritt, ohne daß es vom Evangelisten beabsichtigt ist, der Gegensatz zwischen dem jeder Schwierigkeit gewachsenen Meister und den ohne ihn hilflosen Jüngern prächtig zutage. 16 Tatsächlich haben deren Heilversuche zu einem jämmerlichen Fiasko geführt. Der Knabe windet sich in Krämpfen und schäumt, der Vater ist verzweifelt, und sie sind in ein Wortgezänk mit Schriftgelehrten verwickelt, die es an

Spott und Hohn sicher nicht fehlen lassen. Das ist der ganze Erfolg. So findet sie Jesus, umgeben von einer großen Volksmenge, als er am Tage nach der Verkündigung (Luk. 9, 37) wieder bei ihnen eintrifft. „Als das Volk ihn sah“, schreibt Markus, „gerieten sie in erschrockenes Staunen und liefen ihm entgegen, ihn zu begrüßen.“ Staunen, nicht nur, weil sie ihn noch nicht erwartet haben. Erschrecken, nicht nur, weil wohl auch manches abfällige Wort über ihn, den Meister, gefallen ist bei diesem glänzenden Versagen seiner Jünger. Es ist der Eindruck, den seine hoheitsvolle Person überhaupt unwillkürlich auf die Menschen macht. Für Jesus ist es freilich keine angenehme Überraschung. Eben kommt er von der Verkündigung, aus der Gesellschaft des Moses und Elias, noch ganz in die Gedanken an seine baldige durch Leiden und Tod zu verdienende endgültige Verherrlichung versunken. Da muß er erleben, wie wenig seine Jünger, denen er bald sein Werk übergeben will, auf eigenen Füßen zu stehen vermögen. Sobald seine persönliche Kraft sie nicht mehr emporreißt, sinkt ihr Glaube zusammen. Daher seine 17 zornigen Ausrufe: „Ungläubiges und verkehrtes Geschlecht! Wie lange noch muß ich unter euch sein? Wie lange noch muß ich euch ertragen?“ Man sieht doch wieder deutlich: Unglaube und Mangel an Vertrauen sind ihm am unerträglichsten. Alle anderen menschlichen Schwachheiten nimmt er eher hin. Das ist auch begreiflich: Unsere sonstigen Fehler sind eben der Ausfluß unserer eigenen Armseligkeit. Mangel an Glaube und Vertrauen aber richtet sich gegen ihn selbst, als ob es auch ihm an Macht und Güte fehle. Zweifellos sind nach dem ganzen Zusammenhang auch die Apostel gemeint mit diesem scharfen Tadel, und gerade sie ganz besonders. Aber auch alle Umstehenden. Der Vater hat vollends fast allen Glauben verloren durch seinen ersten Mißerfolg. Das zeigt sein Wort bei Markus: „Wenn du etwas vermagst“ (Mark. 9, 22). Auch er erhält eine Antwort, die sicher nicht in freundlichem Tone gesprochen war, sondern der ganzen Stimmung Jesu entsprechend im Tone eines scharfen Verweises: „Was dein ‚Wenn du kannst‘ betrifft, so wisse: alles ist möglich für den, der glaubt.“ Denn das Wunder hängt nicht nur ab vom Glauben dessen, der es bewirkt, sondern auch dessen, der darum bittet. Das beweist die evangelische Geschichte allenthalben. Der arme gequälte Mann, der doch seinem seit der Kindheit kranken Sohn (Mark. 9, 21) so gerne geholfen haben möchte, schreit auf: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben.“ Und das genügt schon wieder, um das gütige Herz des Heilandes zur Milde zu stimmen: Wenn wir in unserer Armseligkeit auch nicht so glauben, so lieben, so bereuen, so Vorsätze fassen können, wie wir eigentlich sollten: wenn wir es nur wenigstens von innen heraus möchten, da ist er schon zufrieden. Was für ein wilder Dämon in dem armen Knaben steckt, sieht man aus seinem Benehmen, während der Kranke nun zu Jesus herangebracht wird. Er riß ihn hin und her und krampfte ihn zusammen, so daß der Kranke auf den Boden fiel und schäumend sich wälzte (Luk. 9, 42; Mark. 9, 20). Aber diesmal steht ein anderer vor ihm als die Jünger. Majestätisch

erschallt der Befehl des Meisters: „Du stummer und tauber Geist. Ich selbst
18 befehle dir: Weiche von ihm und lehre nie mehr in ihn zurück.“ Und mit
einem letzten Wutanfall läßt der böse Geist den Knaben wie tot zu den Füßen
des Meisters liegen, der ihn mit leichter Hand aufhebt. Und der Knabe steht
da und ist gesund.

19 „Warum konnten wir ihn nicht austreiben?“ fragen die Jünger, sobald
20 sie mit Jesus allein sind. „Wegen eures Unglaubens.“ So ist sinngemäß
(vgl. Vers 17) mit mehreren Handschriften zu lesen, statt „Kleinglauben“,
was wohl die andern aus Rücksicht auf die Apostel dafür eingesetzt haben.
Aber diese sind schon genug beschämt. Darum will Jesus sie nicht mehr weiter
tadeln. Im Gegenteil. Sie bedürfen nunmehr einer Aufrechterhaltung ihres Mutes.
Jesus ist eben gar gütig und liebevoll gegen die Seinigen. Darum fährt er
fort: „Wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr einmal einen Glauben habt wie
ein Senfkorn“ — er will also damit sagen: ihr werdet noch einmal einen
solchen Glauben haben —, „dann werdet ihr zu diesem Berg da sprechen:
Weiche von hier weg dorthin. Und er wird weichen. Und nichts wird euch
unmöglich sein.“ Dieser Vergleich wirkt für den ersten Augenblick befremdend.
Denn zu solch einem Wunder gehört doch nicht ein Glaube so klein wie ein
Senfkorn, sondern ein riesengroßer Glaube. Aber Jesus meint hier nicht
den gewöhnlichen Glauben, den jeder Mensch haben muß, um selig zu werden,
sondern eine ganz besondere Art von Glauben, die der hl. Paulus zu den
besonderen Gnadengaben oder Charismata rechnet (1 Kor. 12, 9 u. 13, 2).
Dieser wundertätige Glaube ist zwar, solange er im Herzen dessen, der ihn
besitzt, verborgen ruht, ganz unscheinbar. Tritt er aber in Tätigkeit, dann ist
seine Wirkung über alle Maßen groß. Denn Gotteskraft steckt in ihm. Darum
sagt Jesus: „Nichts wird euch unmöglich sein.“ Dieser Glaube ist wie eine
Teilnahme an Gottes Allmacht. Vgl. Bd. XI 2, S. 17 und S. 309.

In vielen Handschriften folgt noch ein weiterer Satz, der allerdings in
21 den besten Handschriften und alten Übersetzungen fehlt: „Diese Art läßt sich
nur durch Gebet und Fasten austreiben.“ Derselbe Satz findet sich auch bei
Markus in allen Handschriften. Nur das „und Fasten“ fehlt auch dort in
den besten. Der Herr hat also den Satz ausgesprochen, allerdings wohl ohne
das „Fasten“, das aus begreiflichen Gründen später mit dem Gebet ver-
bunden worden ist. Der Sinn und Zusammenhang wird folgender sein:
Den Aposteln war dieser charismatische, wunderwirkende Glaube vom Herrn
verliehen worden als Ausrüstung für ihren besonderen Beruf (Matth. 10, 8).
Sie hätten also auch fähig sein müssen, ihn zu betätigen. Allein auch eine
besondere Gnadengabe bedarf wie jede Gnade zu ihrer Aufrechterhaltung der
Mitwirkung des Menschen (vgl. 2 Tim. 1, 6). Und diese Mitwirkung besteht
vor allen Dingen im Gebet. Daran hatten es die Apostel fehlen lassen, wes-
halb sie auch vorhin der harte Tadel des Herrn getroffen hat. Dieses letzte
Wort also soll sie daran erinnern, auf welche Weise sie die ihnen verliehenen
Gaben lebendig erhalten können und müssen. Aber auch der gewöhnliche

Christ, der durch eifrige Übung des Gebetes und der Entsagung sein Leben in stilles Gottvertrauen und Gottergebenheit hineingebaut hat, wird oft genug an sich und andern die Kraft des anspruchslosen Glaubensgebetes erfahren.

NEUE LEIDENSANKÜNDIGUNG. Kap. 17 Vers 22 u. 23 (Mark. 9, 30–32; Luk. 9, 44–45).

(22) Während sie aber zusammen in Galiläa hin- und herzogen, sagte Jesus zu ihnen: „Der Menschensohn wird in die Hände von Menschen überliefert werden, (23) und sie werden ihn töten, und am dritten Tage wird er auferstehen.“ Da wurden sie sehr traurig.

- 22 Der griechische Ausdruck des Matthäus, wie ihn die besten, wenn auch wenigsten Handschriften bieten, ist eigentümlich. Man würde das sonst gebräuchliche und auch von den meisten Handschriften gebotene andere Compositum *anastrephomenon* erwarten, das die Bedeutung „sich hin und her wenden“, „sich an einem Orte aufhalten“ hat, während der hier gebrauchte Ausdruck sonst im Sinne von „sich zusammendrängen“ vorkommt. Da aber auch das einfache griechische Verbum im Passiv gelegentlich die Bedeutung hat: „an einem Orte verweilen“, oder „sich hin und her bewegen“, so wird das Compositum in diesem Falle mit der obigen Übersetzung richtig wiedergegeben sein (vgl. Zorell, *Novi Testamenti Lexicon graecum*). Der griechische Übersetzer wird das ungewöhnliche Wort mit Absicht gewählt haben, um dadurch auszudrücken, daß es ein eng zusammengezogener Kreis von Menschen war, mit denen Jesus von jetzt an noch in Galiläa verkehrte. In der Tat hören wir nichts mehr von einer Heil- oder Predigtstätigkeit Jesu da selbst. Er will sich ganz auf seine Jünger konzentrieren. Damit stimmt die Bemerkung des Markus überein: „Er wollte nicht, daß irgend jemand es erfahre“, nämlich wo er sei. Die letzten Tage und Wochen in Galiläa, bevor er seine Reise nach Jerusalem ans Kreuz antritt, sollen dem Unterricht vom Leiden gewidmet sein. Und für diesen Unterricht ist stets nur ein enger Kreis fähig. Sünde und Leiden gehören nun einmal seit dem Sündenfall zu den wichtigsten Grundbegriffen der Religion. Aber der natürliche Mensch will sie nicht fassen, am wenigsten den Begriff des Leidens. Und doch kann keiner weder Gott noch Gottes Führung und damit sein eigenes Leben verstehen, der nicht die Lehre von der Sünde und vom Leiden erfaßt hat. In dieser Lehre tritt die Übernatürlichkeit der christlichen Religion am meisten, man kann sagen, am schroffsten zutage. Darum darf auch der Seelsorger und Prediger sich nicht abschrecken lassen, sie stets wieder zu verkündigen, nachdem er sie in sich selbst erlebt hat. Denn je mehr diese beiden Begriffe aus der Religionslehre und -übung entfernt werden, desto mehr verliert die Religion selbst an Kraft und wird zu einer ziemlich überflüssigen Beigabe des Lebens, die der Mensch schließlich ganz abstreift.

Wie sehr die Apostel selbst noch im Natürlichen befangen waren, trotz ihres nun schon ungefähr drei Jahre währenden Umgangs mit dem Meister, zeigt

ihre Verständnislosigkeit in dieser Schule. Es ist nicht zu übersehen, daß Jesus gerade bei diesen Aufklärungen von sich selbst als dem „Menschensohn“ spricht. Diese Bezeichnung hat in diesem Zusammenhang noch einen ganz besonderen Nachdruck und eine besondere Bedeutung. Eben am Tage vorher (Luk. 9, 37) hatte, wenigstens vor den Augen seiner drei Vertrauten, seine göttliche Wesensherrlichkeit auch seinen menschlichen Leib durchstrahlt. Und eben heute hatte das Zusammentreffen mit dem mondsüchtigen Knaben ihn als den gezeigt, der jede Schwierigkeit, der selbst seine Jünger machtlos gegenüberstehen, spielend meistert. „Als nun alle sich wunderten über alles, was er tat“ (Luk. 9, 43), sagte er zu ihnen: „Der Menschensohn wird in die Hände von Menschen überliefert werden“. Obgleich Gott seit Ewigkeit, ist er Mensch geworden, eines menschlichen Weibes Kind, herausgewachsen aus dem Menschengeschlecht (vgl. das zum Stammbaum Gesagte). Wenn aber Gott Mensch wird, dann tut er das nicht, um mit Hilfe seiner göttlichen Allmacht dem Menschenheißal zu entgehen, sondern gerade im Gegenteil, um es ganz auf sich zu nehmen. Darum wird er also auch ganz in die Hände von Menschen überliefert werden, die mit ihm machen werden, „was sie wollen“
 23 (17, 12), und ihn sogar töten werden. Erst wenn er das ganze grausige Menschenheißal an sich hat vollziehen lassen, wird er seine Gotteskraft an sich offenbaren: „Und am dritten Tage wird er auferstehen“. Es ist also sehr töricht von uns gedacht, und widerspricht den Gedanken Gottes, wenn wir Menschen meinen, weil wir Gott und Christus angehören, müsse Gott uns, seine Kirche sowohl, als auch die einzelnen treuen Glieder derselben, auf alle Fälle vor den Händen der Menschen bewahren, und noch törichter ist es, an Gott irre zu werden, falls er das nicht tut. Nein, das Menschenkind muß durch sein Menschenheißal hindurch, gestützt auf die Leidenskraft Christi. Erst wenn unser Menschenheißal vollendet ist, wird auch Christi Auferstehungskraft in uns wirksam werden.

Um solche Lehren seinen Aposteln zu geben, war es allerdings gut, daß Jesus nun wieder ganz als einfacher Menschensohn in ihrem engen Kreis verkehrte und sich möglichst fernhielt von der Berührung mit dem Volke, bei der doch immer wieder in seinen Wundern und seinem imponierenden Auftreten die Gottheit durchstrahlte. Die Apostel freilich machen nur sehr langsam Fortschritte in der Schule vom Leiden. Sie widersprechen ihm zwar nicht mehr wie im Anfang (16, 22). Aber das ist auch das einzige Zeichen von Fortschritt. Von wirklichem Verständnis noch keine Rede (Mark. 9, 32; Luk. 9, 45). Hingegen „wurden sie sehr traurig“. Sie glauben ihm also wenigstens jetzt, daß es tatsächlich so kommen werde. Aber auffällig ist, daß die letzte Vorherhersagung: „am dritten Tage wird er auferstehen“, gar keinen Eindruck auf sie macht. Denn in ihre große Traurigkeit über sein bevorstehendes Leiden und Sterben mischt sich kein Strahl der Freude über seine fast ebenso bald bevorstehende Verherrlichung. Wir Menschen sind eben alle so: Wirklichen Eindruck macht auf uns nur das, was wir mit eigener Sinneswahr-

nehmung lebendig erfassen können. Die Wahrheit des Glaubens, mag sie in sich noch so licht sein, bleibt für uns schattenhaft. So ging es selbst den drei Bevorzugten, die kurz vorher seine Verklärung mit eigenen Augen hatten vorausschauen dürfen. Aber darin besteht gerade der Wert und das Verdienst des Glaubens, daß wir mitten im Sichtbaren, mag es uns mit Freudebeben durchschauern, mag es uns mit den scharfen Krallen des Schmerzes zerfleischen, „nicht auf das Sichtbare blicken, sondern auf das noch Unsichtbare“ (2 Kor. 4, 18). Das ist freilich gleich schwer im Glück wie im Unglück.

DIE TEMPELSTEUER. Kap. 17 Vers 24–27.

(24) Als sie aber nach Kapharnaum gekommen waren, traten die Einnehmer der Tempelsteuer an Petrus heran und fragten: „Zahlt euer Meister keine Tempelsteuer?“ (25) Petrus antwortete: „Doch.“ Als er nun nach Hause kam, kam ihm Jesus mit der Frage zuvor: „Was meinst du, Simon? Von wem nehmen die Könige der Erde Zölle und Steuer? Von ihren Söhnen oder von den Fremden?“ (26) Da dieser antwortete: „Von den Fremden“, sagte Jesus zu ihm: „Also sind die Söhne doch frei.“ (27) Damit wir ihnen aber keinen Anstoß geben, geh ans Meer, wirf die Angel aus, und nimm den ersten Fisch, den du herausziehst. Öffne dessen Maul. Da wirst du einen Stater finden. Den nimm und gib ihnen für mich und dich.“

Gelegentlich einer Volkszählung hatte Moses jedem Israeliten eine einmalige Abgabe von einem halben Schekel vorgeschrieben (Schekel ein Gewicht bzw. Geldstück; 60 Schekel = 1 Mine; 60 Minen = 1 Talent), die für den Gottesdienst verwendet wurde (2 Mos. 30, 11 ff.). Unter Nehemias wurde zu gleichem Zweck eine jährliche Abgabe von einem drittel Schekel eingeführt (Neh. 10, 33 ff.). Das war die sog. Tempelsteuer, die später wieder auf einen halben Schekel festgesetzt wurde. Man verwendete sie zur Bestreitung der Auslagen, die die Tempelopfer verursachten. Jeder freie männliche Israelit war vom 20. Lebensjahre an zu deren Zahlung verpflichtet, gleichgültig, ob er im Inland oder Ausland seinen Wohnsitz hatte. Nur die Priester beanspruchten gemäß einer spitzfindigen Gesetzesauslegung für sich Freiheit davon. Und sie wurde ihnen auch gewährt „um des Friedens willen“. Frauen und Sklaven und Minderjährige durften sie zahlen, mußten aber nicht. Sie wurde berechnet nicht nach der damals gangbaren Schekelmünze, die einen Wert von zwei römischen Denaren oder zwei griechischen Drachmen hatte (ein Denar = 60–70 Pfennig), sondern nach dem „heiligen Schekel“, der doppelt soviel Wert besaß. Demnach betrug sie eine griechische Doppel-drachme, woher auch ihr griechischer Name kommt. In Palästina selbst wurde die Tempelsteuer alljährlich im letzten gottesdienstlichen Monat erhoben, also im Monat Adar, der dem Nisan, in welchen das Osterfest fällt, vorausgeht. Da im Heiligen Lande damals eine sehr große Zahl römischer, griechischer und syrischer Münzen im Umlauf war, konnte man bei den Geldwechslern sein nicht vorschriftsmäßiges Geld in vollgültige Münzen umwechseln. Zu diesem

Zwecke „stellten die Geldwechsler am 15. Adar ihre Tische im Lande auf und am 25. Adar im Heiligtum“ (Talmud). Außerhalb Palästinas wurde die Steuer zu anderen Terminen eingezogen und dann meist von dafür bezahlten und verantwortlichen Leuten nach Jerusalem gebracht, oft von vielen Tausenden begleitet, wie Josephus Flavius berichtet, um sie vor Räubern zu schützen. Es war aber für den Juden nicht nur eine im Gesetz gründende Pflicht, die Tempelsteuer zu entrichten. Es war ihm auch Herzenssache. Denn dadurch galten die im Tempel dargebrachten Opfer als seine Opfer. Darum benannte man die Tempelsteuer auch mit dem 2 Mos. 30, 12 gebrauchten Ausdruck „Lösegeld“, obwohl dieser Ausdruck dort ursprünglich einen anderen Sinn hatte. Denn man hoffte mit ihrer Ablieferung „Erlösung aus Knechtschaft oder Heilung von Krankheiten zu finden und die sicherste Freiheit zugleich mit allgemeinsten Wohlfahrt zu ernten“ (Philo).

24 Da der Heiland häufig und offenbar auch zur Zeit der letzten Einziehung von Kapharnaum abwesend war, wenden sich die Einnehmer mit ihrer Frage an Petrus. Dieselbe ist allgemein und prinzipiell gehalten, wie aus dem griechischen Plural hervorgeht. Sie ist um so begreiflicher, als Jesus ja auch sonst nicht alle „Satzungen der Alten“ befolgte und überhaupt im Rufe stand, er nehme es mit dem Gesetz nicht so genau. Petrus antwortet unbedenklich
25 mit einem „Doch“. Seine Antwort ist richtig, insofern der Herr tatsächlich die Steuer stets bezahlt hat und auch jetzt sofort bezahlen wird. Aber da die Frage prinzipiell gestellt war, ist die Antwort des Petrus doch zu unüberlegt. Darauf will ihn der Herr aufmerksam machen. Wie ja stets sein göttliches Allwissen in sein menschliches Erfahrungswissen hineinleuchtet (vgl. S. 250 ff.), so kommt er ihm mit seiner Frage zuvor. Das übernatürliche Wissen Jesu und erst recht das folgende Wunder sollen den Apostel zum Nachdenken anregen, daß es sich hier um einen anderen handelt als die gewöhnlichen den Gesetzen unterstellten Menschen. So schnell allerdings merkt Petrus nicht, worauf der
26 Herr hinaus will. Darum beantwortet er auch die Frage Jesu ebenso prompt wie vorhin, ohne jedoch eine Folgerung daraus zu ziehen. Nun zieht Jesus diese selbst: „Also sind die Söhne frei.“ Zwar sind hier, wie sich aus dem Folgenden ergibt, mit Petrus auch die Apostel überhaupt unter die „Söhne“ gezählt. Aber es ist ganz klar, daß sie das lediglich sind wegen ihrer eigenartigen Verbindung mit Christus. Somit schreibt Jesus sich selbst hier klar und deutlich eine Stellung Gott gegenüber zu, die wesentlich verschieden ist von der jedes andern Israeliten: Er ist Gottes Sohn und darum prinzipiell frei von den Gesetzen, an die die andern gebunden sind. Das soll Petrus wohl beherzigen, auch wenn sein Meister tatsächlich diese Gesetze befolgt.

27 Das tut er auch wirklich, aber aus einem anderen Grunde. „Damit wir ihnen aber keinen Anstoß geben.“ Hier handelt es sich ja nicht um reine „Menschenatzungen“, die dazu noch mit Gottes Geboten im Widerspruch stehen (Kap. 15). Es ist ein altherwürdiges, in der Schrift begründetes Gesetz, das jedem frommen Israeliten am Herzen liegt. Würde der Heiland hier

von seiner Freiheit Gebrauch machen, einer Freiheit, deren tiefen Grund ja auch die wohlgesinnten Juden nicht verstehen — ist doch nicht einmal Petrus auf den richtigen Gedanken gekommen —, dann würden allerdings auch die Guten an ihm Anstoß nehmen. Darum bleibt Jesus auch jetzt seinem schon früher in Tat und Wort bekannten Grundsatz treu (vgl. 3, 15; 5, 17): auf den Gebrauch einer Freiheit oder eines Rechtes verzichten aus Liebe. Das ist ein herrlicher Grundsatz, den auch der hl. Paulus sich zu eigen gemacht hat (vgl. 1 Kor. 9 u. a.). Nicht auf das Recht selbst verzichten. Das müssen wir gewöhnlich bewahren, um nicht eine Beute der Rücksichtslosigkeit anderer zu werden. Aber gelegentlich auf die Ausübung eines Rechtes verzichten aus Rücksicht auf andere. Die meisten Feindschaften unter den Menschen entstehen daraus, daß keiner dazu bereit sein will. Da ist z. B. eine Hausfrau. Sie braucht die Waschküche in ihrer Woche kaum einen ganzen Tag, weil sie keine Kinder hat. Aber sie ist nicht dazu zu bewegen, sie der anderen, kinderreichen Familie auch nur einen Tag zur Verfügung zu stellen. „Die Küche muß leer stehen. Es ist meine Woche.“ Ein anderer läßt sein Radio tönen bis zum Ende der Polizeistunde, obwohl sein Mitbewohner ihn höflich um Ruhe bittet, weil er des Morgens früh aufstehen muß: „Nein, ich habe das Recht, in meinem Zimmer zu machen, was ich will.“ Man kann nicht alle Fälle aufzählen, die das Leben in unendlicher Menge bietet. Auf die Ausübung eines Rechtes verzichten können aus Liebe! Bei vielen ist es nicht nur Eigensinn, wenn sie in solchen Fällen erst recht auf ihrem Rechte beharren. Oft ist es die Angst, ihr Recht durch Nachgiebigkeit zu verlieren. Nicht ihre Bosheit, sondern ihre Schwachheit macht sie so halsstarrig. Ja, der Schwächling muß ängstlich seine Rechte hüten! Der innerlich starke Mensch kann nachgiebig sein. Im Nachgeben erweist er seine Freiheit und Kraft. Der nachgiebige Jesus konnte gewaltig stark und furchtlos auftreten, wenn es darauf ankam. Wir alle aber sollten danach streben, innerlich starke Menschen zu werden, deren Freiheit nicht abhängt von den äußeren Umständen, sondern von unserem in Gott gefestigten Willen. Dafür aber ist Voraussetzung ein klares, auf Grundsätzen ruhendes, in seiner Entscheidung sicheres Gewissen. So viele Menschen haben nur ein kasuistisches Gewissen. Sie können nur urteilen von Fall zu Fall, den einen Fall mit dem andern vergleichend, nicht aus grundsätzlicher Einstellung heraus. Darum sind sie stets befangen und beengt, wo sie vor einem neuen Falle stehen. Wie klar ist sich der Heiland seiner prinzipiellen Freiheit bewußt. Und wie frei entscheidet er sich trotzdem, sie nicht zu gebrauchen: „damit wir ihnen aber keinen Anstoß geben“. So klar und frei kann nur der sein, der sich nicht an Gott gebunden fühlt durch das Gesetz, sondern umgekehrt: an das Gesetz gebunden durch Gott. Ein solcher wird aber gerade sehr oft von seiner Freiheit keinen Gebrauch machen aus Rücksicht auf den, der weniger klar und frei ist (1 Kor. 8). Du hast z. B. einen vollgültigen Entschuldigungsgrund vom Freitagsgebot. Und doch wirst du keinen Gebrauch davon machen vor den Augen derer, die, ohne einen gleichen Grund

zu haben, leichtsinnig dein Beispiel nachahmen würden. Du besitzest Ernst und Einsicht genug, um etwa über irgend eine kirchliche Einrichtung ein kritisches Urteil zu fällen. Und doch wirst du es nicht fällen vor den Ohren derer, die, weil sie deinen Ernst und deine Einsicht nicht besitzen, dadurch zur Respektlosigkeit verführt würden. Du kannst mit gutem Gewissen ein Buch lesen, das nicht einwandfrei ist. Und doch wirst du es vor denen verbergen, denen seine Lektüre Schaden bringen könnte. Das Leben ist ganz überfüllt von Gelegenheiten, wo der erleuchtete Nachfolger Christi in voller Klarheit und im vollen Bewußtsein seiner Freiheit verzichten wird auf den Gebrauch dieser Freiheit und seines Rechtes.

Um dem Petrus die ihm gegebene Lehre noch wirkungsvoller einzuprägen, läßt Jesus ihn das Geld nicht aus der gemeinsamen Kasse entnehmen, sondern beschafft es durch ein Wunder. Petrus soll deutlich sehen und fühlen, daß der Menschensohn, der wie jeder andere Israelit seine Tempelsteuer zahlt, durch seine göttliche Allwissenheit (Vers 25) und Allmacht den menschlichen Gesetzen enthoben ist. Der Stater ist eine griechische Münze im Werte von vier Drachmen, genügt also gerade zur Zahlung für den Herrn und Petrus. Es wäre aber auch möglich, daß die gemeinsame Kasse gerade leer war. Das würde wiederum ein Licht werfen auf die Armut Jesu und seiner Jünger (vgl. 12, 1 ff.).

VOM ÄRGERNISGEBEN. Kap. 18 Vers 1—20 (Mark. 9, 33—37 42—48; Luk. 9, 46—48; vgl. 17, 1—2; 15, 3—7).

(1) In jener Zeit traten die Jünger an Jesus heran mit der Frage: „Wer nimmt denn nun eigentlich einen höheren Rang ein im Himmelreich?“ (2) Da rief er ein Kind heran, stellte es in ihre Mitte (3) und sagte: „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht eure ganze Richtung ändert und werdet wie die Kinder, dann könnt ihr überhaupt nicht hineinkommen ins Himmelreich. (4) Also wer sich verdemütigt wie dieses Kind, der ist der Größere im Himmelreich. (5) Und wer ein einziges solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf. (6) Wer aber einem von diesen Kleinen, die an mich glauben, Ärgernis gibt, für den wäre es besser, man hätte einen Eselsmühlstein um seinen Hals gehängt und hätte ihn ins Meer versenkt, da, wo es am tiefsten ist. (7) Wehe der Welt wegen der Ärgernisse. Es müssen ja nun einmal Ärgernisse kommen. Aber wehe dem Menschen, durch den das Ärgernis kommt. (8) Wenn aber deine Hand oder dein Fuß dich in Versuchung führt, so hau ihn ab und schleudere ihn weg von dir. Es ist besser, du gehst als Krüppel oder lahm ins Leben ein, als daß du mit zwei Händen oder zwei Füßen ins ewige Feuer geworfen wirst. (9) Und wenn dein Auge dich in Versuchung führt, so reiß es heraus und schleudere es weg von dir. Es ist besser, du gehst einäugig ins Leben ein, als daß du mit zwei Augen in die Feuerhölle geworfen wirst. (10) Hütet euch wohl, einen dieser Kleinen zu verachten. Ich sage euch: ihre Engel im Himmel schauen immerfort das Antlitz meines Vaters im Himmel. (12) Urteilt doch selbst: Wenn ein Mensch hundert Schafe hat und eines davon sich verirrt, läßt er da nicht die neunundneunzig auf den Alpen und macht sich auf und

sucht das verirrt? (13) Und gelingt es ihm, es zu finden, — wahrlich, ich sage euch, er freut sich mehr darüber als über die neunundneunzig, die sich nicht verirrt haben. (14) Ebenso ist es ganz und gar nicht der Wille eures Vaters im Himmel, daß einer von diesen Kleinen verloren gehe. (15) Wenn aber dein Bruder gesündigt hat, dann geh hin und stelle ihn unter vier Augen zur Rede. Wenn er auf dich hört, hast du deinen Bruder gewonnen. (16) Wenn er aber nicht hört, nimm noch einen oder zwei mit dir, damit auf die Aussage von zwei oder drei Zeugen hin die ganze Sache festgestellt werde (5 Mos 19, 15). (17) Wenn er auch auf diese nicht hört, dann sag's der Kirche. Hört er aber auch auf die Kirche nicht, dann soll er dir einem Heiden oder Zöllner gleich gelten. (18) Wahrlich, ich sage euch, alles, was ihr bindet auf der Erde, das ist auch gebunden im Himmel. Und alles, was ihr löset auf der Erde, das ist auch gelöst im Himmel. (19) Andererseits versichere ich euch aber auch: Wenn zwei von euch auf der Erde eines Sinnes sind in irgend einer Sache und darum bitten, dann wird es ihnen zuteil werden von meinem Vater, der im Himmel ist. (20) Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“

Die eben ausgesprochene Rücksicht auf das Ärgernis gibt dem Herrn Veranlassung zu einer längeren Belehrung der Jünger über das Ärgernisgeben. Denn sie werden in der Zukunft, wenn er nicht mehr leiblich unter ihnen ist, genug damit zu tun haben in der Christengemeinde. Von dieser Zukunft handelt nämlich die folgende Belehrung hauptsächlich. Den unmittelbaren Anstoß zu der Unterredung gibt eine Frage der Jünger: „Wer nimmt denn nun eigentlich einen höheren Rang ein im Himmelreich?“ Dieses „nun denn eigentlich“ verrät, was Markus deutlich sagt (Mark. 9, 33), daß sie unterwegs schon sich mit dieser Frage eingehend beschäftigt hatten. Der Grund dazu lag nahe. Der Herr hatte die letzte Zeit so viel von der Zukunft gesprochen. Je weniger sie auf das eingingen, wovon er hauptsächlich sprach, auf sein Leiden und Sterben, um so näher lag ihnen die Frage: Was dann? Wenn nämlich, wie selbstverständlich zu erwarten, nach seinem Tod die Vollenbung, also „das Himmelreich“ kommt. Außerdem hatte er gerade in dieser Zeit einige von ihnen so auffällig bevorzugt. Vor kurzem die Drei, die allein mit ihm auf den Verklärungsberg durften, und ganz besonders den Petrus bei Cäsarea Philippi. Und da sie doch eben alle miteinander richtige Menschen waren, machte ihnen die Frage viel zu schaffen: Wie muß man es anstellen, um einmal im kommenden Reich, das sie sich immer noch sehr irdisch vorstellten, eine hervorragende Stelle einzunehmen?

2 Der Heiland gibt ihnen eine sehr drastische Antwort. Deutlicher könnte er es ihnen nicht klarmachen, wie grundverkehrt ihr Denken ist. Denn von einem kleinen Kind erwartet wahrhaftig kein Mensch, daß es in der Regierung 3 einen hohen Rang einnehmen werde. Wenn ihr nicht eure ganze Richtung ändert und werdet wie die Kinder, dann kommt ihr überhaupt nicht hinein ins Himmelreich, geschweige denn auf einen hohen Posten. Ihr seid in einer ganz falschen Richtung. In der Welt allerdings kommt man auf diesem Wege vorwärts: Wer am besten zu streben weiß, erreicht auch am meisten. Aber bei

Gott, der einzig und allein auf das Innere des Menschen blickt und auf seinen wahren Wert, ist das Gegenteil der Fall. Bemerkenswert ist hier, wie auch schon bei der Bergpredigt, daß der Heiland einerseits doch, wie er es dort deutlich sagt, voraussetzt, daß seine Apostel bereits zu seinem Reich gehören, andererseits erklärt, sie beäßen noch nicht einmal die Grundvoraussetzung, um überhaupt hineinzukommen. Aber wie dort auseinandergelegt wurde, enthält „das Himmelreich“ einen doppelten Begriff: einerseits das Reich Christi auf Erden, zu dem innerlich jeder gehört, der, theologisch ausgedrückt, die heiligmachende Gnade besitzt, wenn er auch noch lange nicht frei ist von Sünden und Fehlern, andererseits das Reich der Vollendung. Um in dieses Reich der Heiligen zu gelangen, an denen kein Makel mehr klebt, dazu bedarf es noch sehr viel, was auch die Apostel noch lange nicht besitzen. Dazu bedarf es tatsächlich in jeder Beziehung, wie der griechische Ausdruck wörtlich besagt, einer völligen „Umdrehung“ des ganzen inneren Menschen, von aller irdischen und egoistischen Denk- und Willensweise weg zur rein göttlichen. Das ist auf Erden nicht zu erreichen, wenigstens nicht ohne eine ganz besondere Gnade Gottes. Darum ergibt sich schon aus solchen Gedankengängen mit Notwendigkeit die katholische Lehre vom Fegfeuer, oder wie die Kirche in ihren offiziellen Texten sich besser ausdrückt, vom „Purgatorium“, dem Reinigungsort. Aber anspornen müssen uns diese Gedanken, immer wieder aufs neue, Tag für Tag an uns „zu drehen“, von uns selbst und von der Welt weg zu Gott. Denn ganz von selber dreht uns auch das Alltagsleben täglich wieder zurück.

Welche von den vielen Eigenschaften der Kinder, an die man im allgemeinen denken könnte, der Herr im besonderen meint, ist aus dem Zusammenhang und dem Wortlaut von Vers 4 klar: es ist die Demut, der es selbstverständlich ist, gar keine hohe Stelle zu beanspruchen. Vers 4 ist eine Weiterführung des Gedankens. Der Heiland will also nicht, sich wiederholend, sagen: Wer sich demütig macht — sich also in diesem Grade umdreht, daß er wieder Kind wird — sondern: Wer so geworden ist, und infolgedessen, aus dieser Gesinnung heraus handelnd, bescheiden zurücktritt, der ist, wenn er auch auf Erden in der Ecke steht, im Himmelreich einer von den Großen. Von solchen kleinen Leuten redet der Herr im Folgenden. Denn nicht mehr Kinder im eigentlichen physischen Sinn meint er, wie der Zusammenhang und das „ein solches“ deutlich sagt, sondern Menschen, die so geworden sind durch Gesinnungsänderung, wie die Kinder es von Natur sind. Solche Leute gelten bei den Menschen nicht viel; so wenig als die Kinder. Und da auch die Menschen der späteren Kirche, von der der Heiland hier spricht, Menschen sind, so ist auch da nicht allzu viel praktische Ehrfurcht für diese „Kleinen“ zu erwarten. Ja, wenn jemand kommt, der etwas zu sagen hat, mit großem Titel und großem Geldbeutel, dem öffnet man die Türe zum besten Zimmer. Aber den unbedeutenden Mann, der still seine Pflicht tut, sonst nichts, fertigt man gar zu gern an der Haustüre ab. „Nein, wer so einen aufnimmt, nimmt mich auf. Mich selbst, den Allergroßten!“ Aber es pflegt nicht bei der bloßen Mißachtung zu bleiben. Auf

solche geringe, einfältige Leute kommt's ja nicht an. Die Großen und Angesehenen muß man der Kirche zu erhalten suchen. Denn die können, je nachdem, viel Nutzen oder Schaden stiften. Aber was verschlägt es, wenn auch einmal einer von diesen „Kleinen“ der Kirche den Rücken dreht und verloren geht. Gegen solch eine Gesinnung richtet der Heiland seine furchtbar ernste 6 Warnung vor dem Argernis. Er nimmt sein Bild von dem oberen Mühlstein der größeren Mühlen, die im Gegensatz zu den Handmühlen durch einen Esel in Gang gehalten werden. Der obere Stein war durchlöchert und drehte sich um einen Zapfen auf dem unteren Stein. Man konnte ihn also leicht um den Hals herumbinden. Der Eselsmühlstein war bei den Juden ein oft gebrauchtes Bild einer schweren Last. Nicht als Strafe meint es der Herr, sondern es wäre besser schon vorher geschehen, bevor er Argernis geben konnte. 7 Argernisse gehören ja allerdings leider zum Weltlauf, und Gottes Vorsehung hat sie in die Rechnung aufgenommen. Aber trotzdem: Es ist eine furchtbare Verantwortung, die Seele eines andern auf dem Gewissen zu haben. Du selbst kannst immer noch Buße tun. Wird es auch der von dir Verführte tun? Natürlich meint der Heiland nicht alles, was wir oft kleinlich unter „Argernisgeben“ verstehen. Erst recht nicht das boshaft genommene Argernis, auf das er selbst keine Rücksicht nahm. Er redet vom Argernis in der Bedeutung des Wortes „skandalon“ = Anlaß zum Fall, zum Abfall von Gott und Christus, der allerdings in jeder Todsünde verwirklicht ist. Immerhin wäre es manchmal angebracht, sein Gewissen in dieser Hinsicht ernsthaft zu prüfen. Z. B. so manches abfällige Kritisieren über Kirche und kirchliche Einrichtungen ist oft an sich gar nicht so böse gemeint. Aber die Leute, vor denen es wahllos geschieht, besonders junge Menschen, besitzen nicht die nötige Reife, weder zu unterscheiden zwischen dem Göttlichen und Menschlichen in der Kirche, noch zwischen deinen affektvollen Reden und deinem wirklichen gläubig-sittlichen Ernst, der dich innerlich trotz allem an Gott und seine Kirche bindet. So wird in ihnen der Boden gepflügt für den späteren Abfall. Ein religiös-sittlich reifer Mensch mag für sich selbst manche Freiheit für sein Denken und Handeln in Anspruch nehmen, aus der die sittlich nie ernste Masse ganz falsche Folgerungen ableitet, weil sie deren Beweggründe nicht anders beurteilen kann als nach ihrem eigenen Leichtsinn. Darum hat auch der Heiland, obwohl er sich ganz klar darüber war, von der Pflicht der Tempelsteuer frei zu sein, diese doch bezahlt.

Es wäre nun freilich ganz verfehlt, wenn jemand die Tatsache, daß die Welt voll von Argernissen ist, für sich als Entschuldigung dafür in Anspruch nehmen wollte, daß er der Verführung nachgegeben, ja sich ihr vielleicht selber leichtsinnig ausgesetzt hat. Zumal es ja auch Argernisse, d. h. Versuchungen gibt, die gar nicht durch die Welt, sondern durch das eigene, durch Erbsünde und spätere persönliche Sünde verdorbene Innere verursacht sind. Da bleibt nichts anderes übrig, als entschiedenes Meiden und Entfernen des Argernisses. Schärfer hätte der Herr nicht hervorheben können, was er unter dieser

Entschiedenheit versteht. Natürlich will er damit, wie schon bei der Bergpredigt erklärt wurde, keineswegs sagen, daß der Fall je eintreten werde, daß man sich durch Abhauen der Hand von der Versuchung befreien könnte. Denn die böse Begierde kommt weder aus der Hand noch aus den Augen, sondern aus dem Innern heraus. Wenn Jesus trotzdem nicht den Irrealis gebraucht, sondern den Fall wie einen realen setzt, so soll die orientalisch übertreibende Redensart um so schärfer den Ernst seiner Mahnung unterstreichen. Allerdings muß auch hinzugefügt werden, daß der Heiland selbstverständlich nicht von jenen Versuchungen spricht, die aus einem nervös überreizten oder gar kranken Gehirn zwanghaft hervorbrechen und sich in jeden an sich noch so erlaubten Gegenstand verbeißen, um ihn zu einem Gegenstand der Qual zu machen. Bezüglich solcher Versuchungen würde er ohne allen Zweifel dasselbe sagen, was die katholischen Moralthologen erklären: Eine Gelegenheit, die nicht an sich zur Sünde reizt, weil sie nämlich an sich schon zu den unerlaubten Dingen gehört, z. B. ein wirklich unsittliches Buch, freche obszöne Reden, aufreizende Darstellungen usw., sondern die nur dieses bestimmte Subjekt reizt wegen seiner krankhaften Disposition, braucht im allgemeinen nicht gemieden zu werden. Und der Seelenarzt wird oft hinzufügen: darf nicht gemieden werden, weil die durch das Meidenwollen gesteigerte Angst und Aufmerksamkeit die krankhafte Disposition nur noch verschlimmert, so daß der arme Mensch bald kein Kreuzifix und Muttergottesbild mehr anschauen kann, ohne sich dadurch zur Sünde gereizt zu fühlen. Für solche Leute gelten diese Worte überhaupt nicht, da der Heiland von der Gelegenheit zur Sünde spricht, d. h. zum Bösen, das frei gewollt aus der geistigen Seele hervorgeht, nicht von den Zwangszuständen der Sinne und des Gemütes, die die Seele nur verieren. Jenen allerdings gelten diese Worte in ihrer ganzen Schärfe, jenen vielen, die, statt ein Leben des Gebetes und des sittlichen Ernstes zu führen, sich leichtfertig jeder Versuchung aussetzen, „weil das zum Leben gehört“, und die nachher sich entschuldigen: Die Sünde ist nicht zu umgehen.

Diese Ermahnungen an den, der dem Argernis ausgesetzt ist, waren eine kleine Abschweifung vom Hauptthema: Liebevoller Achtung der Kleinen und Geringen in der Gemeinde. Dem Herrn liegt dieses Thema sehr am Herzen. Nicht nur, weil es so ganz seinem eigenen Charakter entspricht. Er weiß ja nur zu gut, wie leicht die Menschen, auch die besten, geneigt sind, sich von einem Vornehmen und Reichen imponieren zu lassen, den Armen und Geringen aber über die Schulter anzusehen. Darum nochmals die Mahnung:

10 „Hütet euch wohl, einen von diesen Geringen zu verachten.“ Sie sind von Gott höher geachtet, als ihr gewöhnlich bedenkt: Jeder hat einen Himmelsfürsten zur Seite, der extra zu seinem Dienst bestimmt ist, und dieser Himmelsfürst besitzt eine Würde, deren sich kein irdischer Hofbeamter rühmen kann: Er schaut ununterbrochen das Angesicht der göttlichen Majestät selbst. Fürchtet ihr nicht, dieser Himmelsfürst könne der göttlichen Majestät Bericht erstatten über die Kränkung, die ihr seinem Schutzbefohlenen antut? Welch überaus

hohen Wert jeder einzelne dieser Geringen vor Gott hat, das sollen sie selbst
 12 beurteilen aus der Parabel, die ihnen Jesus vorträgt. Der Sinn dieser
 Parabel ist hier ein anderer als bei Lukas 15 im Zusammenhang mit der
 Geschichte vom verlorenen Sohn. Dort will der Herr, der die ihm geläufigen
 Bilder natürlich öfters gebrauchte, um ihren ganzen reichen Inhalt zu ent-
 falten, die Barmherzigkeit Gottes ausmalen. Hier kommt es ihm darauf
 an, zu zeigen, wie wertvoll jeder einzelne vor Gott ist. Darin liegt ja auch der
 Grund der göttlichen Barmherzigkeit. So wertvoll ist Gott jeder einzelne wie
 dem Hirten das eine verlorene Schaf, um dessen willen er die neunundneunzig
 anderen ruhig allein weiter weiden läßt. Wer also trotzdem durch sein Handeln
 schuld ist am Untergang eines solchen Geringen, der weiß nunmehr, daß er
 ganz direkt gegen den ausdrücklichen Willen des himmlischen Vaters gehandelt
 hat. Wenn der Heiland, während er Vers 10 von „seinem“ Vater ge-
 14 sprochen hat, hier „euer“ Vater sagt, will er die Jünger daran erinnern, wie
 sehr gerade sie verpflichtet sind, ihren Vater nachzuahmen. Die Vulgata und
 auch griechische Handschriften enthalten noch den aus Lukas 19, 10 eingeschlo-
 benen Vers 11, der aber nicht hierher gehört.

Nun wird aber trotzdem der Fall eintreten, daß jemand Argernis gibt.
 Denn, wenn die Welt voll ist von Argernisgebern, so werden sich solche auch
 in der christlichen Gemeinde finden. Wie der Argernisgeber selbst zu behandeln
 ist, davon spricht der folgende Abschnitt. Die meisten Handschriften lesen
 15 zwar: wenn dein Bruder „gegen dich“ gesündigt hat. Und das scheint auch am
 besten zu passen zu dem Abschnitt Vers 21 ff. Aber der Zusammenhang zeigt,
 daß trotzdem die Handschriften recht haben, die das „gegen dich“ weglassen,
 wie es auch in der Parallelstelle bei Luk. 17, 3 fehlt. Denn es handelt sich
 nicht um rein persönliche Kränkungen, sondern um Sünden, die bis zum Aus-
 schluß aus der Kirche, zur Exkommunikation, führen können, also um solche,
 die öffentliches Argernis geben. Da soll der sündigende Bruder zunächst mit
 möglichster Schonung behandelt werden. Wer guten Willen hat, und nicht
 von vornherein schon im Trotz verhärtet ist, wird ja durch eine liebevolle Aus-
 sprache auch viel leichter zu gewinnen sein. Gewiß ist es immer eine peinliche
 Aufgabe, einen andern auf einen Fehler aufmerksam zu machen, und man kann
 auch eine grobe Antwort erhalten und sich selber schaden. Aber die Aussicht,
 „den Bruder zu gewinnen“, an dem Gott so außerordentlich viel liegt, wird
 solche Hemmnisse überwinden helfen. Freilich soll auch nur diese Absicht Be-
 weggrund zur Zurechtweisung sein, und wo sie es ist, wird sie auch die rechten
 Worte zur Verfügung stellen. Natürlich ist nicht jeder berufen zu dieser
 brüderlichen Zurechtweisung. Und selbst der Vorgesetzte wird sich wohl über-
 legen, ob der Fall überhaupt einer besonderen persönlichen Rüge bedarf, so wie
 auch der weitblickende Arzt nicht sofort schneidet und brennt, sondern erst zu-
 schaut, ob nicht der sonst gesunde Organismus das kranke Glied von selber zu
 heilen imstande ist. Muß es aber sein, dann bedarf es der ganzen von Liebe
 durchtränkten Klugheit und des vollen Taktes einer in Christus gereiften selbst-

16 lösen Persönlichkeit. Die gegebenenfalls empfohlene Hinzuziehung eines oder zweier Zeugen soll nicht nur die Autorität der Mahnung erhöhen, sondern auch dazu dienen, den etwa geleugneten oder verdunkelten Tatbestand zu erhellen, so wie es Moses schon angeordnet hatte (5 Mos. 19, 15). Nützt all
17 das nichts, dann hat die Kirche das letzte Wort zu sprechen. Das ist aber auch das letzte Wort. Denn mit denselben Worten, die der Herr zu Petrus ge-
18 sprochen hatte (16, 19), gibt er hier der Gesamtkirche die gleiche Gewalt, von der an jener Stelle bei der Erklärung dieser Worte die Rede war. Daß es sich hier im besonderen um die Gewalt der Exkommunikation handelt, zeigt der Ausdruck: „er gelte dir wie ein Heide oder Zöllner“. Denn die stehen außerhalb der Kirche. Daß allerdings durch diesen Ausschluß nicht das letzte Urteil über das ewige Schicksal des Sünders gesprochen ist, beweist das barmherzige Verhalten Jesu selbst gegen die Zöllner. Auch die Exkommunikation soll ja nur eine vorübergehende Strafe sein, um den Sünder zu bessern (vgl. 1 Kor. 5, 5).

Was aber verleiht dem Richterspruch der Kirche, der auf Erden ausgesprochen ist, solche Kraft, daß seine Wirkung bis in den Himmel hineinreicht? Auf diese Frage gibt der folgende Satz die Antwort: Es ist der in der Kirche weiterlebende Christus selbst. Diese seine göttliche Lebenskraft, die die Kirche erfüllt, hat aber keineswegs nur solch schreckliche richterliche, also sozusagen negative Wirkung. Ihre trostvolle positive Wirkung reicht noch viel weiter.
19 Wo immer auch nur zwei in christlich-brüderlicher Gemeinschaft beten, da tritt sofort diese Lebensgemeinschaft mit Christus in Kraft. Und wie es vorhin hieß: der Urteilspruch, der „auf Erden“ gefällt wurde, ist gültig „im Himmel“, so wird auch dem Gemeinschaftsgebet „auf Erden“ Erhörung „im Himmel“ verheißen. Dieser Gemeinschaftsgedanke, ganz erfasst, wäre imstande, manchem Priester das Brevier wieder lieb zu machen. Er würde in den Familien das gemeinsame Morgen- und Abendgebet wieder einführen. Er würde unsere Kirchen füllen, sei es auch nur zur kindlich-einfältigen Rosenkranzandacht. Und er würde erst recht die liturgische Bewegung mächtig fördern. Es ist wahr: auch der einsame Vetter nimmt an der Gemeinschaft Christi teil und darf auf Erhörung hoffen. Aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß nach der Lehre des hl. Paulus und nach seinem schönen Bilde vom mystischen Leib Christi, dessen Haupt Christus selber ist, und dessen Glieder die einzelnen Gläubigen bilden, dem einzelnen Menschen die Lebensgemeinschaft mit Christus zufließt durch die Kirche, so wie der Fuß und die Hand Leben haben, weil sie Glieder des ganzen Leibes sind.

Die Frage ist noch übrig, ob die Kirche jene Gewalt (Vers 17) in demokratischer Weise ausübt, ob es also die Gemeinde ist, welcher die höchste Entscheidung zusteht, so wie die Protestanten die Stelle auffassen, oder ob diese Macht der katholischen Lehre entsprechend in den Händen der Vorgesetzten der Kirche, also der Hierarchie, liegt. Aus dem Wortlaut selbst läßt sich darüber gar nichts entnehmen. Wenn aber und weil Christus tatsächlich der von ihm

gegründeten sichtbaren Kirche eine Hierarchie gegeben hat (vgl. S. 235 ff.), ergibt sich von selbst, daß er auch diese in Vers 18 bezeichnete Macht nur den Händen dieser Hierarchie anvertraut haben kann. Sonst hätte er in die von ihm gestiftete Kirche mit eigener Hand den Grund zur Anarchie gelegt. Dieselbe Vollmacht also, die Petrus bzw. der Papst für sich allein besitzt, besitzt auch das ganze Apostelkollegium bzw. der Gesamtepiskopat, selbstverständlich letzterer nicht mit Ausschluß des Papstes, da beide Vollmachten sich nicht widerstreiten können. Der Papst kann demnach dieselbe Gewalt allein ausüben, die der Gesamtepiskopat als solcher auszuüben vermag. Wie nützlich diese weise Einrichtung Christi für die Einheit der Kirche und die notwendige rasche Regelung wichtiger Fragen ist, zeigt die Kirchengeschichte, besonders die der neuesten Zeit, in der das Leben infolge der Entwicklung der Verkehrs- und Mitteilungstechnik so schnell pulsiert. Aus dem folgenden Vers, wo allen Gläubigen die Macht des Gebetes verheißen ist, zu schließen, daß auch in Vers 18 allen Gläubigen die richterliche Gewalt gegeben sei, ist ein Trugschluß, der auf einem Mißverständnis des tiefen Gedankenzusammenhangs beider Sätze beruht. Ein und dieselbe der Kirche verliehene göttliche Lebenskraft Christi ist der Grund der doppelten in diesem Satz verheißenen Wirkungen. Aber in der Struktur der Kirche liegt es, daß dieselbe Macht, die im Gebet der Gläubigen ohne Unterschied zum Himmel hinaufreicht, in ihrer richterlichen Wirkung nur im Munde der dazu berufenen Organe zur Geltung kommt.

VOM VERGEBEN. Kap. 18 Vers 21–35.

(21) Da trat Petrus an ihn heran und sagte: „Herr, wie oft darf mein Bruder gegen mich sündigen und ich muß ihm vergeben? Bis zu siebenmal?“ (22) Jesus antwortete ihm: „Ich sage dir, nicht bis zu siebenmal, sondern bis zu siebenzigmal siebenmal. (23) Deshalb ist es mit dem Himmelreich wie mit einem Menschen, einem König, der Abrechnung halten wollte mit seinen Knechten. (24) Als er aber damit begonnen hatte, wurde einer herbeigebracht, der 10 000 Talente schuldig war. (25) Da er unfähig war zu zahlen, befahl der Herr, daß er verkauft werde samt seiner Frau und Kindern und seiner ganzen Habe, und daß der Erlös abgeliefert werde. (26) Da fiel ihm der Knecht zu Füßen und flehte ihn an: ‚Hab Geduld mit mir. Ich will dir ja alles zurückzahlen.‘ (27) Und der Herr bekam Mitleid mit jenem Knecht und ließ ihn frei. Auch schenkte er ihm das Darlehen. (28) Kaum war aber jener Knecht draußen, da traf er einen seiner Mitknechte, der ihm 100 Denare schuldig war. Und er packte ihn und würgte ihn und sagte: ‚Gib zurück, was du schuldig bist.‘ (29) Da fiel auch der Mitknecht ihm zu Füßen und bat ihn: ‚Hab Geduld mit mir. Ich will es ja zurückzahlen.‘ (30) Aber der wollte nicht, sondern ging hin und ließ ihn ins Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt habe. (31) Wie nun die Mitknechte sahen, was da vor sich ging, wurden sie sehr betrübt und gingen zu ihrem Herrn und berichteten ihm ausdrücklich alles, was geschehen war. (32) Da ließ ihn sein Herr rufen und sagte zu ihm: ‚Du böser Knecht, jene ganze Schuld habe ich dir erlassen, weil du mich darum gebeten hattest.

(33) Hättest nicht auch du Erbarmen haben müssen mit deinem Mitknecht, so wie ich mit dir Erbarmen gehabt habe?“ (34) Und voll Zorn übergab ihn der Herr den Folterknechten, bis er ihm die ganze Schuld zurückerstattet habe. (35) So wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn nicht jeder von euch seinem Bruder verzeiht, und zwar von Herzen.“

- 21 Die Ausführungen des Herrn über das Ärgernisgeben regen in Petrus eine Frage an, die er auch sofort dem Heiland vorlegt. Wie oft ist man verpflichtet, eine persönliche Beleidigung zu verzeihen? Die Art, wie Petrus die Frage ausspricht, zeigt, daß er auf einem ganz falschen Standpunkt steht. Es ist für ihn als echten Juden und übrigens auch als echten Menschen eine Rechtsfrage, die wie alles Recht, sich nach Normen und Zahlen regeln läßt. Und er tut sich wohl etwas zugute auf seine Großzügigkeit in der Festsetzung der Zahl, die er vielleicht in Erinnerung daran wählt, daß der, der Raintotschläge, siebenfältiger Strafe verfallen solle (1 Mos. 4, 15). Da ist siebenmalige Verzeihung wahrhaftig ein großer Edelmut. Der Herr aber macht ihm sofort klar, daß man hier überhaupt nicht mit Zahlen rechnen kann, weil es sich um eine Frage und Pflicht der Liebe handelt. Viele übersetzen zwar den grammatisch nicht ganz korrekten Ausdruck nicht „siebzimal siebenmal“, sondern „siebenundsiebzimal“. Der Sinn bleibt der gleiche. Aber die andere Übersetzung ist aus grammatischen und anderen Gründen durchaus die wahrscheinlichere.

- Weil es sich hier nicht um eine Gerechtigkeits-, sondern eine Liebespflicht 23 handelt, deshalb geht es im Himmelreich, d. h. bei Gott, so zu wie in der folgenden Parabel. Dieser König, im weiteren Verlauf der Parabel „Herr“ genannt, weil von seinem Benehmen gegen seine Sklaven die Rede ist, hat einem seiner Knechte ein riesiges Darlehen (Vers 27) gegeben. Das kam im Altertum nicht selten vor. Der betreffende Sklave trieb dann damit ein Bankgeschäft, teils zu seinem eigenen, teils zu seines Herrn Vorteil. In 24 diesem Fall freilich ist die Schuld riesengroß. 10 000 Talente, das sind je nach Art der Berechnung zwischen 36 und 48 Millionen Mark. Was diese Summe erst in den Ohren der Zuhörer Jesu bedeutete, läßt sich daraus ermessen, daß Herodes Antipas, der damalige Herrscher von Galiläa und Peräa, kaum mehr als 200 Talente jährlicher Einkünfte besaß. Also eine 25 schlechthin unbezahlbare Schuld! Auch dieser menschliche König der Parabel stellt sich zunächst auf den Rechtsstandpunkt und gibt Befehl, den zahlungsunfähigen Knecht samt Frau und Kindern und all seiner Habe zu verkaufen. Schon im Gesetz des Moses (2 Mos. 22, 2) ist der Verkauf des Schuldners als Sklaven vorgesehen. Allerdings mußte der verkaufte Volksgenosse im siebten Jahr wieder freigegeben werden (2 Mos. 21, 2). Auch vom etwaigen Verkauf der Kinder ist im Talmud die Rede, jedoch nicht vom Verkauf der Frau. Der König wendet also das Gesetz in seiner ganzen Strenge an und geht sogar noch darüber hinaus. Aber durch das inständige Flehen des Schuld-

- 27 ners gerührt, läßt er ihn frei, ja schenkt ihm die ganze Schuld. Hier spricht nicht mehr die Gerechtigkeit, sondern nur noch die Liebe. So macht es ja tatsächlich der himmlische König, den der Heiland eigentlich im Auge hat, mit uns. Freilich verschweigt der Heiland hier in der Parabel, daß Gott auch die Gerechtigkeit nicht außeracht gelassen hat, daß aber er, der Sohn Gottes selber, die ganze Wucht ihrer Schläge auf sich will fallen lassen, damit für den Sünder nur noch die Liebe und Barmherzigkeit Gottes übrigbleibe. So sehr hat der Sohn Gottes uns geliebt. Seither wiederholt sich ungezählte millionenmal dieser Vorgang der Parabel. Wir bedenken es zu wenig. Viele meinen deshalb, sie könnten und müßten Gott doch bezahlen. Darum quälen sie sich in scrupulöser Angstklichkeit ab mit Gewissenserforschung, Reue und Vorsatz bei der Beichte wie einer, der die letzten Geldstücke in seiner Kasse zusammensucht, und kommen doch zu keiner Ruhe. Nein, es ist und bleibt eine für dich unbezahlbare Schuld, die einzig Gottes Barmherzigkeit tilgt. Drum mach deine Beichte und was dazu gehört, mit schlichtem, einfältigem Ernst, aber ohne Angst. Dann wirf dich ganz in Gottes Barmherzigkeit hinein. Nur in ihr findest du den Frieden.
- 28 Kaum aber ist der so reich von Gottes Barmherzigkeit Beschenkte draußen, da tut er mit seinem Mithnecht das gerade Gegenteil und stellt sich ihm gegenüber auf den striktesten Standpunkt der Gerechtigkeit, obwohl es sich doch nur um die im Vergleich lächerlich kleine Summe von 70–80 Mark handelt. Ja, wir Menschen pflegen furchtbar „gerecht“ zu sein gegen den Nebenmenschen, wenn es sich um Forderungen handelt, die wir an ihn haben. Wenn wir wenigstens dabei merken wollten, daß die Motive dieser „Gerechtigkeit“ meistens Haß und Lieblosigkeit sind. So kurz ist das Gedächtnis dieses königlichen Dieners an die empfangene unendliche Wohlthat, daß nicht einmal die
- 29 genau gleichen Worte, mit denen sein Mithnecht ihn bittet, ihn daran erinnern. Und doch hat das „ich will dir zurückzahlen“ im Munde des Mithnechtes einen Sinn. Denn es ist nur eine kleine, leicht zu begleichende Schuld. Schon der gewöhnliche Tagelöhner verdiente ja wenigstens einen Denar pro
- 30 Tag (70–80 Pfennig). Aber „er wollte nicht“. Das ist es. Das Wesen der Sünde ist das „Nicht-wollen“, der böse Wille. Je mehr Bosheit, desto größer die Sünde. Darum wägt der Herr die Sünden der Lieblosigkeit so schwer, viel schwerer, als wir zu tun pflegen. Es gibt Leute, die es mit jedem sinnlichen Gedanken, der ihnen durch die Phantasie huscht, furchtbar genau nehmen, aber wie sehr sie „nicht wollen“ dem Nächsten gegenüber, macht ihnen keine Beschwerden. Übrigens, „kaum war er draußen“ – das erinnert an so viele, die auch kaum aus dem Beichtstuhl heraus sind, und das alte Leben von neuem beginnen, ohne daß man wenigstens etwas merken könnte von einer richtigen Bemühung, ihre Vorsätze auszuführen. Ein Zeichen dafür, wie wenig oder vielmehr gar nicht ihre Beichte eine wirkliche sittliche Umkehr bedeutete, sondern nur gewohnte Schablone war.
- 32 Nun läßt auch der König, von den Mithnechten auf das Geschehene auf-

merksam gemacht, der Gerechtigkeit den vollen Lauf. Vorher war trotz der unbezahlbaren Schuld sein Zorn leicht zu besänftigen. Eine innige, demütige Bitte hatte genügt. Jetzt übergibt er den bösen Knecht „voll Zorn“ den Folterknechten, wie solche Herodes auch in seinem Herrschaftsbereich eingeführt hatte, 84 bis er „die ganze Schuld bezahlt habe“. Nachdrücklicher hätte der Heiland nicht schildern können, wie sehr es ihm ernst ist mit seiner Forderung an jeden 85 Christen, d. h. an jeden von Gott begnadeten Sünder, dem Mitbruder zu verzeihen, „und zwar von Herzen“, d. h. so, daß wenigstens die Liebe wieder hergestellt ist. Das enttäuschte Vertrauen läßt sich ja allerdings nicht immer wieder herstellen. Das aber verlangt Gott auch nicht in jedem Falle. Es ist merkwürdig, wie wenig ernst der Herr von uns genommen wird gerade da, wo es ihm unzweideutig am meisten ernst ist.

REISE NACH JERUSALEM.

VERSCHIEDENE GESPRÄCHE UND BELEHRUNGEN. Kap. 19 Vers 1 bis Kap. 20 Vers 34.

EHE UND JUNGFRÄULICHKEIT. Kap. 19 Vers 1—12 (Mark. 10, 1—12).

(1) Als Jesus diese Reden vollendet hatte, zog er weg von Galiläa und begab sich in das Gebiet Judäas jenseits des Jordans entlang. (2) Dabei zogen ihm viele Volksscharen nach, und er heilte sie daselbst. (3) Da traten auch Pharisäer an ihn heran, um ihn zu versuchen, und fragten: „Ist es erlaubt, seine Frau zu entlassen aus jedem beliebigen Grunde?“ (4) Er aber gab ihnen zur Antwort: „Habt ihr nicht gelesen, daß der, der [die Menschen] erschaffen hat, sie von Anfang an als Mann und Weib gemacht hat? (1 Mos. 1, 27.) (5) Und er hat gesagt: ‚Deshalb wird der Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und wird seinem Weibe anhängen, und die zwei werden zu einem Leibe werden‘ (1 Mos. 2, 24). (6) Infolgedessen sind sie nicht mehr zwei, sondern ein Leib. Was also Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht trennen.“ (7) Sie erwiderten ihm: „Warum hat denn nun Moses geboten, einen Scheidebrief auszustellen und zu entlassen?“ (5 Mos. 24, 1.) (8) Er antwortete ihnen: „Weil Moses wegen eurer Herzenshärte es euch anheimgestellt hat, eure Frauen zu entlassen. Von Anfang an jedoch war es nicht so eingerichtet. (9) Ich sage euch aber: Jeder, der seine Frau entläßt, außer auf Grund von Unzucht, und eine andere heiratet, begeht Ehebruch.“

(10) Da sagten seine Jünger zu ihm: „Wenn das Rechtsverhältnis des Mannes gegenüber seiner Frau von dieser Art ist, ist es nicht ratsam, zu heiraten.“ (11) Er aber antwortete ihnen: „Nicht alle erfassen dieses Wort, sondern nur die, denen es gegeben ist. (12) Denn es gibt zur Ehe Untaugliche, die vom Mutterleib an so geboren sind, und es gibt zur Ehe Untaugliche, die von den Menschen dazu gemacht worden sind, und es gibt Enthaltsame, die sich selbst enthalten um des Himmelreiches willen. Wer es zu erfassen vermag, der erfasse es.“

Nachdem der Herr einige Zeit in Galiläa sich ausschließlich mit der Belehrung seiner Jünger abgegeben hat, wobei er es geflissentlich vermied, mit dem Volke in Berührung zu kommen, verläßt er nun endgültig Galiläa und begibt sich nach Judäa. Dabei wählte er nicht den näheren Weg durch Samaria, sondern ging über den Jordan hinüber, um durch Peräa zu reisen. So ist offenbar der knappe und mißverständliche Ausdruck des griechischen Evangeliums zu verstehen. Damit stimmt die von zahlreichen Handschriften gebotene Lesart des Markus überein: „Er begab sich nach Judäa durch das Gebiet jenseits des Jordans.“ Ob der Evangelist sagen will: „er kam nach Judäa“, und somit auch die folgenden Gespräche bereits dahin verlegen will, oder ob er meint: „er begab sich = er reiste in der Richtung nach Judäa“, ist nicht auszumachen. Das letztere ist wahrscheinlicher. Auch diese Reise ging sehr langsam vonstatten. Jesus ließ sich in Peräa Zeit, nicht nur seine Jünger weiter zu belehren, sondern er nahm dort sogar seine Heiltätigkeit und nach Markus auch seine Predigtstätigkeit wieder auf. Matthäus bietet aus dieser Zeit nur einige allerdings sehr wichtige Gespräche.

Das erste ist das über die Unauflöslichkeit der Ehe, wozu ihn eine in böswilliger Absicht gestellte Frage der Phariseer veranlaßt. Matthäus und Markus berichten dieses Gespräch inhaltlich gleich, aber in entgegengesetzter Gruppierung. Während Matthäus den Herrn zuerst die prinzipielle Erklärung geben läßt und dann erst die Antwort auf den Einwand der Phariseer, an die er eine für einen besonderen Fall bestimmte Rechtsentscheidung knüpft, verläuft das Gespräch bei Markus umgekehrt: Den Hinweis der Phariseer auf das besondere Gesetz des Moses, das die Ehescheidung gestattet, beantwortet Jesus mit der Grundstelle aus der Genesis, die die Einsetzung der unauflöselichen Einnahme schon zu Anfang der Schöpfung beweist. Aus dem Vergleich beider Evangelisten die Priorität des Markus herausfinden zu wollen, ist grundfalsch. In Wirklichkeit ist das Verhältnis umgekehrt: Während Matthäus seine Redefizze dem wirklichen Verlauf des Gesprächs entsprechend gibt, hat Markus in seiner Disposition den katechetischen Unterricht der Heidendriften im Auge. Darum läßt er weg, was dafür unwesentlich ist, z. B. in der Frage der Phariseer das „aus jedem beliebigen Grunde“, und stellt der jüdischen Auffassung von der Lösbarkeit der Ehe das durch Christus wieder hergestellte Naturgesetz von deren Unlösbarkeit gegenüber.

Um das Gespräch zu verstehen, ist es notwendig, sich das zu 5, 31 Gesagte vor Augen zu halten (S. 66 ff.). Was die Phariseer mit ihrer „Versuchung“ bezweckten, ist nicht klar ersichtlich. Möglich ist, daß sie Jesus in den Streit der beiden Schulen Schammai und Hillel verwickeln wollten. Dafür spräche das „aus jedem beliebigen Grunde“. Denn während die Schule Schammais wenigstens irgend ein Vergehen gegen Sitte und Anstand vonseiten des Weibes als Voraussetzung der Ehescheidung verlangte, erlaubten die Hilleliten tatsächlich aus jedem beliebigen Grunde die Entlassung der Frau. Wahrscheinlicher aber ist es, daß sie bei seiner bekannten strengen Einstellung von ihm

erwarteten, er werde jegliche Ehescheidung verwerfen, und ihn deshalb in Widerspruch mit der Bestimmung von 5 Mos. 24, 1 bringen wollten. Es ist also eine Rechtsfrage, die sie ihm vorlegen. Er soll sich für oder gegen bestimmte kasuistische Entscheidungen aussprechen. Jesus geht auf diese Rechtsfrage des späteren Gesetzes gar nicht ein, sondern zeigt ihnen, wie schon auf den ersten Blättern der Heiligen Schrift aus dem Anfang der Schöpfung das sittliche Grundprinzip aufgestellt ist, das ihre sämtlichen späteren Rechtsfragen hinfällig macht. Wer etwas bewandert ist in den Anschauungen des damaligen Judentums, nimmt wiederum, wie jedesmal, mit Staunen wahr, wie himmelhoch der Geist Jesu über die Anschauungsweise seiner Zeitgenossen hinausragt. Daher weiß er ihnen stets auf ihre wohl ausgetasteten Fragen Antworten zu geben, gegen die sie ihre noch so blank geschärften Waffen überhaupt nicht verwenden können. Antworten, die aber trotz ihrer Einfachheit für die ganze spätere Menschheit Grundsätze enthalten von einer Tiefe und Gedankenfülle, daß man über jede einzelne Bücher schreiben müßte, um sie

4 ganz auszuschöpfen. „Von Anfang an hat der Schöpfer der Menschen sie als Mann und Weib erschaffen.“ Damit hat er nicht nur die Zweierheit der Naturen begründet, sondern auch deren Vereinigung zur Einheit der Ehe. Denn beide, Mann und Frau, sind durch die ihnen anerschaffene Natur derartig physisch und psychisch aufeinander angelegt und zueinander hingeeordnet,

5 daß der Mann die sonst stärksten Bande der Natur zerreißt, „Vater und Mutter verläßt und seinem Weibe anhängt“. Und so werden „die beiden“, dem ihrer Natur eingeborenen Drange nach Vereinigung folgend, tatsächlich „zu einem Leibe“. Diese Worte sind zwar in der Heiligen Schrift von Adam bzw. dem Verfasser gesprochen. Jesus darf sie aber unbedenklich Gott selbst in den Mund legen, da sie als inspirierte Worte nur dem Urgedanken Gottes Ausdruck verleihen. Wenn aber „die beiden“, wie im Evangelientext aus der Septuaginta übernommen ist, zu einem Leibe werden kraft der vom Schöpfer zu Anfang getroffenen Einrichtung, dann ist durch diese Einrichtung ebenso die Einehe, d. h. die Ehe zwischen einem Mann und einer Frau, als

6 unauflösbar gegeben. „Denn was Gott verbunden hat, darf der Mensch nicht trennen.“ Nun ist es Jesus ein Leichtes, auf ihren Einwand aus 5 Mos.

8 24, 1 ff. zu antworten. Wenn man die Stelle genau nachliest im hebräischen Text, so ist dort weder von einer positiven Anordnung die Rede, einen Scheidebrief auszustellen, noch erst recht nicht von einer solchen, seine Frau gegebenenfalls zu entlassen. Sondern die eigentliche Anordnung lautet: Wenn einer eine Frau genommen hat, und sie gefällt ihm nicht wegen eines bestimmten Grundes, und wenn er ihr dann einen Scheidebrief ausgestellt hat, und sie hat hierauf einen andern Mann genommen, und dieser entläßt sie auch oder stirbt, dann darf der erste sie nicht wieder zur Frau nehmen. Darin ist allerdings stillschweigend die Lösung der ersten Ehe anerkannt, da ja sonst der erste Mann sogar verpflichtet wäre, sie als seine wirkliche Frau zurückzunehmen. Aber Moses hat das getan, sagt Jesus, „weil er wegen eurer

Herzenshärte es euch anheimgelassen hat, eure Frauen zu entlassen". Er hat den durch die Verstocktheit des Volkes zur Herrschaft gekommenen Rechtsgebrauch stillschweigend anerkannt und durch seine Verordnung wenigstens gesetzlich geregelt. Das ändert aber nichts daran, daß dieser Rechtszustand der ursprünglichen von Gott selbst in die Natur des Menschen hineingelegten Einrichtung direkt widerspricht. „Von Anfang an war es nicht so eingerichtet", wiederholt Jesus mit scharfer Betonung. Wenn, nebenbei bemerkt, die Kritiker gerade in dieser Wiederholung des Matthäus, die hier so wohl begründet ist und wie ein Keulenhieb wirkt, den „stärksten Beweis" dafür finden, daß Markus die ältere Disposition der Erzählung besitzt, von der Matthäus abgewichen sei, so ist das bezeichnend nicht für die Ungeheuerlichkeit des Matthäus, sondern für die Kritiker. Man sollte einen biblischen Bericht nicht kritisieren, wenn man ihn nur beurteilen kann, wie er auf dem Papier geschrieben ist, und sich gar nicht in die lebendige Situation hineinzudenken vermag.

Außerordentlich befremdend wirkt nun aber der folgende Satz bei Matthäus: „Ich sage euch aber: Jeder, der sein Weib entläßt, außer auf Grund von Unzucht, und eine andere heiratet, der ist ein Ehebrecher." Man hat doch ganz den Eindruck, daß Jesus in diesem Satze aus seinem eben aufgestellten sittlichen Grundprinzip die praktische Folgerung für das Rechtsleben ziehen will. Dann aber müßte der Satz logischerweise absolut lauten: „Jeder, der seine Frau entläßt" usw., ohne die Einschränkung: „außer auf Grund von Unzucht". So aber sieht es ganz danach aus, als habe Jesus nicht die ganze logische Folgerung gezogen, sondern lediglich die Rechtsauffassung der Hilleliten verurteilt, sich selbst aber auf die Seite der Schammaiten gestellt. Denn die verlangten ja auch als rechtsgültigen Scheidungsgrund irgend einen Verstoß gegen die gute Sitte, wenn sie auch den Umfang solcher Verstöße sehr erweiterten. Es leuchtet aber von vornherein ein, daß Jesus nicht sich selbst dermaßen widersprechen konnte. Dazu kommt, daß die folgende Äußerung der Jünger durchaus den Eindruck erweckt, als hätten auch sie aus den Worten Jesu eine absolute Unerlaubtheit der Ehescheidung herausgehört. Ganz deutlich wird Jesu Meinung bei Markus (10, 10 ff.). Dort fragen die Jünger den Heiland nachher zu Hause noch einmal über diesen Gegenstand. Und da sagt er ihnen klar heraus: „Jeder, der seine Frau entläßt und eine andere heiratet, begeht Ehebruch gegen sie." Nun ist zwar der Text dieses Matthäussatzes in den Handschriften verschieden überliefert. Allein die andern Lesarten verraten so deutlich ihre nachträgliche Herübernahme aus 5, 32, daß der in der Übersetzung wiedergegebene Text zweifellos als der richtige anzusehen ist. In 5, 32 hat die Einschränkung einen guten Sinn (siehe die Erklärung dort). Hier aber scheint sie die Ehescheidung für den Fall der Unzucht zu erlauben. Man könnte nun wohl auf die Vermutung kommen, Matthäus selbst habe in die praktische Folgerung Jesu, die bei Markus richtig gegeben ist, diese Einschränkung hineingenommen aus Rücksicht auf die Juden,

für die er schrieb. Aber solch eine Erklärung gerieth in Widerspruch mit der Lehre von der Inspiration. Jesus muß also den Satz selbst gesprochen haben.

Um die Schwierigkeit zu lösen, muß man sich zunächst immer wieder daran erinnern, daß solche Gespräche nicht mit den paar Sätzen abgetan waren, in denen die Evangelisten davon berichten. Es waren länger währende Diskussionen mit mannigfachen Reden und Gegenreden, aus denen die Evangelisten nur die wichtigsten herausgegriffen haben. Sodann muß man sich klar sein über den grundsätzlichen Unterschied der Auffassung der Pharisäer und Jesu. Für jene ist die Ehe ein Rechtsinstitut, aus dem sich zahllose einzelne Rechtsfälle ableiten lassen. Jesus betrachtet die Ehe von ihrem naturgegebenen sittlichen Wesen aus, nach dem allein etwaige Rechtsfragen sich entscheiden lassen. Die Pharisäer nun haben ihm ohne Zweifel eine ganze Reihe von kasuistischen Fragen vorgelegt. Denn es gab gerade in diesem Gebiet deren sehr viele, worüber ihre Schulen disputierten. Jesus geht zunächst auf diese kasuistischen Fragen überhaupt nicht ein, um den Fragestellern statt dessen aus dem sittlichen Wesen der Ehe zu zeigen, wie falsch alle ihre Fragen gestellt sind. Die Folgerung aus seinen prinzipiellen Ausführungen zu ziehen, überläßt er ihnen selbst. Trotzdem konnte er sich nicht enthalten, im Laufe des Gesprächs die eine oder andere Behauptung, die eine besonders frivole Auffassung verriet, zu verurteilen. Matthäus faßt diese Verurteilungen in dem obigen Satz zusammen. Der Satz ist also keineswegs die Gesamtfolgerung aus Jesu prinzipiellen Darlegungen, wenn er auch infolge der knappen und, man möchte sagen, nicht sehr geschickten Darstellung des Evangelisten diesen Eindruck hervorruft. Deshalb lassen sich auch aus ihm selbst keine weiteren Folgerungen ziehen. Er ist die Antwort auf einen bestimmten Einzelfall. Was Jesus über andere Einzelfälle denkt, z. B. wenn jemand seine Frau auf Grund von Unzucht entläßt und dann eine andere heiratet, oder wenn einer zwar keine andere heiratet, aber ohne triftigen Grund die eheliche Gemeinschaft aufhebt usw., darüber läßt sich aus dem genannten Einzelfall überhaupt nichts schließen, sondern nur aus der sittlichen Grundauffassung der Ehe, wie sie Jesus von vornherein dargelegt hat. Wie er das auch sonst zu tun pflegt, erklärt er sich erst nachher zu Hause seinen Jüngern genauer auf deren Frage (Mark. 10, 10 ff.). Da zieht er die letzte Gesamtfolgerung: „Jeder, der seine Frau entläßt und eine andere heiratet, bricht die Ehe gegen sie. Und wenn sie selbst den Mann entläßt und einen andern heiratet, ist sie eine Ehebrecherin.“ Man braucht nicht anzunehmen, wie manche meinen, daß Markus den letzten Satz von der Frau selbst hinzugefügt habe aus Rücksicht auf seine heiden-christlichen Leser, in deren Rechtsleben auch die Frau die Ehescheidung beantragen konnte. Denn wenn auch die jüdische Frau in dieser Sache wesentlich schlechter gestellt war als der Mann, so konnte doch auch sie nach dem Talmud in einigen Fällen die Ausstellung des Scheidebriefes verlangen. Zum Beispiel wenn der Mann ausfällig wurde oder Polypen in der Nase bekam, oder wenn er ein Verbereigeschäft anfang, und noch in einigen anderen Fällen.

Wer in der Ehe nur eine Einrichtung zur Befriedigung des Geschlechtstriebes sieht, wird die Gedanken Jesu nie erfassen können. Er wird die Forderung absoluter Unauflöslichkeit der Ehe ebensowenig begreifen, als eine solche Forderung für die Geschlechtsverbindung der Tiere zu erheben ist. Aber der Mensch ist kein Tier. Er besitzt nicht nur einen Körper, sondern auch eine geistige Seele. Darum ist auch seine Liebe etwas Geistig-Körperliches, ein Ineinanderfließen von seelischen und körperlichen Drängen, wobei das körperlich-sinnliche Element den letzten Ausdruck des seelischen Liebesdranges darstellt. Denn wenn zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes einander seelisch nahe gekommen sind, wenn ihre Seelen in innigstem gegenseitigem Vertrauen sozusagen zusammengefloßen sind, dann drängt es sie, auch körperlich sich näher und näher zu kommen, bis in der beglückenden körperlichen Vereinigung ihr völliges Einssein besiegelt ist. Ist aber einmal dieses Siegel aufgedrückt, dann bleiben die Seelen miteinander verwachsen, auch wenn ihre Körper sich aus der flüchtigen Vereinigung wieder gelöst haben. Denn der eine hat sich im andern verloren und kann darum sein ganzes Ich nur wieder im andern finden. Darum ist eine Ehe auch nur möglich zwischen *zwei* Menschen. Denn sein Geld, seine Zeit, sein Interesse, ja selbst seine Gefühle der Freundschaft kann man teilen zwischen vielen. Aber seine Person kann man nicht teilen. Und die Ehe ist nicht nur ein gegenseitiges Geschenk von Gütern, die man besitzt, sondern ein Geschenk der Person, das sich nicht mehr zurücknehmen läßt, weil der andere es sofort in sich aufgenommen hat. So liegt es in der Natur des Menschen begründet. Denn von Anfang an hat Gott die Menschen als „Mann und Frau“ geschaffen und beide bis in ihr innerstes Seelenleben hinein so eingerichtet, daß der eine nur im andern das findet, was er sehnend sucht, und nur durch den andern das alles in ihm geweckt werden kann, was an Kräften in ihm schlummert. Hätte darum kein Sündenfall störend eingegriffen ins Menschenwesen, wären alle Menschen *reine* Menschen, dann bedürfte es keiner gesetzlichen Regelung des Ehelebens. Zwei Menschen, die dem Drange ihres Wesens folgend sich gefunden, wären durch dieses selbe Wesen unlöslich aneinander gebunden.

Nun hat freilich schon ins Paradies sich die Sünde eingeschlichen, die auf alle Menschen übergegangen ist. Zwar wird die Erbsünde durch die Taufe gesilgt. Aber auch im Getauften bleiben ihre Folgen, die erst recht sich auswirken in dem, der sich von der Gnade Gottes fernhält. Die schlimmste dieser Folgen aber ist die Auflösung der Harmonie zwischen den höheren geistigen und den tieferen sinnlichen Strebungen der menschlichen Natur. Und nirgends zeigt sich diese Störung verhängnisvoller als im Gebiet der Liebe. Während einst im Paradies der fleischlich-sinnliche Liebesdrang dem seelischen sich ganz untergeordnet hielt und, wie es dem Wesen der menschlichen Liebe entspricht, nichts anderes war als der reine und beglückende körperliche Ausdruck des seelischen Einsseins, wie es im Hohen Liede so wunderschön beschrieben ist, strebt seither der sinnliche Drang danach, sich von seiner seelischen Komponente

loszulösen und auf eigene Rechnung seinen Genuß zu suchen. Darin besteht ja das eigentliche Wesen der Unkeuschheit: Sie ist Befriedigung der Sinnlichkeit um ihrer selbst willen, losgelöst von der seelischen Liebe. Wenn jemand z. B. zur Dirne geht, die er gar nicht liebt, ja verachtet, deren Körper er aber gebraucht oder vielmehr mißbraucht als Mittel, seine Gier zu stillen, so zeigt sich hierin am deutlichsten das nackte Wesen der Unkeuschheit.

Seitdem wir Menschen nun einmal in diesem Zustand uns befinden, ist die Ehe von Gefahren umlagert wie von wilden Tieren. Denn stets strebt die Sinnlichkeit danach, sich von ihrem höheren geistigen Bande loszureißen und die seelische Liebe zu ersticken oder überhaupt nicht aufkommen zu lassen. Nur zu oft ja ist das, was die Menschen Liebe nennen und wovon die Dichter singen, überhaupt keine Liebe, sondern reine Sinnlichkeit. Daraus ergibt sich im gefallenem Zustand der Natur die Notwendigkeit, die sittliche Natureinrichtung der Ehe durch gesetzliche Regelung zu schützen und vor dem Zerfall zu bewahren. Das hat Christus getan, indem er wieder zurückgriff auf das Wesen der Ehe, wie es der Schöpfer von Anfang an beabsichtigt und in die Natur des Menschen selbst hineingelegt hatte. Diese gesetzliche Regelung ist notwendig nicht nur um der Ordnung der menschlichen Gesellschaft willen, damit nicht jeglicher Leidenschaft Tür und Thor geöffnet werde, auch nicht nur wegen der Kinder, damit nicht menschliche Willkür sie zu Stief- und Waisenkindern mache, sondern erst recht für die beiden Eheleute selbst, um ihrer schwankenden Treue und Liebe eine feste Stütze zu geben. Wüßten die beiden, daß eine Auflösung des ehelichen Bandes schließlich möglich wäre, dann wäre der stärkste Damm durchbrochen, der ihre ausschweifenden Versuchungen immer wieder zurückhält. Und ihre kleinen Zwistigkeiten und Verstimmungen, wie sie das Leben nun einmal mit sich bringt, könnten sich hemmungslos auswachsen bis zu erklärter Feindschaft, da ja gerade dann die Hoffnung winken würde, voneinander frei zu werden. Hingegen das Bewußtsein: es gibt keine Trennung, außer durch den Tod, wird eheliche christliche Eheleute immer wieder anspornen, über alles Trennende hinweg einander in dem zu suchen, was sie einst zusammengeführt hat: der aufrichtigen Liebe und dem Willen, einander zu helfen.

Gewiß kann auch dem besten Ehemann oder der besten Ehefrau gelegentlich der Gedanke kommen: dieser oder jene hätte besser zu mir gepaßt. Und das mag sogar nicht selten wahr und richtig sein. Aber ein Unglück bedeutet es noch lange nicht. Denn es ist eine verstiegene Auffassung, die höchstens in Romane paßt, als ob gerade zwei Menschen füreinander erschaffen seien, und ihr ganzes Lebensglück oder -unglück hänge davon ab, ob sie sich finden oder nicht. Als Gott vielmehr die Menschen „als Mann und Frau erschuf“, hat er Mann und Frau so auf- und füreinander eingerichtet, physisch und psychisch, daß im allgemeinen jeder Mann zu jeder Frau paßt bzw. sie einander sich anpassen können, wenn sie nicht so grundverschieden sind, daß das Gegenteil von Anfang an klar zutage liegt. Dann aber ist es ihre Schuld, wenn sie

einander trotzdem gegenseitig durch eine Heirat ohne wahre Liebe betrogen haben. Darüber jedoch können sich solche, die die Ehe eingehen wollen, nicht klar genug sein, daß die Ehe nicht nur ein Vertrag ist auf gegenseitigen Genuß, sondern ebenso und noch mehr auf gegenseitiges Opfern. Täglich füreinander Opfer bringen, nicht nur äußere, sondern auch innere, im Streben, einander immer besser zu verstehen und gegenseitig anzupassen, das ist das Geheimnis des ehelichen Glückes. Selbst die physiologische Liebe, der naturgemäß nur eine verhältnismäßig kurze Blütezeit beschieden ist, wird in solchen Eheleuten länger lebendig bleiben, weil sie ihre Nahrung aus der Sympathie der Seelen zieht. Und wenn schließlich doch die Zeit gekommen ist, wo sie welken muß, dann bedeutet das für die beiden nicht wie für so viele die schwerste Krise ihres ehelichen Lebens, wo der eine verzweifelt Ausschau hält nach einem andern Körper, der in seinen ausgebrannten Sinnen neues Leben anzufachen vermöchte. Denn hinter den sterbenden Sinnen ist längst die warme innige Herzensfreundschaft aufgeblüht, die nie mehr erkaltet.

So bildet also das durch Christus wiederhergestellte Naturgesetz von der absoluten Unauflöslichkeit der Ehe einen mächtigen Schutzwall zur Bewahrung der höchsten sittlichen Güter der Menschheit: der Liebe und der Treue. Es ist die feste Schranke, die die Menschen nötigt, auf dem Wege zum Glück auszuharren, auch wenn dieses Glück, wie jedes Glück, nur durch Opfer zu erreichen ist und, wie jedes irdische Glück, immer nur ein relatives bleibt. Wer aber durch Leidenschaft sich über diese Schranke hinausreißen läßt, zerstört sein eigenes Seelenglück, auch wenn es ihm gelingt, seine äußere Lage zu verbessern. Denn über seine Natur kommt der Mensch nicht hinaus. In deren Wesen aber liegt es, daß zwei Menschen, die einmal wirklich in ehelicher Liebe eins geworden waren, sich nicht mehr voneinanderreißen können, ohne ihrem eigenen Inneren eine unheilbare Wunde beizubringen. Ausnahmefälle allerdings gibt es, wo dieses strenge Sittengesetz einem Menschen ohne dessen eigene Schuld zum Unglück werden kann. So z. B., wenn der eine Gatte den andern treulos verläßt und sich anderweitig verheiratet, oder wenn etwa der eine Teil einer unheilbaren und lange währenden Geisteskrankheit verfällt. So sehr diese Fälle — Einzelfälle in der Summe des Leides, das die Menschheit seit dem Sündenfall zu tragen hat — unser tiefstes Mitgefühl verdienen, so können sie doch das natürliche Sittengesetz nicht aufheben. Der Christ wird sich immer noch durch das Band der Ehe, das kein bürgerliches, sondern ein durch die Würde des Sakramentes zu übernatürlicher Festigkeit geschmiedetes Naturband ist, auch an den untreuen Gatten innerlich gebunden fühlen, selbst wenn die Kirche aus guten Gründen eine äußerliche Trennung gestattet. Und welcher edelgesinnte Mann brächte es fertig, wenn seine ihm einst treu anhängliche Frau nun geistig unnachbar ist, in den Armen einer andern sein Glück zu finden, solange jene noch fern von ihm leidet?

Jeder Verheiratete und jeder, der sich verheiraten will, muß sich deshalb

völlig klar darüber sein, was die Ehe nach Gottes und Christi Auffassung ist. Sie ist kein bürgerliches Geschäft und kein bloßer Vertrag auf gegenseitigen Genuß, sondern eine hohe und schwere sittliche Aufgabe: die seelisch-körperliche Verbindung zweier Menschen, um einander zu fördern und zu helfen und zu tragen bis zum Tode. Diese Aufgabe aber hat, den guten Willen vorausgesetzt, da die beste, ja sichere Aussicht auf Erfüllung, wo nicht nur aus sinnlicher Leidenschaft oder geschäftlichen Überlegungen heraus geheiratet wurde, sondern wo zwei Menschen von gleichem Niveau sich in aufrichtiger Sympathie und gegenseitiger Achtung die Hand gereicht haben. Von gleichem Niveau, das heißt, von ungefähr gleicher Geisteshaltung, mit ungefähr gleichen gesellschaftlichen Traditionen, von gleicher religiöser Auffassung, von ungefähr gleicher Bildung, obwohl die natürliche Herzensbildung der Frau sehr viel von angeeigneter Bildung zu ersetzen vermag. Ja wenn in einem solchen Falle die sinnliche Liebe, die ja auch einen Wesensbestandteil der Ehe bildet, im Anfang noch ziemlich unentwickelt wäre, bedeutete das keine Gefahr. Denn aus der aufrichtigen Sympathie und Achtung würde sie ganz von selbst erblühen, während die bloße sinnliche Liebe, wenn sie einmal ausgebrannt ist, sehr oft statt Sympathie nur Antipathie zurückläßt.

Aus Markus wissen wir, daß der Herr nachher, als sie unter sich waren, auf die Frage der Jünger noch einmal klar und unumwunden die absolute Unlösbarkeit der Ehe aussprach. So rasch aber können diese sich nicht in die Gedanken Jesu hineinfinden. Dabei sind sie als echte Juden der damaligen Zeit ganz entsetzt darüber und geben diesem Entsetzen Ausdruck durch die

10 Bemerkung: „Wenn das Rechtsverhältnis zwischen Mann und Frau dieser Art ist, dann ist es nicht ratsam, zu heiraten.“ Die Antwort des Herrn bietet

11 11 der Heiland Bezug mit dem Sage: „Nicht alle erfassen dieses Wort“? Nach dem sonstigen Sprachgebrauche des Evangelisten müßte man eigentlich darunter das bzw. die vorhergehenden Worte über die Ehe verstehen. Dann würden die folgenden Ausführungen, wie auch Zahn in seinem Kommentar annimmt (S. 592), sagen wollen: nur wer sich innerlich so frei und unabhängig vom geschlechtlichen Drang gemacht hat, wie ein Verstümelter es physisch ist, kann diesen Standpunkt bezüglich der Unauflöslichkeit der Ehe ganz erfassen und befolgen. Das gäbe allerdings einen ebenso wahren als ernster Erwägung wertigen Sinn. Denn in der Tat: wer in der Ehe hauptsächlich die Befriedigung seines Geschlechtstriebes sucht, wird kaum die Kraft besitzen, unter allen Umständen die eheliche Treue zu wahren. Auch dem Ehemann ist der bisweilen schwere Kampf um die Keuschheit nicht erspart, wenn er ihm auch unter normalen Verhältnissen wesentlich leichter gemacht ist. Denn durch die Erbsünde, die uns ein gutes Stück auf das Tierische zurückgeschraubt hat, ist die Natur des Mannes wieder polygam geworden und verlangt nach Abwechslung. Nur wer in der Ehe ein höheres Ziel vor Augen hat und den Willen besitzt, seinen Trieb diesem höheren Ziele unterzuordnen,

ist imstande, die christliche Ehe zu verstehen und eine solche zu führen. Aber die ganzen Ausführungen Jesu erwecken doch den Eindruck, daß er nicht über die zur richtigen Führung einer Ehe notwendige Gesinnung, sondern über die Ehelosigkeit selber sprechen will. Ganz klar wird das aus dem Schlußsätzchen: „Wer es erfassen kann, erfasse es.“ Denn nachdem Jesus die Unauflöslichkeit der Ehe als absolut geltendes Sittengesetz aufgestellt hat, kann er unmöglich sagen wollen, seine Forderung habe nur Geltung für die, die sich dazu aufschwingen können. Es bleibt also doch nur die alte katholische Auffassung zu Recht bestehen, die in diesen Sätzen eine Höherstellung des jungfräulichen Standes über den Ehestand erblickt.

Jesus nimmt also den Ausspruch der Jünger, der in ihrem Munde ein Ausdruck des Entsetzens ist über seine strenge Heiligkeitsforderung bezüglich der Ehe, auf, um die Jünger noch höher hinaufzuführen in ein Gebiet, das allerdings nicht mehr Gegenstand der Pflicht, sondern nur des sogenannten evangelischen Rates ist. Ja — sagt er den staunenden Aposteln —, in einem höheren, euch selbst noch nicht klar bewußten Sinn habt ihr recht: Es ist ein guter Rat, nicht zu heiraten. Denn es gibt Menschen, die von Natur 12 aus unfähig sind zur Ehe. Das griechische Wort steht gewöhnlich zur Bezeichnung der Kastrierten. Aber gerade diese Stelle zeigt, daß es im obigen weiteren Sinne zu nehmen ist, also jede physische Unfähigkeit zur Ehe meint. Es gibt auch solche, fährt Jesus fort, die von den Menschen dazu gemacht sind. Die kastrierten Haremshüter besaßen ja im Orient eine leicht begreifliche große Bedeutung und brachten es oft zu hohen Ämtern. Sie sind eigentlich mit dem griechischen Ausdruck bezeichnet, dessen wörtlicher Sinn ist: „Wett-hüter.“ Es gibt aber auch solche, die — wie es wörtlich heißt — „sich selbst zu Eunuchen gemacht haben, um des Himmelreiches willen“. Es war sehr abwegig, wenn im christlichen Altertum einige das buchstäblich verstanden und sogar an sich ausgeführt haben. Schon das strenge Verbot in 5 Mos. 23, 2 hätte sie eines besseren belehren sollen. Erst recht manche Aussprüche Jesu, die seine bildliche Redeweise deutlich dartun, z. B. Matth. 5, 29 ff. Jesus will vielmehr sagen: wie es Menschen gibt, die physisch unfähig sind für das Eheleben und deshalb darauf verzichten müssen, gibt es auch solche, die freiwillig darauf verzichten „um des Himmelreiches willen“, sei es, um es persönlich besser und sicherer zu gewinnen, sei es, um dafür um so ungehemmter wirken zu können (vgl. 1 Kor. 7).

Es sollte eigentlich überflüssig sein, den Vorzug des jungfräulichen Standes als solchen vor dem Ehestand zu beweisen. Keineswegs folgt aus der Auffassung Jesu von der Ehe, daß er das eheliche Leben zur Pflicht gemacht habe, wie der Talmud das tut. Denn der eine Hauptzweck der Ehe, die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, wird auch erreicht, wenn nicht alle Menschen heiraten. Und wenn auch Mann und Weib nicht nur physisch, sondern auch psychisch so füreinander von Natur aus eingerichtet sind, daß erst beide zusammen sozusagen einen ganzen Menschen ergeben, indem erst ihre Vereini-

gung alle die schlummernden körperlichen und seelischen Kräfte weckt, die der Schöpfer in jedes von beiden hineingelegt hat, so folgt auch daraus keineswegs die Pflicht der Ehe. Denn kein Mensch, auch nicht der Verheiratete, vermag sich ganz auszuleben, und gar viele Menschen, wenn nicht die meisten, müssen, durch das Schicksal in ihrem Leben eingeengt, das Beste, was sie haben, unentfaltet mit ins Grab nehmen. Da ist es von hohem Wert, wenn es auch Menschen gibt, die um höherer Güter willen freiwillig darauf verzichten, den tiefsten und stärksten Drang der Menschennatur auszuleben, besonders wenn sie als Priester und Seelsorger die Aufgabe haben, anderen Menschen in deren Lebensverzicht durch Wort und Beispiel Mut und Trost zu geben. Je größer aber ein Opfer ist, und je tiefer es ins ganze Leben einschneidet, desto größer ist zweifellos sein Wert. Darum bedeutet es ein heroisches Opfer von unberechenbarem Wert, sein ganzes Leben lang nicht nur der Befriedigung des heftigsten aller körperlichen Triebe, sondern auch der Erfüllung der Liebesschnsucht zu entsagen. Jungfräulichkeit ist eben etwas ganz anderes als Junggesellentum. Nicht der lebt jungfräulich im Sinne Christi, der aus Bequemlichkeit oder Egoismus nicht heiratet, um sein Hab und Gut für sich allein zu verzehren — vorausgesetzt, daß er überhaupt imstande ist, nicht nur ohne Ehefrau, sondern überhaupt ohne Weib zu leben. Auch den meint Jesus nicht, der mit einem für Liebe und menschliches Mitempfinden abgestumpften Herzen nur seinen Absonderlichkeiten lebt. Der vielmehr lebt in christlichem Sinn jungfräulich, der bewußt verzichtet auf das schönste Glück auf Erden, um alle ungefüllte Liebe seines Herzens Gott zuzuwenden und den Menschenkindern, die Gott ihm anvertraut hat. Denn wie der Leib erst das Leben empfängt durch die Seele, so wird die Jungfräulichkeit erst zur vollendeten christlichen Tugend durch die Liebe. Da sie selbst ist die höchste Liebe. Denn sie verzichtet auf jedes Geschenk der Liebe, um selber überallhin Liebe schenken zu können. So soll der jungfräuliche Priester ganz Vater aller seiner Seelsorgekinder sein, die jungfräuliche Ordensschwester ganz Mutter ihrer Pflegebefohlenen, ohne daß beide jemals die Freuden eines Vaters oder einer Mutter genießen durften. Das aber ist nur dem möglich, der ganz versenkt ist in die Gottesliebe. Jungfräulichkeit ist also soviel wie Heiligkeit. Darum kann die Kirche Christi, solange ihr höchstes Ideal die Heiligkeit ist, auch niemals den Stand der Jungfräulichkeit preisgeben. Sie kann es auch deshalb nicht, weil ihr ganzer Jenseitsglaube und ihre Jenseitshoffnung, auf die sie aufgebaut ist, in der Jungfräulichkeit ihren schärfsten Ausdruck finden. Hätte doch der Verzicht auf das irdische Paradies keinen Sinn, wenn es kein himmlisches gäbe. So erhaben aber der Stand der Jungfräulichkeit als solcher über den Ehestand hinausragt, so klar ist, daß sich daraus noch kein Urtheil bilden läßt über die höhere oder geringere Heiligkeit der einzelnen Menschen, die diesen Ständen angehören. Denn die Größe der Heiligkeit des einzelnen hängt ab von der Größe des inneren Verzichtes, den er in seinem Stand und Leben um Gottes willen gebracht hat. Gott stellt

einmal die Menschen nicht nach Ständen gesondert auf, sondern entsprechend ihrem innersten Kämpfen und Opfern und Wollen, das ihm allein bekannt ist.

Der Vorzug der Jungfräulichkeit ist demnach ebenso zweifellos wie die Vorliebe, die Jesus für diesen Stand bekundet. Trotzdem macht er selbst eine bedeutsame Einschränkung: „Nicht alle erfassen dieses Wort, sondern nur die, denen es gegeben ist.“ Erfassen heißt nicht nur verstehen — verstehen wird und muß es jeder Christ —, sondern innerlich sich aneignen, um danach sein eigenes Leben einzurichten. Es gehört eine besondere Begabung dazu. Nicht nur eine übernatürliche. Auch schon eine natürliche. Wer diese nicht besitzt, wen sein ungestümes, kaum zu meisterndes Verlangen, sein allzu liebebedürftiges Herz auf die Ehe hinweist, der würde vermessenlich handeln, durch Gnade das erzwingen zu wollen, was Gott seiner Natur versagt hat. Da gilt das Wort des hl. Paulus: „Heiraten ist besser als vom Feuer des geschlechtlichen Verlangens verzehrt werden“ (1 Kor. 7, 9). Gott, der auch die Natur erschaffen hat, will nicht, daß ein Mensch ohne ganz besondere, von ihm selbst deutlich ergangene Berufung seine besten Kräfte im Kampfe um die Keuschheit verzehrt und sich so unfähig macht für das Gute, das er sonst hätte leisten können. Und wer weiß, wie lange er diesen Kampf zu führen imstande ist? Außerdem ist es wahr, daß überstarke Triebe, deren Energien sich eben deshalb nicht auf andere Lebensbetätigungen ableiten lassen, leicht zu mehr oder minder schweren psychischen und als deren Folge auch physischen Schädigungen führen, wenn sie nie normal ausgelebt werden können. Darum enthält das Schlußwort Jesu: „Wer es erfassen kann, der erfasse es“, nicht nur eine Einladung, sondern auch eine ernste Mahnung zur Selbstprüfung. Ja, es klingt wie eine Warnung an die, „denen es nicht gegeben ist“.

Allerdings gibt es auch leider viele Menschen, die gerne heiraten möchten und den natürlichen Beruf dazu haben. Aber das Leben macht es ihnen unmöglich. Die sollen nicht verzweifeln und sich auch nicht verbittern lassen. Es gibt ja kein blindes Schicksal, sondern nur eine Vorsehung. Wenn also die Vorsehung es so gefügt hat, daß du jungfräulich bleiben mußt, dann ist es auch bestimmt dein von Gott selbst gegebener Beruf. Nur vor einem müssen solche Leute sich hüten: vor der Selbsttäuschung. Wer sich einreden möchte, er verachte eigentlich die Ehe, obwohl doch sein ganzes Wesen sich danach sehnt, wird leicht verdreht und verfällt in eine falsche mystische Frömmigkeit, die ihm doch keinen Ersatz zu bieten vermag, eben weil sie seinem Wesen nicht entspricht. Nein, gesteh dir die ganze Wahrheit ein, aber trage dein Kreuz und bring den Verzicht bewußt als Opfer dar. Menschen mögen über solche Leute spotten. Gott hat sie besonders lieb. Denn wenn Gott selbst einen Menschen zu einem schweren Verzicht nötigt, dann ist das ein Zeichen, daß er ihn einmal haben will.

DIE KINDER. Kap. 19 Vers 13—15 (Mark. 10, 13—16; Luk. 18, 15—17).

(13) Damals brachte man Kinder zu ihm, damit er ihnen die Hände auflege und bete. Die Jünger aber schalten sie. (14) Jesus jedoch sagte: „Lasset die Kinder und hindert sie nicht, zu mir zu kommen; denn solchen gehört das Himmelreich.“ (15) Und er legte ihnen die Hände auf und ging dann von dort weg.

Offenbar noch in demselben Hause, in dem die letzte Unterredung stattgefunden hatte, geschah auch das Folgende (vgl. Mark. 10, 10 u. 17). Inhaltlich paßt es sehr gut zum Vorhergehenden. Zu dem durch die Ehe gegründeten christlichen Familienstand gehören ja auch die Kinder. Es müssen zum
 13 Teil wenigstens sehr kleine Kinder, noch Säuglinge, gewesen sein, die man zu Jesus brachte. Die Art, wie Jesus mit ihnen umging, läßt es erraten („er umarmte sie“: Mark. 10, 16), und Lukas sagt es direkt (Luk. 18, 15). Die Leute, die sie bringen — es werden wohl hauptsächlich die Mütter der Kinder gewesen sein —, handeln in dem einfältigen Glauben, daß die Handauflegung Jesu, von der solche Kraft über die Kranken ausgeht, auch den noch unverständigen Kleinen für das spätere Leben irgendwie von Segen sein werde für Leib und Seele. Die Apostel aber schelten sie — wohl die, die sie bringen, wie auch die schon etwas größeren Kinder darunter. Sie meinen es ja gut mit ihrem Meister. Sie wollen ihn schonen. Denn was soll dieser mit den Kleinen und gar den Säuglingen anfangen? Krank sind sie doch nicht, brauchen also auch keine Heilung. Und lehren kann er sie auch nicht. Das verstehen sie noch nicht. Also nur eine unnötige Belästigung für ihn. „Als aber Jesus das sah, ärgerte er sich“ (Mark. 10, 14). Er gibt den Jüngern nicht nur eine Belehrung, wie Matthäus es darstellt, der überhaupt die Gemütsbewegungen des Herrn nicht gern berichtet. Ihre Handlungsweise erregt seinen Unwillen, den er durchaus nicht verbirgt. Das kommt nicht nur von seiner mitleidigen Liebe mit diesen kleinen, hilflosen und zutraulichen Wesen. Ihn ärgert hauptsächlich die ganz falsche rationalistische Denkweise seiner Jünger. Sie meinen, mit den Kleinen lasse sich nichts anfangen. Denn der Mensch — so denken sie — muß sich das Himmelreich doch selber aneignen durch die Kräfte seines Verstandes und Willens, nachdem er allerdings zuvor darüber belehrt worden ist. Diese Kinder aber haben ja noch
 14 gar keinen Verstand. — Gerade deshalb, sagt der Heiland, sind sie am besten geeignet fürs Himmelreich. „Lasset die Kleinen, und hindert sie nicht, zu mir zu kommen. Denn solchen gehört das Himmelreich.“ „Solchen“ heißt es, wie 18, 5, nicht „diesen“. Denn obwohl es sich zunächst auf die Kinder selbst bezieht, umfaßt es auch alle, die wieder geworden sind bzw. werden müssen wie die Kinder. Das Himmelreich ist nämlich ein übernatürliches Gnadengeschenk Gottes, also etwas, was der Mensch sich nicht mit seinen eigenen Seelenkräften erarbeiten kann. Darum vermag die Gnade Gottes in der Seele des Kindes, das selbst noch nichts zu tun imstande ist, ebenso wirksam

zu sein wie in der des Erwachsenen. Ganz klar folgt aus diesem Begriff der übernatürlichen Gnade, der den Worten Jesu zu Grunde liegt und den die katholische Kirche sich angeeignet hat, die weitere Lehre der Kirche, daß man auch den Unmündigen die Taufe spenden kann und soll. Schon Tertullian († nach 220) beruft sich für die Kindertaufe auf diese Stelle.

Ja noch mehr. Das Kind ist nicht nur nicht unfähig für das Himmelreich wegen seines Mangels an eigenem Denken. Die Erwachsenen vielmehr machen oft sich selbst unfähig dazu gerade durch ihr eigenes und eigensinniges Denken. So waren ja die Pharisäer. Sie hatten sich ihr eigenes theologisches Gedankensystem ausgebaut. Da hinein paßten die Lehren Jesu ganz und gar nicht. Darum haßten und verfolgten sie ihn bis zum Tode. So aber ist der Ungläubige zu allen Zeiten. Er meint, in seinem kleinen Kopf die unendliche Welt des Seins und der Wahrheit fassen zu können, und ahnt nicht, daß unser Verstand kaum zehn Schritte weit sieht, und selbst hier schon allerhand Trugschlüsse ihn vom Wege abbringen. Erst wer sehr viel studiert und gedacht und dabei gemerkt hat, von welch unergründlichen Geheimnissen wir umringt sind, wird wieder demütig gegenüber der Wahrheit und empfänglich für den Glauben. Aber auch der gläubige Erwachsene hindert stets wieder die Gnade Gottes durch sein eigensinniges Denken und verkehrtes Wollen. Denn wir wollen Gottes Wege mit uns immer nachkontrollieren. Und wenn sie in unsere kurzfristigen Pläne nicht passen, verweigern wir den Gehorsam und suchen Seitenwege auf, die doch nur Irrwege sind oder mindestens beschwerliche Umwege. Das Kind aber läßt alles mit sich geschehen. Es läßt sich tragen von den Armen der Mutter und fragt nicht: Wohin? Darum fährt Jesus bei Markus weiter: „Wahrlich sage ich euch: Wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind, kommt gewiß nicht hinein.“ Die kindlich-demütige Bereitschaft gegenüber der Gnade, das kritiklos vertrauende An-sich-geschehen-lassen, ist die Voraussetzung für den Eintritt in das Himmelreich.

Darum versteht man es auch, warum Jesus unwillig wurde über die Apostel und seinen Unwillen auch nicht verbarg, als sie gerade diese Kleinen von ihm fernhalten wollten. Bei diesen Kleinen fühlt der große Gott sich wohl. Nicht nur, weil ihre Hilfsbedürftigkeit seine mitleidsvolle Liebe weckt, sondern weil sie in ihrer unschuldigen Empfänglichkeit seiner Gnade noch gar kein Hindernis setzen. Die Jünger haben ihrem von den Erwachsenen überbeanspruchten Meister eine unnötige Belästigung ersparen wollen. Sie hatten keine Ahnung davon, daß er gerade bei diesen Kleinen ausruht von der inneren Last, die ihm die Erwachsenen, auch seine Jünger, bereiten, mit ihren falschen Ansprüchen menschlicher Größe, mit denen sie doch vor Gott viel viel kleiner sind als diese gänzlich anspruchlosen Kinder. Deshalb „nahm er sie in die Arme, segnete sie und legte ihnen die Hände auf“ (Mark. 10, 16).

Jesus unter den Kindern. Das ist ein Bild, das die Kirche nie mehr vergessen kann. Darum kann sie auch nie auf ihre Pflicht und ihr Recht ver-

zichten, diese bildsamen Wesen für Christus zu bilden, und wenn sie dafür in den Kerker müßte. Jesus unter den Kindern. Das ist aber auch ein Bild, das christliche Eltern oft ernsthaft betrachten sollten. Seine Lieblinge hat er den Händen der Eltern anvertraut. Es ist doch eine der schwersten Aufgaben, die Gott auf einen Menschen gelegt hat: Vater oder Mutter zu sein. Sie ist lange nicht damit erfüllt, daß das Kind genährt und gekleidet und in die Schule geschickt wird. Und wenn das Kind erst in der Schule beten lernt, dann haben die Eltern ihre Pflicht schwer verletzt. Denn das noch allen Eindrücken offen stehende Kind empfängt die ersten Eindrücke im Elternhaus. Darum genügt es auch nicht, es nur mit Worten über Gott zu belehren. Denn die Eindrücke, die ausgehen von dem, was die Eltern tun, sind tiefer. Es muß aufwachsen in einer christlichen Atmosphäre, die ausströmt aus dem ganzen Leben der Eltern. Die meisten Eltern ahnen nicht, wie sie sich zusammen nehmen müßten um ihrer Kinder willen, auch schon der ganz Kleinen, nicht nur in religiösen Dingen, sondern in ihrer ganzen Haltung und besonders in ihrem unmittelbaren Benehmen gegen die Kinder. Das läßt sich mit wenigen Worten nicht sagen. Aber soviel ist gewiß: Nicht erst in der Zeit der Pubertät, sondern schon in der frühen Kinderstube wird über das Lebensschicksal des Menschen entschieden. Denn die Eindrücke, die er hier in seine noch unbeschriebene Seele aufnimmt, bleiben unauslöschlich und teilen allen späteren ihre Farbe mit. Und wenn sie auch der bewußten Erinnerung nicht mehr erreichbar sind: im Unterbewußten sind sie da und regieren von hier aus die Gefühle der Seele. Die meisten Eltern halten ihre Kinder für zu dumm, auch wenn sie andern Leuten gegenüber deren Geistesheit hervorheben. Aber sie ahnen nicht, was für ein mannigfaltiges Denken und Empfinden sich regt hinter den unbeholfenen Worten des durch die Erwachsenen eingeschüchterten Kindes. Notwendig ist gewiß vor allem Autorität und Gewöhnung an Gehorsam und Ordnung — denn Dreiviertel der Erziehung ist frühzeitige Gewöhnung an Ordnung in allem, also besonders an die Hausordnung, die zu diesem Zwecke allerdings vorhanden sein muß. Aber es wäre auch nötig, und schon recht früh, bisweilen mit dem Kinde vorsichtig zu reden nach der Art, wie man mit Erwachsenen spricht, damit die kindliche Seele sich öffnen kann, damit manches abzufließen vermag, was sich sonst darin störend verkrustet, damit manches sich zu entwickeln imstande ist, was nach Entwicklung drängt. Die Eltern würden da nicht bloß staunen, wieviel eigenes Denken und Empfinden sich in ihrem Kinde schon gebildet hat. Sie bekämen auch Stoff zu ernster Gewissenserforschung darüber, woran sie selber es haben fehlen lassen, der bildsamen Seele ihres Kindes gute Eindrücke zu vermitteln und schädliche fernzuhalten. Denn auch das Letztere gehört mit in den Verantwortungsbereich christlicher Eltern und erstreckt sich weit über den engen Kreis des Hauses hinaus auf alle Kreise, in denen das Kind sich bewegt.

Jesus unter den Kindern. Das ist ein so liebliches und doch so furchtbar ernstes Bild!

DER REICHE JÜNGLING. Kap. 19 Vers 16–26 (Mark. 10, 17–27; Luk. 18, 18–27).

(16) Und siehe: einer trat an ihn heran und sagte: „Meister, was muß ich Gutes tun, um ewiges Leben zu erwerben?“ (17) Er aber antwortete ihm: „Was befragst du mich über das Gute? Einer ist der Gute. Wenn du aber ins Leben eingehen willst, so halte die Gebote.“ (18) Er sagte zu ihm: „Welche?“ Jesus antwortete: „Das: du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen, du sollst kein falsches Zeugnis ablegen, (19) ehre Vater und Mutter, und du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ (20) Der Jüngling erwiderte ihm: „Das alles habe ich beobachtet. Was geht mir noch ab?“ (21) Jesus antwortete ihm: „Wenn du vollkommen sein willst, geh hin: verkaufe deinen Besitz und gib ihn den Armen — du wirst einen Schatz im Himmel dafür haben — und komm und folge mir nach.“ (22) Als aber der Jüngling diese Rede gehört hatte, ging er betrübt von dannen. Denn er war sehr reich. (23) Jesus aber sagte zu seinen Jüngern: „Wahrlich sage ich euch, ein Reicher wird nur schwer ins Himmelreich hineinkommen. (24) Ja ich sage euch noch einmal: Es ist leichter möglich, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr hineinkomme, als ein Reicher in das Reich Gottes.“ (25) Als das die Jünger hörten, erschrakten sie sehr und sagten: „Wer kann denn überhaupt gerettet werden?“ (26) Jesus aber blickte sie an und sagte zu ihnen: „Bei Menschen ist es unmöglich. Bei Gott aber ist alles möglich.“

Diese Geschichte erweckt den Anschein, als sei hier eine doppelte Sittenlehre gelehrt: eine solche für gewöhnliche Christen, die nicht mehr wollen, als in den Himmel hineinkommen, und für die die allgemeinen Gebote Gottes genügen, und eine solche für diejenigen, die „vollkommen“ werden wollen, und von denen höhere, über die Gebote Gottes hinausgehende Werke verlangt werden. Aber der Heiland beklagt sich nach dem Weggang des reichen Jünglings nicht darüber, daß die Reichen nur so schwer für ein Leben der Vollkommenheit zu gewinnen sind, sondern daß es schwer für sie sei, überhaupt „in das Reich Gottes einzugehen“. Und den Jüngern, die unter diesem Ausdruck nichts anderes verstehen als „gerettet werden“, widerspricht er nicht, sondern bestätigt diese Auffassung. So einfach und schematisch läßt sich also diese Erzählung nicht auffassen, wie sie oft aufgefaßt wird. Es ist schon nötig, tiefer in ihren Sinn und Zusammenhang einzudringen.

Nachdem Jesus die Kinder gesegnet hatte, verließ er das Haus und machte 16 sich auf den Weg (Mark. 10, 17). Da „ließ einer herbei, fiel ihm zu Füßen und fragte...“ (Mark. 10, 17). Es war ein Jüngling, wie nachher gesagt wird, und zwar ein vornehmer, wie Lukas berichtet (Luk. 18, 18). Offenbar ein edelgesinnter, aber etwas überschwänglicher junger Mann. Das verraten sein Benehmen und seine Worte. Seine erste Frage und Jesu Antwort darauf werden von den Evangelisten verschieden berichtet. Bei Markus, mit dem Lukas übereinstimmt, lauten sie: „Guter Meister, was muß ich tun, um ewiges Leben als Anteil zu erhalten?“ Jesus aber sagte zu ihm: „Warum nennst du mich gut? Nur einer ist gut, Gott.“ Zwar bieten eine große Anzahl von Handschriften des Matthäus die gleiche Antwort Jesu, und dieselben

Handschriften samt einigen alten Übersetzungen haben auch die gleiche Anrede des Jünglings: „Guter Meister“. Aber das sind offenbar Angleichungen an den Text des Markus und Lukas im Gegensatz zu den besten Handschriften, die den oben übersetzten Text enthalten. Nun läge ja die Vermutung nahe, daß Markus das Ursprüngliche besitze und Matthäus absichtlich geändert habe, um den Anstoß zu entfernen, den die Antwort Jesu geben könnte, als habe Jesus sich hier gegen seine Gottheit ausgesprochen. Allein zunächst ist dieser Anstoß, den weder Markus noch Lukas empfunden haben, gar nicht vorhanden. Denn der Jüngling wußte ja nichts von der Gottheit Jesu. Im Überschwang seiner Gefühle aber redet er Jesus, den er im Grunde für einen Menschen hält wie andere Menschen, an: „Guter Meister.“ Wenn daher Jesus, der auch sonst deutlich genug Gott als den einzig Guten im Gegensatz zu den Menschen bezeichnet hat (vgl. z. B. 7, 11), hier diesem Überschwang wehrt, so sagt er über sein wirkliches Verhältnis zu Gott gar nichts aus. Eher wäre seine Abwehr dagegen, dieses Prädikat einem bloßen Menschen, für den ihn der Jüngling hält, beizulegen, eine leise Mahnung an diesen, etwas tiefer nachzudenken über die Person des Meisters, wie Jesus ja auch sonst die Juden auffordert, aus seinen Werken auf sein Wesen zu schließen. Aber der Text des Matthäus enthält einen so treffenden, der ganzen Situation so entsprechenden Sinn, daß eher anzunehmen ist, Matthäus habe auch hier das Ursprüngliche besser bewahrt als Markus.

Offenichtlich ist der Jüngling ganz aufgewachsen in der Schule der Pharisäer und in ihrer Lehre von der Gerechtigkeit und den guten Werken (siehe darüber S. 57 ff.). Darum ist er ganz überzeugt, daß der Mensch das Himmelreich „erwerben“ kann durch eine Summe guter Werke, die er aus eigener Kraft zu vollbringen imstande ist. Er hat sich auch bisher alle Mühe gegeben, die zahlreichen guten Werke zu verrichten, von denen er in der Schule gelernt hat, und ist überzeugt, dies gut gemacht zu haben. Aber der edle junge Mann ist doch noch nicht Pharisäer genug, um nicht in seinem Innern zu fühlen, daß ihm „noch etwas abgeht“. Freilich deutet er dieses Gefühl wieder ganz nach der pharisäischen Denkweise: Es muß wohl noch andere, besonders ausgezeichnete Werke geben, die man in seiner Schule nicht gelernt hat. Von Jesus, diesem berühmten Meister der Vollkommenheit, möchte er die nun hören. Auf diese 17 seine ganze verkehrte Geisteshaltung bezieht sich die Antwort Jesu: „Was fragst du mich über das Gute? Einer ist der Gute“. „Du bist auf falschen Wegen. Kein Mensch vermag aus sich das Gute zu tun, weil es jedem infolge der Erbsünde an innerer Güte fehlt. Nur einer ist der Gute, schlecht-hin. Und nur wer diesem Einen sich völlig hingibt und nicht wähnt, durch eine Summe äußerlich guter Werke ihn ausbezahlt zu haben, erhält von ihm die Gnade, innerlich gut zu werden und infolgedessen wirklich gute Werke zu verrichten und ins Himmelreich zu gelangen.“ In der Sprache der Theologie, die die Gedanken Jesu in schulgemäße Begriffe gefaßt hat, würde das heißen: Nicht durch sich und die aus eigener Kraft getanen Werke vermag der Mensch

den Himmel zu verdienen, sondern nur durch die von Gott geschenkte heilmachende Gnade und die in ihr verrichteten Werke.

Natürlich versteht der Jüngling das jetzt noch nicht. Darum geht Jesus zunächst einmal ein auf die von ihm gestellte Frage, dämpft aber auch sofort deren Überschwang, indem er ihm ruhig erklärt: „Halte die Gebote“. 18 „Welche?“ fragt der junge Mann begierig, immer noch etwas Neues, bisher nicht Gehörtes erwartend. Aber von Jesus erhält er noch nüchterner nur eine Aufzählung der längst jedem Kind bekannten Gebote Gottes. „Hierin ist alles enthalten, was du brauchst, um heilig zu werden, wenn du es nur recht verstehst“, will der Heiland ihm sagen. Aber der Jüngling versteht es 20 noch gar nicht. „Das habe ich alles schon beobachtet von Kindheit an.“ Es gab natürlich fromme Juden, die von sich überzeugt waren, „die ganze Tora vom Aleph bis zum Tav [von A bis Z] gehalten zu haben“. So wird z. B. vom Rabbi Chanina ben Papa (um 300) erzählt, als der Todesengel zu ihm kam, habe er zu ihm gesagt: „Bringe das Torabuch und sieh zu, ob irgend etwas darin geschrieben steht, was ich nicht gehalten habe.“ Rabbi Eliezer (um 90) fragte den Rabbi Akiba: „Habe ich irgend etwas von der ganzen Tora nicht gehalten, so daß es durch Leiden gesühnt werden müßte?“ Und von einem andern Frommen wird im Talmud erzählt, seine einzige Sünde sei gewesen, daß er entgegen den Worten der Schriftgelehrten eine Ziege im Lande Israel gehalten habe. Auch der reiche Jüngling, der sich von Kindheit an bemüht hat, den Buchstaben des Gesetzes genau zu befolgen, so wie er in der Schule gelehrt worden war, hegt die gleiche Überzeugung von sich. Freilich, jenes dunkle Gefühl, das ihn zum Heiland geführt hat, widerspricht dieser Überzeugung. Die innere Ruhe und Zufriedenheit, die Geborgenheit in Gott hat er mit all seinen Werken nicht gefunden, und so ahnt er, daß doch noch irgend etwas an ihm fehlen muß. Daher seine Frage: Was geht mir noch ab?“ oder wörtlicher: „Worin stehe ich noch zurück?“ 21 „Wenn du vollkommen sein willst...“ Der Begriff „vollkommen“, „ein vollkommener Gerechter“ war den rabbinisch geschulten Juden geläufig. Man verstand darunter eben den, „der die ganze Tora vom Aleph bis zum Tav erfüllt hat“. Jesus nimmt den Gedanken auf und sagt dem Jüngling: Dann will ich dir die wirkliche, richtige Vollkommenheit zeigen.

Hier und im Folgenden hat nun allerdings Markus, der im Gegensatz zu dem nüchternen, nur auf den Gedankeninhalt bedachten Matthäus das unmittelbar Menschliche hervortreten läßt, den Vorgang feiner und wohl auch der Wirklichkeit entsprechender geschildert. Nach ihm stellt der Jüngling die letzte Frage nicht, sondern begnügt sich mit der Feststellung, alle Gebote von Jugend an erfüllt zu haben. Dann heißt es weiter: „Jesus blickte ihn an und faßte Liebe zu ihm und sagte zu ihm: „Eines mangelt dir noch: Geh, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen — du wirst einen Schatz im Himmel dafür haben — und komm, folge mir nach.“ Jesus blickt den jungen Mann an. Dessen Stimme hatte so merkwürdig geklungen, als er diese letzten

Worte sprach: Nicht Troß war es, sondern eine gewisse Wehmut, ein Unterton, der gleichsam sagte: „Und trotz allem kann ich den Frieden nicht finden.“ Und seine Miene bestätigt das: Enttäuschung über die Antwort Jesu, ja über Jesus selbst. Noch tiefer aber blickt der Heiland in die Seele des Jünglings hinein, in die ganze Verwirrung, den ganzen inneren Konflikt zwischen seinem hochherzigen Streben und seiner falschen Auffassung der Vollkommenheit, in die Selbsttäuschung, in die diese falsche Auffassung ihn verstrickt hat, so daß er gar nicht wahrzunehmen vermag, was das ist, das ihm den Frieden raubt und ihn nicht zu Gott gelangen läßt. Da „faßte er Liebe zu ihm.“ Nicht jene Liebe natürlich ist gemeint, die der Gottessohn gegenüber allen Menschen hat. Das griechische Wort bezeichnet im Gegensatz zu den andern griechischen Ausdrücken für „lieben“ die herabsteigende, freiwillig schenkende Liebe des Höheren, die „Vorliebe“, freilich ganz frei von aller sinnlichen Beimischung. In Jesus entsteht das Verlangen, diesen unverdorbenen, edel angelegten und von bestem Willen beseelten, wenn auch auf einen ganz falschen Weg geratenen Jüngling in seine Nähe zu ziehen, ihn aufzunehmen in den Kreis seiner Jünger, der ja zu Jesu Lebzeiten das Himmelreich in seiner irdischen Erscheinung darstellt (zu den verschiedenen im Wort „Himmelreich“ vermischten Begriffen siehe S. 46 ff.). Und das ist es ja auch, was der Jüngling selbst braucht. In seiner selbstherrlichen äußeren Gesetzeserfüllung, die seine Gesundheit und sein Reichthum ihm leicht machen, merkt er gar nicht, wie wenig an innerer Gesinnung von Demut, Liebe, Opferbereitschaft er besitzt. Die reichlichen Almosen, die er ohne Zweifel wie jeder fromme Jude gibt, und die seinen eigenen Reichthum nicht vermindern, schließen ihm die Augen, daß er nicht sieht, wie sehr sein Herz statt an Gott, an den irdischen Gütern hängt. Darum ist und bleibt ihm der Gott, den er von Kindheit an gesucht hat, doch ein Fremder. Ein fremder Gläubiger, den er durch tägliche Abschlagssummen zu bezahlen strebt, aber nicht der Gott und Vater, dem er sich mit seinem ganzen Innern restlos hingibt, um alles von ihm zu empfangen, was seiner Seele mangelt.

Deshalb macht Jesus ihm einen Vorschlag, der allerdings bis in die Wurzel dringt: „Eines mangelt dir noch. Wenn du vollkommen sein willst, geh hin, verkaufe alles, was du hast und gib es den Armen...“ Man könnte leicht auf den Gedanken kommen, als bestche die höhere Vollkommenheit, zu der Jesus den Jüngling anleiten will, gerade und wesentlich in dem Verlaufe der Güter, also der freiwilligen Armut. Dafür scheint ja auch zu sprechen, daß sofort auf diese Aufforderung die Verheißung folgt: „Du wirst einen Schatz im Himmel haben.“ Allein dies wäre ein großes Mißverständnis. Diese erste Aufforderung enthält nicht den Hauptgedanken, auf den Jesus abzielt. Und die Verheißung ist wie in Gedankenstrichen zu lesen, als ein gleich vorweg ausgesprochener Trost für die harte Zumutung, hienieden arm zu werden. Der Gedanke Jesu gipfelt vielmehr in der mit „und“ an die erste Aufforderung angeknüpften zweiten: „Komm und folge mir.“ In dieser

Hingabe an den menschengewordenen Gottessohn besteht erst jene Vollkommenheit, die der Jüngling vergebens gesucht hatte. Das andere ist nur Voraussetzung dafür. Eine Voraussetzung, die damals notwendig war, als der Gottessohn noch als armer Wanderer das Heilige Land durchpilgerte, die aber auch besonders notwendig war für jenen Jüngling, dessen Herz irdischer Reichtum umstrickte.

- Wie sehr Jesus die wunde Stelle in diesem Jünglingsherzen getroffen hat, zeigt das Folgende: „Der aber verfinsterte sich auf dieses Wort hin“ (Mark. 10, 22). Das Auge, das eben noch so kühn und wagemutig den Heiland angeblickt hatte, umschleierte sich, sein zutrauliches Lächeln erstarb, seine
- 22** Mienen erfalteten. „Und er ging traurig weg. Denn er war sehr reich.“ Traurig ging er weg, nicht trübselig, den Stachel der Gnade im Herzen. Vielleicht hat er später, nach Jesu Erlösungstod, den Weg zu ihm doch noch gefunden. Auch Jesus wurde traurig. Es war — menschlich gesprochen — eine Enttäuschung für ihn. Er hätte den Jüngling so gerne gehabt. „Da blickte Jesus rund herum seine Jünger an und sagte zu ihnen: Wie schwer werden die, die Güter besitzen, in das Reich Gottes eingehen“ (Mark. 10, 23). Es wird zu allen Zeiten schwer sein. Denn die Bande des Reichtums sind zu allen Zeiten zäh. „Die Jünger aber wunderten sich über seine Worte.
- 23** Da nahm Jesus wieder das Wort und sagte zu ihnen: Kinder, wie schwer
- 24** ist es, in das Reich Gottes hineinzukommen. Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr hindurchkomme, als daß ein Reicher in das Reich Gottes hineingelangt“ (Mark. 10, 24 u. 25). Man hat allerlei Versuche unternommen, diese scharfen Worte Jesu abzuschleifen. So wollten manche statt kamelos mit einigen ganz wenigen Handschriften und der armenischen Übersetzung kamilos lesen, ein Wort, das zwar sonst in der Literatur nicht vorkommt, aber nach einigen alten griechischen Grammatikern ein Dialektwort für „Schiffstau“ ist. Aber keiner der alten Übersetzer und Ausleger hat so gelesen oder das Wort kamelos so verstanden. Dagegen legten sowohl die im Talmud wiederholt vorkommende sprichwörtliche Redensart vom „Elefanten, der durch ein Nadelöhr geht“, wie Jesu eigene Sprechweise (vgl. Matth. 23, 24) ihm das Bild auch hier durchaus nahe. Andere wollten aus dem Nadelöhr ein kleines Tor in Jerusalem machen, weil ein Pilger im Jahre 1422 behauptet, ein solches gesehen zu haben, das die Sarazenen so benannten. Jesus gebraucht vielmehr absichtlich dieses starke Bild. Er will nicht nur nichts zurücknehmen von seinem ersten Wort, über das die Jünger schon so in Staunen geraten sind, sondern ihnen versichern, daß es überhaupt schwer ist, ins Reich Gottes hineinzugelangen, und für den, dessen Herz an irdischen Gütern hängt, gänzlich unmöglich. Auch die Jünger haben es so aufgefaßt.
- 25** Darum „erschrafen sie über die Maßen und sagten untereinander: Wer kann denn überhaupt gerettet werden?“ (Mark. 10, 26.) Aber auch darin haben die Jünger den Meister richtig verstanden, daß nicht der Reichtum an sich das Hindernis bildet, sondern die innere Anhänglichkeit an den Besitz,

die auch bei kleinem Besiz sehr groß sein kann. Deshalb ihre Frage: „Wer
26 kann denn überhaupt gerettet werden?“ Wiederum blickt Jesus sie an. Es muß ein scharfer, durchdringender Blick gewesen sein. Aber auf dem Grunde seines Auges leuchtete doch göttliches Erbarmen: „Bei Menschen ist es unmöglich, aber nicht bei Gott. Denn alles ist möglich bei Gott.“ Jesus nimmt nichts zurück: Diese völlige Hingabe an Gott, die Grundbedingung ist für den Eintritt ins Himmelreich, ist dem natürlichen, mit tausend Fasern an die Erde gefesselten Menschen überhaupt nicht möglich. Sie kann es nur werden durch die Gnade. Wir müssen uns eben stets wieder klar werden über das, was Jesus denkt und will. Er ist kein Religionsstifter wie andere. Er will den Menschen keine Religion geben, die ihre irdischen und metaphysischen Bedürfnisse in möglichst gleicher Weise befriedigt. Seine Religion ist nicht dazu erdacht, um denen, deren irdisches Behagen getrübt wäre durch den Gedanken an das Ende, auch noch die trostvolle Hoffnung auf ein jenseitiges Behagen zu gewähren. Seine Religion ist die einzig wahre. Darum ist ihr absoluter Mittelpunkt Gott. Darum ist Jesus auch so entseßlich konsequent in seiner Forderung: restlose, kompromißlose Hingabe an den einzigen Gott. Eine Forderung, die nicht nur für den natürlichen Menschen überhaupt unerfüllbar ist. Auch der, der im Besizze der Gnade darum ringt, wird sie in der Zeit seines irdischen Lebens nie ganz zu erfüllen vermögen. Das weiß der Herr auch. Und er verlangt nichts Unmögliches. Wer die rechte Grundgesinnung besitzt, d. h. in der Katechismussprache ausgedrückt: Wer mit der Gnade Gottes den Willen hat, die Todsünde zu meiden und — denn der erste Voratz, so eingeschränkt, wäre eine Utopie — sich auch sonst täglich um seinen sittlich-religiösen Fortschritt zu bemühen, den führt Gottes Gnade voran, und am Ende ersetzt sie, was noch fehlt. Wir sind eben ganz angewiesen auf Gottes Gnade. Und das Gebet um die Gnade ist unser wichtigstes Gebet. Die Religion Christi ist keine natürliche, sondern eine übernatürliche, eine Gnadenreligion!

Im bisher Gesagten ist auch die Antwort enthalten auf die Frage: ob Jesus von allen Christen verlangt, sich ihres irdischen Besizes zu entäußern, oder wenigstens, ob nur der, der sich entäußert hat, darüber beruhigt sein kann, seinerseits alles getan zu haben, um das Himmelreich zu erwerben. So hat es Jesus keineswegs gemeint. Denn trotz der hohen Vollkommenheitsforderungen, die er stellt, war seine Lebensauffassung doch viel zu real, als daß er nicht zwei Dinge gewußt hätte: Erstens, daß eine solche Forderung mit dem praktischen Leben, in dem der Mensch doch auch nach Gottes Willen tätig sein soll, gänzlich unvereinbar wäre. Und zweitens, daß ihre rein buchstabenmäßige Erfüllung auch wenig helfen würde. Denn auch im krassesten Kommunismus bliebe jedem Menschen noch gerade genug übrig, worein er sich erst recht zäh verbeißen könnte, zum mindesten sein eigener Kopf mit dessen selbstsüchtigen Wünschen. Nicht der äußere Besiz ist das Hindernis für den Eintritt ins Reich Gottes, sondern das Herz des Besizers,

das sich ihm hingibt statt Gott. Das ist die von allen zu beherzigende Lehre dieser Geschichte. Die von Jesus ausgesprochene Aufforderung aber galt für den Einzelfall, wo, wie oben auseinandergesetzt wurde, ein doppelter Grund vorlag: erstens der Wunsch Jesu, den jungen Mann im engeren Kreis seiner Jünger zu haben, und zweitens die Notwendigkeit, ihm die Augen zu öffnen über das, was ihm hauptsächlich fehlte.

Allerdings, da zu allen Zeiten der äußere Besitz ein gefährliches Lockmittel ist für das menschliche Herz, es abzulenken von Gott und ins Irdische zu verstricken, und da alle sündhaften Genüsse für Geld zu haben sind, ergibt sich ebenso aus dieser Geschichte der evangelische Rat an alle, „die es zu erfassen vermögen“, durch Entfernung dieses Mittels die Versuchung abzuschneiden. Nur darf man sich nicht der Täuschung hingeben, als sei die freiwillige Armut schon die Vollkommenheit selbst, und nicht bloß ein Mittel, sie leichter zu erreichen. Diese Täuschung könnte verhängnisvoll wirken. Wer z. B. in einem religiösen Orden das Gelübde der Armut abgelegt hat, hat allerdings auf eigenen Besitz verzichtet. Aber er ist auch aller lästigen Sorgen ums tägliche Brot enthoben. Und an das Leben, wie es die Regel vorschreibt, vermag er sich, falls er die nötige Eignung besitzt, mit der Zeit ganz gut zu gewöhnen. Da entsteht bisweilen unmerklich die Gefahr, daß dieses geregelte, von allen irdischen Sorgen befreite Leben zu einer neuen Bequemlichkeit wird, aus der man sich nicht mehr mag herausreißen lassen, wenn etwa die Nächstenliebe es erfordert. Man darf die Worte Jesu, die aus bestimmtem Anlaß gesprochen sind, nicht schematisch und buchstäblich übertragen, sondern muß erst die darin liegende Lebensauffassung Jesu suchen, um aus dieser dann die auch für andere Fälle geltenden Forderungen zu ziehen.

Dann braucht man auch nicht mehr zu befürchten, daß jede Freude an irdischem Besitz und auch jede natürliche Liebe zu einem Menschen doch irgendwie in einem Widerspruch stehe zu der von Jesus geforderten reiflosen Hingabe an Gott. Gottgegebene Natur und Gnade widersprechen sich nicht. Nur die Verkehrtheit des Menschen bringt den Widerspruch hinein. So wie ein gewisser Besitz im allgemeinen für die Menschen notwendig ist, so darf sich auch jeder freuen über das, was er ehrlich erworben hat. Und so wie die meisten Menschen etwas natürliche Liebe brauchen, so dürfen sie auch darin glücklich sein. Solange diese Freude und Liebe eingeordnet sind in die Hingabe an Gott und dieser untergeordnet, so lange widersprechen sie ihr auch nicht, ja sie können selbst zum Mittel werden, um zu Gott zu kommen. Denn die meisten Menschen brauchen ein bißchen irdische Freude und Liebe, damit ihr Herz nicht ganz verdorrt und am Ende selbst gegen Gottes Gnade unempfindlich wird. Nur das sollen wir nie vergessen, daß alles, was uns gehört, in erster Linie Gott gehört, so wie wir selber auch, und daß wir deshalb stets bereit sein müssen, es ihm zurückzugeben, sobald er es fordert. Wer die täglichen kleineren oder auch bisweilen größeren Opfer bringt, die Gottes Gebote und vor allem das Gebot der Liebe erheischen, der hält sich

in Bereitschaft für das große Opfer, das Gott einmal von ihm verlangen wird. Der lebt also in der Hingabe an Gott.

DER LOHN DER GUTEN WERKE. DIE PARABEL VON DEN ARBEITERN IM WEINBERG. Kap. 19 Vers 27 bis Kap. 20 Vers 16 (vgl. Mark. 10, 28—31; Luk. 18, 28—30).

(27) Darauf nahm Petrus das Wort und sagte zu ihm: „Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt. Was wird also uns zuteil werden?“ (28) Jesus aber sagte zu ihnen: „Wahrlich, ich sage euch: Ihr, die ihr mir nachgefolgt seid, werdet in der Wiedergeburt, wenn der Menschensohn auf seinem Herrlichkeitsthron Platz genommen hat, ebenso auf zwölf Thronen sitzen und über die zwölf Stämme Israels herrschen. (29) Und jeder, wer immer Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Kinder oder Grundstücke verläßt um meines Namens willen, wird es vielfältig erstattet bekommen und ewiges Leben ererben. (30) Viele Erste aber werden Letzte sein und Letzte Erste.

(20, 1) Denn mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Menschen, einem Hausherrn, der gleich am frühen Morgen ausging, Arbeiter für seinen Weinberg zu dinnen. (2) Als er sich mit den Arbeitern geeinigt hatte auf einen Denar für den Tag, schickte er sie weg in seinen Weinberg. (3) Um die dritte Stunde ging er wieder aus und sah andere unbeschäftigt auf dem Markte stehen. (4) Da sagte er auch zu denen: „Geht auch ihr in den Weinberg. Ich werde euch geben, was recht ist.“ (5) Darauf gingen sie hin. Um die sechste und neunte Stunde ging er noch einmal aus und tat geradeso. (6) Als er aber um die elfte Stunde ausging, fand er noch andere dastehen und sagte zu ihnen: „Was steht ihr hier den ganzen Tag müßig?“ (7) Sie antworteten ihm: „Weil niemand uns gedungen hat.“ Da sagte er zu ihnen: „Geht auch ihr in den Weinberg.“ (8) Als es aber Abend geworden war, sagte der Herr des Weinbergs zu seinem Verwalter: „Ruf die Arbeiter und zahl ihnen den Lohn aus. Fang bei den letzten an [und mach so weiter] bis zu den ersten.“ (9) Da traten die von der elften Stunde heran und erhielten je einen Denar. (10) Als nun die ersten drankamen, meinten sie, sie würden mehr erhalten. Aber auch von ihnen erhielt jeder seinen Denar. (11) Nachdem sie ihn in Empfang genommen hatten, murrten sie gegen den Hausherrn (12) und sagten: „Diese Letzten da haben eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleichgestellt, die wir die Last des Tages getragen haben und die Hitze.“ (13) Der aber antwortete einem von ihnen und sagte: „Mein Lieber, ich tu dir kein Unrecht. Hast du nicht selbst dich mit mir geeinigt auf einen Denar? (14) Nimm, was dir gehört und geh. Mein Wille ist aber, diesem Letzten da zu geben wie dir. (15) Habe ich nicht das Recht, mit meinem Eigentum zu machen, was ich will? Oder bist du mißgünstig, weil ich gut bin?“ (16) In dieser Weise werden die Letzten Erste sein und die Ersten Letzte.“

Das paßt so ganz zu Petrus: Eben noch hat er mit den andern Aposteln um sein eigenes Heil gezittert. Aber sobald der Herr ein hoffnungswegendes Wort gesprochen hat, steigert sich seine Zuversicht, und er fragt voll Selbstbewußtsein: „Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt. Was wird also uns zuteil werden?“ Gewiß ein ganz besonders großer Lohn! Viel

hat Petrus ja gerade nicht verlassen. Denn wenn er auch ein eigenes Fischerboot und ein Haus dazu besessen hatte in Kapharnaum: reich konnte so ein Fischer nicht werden von seinem Geschäft. Aber darin hat er den Meister richtig verstanden: Wie nicht in der Größe des Besitzes an sich dessen Gefahr liegt, sondern in der Anhänglichkeit des Herzens daran, so richtet sich auch die Größe des Verdienstes nicht danach, wieviel einer verlassen hat, sondern mit welcher Hingabe des Herzens an Gott. Und die war bei Petrus ehrlich und groß. Um seinem Meister zu folgen, hätte er nicht nur sein Fischergeschäft, sondern ein ganzes Königreich preisgegeben. Darum verspricht Jesus ihm und den andern Aposteln auch einen ganz besonderen Lohn. „In der Wiedergeburt.“ Der Ausdruck ist uns seit dem Neuen Testament geläufig. Wir verstehen darunter bald das Reich der himmlischen Vollendung, das mit der Auferstehung der Toten und dem Jüngsten Gericht beginnt, bald die übernatürliche Erneuerung des einzelnen Menschen durch die Taufe (vgl. Tit. 3, 5). Für die ersten Leser des Matthäus war sein Begriff noch nicht so klar umschrieben. Jesus selbst allerdings konnte diesen Ausdruck kaum gebraucht haben, weil in der aramäischen Sprache kein Wort dafür nachgewiesen ist und offenbar auch keines vorhanden war. Es ist ein griechisches, von den Stoikern gebildetes Wort, das ursprünglich mit „Geburt“ nichts zu tun hat, sondern das periodische „Wieder-werden“, die Neuentstehung der durch den Weltbrand untergegangenen gesamten Welt bezeichnet. Von hier aus ging das Wort in die griechische Literatur über, wo es auch allgemein die Wiedergeburt der einzelnen Menschen in einer neuen Weltperiode bedeutet. In der Umgangssprache der Gebildeten wird es dann in übertragenem Sinn verwendet, so z. B. bei Cicero, der es für die Rückkehr aus der Verbannung gebraucht (siehe Kittel, Theol. Wörterbuch zum N.T. Bd. I, S. 686). Von den Griechen übernahmen es die griechisch redenden Juden in verschiedenenfacher Bedeutung. So gebraucht es Philo sowohl vom Wiederaufleben einzelner Verstorbener, als auch vom Wiederaufleben der Welt nach der Sintflut. Josephus Flavius bezeichnet damit das Wiederaufblühen des jüdischen Nationalstaates nach dem Exil. In den beiden letzteren Bezeichnungen liegt aber offensichtlich auch schon eine Übertragung des Sinnes vor. Denn die ursprüngliche stoische Bedeutung des Wortes verlegt das Wieder-werden in die Zukunft. In diesem ursprünglichen Sinne nun kam das Wort den griechisch redenden Juden sehr gelegen, um einen Begriff auszudrücken, für den sie trotz seiner Geläufigkeit keinen substantivischen Ausdruck in ihrer Muttersprache besaßen. Schon die alten Propheten waren nicht müde geworden, vom kommenden Gericht Gottes über sein Volk und über alle Völker der Erde zu predigen, aus dem ein neues geläutertes Gottesvolk hervorgehen sollte. Isaias besonders beschreibt die Herrlichkeit und das Glück dieses zukünftigen Volkes in stets neuen farbensatten Bildern. Bei ihm findet sich auch bereits das Wort: „Ich schaffe einen neuen Himmel und eine neue Erde, so daß man der früheren nicht mehr gedenken wird und sie keinem

mehr in den Sinn kommen werden" (Jes. 65, 17). An diese Gedanken und Bilder haben die zahlreichen späteren jüdischen Apokalyptiker angeknüpft, um sie weiter auszudenken und auszumalen: Die alte, durch die Sünde verdorbene und von Unglück heimgesuchte Welt wird untergehen, und eine neue, von Glück überströmende, deren Bewohner heilig sind, wird an ihre Stelle treten. Während die einen aber nur eine Vernichtung des bisherigen Lebens auf der alten Welt verkündigen und dessen Ersekung durch ein neues Leben, sprechen andere vom Untergang der Welt selbst. Und zwar wird nach den einen die Welt nur in ihr ursprüngliches Chaos zurücksinken, nach den andern aber gänzlich der Vernichtung anheimfallen. Die Neuschöpfung der Welt besteht also im ersten Falle in einer Neuaufrichtung aus dem Zustand des Chaos, im zweiten in einer wirklichen Neuerschaffung. Für diese neue Welt bzw. das neue Leben finden sich die Namen „neue Schöpfung“, „neue Welt“, „neuer Himmel“, „kommende Welt“. Für den Vorgang selbst aber, der mit der Auferstehung der Toten und dem Weltgericht seinen Anfang nimmt, paßte vorzüglich das stoische Wort „Wieder-werden“, nur daß bei den Juden dieses Wieder-werden in religiösem Sinn erweitert ist: es ist nicht nur eine Wiederbelebung der Welt zu ihrer alten natürlichen Seinsweise, wie die Stoiker es sich dachten, sondern zu einem höheren, heiligen Sein. In welchem engeren Verhältnis diese „neue Schöpfung“ zum Messiasreich stehen werde, ob sie mit ihm teilweise wenigstens zusammenfalle, oder daselbe erst ablösen werde, ob es eine irdische oder eine geistige Welt im Himmel sein werde, über diese Fragen herrschte bei den Juden keine Klarheit. Die Auffassungen in den apokalyptischen wie talmudischen Schriften wechseln hin und her. Jesus selbst konnte also dieses Wort nicht gebraucht haben. Ebensovienig der aramäisch schreibende Matthäus. Sein Übersetzer aber hat es verwendet, um den Sinn des Wortes Jesu wiederzugeben. Jesus wird einfach gesagt haben: „in meinem Reiche“, so wie es in einer ähnlichen Verheißung bei Lukas steht (Luk. 22, 30). Die Undeutlichkeit, die nach dem oben Gesagten auch diesem eschatologischen Begriff für seine Hörer noch anhaftet (vgl. auch S. 46 ff.), zu beheben, hatte er keinen Grund, wie er ja selbst über solche Dinge mit der prophetischen Sprache eigenen Dunkelheit spricht (vgl. S. 250 ff.). Das überläßt er der später aufleuchtenden helleren Einsicht, soweit es überhaupt für uns nötig und möglich ist, über eschatologische Begriffe Klarheit zu besitzen. Denn völlige Klarheit wird erst nach der Erfüllung herrschen.

Obwohl das beim griechischen Matthäus stehende Wort „Wieder-werden“ oder „Wiedergeburt“ genau genommen nicht den Endzustand, sondern die mit dem Gericht beginnende Umwandlung bezeichnet, und somit auch das griechische Wort *krinein* zunächst in dem ihm im Griechischen eigenen Sinn als „richten“ zu verstehen ist, d. h. als Teilnahme der Apostel am Weltgericht, ist der Sinn des letzteren doch nicht darauf zu beschränken. Es hat vielmehr, wie ebenso in der schon genannten ähnlichen Stelle bei Lukas (22, 30) den

auch im griechischen Alten Testament wiederholt vorkommenden weiteren Sinn „regieren“, genau wie das semitische Wort, dessen Übersetzung es ist. Als ganz besondere Auszeichnung verheißt also Jesus seinen Aposteln, die hienieden alles Irdische preisgegeben haben, um sein Reich auf Erden auszubreiten, eine besondere Teilnahme an der Herrschaft seines himmlischen Reiches. Aber auch alle andern, die um seinetwillen irgend etwas verlassen, sollen ihren besonderen Lohn erhalten. Die Mehrzahl der Handschriften 29 haben mit der Vulgata und einer alten syrischen Übersetzung in der folgenden Aufzählung auch „die Frau“. Es ist nicht wahrscheinlich, daß dieses Wort in den andern unterdrückt wurde, weil man daran Anstoß nahm, daß einer später zum Lohn viele oder „hundert“ Frauen – sehr viele Handschriften lesen statt „vielfältig“ „hundertfältig“ – erhalten werde. So ängstlich waren die ersten Leser nicht. Die Frau wird vielmehr umgekehrt aus Lukas, wo alle Textzeugen, eine einzige Handschrift ausgenommen, sie haben, in den Matthäus hineingekommen sein. Man braucht deshalb aber auch die Stelle nicht allegorisch zu deuten. Denn offenbar ist sie nicht ursprünglich so gedacht. Nach Matthäus, der keine Zeitangabe beifügt, könnte man allerdings meinen, diese Verheißung beziehe sich auch auf die „Wiedergeburt“. Markus aber (mit Lukas) sagt genauer „jetzt in der gegenwärtigen Welt“. Wer um Christi willen Vater, Mutter usw. verlassen muß, wie das ja in der ersten Verfolgungszeit des Christentums häufig genug vorkam und immer wieder vorkommen kann, wird vielfältigen oder hundertfältigen Ersatz dafür finden. Es wird ihm an väterlichen und mütterlichen Freunden nicht fehlen, deren Liebe ihm hundertfach ersetzen wird, was er preisgegeben hat. Man braucht nur das 16. Kapitel des Römerbriefes zu lesen, um zu sehen, wie schön die erste Christenheit diese Verheißung erfüllt hat. Die jetzige Christenheit dürfte sich ein Beispiel daran nehmen. Markus fügt bezeichnenderweise hinzu „mit Verfolgungen“. Die gehören also auch zum Leben des treuen Christen. Und die Verfolgungen haben auch stets die Bruderliebe angefacht und den Gemeinschaftsgeist geweckt. Auf diesen vorübergehenden Lohn wird aber noch ein schönerer folgen: „in der zukünftigen Welt das ewige Leben“.

Verlassen. Das ist ein schweres Wort. Unser Herz ist so zäh. Es klebt fest, nicht nur an Menschen, die wir lieben. Auch an tausend Dingen und Kleinigkeiten, die uns unentbehrlich scheinen zur Befriedigung der zahllosen Bedürfnisse, die wir uns im Laufe des Lebens angewöhnt haben. Und doch müssen wir verlassen. Nicht nur am Ende des Lebens, wo wir alles verlassen müssen. Da ist es vielleicht am wenigsten schwer, weil wir todmüde sind und selber gehen. Aber schon vorher reißt uns das Leben eines nach dem andern aus der Hand. Der glücklichste und freieste Mensch ist der, der die wenigsten Bedürfnisse hat. Er kann nach innen und nach oben leben. Wir aber bauen uns ein hienieden auf der wankenden Oberfläche des Seins und werden behagliche Erdenbürger, ohne daß wir es merken. Selbst die Reli-

gion dient den meisten eigentlich nur als Beruhigungsmittel, um die Behaglichkeit des Daseins voll zu machen. Man möchte seine Messe so wenig missen als seinen gemüthlichen Nachmittagskaffee. Es ist eine bürgerliche Religion ohne Zugkraft nach oben, nicht die Opferreligion Jesu. Das tritt am deutlichsten zutage, wenn Zeiten kommen, in denen die Gefahr droht, wirklich um Christi willen etwas verlassen zu müssen. Da zittert der bürgerliche Christ und opfert lieber etwas von seinem Glauben als von seinem Geschäft oder seiner Stellung. Wer Christus in sich fühlen will, darf nicht die Bequemlichkeit lieben. Als Christus Mensch wurde, hat er zuerst in einem leeren Stall gewohnt und dann ein heimatloses Leben geführt. Darum bevorzugt er auch jetzt die Menschen, die es freiwillig nicht bequem haben wollen, die freiwillig sich eigene Wünsche versagen können. Das ist der Sinn der Aesefe.

Diesen trostvollen Verheißungsworten fügt Jesus noch ein ernstes Wort 30 hinzu: „Viele Erste aber werden Letzte sein, und Letzte Erste.“ Man hat diesen Ausspruch schon dahin verstanden: Viele, die jetzt in diesem Leben als Reiche und Hochgeehrte die erste Stelle einnehmen, werden „in der Wiedergeburt“, am Tage des Gerichtes, die letzte Stelle einnehmen müssen und zu den Verdamnten gehören, und umgekehrt. Das ginge, wenn nicht der Evangelist selbst dieselben Worte wieder brächte am Ende der folgenden Parabel und sie mit einem „in dieser Weise“ an letztere anknüpfte, wodurch er zeigen will, daß ihr eigentlicher Sinn durch die Parabel erklärt sei. Denn es geht natürlich nicht an, mit den Kritikern diese Verknüpfung wieder dem Unverstand des Evangelisten zuzuschreiben. Jesus selbst hat so gesprochen. Daher ist zunächst der Sinn der Parabel zu erörtern.

Jesus hat den Aposteln auf die Frage des Petrus einen ganz besonderen Lohn verheißt. Aber Petrus ist doch ebenso wie die andern Apostel noch ganz ein Kind seiner Zeit und seines Volkes. Er rechnet. Und er rechnet nicht nur mit den Menschen, sondern auch mit Gott. Und er rechnet mit Gott gerade so, wie man mit Menschen rechnet. Gottes Lohn und das Werk des Menschen stehen nach jüdischer Auffassung in einem zahlenmäßigen Verhältnis, wie Leistung und Gegenleistung bei menschlichen Geschäften (vgl. darüber S. 57 ff.). Nachdem also Jesus die letzten Verheißungsworte gesprochen hat für jeden, der auf ein Haus oder einen Acker oder was immer um seines Namens willen verzichtet hat, kann man sich vorstellen, wie eifrig die Apostel im Rechnen begriffen sind, „was uns zuteil wird“. Und es gibt, mit 100 multipliziert, doch eine ganz schöne Summe. Aber leider ist die ganze Rechnung falsch. Grundfalsch, weil schon der Ansatz falsch ist. Gott rechnet ganz anders. Da kommen wir mit unserem Einmaleins nicht mit. Das ist es, was der Heiland in dem folgenden Gleichnis klarlegen will.

- 1 Ein Hausherr ging gleich am frühen Morgen aus, Arbeiter für seinen Weinberg zu dinge. Da mußte er allerdings schon sehr früh ausgehen. Denn die Arbeitszeit für Lohnarbeiter „währt vom Aufstrahlen der Sonne bis 2 zum Aufgang der Sterne“. Er einigte sich mit ihnen auf einen Denar (etwa

70 Pfennig). Das scheint der durchschnittliche gute Arbeitslohn gewesen zu sein. Rabbi Hillel der Alte, der berühmte Gesetzeslehrer und ältere Zeitgenosse Jesu, der wie mancher Schriftgelehrte sein Brot durch Lohnarbeit verdienen mußte, erhielt allerdings nur einen halben Denar täglich. Rabbi Meir (Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr.), der ein vorzüglicher Schreiber war, verdiente ausnahmsweise mit seiner Arbeit zwei Denare pro Tag.

8 Um die dritte Stunde geht der Hausherr wieder aus. Das ist um 9 Uhr vormittags, da der Tag vom Ende der letzten Nachtwache an gerechnet wird, also von 6 Uhr morgens an. Er findet Leute, die arbeitslos oder müßig — das griechische Wort bedeutet beides — herumstehen, und schickt auch sie 5 in seinen Weinberg. Dasselbe tut er um 12 Uhr, 3 Uhr, ja sogar noch um 8 5 Uhr abends, eine Stunde vor Arbeitsluß. Sobald es Abend geworden ist, läßt er, getreu der Gesetzesbestimmung (3 Mos. 19, 13 u. 5 Mos. 24, 15) durch seinen Verwalter den Lohn auszahlen, aber in umgekehrter Ordnung: erst die zuletzt Gedungenen und dann die ersten. Es ist sehr begreiflich, daß die ersten mehr erwarten, als ursprünglich ausgemacht war, nachdem sie sehen, daß selbst die Allerletzten, die ja kaum noch Zeit gehabt, Hand anzulegen, 10 schon je einen Denar erhalten haben. Aber sie bekommen nicht mehr, und 13 auf ihr Murren gibt der Herr selbst einem von ihnen zwar gütigen, aber energischen Bescheid. Natürlich gilt die Antwort allen, und zwar jedem einzelnen, was wohl durch diese Art der Darstellung hervorgehoben sein soll.

Dieses Gleichnis hat die mannigfaltigsten Deutungen und Mißdeutungen erfahren. Zunächst muß man sich, wie bei allen Parabeln, hüten, jeden Einzelzug des Bildes, der nur zum Bilde als solchem gehört, ausdeuten zu wollen. Das führt zu Geschmacklosigkeiten, die für das religiöse Leben gänzlich unfruchtbar sind. Schon der hl. Chrysostomus warnt mit Recht davor: „Man soll nicht an allem, was die Parabeln enthalten, Wort für Wort kleinlich herumdeuteln, sondern den Zielgedanken der Parabel erforschen und das herauspflücken.“ In großem Irrtum befinden sich aber die, die glauben, das Ziel der Parabel sei, zu zeigen, daß im Himmel allen ein und derselbe Lohn zuteil werde. So kann sich der Heiland nicht selbst widersprechen. Er hat oft genug von der Unterschiedlichkeit der himmlischen Herrlichkeit und von dem für jedes gute Werk besonders zu erwartenden Himmelslohn gesprochen (vgl. z. B. Matth. 5, 12 19; 10, 41 u. 42; 19, 28; 20, 23 u. a.). Dieses Mißverständnis kam daher, weil man glaubte, in dem einen Denar ein Bild der himmlischen Herrlichkeit überhaupt sehen zu sollen. Man kann eben in einer Parabel nicht alles sagen. Und gerade wenn man einen bestimmten Gedanken recht scharf hervorheben will, wird er leicht mißverständlich. Darum ist es sowohl nötig, die sonstige Lehre Jesu vor Augen zu haben, als auch diesen einen Gedanken, „den Zielgedanken der Parabel herauspflücken“.

Dieser Zielgedanke ist aber unschwer zu erkennen, wenn man ohne jegliche Voreingenommenheit den Heiland selber sprechen hört. Die Bevorzugung

der zuletzt Verufenen besteht keineswegs darin, daß ihnen der Lohn zuerst ausbezahlt wird. Es ist wieder recht bezeichnend für die Kritiker, wenn sie behaupten, Matthäus habe die Parabel fälschlich so ausgelegt und sie deshalb mit dem obigen Wort des Heilands verbunden. Matthäus, der bei allem, was er schreibt, so scharf überlegt, hat auch hier ein bißchen mehr gedacht, als seine Kritiker hinter ihm vermuten. Die Reihenfolge der Auszahlung ist lediglich aus künstlerischem Interesse gewählt, sowohl um die Erwartung der Erstberufenen und mit ihnen der Hörer der Parabel zu erhöhen, als auch um die Erstberufenen als Zeugen der Großmut des Hausherrn mit anwesend sein zu lassen. Die Bevorzugung der zuletzt Verufenen besteht vielmehr darin, daß sie genau den gleichen Lohn erhalten wie die Ersten, die „die ganze Last des Tages und die Hitze getragen haben“. Das zeigt mit aller Deutlichkeit die ganze Anlage der Parabel von Anfang an und besonders deren Ende, das Gespräch des Herrn mit einem der Murrenden. Als Grund gibt der Herr ein Doppeltes an: 1. „Mein Wille ist es... Habe ich nicht das Recht, mit meinem Eigentum zu tun, was ich will?“ Und 2. „Oder bist du mißgünstig, weil ich gut bin?“ Damit ist der Gedanke des Gleichnisses klar ausgedrückt: Der Lohn, den Gott gibt, ist überhaupt nicht Lohn in menschlich-juristischem Sinn. Er ist vielmehr Gnade, über die Gott als absoluter Herr mit uneingeschränkter Souveränität verfügt. Und das, was ihn bestimmt bei seiner Verfügung, ist nicht in erster Linie die Leistung des Menschen, sondern seine eigene souveräne Güte. Darum kann und wird Gott je und dann, wie z. B. in diesem Gleichnis, denselben Lohn geben bei ganz verschiedener Leistung. Ja noch mehr ist ausgesprochen in der Parabel. Unwillkürlich hat man bei unbefangener Lektüre von vornherein den Eindruck, daß der Herr die Arbeiter eigentlich gar nicht dingt, weil er sie braucht, sondern weil er ihnen selber Arbeit und Lohn verschaffen möchte. Schon das wiederholte „unbeschäftigt“ oder „müßig“ weist darauf hin. Und ganz augenscheinlich wird es bei den letzten. Denn bis die den Weg zur Arbeitsstätte zurückgelegt haben, ist dort überhaupt nichts mehr zu tun übrig, als höchstens gerade noch ein bißchen beim Aufräumen zu helfen. Also nicht nur der Lohn ist Gnade, sondern schon die vonseiten des Menschen vorausgesetzte Leistung, das Verdienst, ist im wesentlichen selbst Gnade. Nicht Paulus ist demnach der Erfinder der Gnadenlehre. Sie ist in allen ihren Grundzügen bereits von Christus festgelegt, und zwar in ihrer ganzen Tiefe. Denn der letzte Grund der Gnade und Gnadenwahl — das lehrt dieses Gleichnis schon mit aller Schärfe — ist Gottes Absolutheit. Weil Gott das absolute Wesen ist, deshalb genießt er nicht nur souveräne Freiheit, „mit seinem Eigentum zu machen, was er will“, sondern der letzte Grund seiner Liebe und Bevorzugung kann gar nicht im Geschöpfe liegen, sondern nur in Gottes eigener Güte selbst.

Das ist für Menschen, die nicht mit den Gedanken der Theologie vertraut sind, nicht leicht zu fassen. Und doch kann man es sich nicht allzu schwer

begreiflich machen. Die Beziehungen nämlich zwischen Gott und Mensch sind gerade wegen Gottes Absolutheit, die sein eigentliches Wesen ausmacht, von entgegengesetzter Art wie die Beziehungen zwischen Mensch und Mensch. Wenn ich einen Menschen in meiner Liebe bevorzuge, so ist es immer eine Eigenschaft dieses Menschen, die meine Liebe besonders anlockt, weil irgend ein Vorzug in diesem Menschen selber liegt, der mich zu ihm hinzieht. Und ich werde zu ihm hingezogen, weil mein beschränktes, endliches, aber nach Vollendung strebendes Wesen in diesem Menschen irgend eine Ergänzung seiner eigenen Beschränktheit zu finden hofft. Darum brauche ich diese Liebe, weil sie mir erst das Glück zu bringen vermag, wonach ich mich sehne. Gerade umgekehrt ist es bei Gott. Weil er der Absolute, der Unendliche ist, kann er nicht außerhalb seines eigenen Wesens eine Ergänzung suchen und finden. Nicht er braucht die Liebe anderer. Sondern weil er unendlich ist, auch an Liebe, deshalb gießt er sie aus auf andere. Noch mehr: Die liebenswürdige Eigenschaft des andern, die meine Sehnsucht nach ihm lockt, sei es seine schöne Gestalt, oder sein Geist, oder seine Güte, oder was immer sonst, die hat er nicht von mir. Vielmehr er besitzt sie in sich selbst, und gerade deshalb zieht es mich zu ihm. Anders bei Gott. Kein Geschöpf besitzt irgend eine liebenswürdige Eigenschaft, auch keine Tugend und Heiligkeit, die ihm nicht als Geschenk des Schöpfers gegeben wäre. Also auch wenn Gott in einem Heiligen dessen Tugend liebt, dann liebt er im Grunde sich selbst. Somit kann überhaupt der letzte Grund, weshalb Gott seine Gnade verleiht, nur in ihm selber liegen, in seiner souveränen Güte. Das ist eine metaphysische Notwendigkeit, die sich aus dem Wesen Gottes ergibt. Daß Gott in seiner Gnadenwahl nicht ungerecht ist, lehrt schon die Parabel. Er wäre es ja auch nur dann, wenn er den Erstberufenen den ausbedungenen Lohn verweigerte. Das tut er aber nicht. „Nimm, was dir gehört.“ Und aus anderen Stellen der Heiligen Schrift wissen wir zur Genüge, daß Gott keinem Menschen seine Gnade versagt, da er ja „will, daß alle Menschen selig werden“ (1 Tim. 2, 4).

Es ist dem Heiland eigentümlich, in wenigen, schon einem Kinde faßlichen Sätzen Wahrheiten auszusprechen, deren Abgrundtiefe kein geschaffener Geist zu durchdringen vermag. So ist es auch mit diesem Gleichnis. Daher sind auch dessen praktische Folgerungen für uns nicht ausschöpfbar. Die erste ist Demut, tiefe und tiefste Demut gegenüber dem absoluten Gott, der ganz souverän ist in der Verleihung seiner Gnade. Aber aus dem Abgrund der Demut wächst die tröstliche Blüte der Hoffnung: Weil der Gnade letzter Grund Gottes Güte ist, darum ist es nie zu spät. Auch wer sein ganzes Leben lang „müßig“ gestanden, wer seine schönsten Gaben verschleudert hätte ohne Gewinn für die Ewigkeit, der braucht nicht zu verzweifeln. Die in elfter Stunde Berufenen „erhielten je einen Denar“. Wer noch in der Todesstunde mit einem letzten Seufzer sich in die Arme Gottes wirft, den umfängt Gottes souveräne Güte, als habe er sein Leben lang für Gott

„die Last des Tages und die Hitze getragen“. Müßten wir auf unsere eigenen Werke bauen: wir könnten nie getrost und ruhig sterben. Denn alle unsere Werke, auch die besten, sind doch wurmstichig. So aber vertrauen wir auf Gottes absolute Güte. Daß wir nicht vermessenlich Gottes Güte mißbrauchen, davor warnt uns das Gleichnis selbst. Denn eben weil Gott souverän ist, deshalb haben nicht wir es zu bestimmen, zu welcher Stunde wir die Arbeit antreten wollen, sondern er. Aber im Vergleich mit dem himmlischen Lohn ist es nicht zu viel, wenn einer auch sein Leben lang die ganze Last und Hitze im Dienste Gottes tragen muß. Knechtische Furcht jedoch brauchen wir nicht zu haben. Der gütige Herr, der selbst den Letzten, die gar nichts mehr zu spüren bekamen von Last und Hitze, den vollen Gnadenlohn schenkt, besißt auch Erbarmen genug für die, die unter der Last und Hitze manchmal erlagen und sich doch stets wieder erhoben.

Aber noch etwas sollen wir lernen aus diesem Gleichnis: Wir sollen nicht rechnen mit Gott. Wir alle nämlich haben den Hang, immer wieder zu rechnen, als sei unser Verhältnis zu Gott das von Mensch zu Mensch. Es gibt Leute, die rechnen den ganzen Tag. Sie zählen ihre Messen und Communionen zusammen, alle ihre Seufzer und Tugendakte, sie addieren die gewonnenen Ablassstage und werden nicht müde, ein Ablassgebet nach dem andern zu sprechen. Sie können keinen Krankenbesuch machen, kein Almosen geben aus freihem, natürlichem Drang des Herzens: Sie müssen rechnen, wieviel Verdienst dabei herauspringt für ihre Seele. Ach, laß doch das Rechnen. Du rechnest ja grundfalsch. Du zählst deine äußeren Werke nach Uhr und Maß und Gewicht. Gott zählt überhaupt nicht. Gott schaut in dich hinein, wie weit du selbst in deinem Innern gewachsen bist in der schlichten, einfältigen Hingabe an ihn. Das kannst du nicht sehen. Das sieht nur Gott. Ja mancher verrechnet sich gründlich. Er triumphiert über die hohe Zahl seiner täglichen Liebesakte und merkt nicht, wie wenig Liebe in seinem Innern lebt. Er zählt seine Vaterunser, und merkt nicht, wie wenig demütige Ergebung in Gottes Vaterwillen dahinter steckt. Drum laß alles Rechnen. Tu das Gute, wo du kannst. Aber am Ende sage: „Ich bin ein unnützer Knecht“ (Luk. 17, 10).

Ja, wir werden wohl einmal aus dem Staunen nicht herauskommen, wenn Gott am Jüngsten Tag seine eigenen Rechnungsbücher öffnet: Da steht so ein armer Kerl. Wir hatten nichts Lobes- und Liebenswürdigen an ihm gefunden. Ein plumper, ungeschickter Mensch, der zu allem Guten zu spät kam. Jetzt steht er da vor uns an erster Stelle. Ist Gott nicht ungerecht? O Mensch, wie kannst du richten? Weißt du, wie es im Innern dieses Menschen ausgesehen hat? Weißt du, wieviel unsichtbare Stricke, gedreht aus angeerbten, durch Erziehung, Umwelt, Unglück noch fester zusammengeknöten inneren Hemmungen seine müden Füße fesselten, während du fröhlich hüpfstest? Laß alles Rechnen und Rechnen mit Gott und neige dich in Demut vor dem Absoluten, damit er dir aus reiner Güte seine Gnade schenke.

DRITTE LEIDENSANKÜNDIGUNG. Kap. 20 Vers 17—19
(*Mark. 10, 32—34; Luk. 18, 31—34*).

(17) Als Jesus aber im Begriff war, nach Jerusalem hinaufzusteigen, nahm er die Zwölf zu sich auf die Seite und sagte unterwegs zu ihnen: (18) „Wir steigen also jetzt nach Jerusalem hinauf. Und der Menschensohn wird den Hohenpriestern und Schriftgelehrten ausgeliefert werden. Sie werden ihn zum Tode verurteilen (19) und werden ihn den Heiden übergeben zum Verspotten und Geißeln und Kreuzigen. Und am dritten Tage wird er auferstehen.“

Zum dritten Male beschäftigt sich Jesus damit, seine Jünger über sein bevorstehendes Leiden zu belehren. Aber in dieser dritten Leidensankündigung spricht er viel deutlicher als in den früheren (vgl. Matth. 16, 21 u. 17, 22—23).
18 Diesmal spricht er es klar aus, daß man ihn vor Gericht ziehen und in aller Form zum Tode verurteilen werde, desgleichen daß man ihn, da ja die Hoheitsrechte des Synhedriums bezüglich der Todesstrafe von den Römern
19 eingeschränkt worden waren, dem heidnischen Richter übergeben werde, der dann die Todesstrafe der Kreuzigung an ihm werde vollziehen lassen. Ja bis in kleine Einzelheiten hinein sagt er diesmal den Aposteln voraus, was er dabei sonst noch zu leiden haben werde: „Sie werden ihn verspotten und anspießen und geißeln“ (Mark. 10, 34). Jesus hat also alles bis ins einzelne genau vorausgewußt. Und er wußte es schon lange voraus. Sein ganzes Leben hindurch hat es auf ihm gelastet. Nie war sein Lebenshimmel heiter und ungetrübt gewesen. Stets schwebte diese düstere Wolke daran. Angemerkt hat ihm freilich keiner etwas, dem freundlichen, gütigen Menschensohn, dessen Herz jedem Notleidenden offen stand. Und was er selber fühlte, davon hat er nur ganz selten gesprochen. Einmal überliefert uns Lukas ein solches Wort. Als er davon sprach, daß er gekommen sei, ein Feuer auf die Erde zu werfen, und wie sehr er wünschte, es möchte schon lichterloh brennen, da fügte er hinzu: „Aber mit einer Taufe muß ich getauft werden“ — er meinte die Leidensstaufe, die die Vorbedingung ist für das Aufleben seiner neuen Religion —, „und wie beengt es mich, bis sie vollzogen ist.“ Dieses Wort läßt uns tief hineinblicken in seine Menschenseele. So sorgenlos er scheinbar durch die heiteren Gefilde Galiläas wandelte, es lag stets wie ein beengender Druck auf ihm, das sichere Wissen um das, was ihm bevorstand. Aber Jesus war ein Mann von eisernem Willen. Dieses Wissen konnte ihn nicht von seinem Wege abbringen. Im Gegenteil. Es stählte nur seine Energie. „Als die Tage seiner Hinwegnahme sich erfüllten, faßte er den festen Entschluß, nach Jerusalem zu gehen“, erzählt Lukas (9, 51). Er geht wie ein Held nicht nur der Gefahr, sondern dem sicheren Tode festen Schrittes entgegen. Markus leitet die dritte Leidensankündigung mit einem sonderbaren Satz ein: „Sie befanden sich aber auf dem Wege, im Hinaufmarsch nach Jerusalem begriffen, und Jesus schritt ihnen voran, und sie staunten, die Begleiter aber fürchteten sich.“ Der etwas unbeholfene und undurchsichtige Satz erweckt ganz den Ein-

druck, von einem Teilnehmer an der Reise selbst zu stammen, aus dessen Mund allein er recht verständlich ist. Es war schon gegen Ende der Reise durch Peräa (vgl. S. 276). Jesus hatte sich Zeit gelassen zu dieser Reise (vgl. Mark. 10, 1). Er war dazwischen auch einige Male auf kürzere Zeit in Jerusalem gewesen, wie wir aus dem Johannesevangelium entnehmen. Das letzte Mal zu dem acht Tage währenden Tempelweihfeste im Monat Dezember (Joh. 10, 22 ff.). Die Stimmung gegen ihn hatte sich immer bedrohlicher verschärft, wie es gerade bei diesem letzten Besuch deutlich zutage trat. Kaum hatte er sich damals in der Halle Salomos bliden lassen, so umringte ihn die Menge und wollte ihn steinigen. Er hatte deshalb Jerusalem alsbald wieder verlassen und sich in die Gegend jenseits des Jordans zurückgezogen, wo er sich bis zur Nähe des Osterfestes still verhielt. Allerdings kamen viele aus Jerusalem zu ihm hinüber und glaubten an ihn.

So ist inzwischen die Zeit des Osterfestes herangekommen, und Jesus macht sich daran, zum letzten Mal nach Jerusalem zu gehen, in den Tod hinein. „Jesus ging ihnen voran, und sie [die Apostel] staunten“. Je mehr die grauenvolle Nähe des Leidens und des Todes ihn innerlich „beengt“, desto energischer spannt sich sein Wille, und er geht voran. Er pflegte gerne seinen Aposteln in einsamen Gedanken voranzugehen (vgl. S. 226). Aber diesmal muß ihnen seine besonders straffe Körperhaltung, sein energisches Dahinschreiten aufgefallen sein. Denn die Apostel „staunten“. Sie waren sich ja völlig im klaren über die Gefährlichkeit dieser Reise (vgl. Joh. 11, 16). „Die Begleiter aber fürchteten sich.“ Offenbar sind darunter nicht wieder die Apostel verstanden, sondern andere, die sich ihm angeschlossen hatten, z. B. die frommen Frauen. Da dreht sich Jesus um und ruft die Apostel allein zu sich, um ihnen die letzten Aufklärungen zu geben über „das, was ihm widerfahren werde“ (Mark. 10, 32). Der griechische Ausdruck sagt mehr als die deutsche Übersetzung: „das, was bestimmt eintreten wird und muß“. „Wir steigen also jetzt hinauf nach Jerusalem.“ Die Worte klingen so bestimmt und scharf wie die eines Feldherrn, der den Befehl zum Angriff erteilt. Nur ist es hier nicht ein Angriff auf andere mit der Hoffnung auf eigene Unversehrtheit und Sieg, sondern der feste Entschluß, sich selbst zu opfern.

Ja, wenn unsere Jugend mit Recht Helden zum Vorbild haben will, dann braucht sie diese nicht in der heidnischen Vergangenheit zu suchen. Jesus von Nazareth war ein Held, der größte Held. Andere Helden stürzen sich in die Gefahr, weil sie hoffen, die Gefahr zu besiegen und ihr eigenes Leben zu retten. Jesus schritt der Gefahr entgegen, um in ihr zu sterben, damit andere leben. Wie feige sind wir gewöhnliche Menschen, wenn es gilt, dem Schicksal entgegenzugehen. Wir suchen auszuweichen, zu entfliehen. Und wenn wir's nicht können, dann brechen wir innerlich zusammen oder wir erstarren in Troß und werden hart gegen andere. Jesus ging zeit lebens mit vollem Wissen seinem Schicksal entgegen. Je näher er ihm kam, desto fester wurde sein Schritt, und doch blieb er sich stets gleich an Güte und Milde, konnte

noch Kinder auf den Arm nehmen und herzen, als sei nur heiterer blauer Himmel. Das vermag nur ein Mann, der seine Seele ganz in der Gewalt hat. Jesus war eben nicht so, wie er leider zu oft dargestellt wird in Bild und Schrift und Wort. Er war kein süßer Seelenbräutigam, der überall um Bräute wirbt und wehmütig um Liebe bittelt. Und wer sich bemüht, ihm einen Liebesakt zu schenken, ist trotzdem nie sicher, ob dieser Liebesakt auch allen Vorschriften genügt und den heimlichen Groll des Bräutigams befänstigt. Nein, Jesus von Nazareth war ein Mann, ein herrlicher Mann und Held, und dabei unser Gott und Erlöser. Und einen solchen brauchen wir, damit er uns vorangehe und mit Kraft und Vertrauen erfülle auf unserem eigenen Schicksalsweg. „Und Jesus ging ihnen voran und sie staunten, die Begleiter aber fürchteten sich.“ Alle jedoch folgten ihm nach.

CHRISTLICHER EHRGEIZ. Kap. 20 Vers 20—28 (Mark. 10, 35—45; vgl. Luk. 22, 25—27).

(20) Damals trat die Mutter der Söhne des Zebedäus zu ihm hin, fiel vor ihm nieder und richtete eine Bitte an ihn. (21) Er aber sagte zu ihr: „Was willst du denn?“ Sie antwortete ihm: „Sage, daß diese meine beiden Söhne zu deiner Rechten und zu deiner Linken sitzen sollen in deinem Reiche.“ (22) Jesus aber gab zur Antwort: „Ihr wißt nicht, um was ihr bittet. Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde?“ Sie erwiderten ihm: „Jawohl.“ (23) Da sagte er zu ihnen: „Meinen Kelch zwar werdet ihr trinken. Aber das Sitzen zu meiner Rechten und zu meiner Linken, das zu verleihen ist nicht meine Sache, sondern [das wird zuteil werden] denen, für die es von meinem Vater bereitet ist. (24) Die Zehn hörten das und ärgerten sich über die zwei Brüder. (25) Da rief Jesus sie heran und sagte: „Ihr wißt, daß die weltlichen Machthaber als Herren über ihre Völker schalten, und daß ihre Großen sie ihre Gewalt fühlen lassen. (26) Nicht so ist es bei euch. Sondern jeder, der bei euch ein Großer werden will, wird euer Diener sein, (27) und jeder, der bei euch ein Erster sein will, wird euer Sklave sein, (28) wie auch der Menschensohn nicht gekommen ist, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele.“

Lukas berichtet zwar auch am Ende dieser dritten Leidensankündigung, daß die Apostel absolut nichts von diesen Worten verstanden hätten (Luk. 18, 34). Aber eines scheint doch wenigstens den Zebedäusöhnen Jakobus und Johannes klar geworden zu sein: daß Jesus jetzt mit raschen Schritten seinem Lebensziel entgegengeht. Und bezeichnenderweise beschäftigt sie weniger der Gedanke an Jesu Leiden trotz der bis ins einzelne gehenden Vorherfagung des Heilands als das Bestreben, sich in seinem Reiche möglichst gute Plätze zu sichern. Denn aus der Ankündigung seiner baldigen Auferstehung schlossen sie fälschlicherweise, aber den Anschauungen ihrer Zeit entsprechend, daß er auch alsbald sein Endreich aufrichten werde. Und da den Aposteln in diesem Reiche ja besondere Ehrenplätze versprochen sind (19, 28), möchten sie für sich die aller-

ersten beanspruchen. Hat doch Jesus sie schon bisher wiederholt bevorzugt (vgl. Mark. 5, 37) und sie sogar Zeugen seiner vorausgenommenen Erklärung sein lassen (17, 1 ff.). Ein bißchen haben sie freilich schon die Empfindung, daß das eigentlich ein ungehöriges Sich-vordrängen ist. Darum stecken sie die Sache hinter ihre Mutter. Diese, offenbar identisch mit Salome (vgl. Matth. 27, 56 mit Mark. 15, 40), stand Jesus und dessen Mutter ja besonders nahe und hatte ihm schon manchen Dienst erwiesen. Natürlich ist die Mutter gern bereit, die Bitte ihrer Söhne vorzutragen. Entspricht es doch ganz auch ihrem mütterlichen Ehrgeiz, ihre eigenen Kinder an erster Stelle zu wünschen. Während also Jesus, wie es scheint, wieder für sich allein vorausgeht, lösen sich die Drei aus den Reihen der nachfolgenden Begleiter, 20 und die Mutter, hinter der erwartungsvoll die Söhne stehen, fällt Jesus zu Füßen, um ihre Bitte auszusprechen. Offenbar aber ist diese Bitte zunächst 21 noch sehr undeutlich gehalten. Denn Jesus sagt zu ihr: „Was willst du denn?“ Ihre Worte werden denen entsprechen, die Markus direkt den beiden Brüdern selbst als den eigentlichen Bittstellern in den Mund legt: „Meister, wir möchten, daß du uns erfüllst, um was wir dich gerne bitten würden.“ Sie machen es, wie man es zu machen pflegt, wenn man der Erfüllbarkeit seiner Bitte nicht recht traut. Sie möchten ihn gerne vorher binden, bevor sie die Bitte ausgesprochen haben, über die sie sich doch ein bißchen genieren. Dieses Ausprechen erspart ihnen aber Jesus nicht. „Was willst du denn?“ sagt er zur Mutter. Und nun rückte sie also, wohl ein wenig beschämt, heraus. Man muß schon sagen: sehr bescheiden ist die Bitte nicht. Sie läßt nicht nur die Rücksicht auf die andern Apostel vermissen, sondern erst recht auf Petrus, der doch auch zu den drei Bevorzugten gehört, ja sogar vom Herrn in ganz ausschließlicher Weise bevorzugt worden ist (16, 13 ff.). Aber gerade das hat sie vielleicht dazu veranlaßt. Der Ehrgeiz ist eben eine sehr menschliche Eigenschaft, selbst oft bei solchen zu finden, die sich dem Dienste Gottes gewidmet haben, und er hat schon mehr als einmal alle Rücksichten der Freundschaft über den Haufen geworfen, ja aus Freundschaften erbitterte Feindschaften gemacht. Und die Jünger sind auch in diesem Punkte vor dem Pfingstfest Menschen geblieben trotz der eindringlichen Warnungen Jesu gerade gegen den falschen Ehrgeiz (vgl. 18, 1 ff.). Auffällig ist, wie milde Jesus, der Kenner der Menschenherzen, antwortet. Er wendet sich gleich an 22 die Brüder selbst, in deren Namen die Mutter gesprochen hat. „Ihr wißt nicht, um was ihr bittet.“ Im himmlischen Reiche herrscht eine ganz andere Rangordnung als auf Erden. Und ganz andere Bedingungen gelten da für die Erwerbung der Plätze. Zunächst muß der, der Christus in der Herrlichkeit ähnlich sein will, ihm auch ähnlich gewesen sein in seiner Erniedrigung und seinem Leiden. Darum fragt sie Jesus in Anknüpfung an das im Alten Testament häufig gebrauchte Bild vom Schicksalsbecher oder dem Becher des göttlichen Zornes, den einer wie einen Giftbecher austrinken muß: „Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde?“ Bei Markus heißt es: „den

ich trinke“, weil ja die Zeit des Leidens schon sehr nahe gerückt ist. Markus fügt auch die zweite Frage hinzu: „Könnt ihr die Taufe über euch ergehen lassen, mit der ich getauft werde?“ Das Wort heißt ursprünglich „untertauchen“. Jesus muß ganz untertauchen in die Fluten des Leides, von denen die Psalmisten oft sprechen. Wie aus einem Munde tönt ihm ein kräftiges und ehrliches „Jawohl“ entgegen. Man sieht, es ist doch nicht nur menschlicher Ehrgeiz, was die beiden Jünger zu ihrer vorigen Bitte veranlaßt hat. Es ist auch die Liebe zu ihm, um deren willen sie ihm in diesem und im andern Leben möglichst nahe sein möchten. Deshalb hat Jesus ihnen auch so milde geantwortet, ohne sie zu tadeln.

- 23 Diese erste Bedingung werden sie erfüllen, verheißt ihnen Jesus. Für Jakobus kam die Erfüllung sehr bald. Schon um Ostern 44 wurde er unter Herodes Agrippa I. in Jerusalem enthauptet (Apg. 12, 2). Von Johannes wissen wir mit Sicherheit nur, daß er bald nach dem ersten Pfingstfest verhaftet, gezeißelt und mit dem Tode bedroht worden ist (Apg. Kap. 4 ff.), und daß er später auch die Strafe der Verbannung erlitten hat (Offb. 1, 9). Schon seit dem 2. Jahrhundert allerdings wird ferner berichtet, er habe einen Giftbecher trinken müssen und sei in siedendes Öl geworfen worden, jedesmal freilich ohne Schaden zu leiden. Wenn er auch, wie die Überlieferung einmütig bezeugt, eines natürlichen Todes gestorben ist, so hat er doch an der Verfolgung im Namen seines Herrn reichlich Anteil gehabt.

Aber es ist noch eine zweite Bedingung da für die Verteilung der Plätze dort oben. Und deren Erfüllung liegt weder in ihrer Macht noch in der des Menschensohnes an sich. „Das Sitzen zu meiner Rechten und zu meiner Linken, das zu verleihen ist nicht meine Sache, sondern [das wird zuteil werden] denen, für die es von meinem Vater bereitet ist.“ Wie die Antwort auf die allerletzten Fragen dem göttlichen Wissen schlechthin vorbehalten ist (vgl. 24, 36), so werden auch die Beschlüsse über besondere Begnadigungen einzelner ganz unabhängig von irgend welchen menschlichen Faktoren einzig und allein im Räte der heiligen Dreifaltigkeit gefaßt. Zwar ist jede Gnade schon ein Geschenk Gottes, das seinen Ursprung allein in Gottes Güte hat (siehe S. 303 ff.). Aber einzelne Menschen beruft Gott aus besonderen nur ihm bekannten und nur ihm selber liegenden Gründen zu besonderer Heiligkeit und Herrlichkeit. Diese Menschen sollen wie Scheinwerfer aus einer andern Welt auf diese Erde leuchten. Sie nachahmen zu wollen, wäre jedoch vermessener Stolz. Wer heilig werden will, gehe den normalen Weg, den Gott ihm vorgezeichnet hat durch seine Gebote im allgemeinen und durch die besonderen äußeren und inneren Lebensbedingungen, in die ihn Gott gestellt hat. Aber er versuche nicht, ohne inneren Beruf, einen Pfad zu erklimmen, wo ihm Gefahr droht, herunterzufallen und zu zerschellen.

- Die zehn andern Apostel haben sich während dieses Gesprächs zwar in be-
24 scheidener Entfernung gehalten. Aber gehört haben sie doch alles und verbergen ihren Unwillen nicht über diese beiden sich vordrängenden Brüder.

Natürlich ist es nicht heiliger Eifer, weshalb sie sich so ärgern, sondern der-
 25 selbe Ehrgeiz, der die Zebedäusöhne beseelt. Darum ruft Jesus sie heran,
 um allen gemeinsam die wichtige Lehre zu geben über die himmlische Rang-
 ordnung. „Ihr wißt, daß die weltlichen Machthaber“ — Markus schreibt mit
 einem Seitenhieb auf die stolzen Herrscher Roms, deren irdischer Thron doch
 so wackelig und vergänglich ist: „die als Machthaber gelten“ — „als Herren
 über ihre Völker schalten und daß ihre Großen sie ihre Gewalt fühlen lassen.“
 So geht es auf Erden zu: Durch Gewalt schwingt man sich zur Macht hinauf
 und läßt dann die Niedergezwungenen diese Macht auch fühlen. Beides liegt
 26 in den griechischen Ausdrücken. „Nicht so ist es bei euch. Sondern jeder, der
 bei euch ein Großer werden will, wird euer Diener sein, und jeder, der bei
 27 euch ein Erster sein will, wird euer Sklave sein.“ In Christi Reich ist also
 die Rangordnung gerade auf den Kopf gestellt. Nicht der, der sich selbst mit
 Gewalt über die andern stellen will, kommt hinauf, sondern der, der sich
 unter sie stellt wie ein Diener, ja der wie ein Sklave seine eigene Freiheit
 aufgibt, um sich ganz den andern hinzugeben, selbst zu niedrigstem Dienste. Es
 ist bezeichnend, daß nach den meisten und besten Handschriften sowohl bei
 Matthäus als auch bei Markus nicht zu lesen ist: er soll euer Diener bzw.
 Sklave sein, sondern er wird, und entsprechend am Anfang: „es ist so bei
 euch“. Es handelt sich nicht nur um ein Sollen, eine Pflicht, der sich einer
 auch entziehen könnte, um auf dem bequemeren Weg der Selbsterhöhung ans
 Ziel zu kommen. Nein, es ist das ein Naturgesetz des Reiches Gottes. Das
 Ziel ist gar nicht anders erreichbar. Zwar kann einer im Reiche Gottes auf
 Erden, in der Kirche, natürlich auch durch Ehrgeiz und Anwendung schlim-
 mer Mittel zu Macht und Würde gelangen, und er kann diese Macht und
 Würde auch ausnützen wie ein weltlicher Großer. Aber es hilft ihm nichts:
 in Gottes Augen bleibt er klein und wird drüben den letzten Platz einnehmen
 müssen, wenn es überhaupt noch zu einem Platz reicht. Es bleibt uns Men-
 schen eben gar nichts anderes übrig, als uns jetzt schon an die umgekehrte
 Rangordnung Gottes zu gewöhnen und dementsprechend unser ganzes Handeln
 und Auftreten einzurichten: im hingebenden, selbstvergeffenen Dienen unsere
 Ehre zu suchen. Dieser Ehrgeiz ist nicht gegen den Sinn Christi. Denn es
 gibt tatsächlich Rangunterschiede im Reiche Gottes (vgl. 5, 19 u. a.). Und
 Jesus billigt und wünscht diesen heiligen Ehrgeiz, wie schon sein Wort besagt:
 „Wenn einer von euch ein Großer werden will.“ Es ist jedoch nicht über-
 flüssig, darauf hinzuweisen, daß diese Grundsätze Jesu zwar immer mehr zur
 Richtschnur unseres Handelns werden sollen, daß sie aber, wie alle Grund-
 sätze, nicht gedankenlos buchstäblich, sondern mit wirklicher, d. h. nicht etwa
 durch Selbstsucht gefärbter Klugheit im praktischen Leben angewendet werden
 müssen. Denn der Seelsorger z. B., der sich in falscher Demut von manchen
 Leuten zum Knecht und Sklaven machen ließe, würde nur von diesen eigen-
 süchtig ausgenützt und dadurch der Fähigkeit beraubt, auch andern den Nutzen
 zu bringen, den er kann und soll. Gerade die Nichtbeachtung dessen, daß

Christi Lehren nicht rabbinische Regeln sondern Lebensgrundsätze sind, hat zur Folge, daß man sie zwar bei der Lektüre des Evangeliums sehr schön und erhaben findet, im praktischen Leben aber als unpraktisch und undurchführbar stillschweigend ausschaltet, oder sie höchstens in Anwendung bringt, um andere Menschen danach zu kritisieren. Wer sie aber richtig auffaßt, dem rauben sie keineswegs die Freiheit vernünftigen Handelns, sind ihm aber stets ein Ansporn, um die versteckte Eigsucht aus seinem Handeln zu entfernen.

- 28 Die höchste Vollendung und die praktische Norm dieses Lebensgrundsatzes findet der Christ im Leben Jesu selbst. Zwar hat „der Menschensohn“ sich auch bedienen lassen — denn im Grunde genommen ist es Hochmut und Lieblosigkeit, alle wohlgemeinten Dienste zurückzuweisen (vgl. 8, 15; 27, 55; Luk. 10, 38 ff.). Und er hatte ja auch alles Recht dazu. Hatte er sich doch durch seine Wunder als Herrn über Krankheiten, Dämonen, ja über die ganze Natur erwiesen. Deshalb duldete er es auch, daß die Menschen sich ihm, wie einem hohen Herrn, zu Füßen warfen (vgl. 8, 2; 9, 18; 14, 33 u. ö.). Aber all das war nicht der Zweck seines Lebens, zu dem er gekommen, so sehr es auch den menschlichen Augen der Jünger so erscheinen mochte. „Der Menschensohn ist gekommen“ — Jesus gebraucht absichtlich nicht den sonst gewohnten Ausdruck „geschiedt vom Vater“ — sondern er ist freiwillig aus eigener Wahl „gekommen um zu dienen“, ja noch mehr, um das Höchste zu tun, was an Hingabe möglich ist: „und sein Leben zu geben als Lösegeld für viele“.

Es ist begreiflich, daß die rationalistische Kritik an diesem letzten Satz schweren Anstoß nimmt. Ist doch damit das ganze Paulinische und überhaupt christliche Dogma vom stellvertretenden Erlösungstode Christi schon von Jesus selbst ausgesprochen. Aber nach der rationalistischen Auffassung, nach der „die Person Jesu nicht zum Inhalt des Evangeliums gehört“, da Jesus, dem Wesen nach selbst nicht mehr als ein Mensch, seinen Mitmenschen nur den Weg zum Vater gezeigt habe, ist ein solcher Satz im Munde Jesu, der ihn geradezu in den Mittelpunkt des ganzen Evangeliums stellt, undenkbar. Nun, so undenkbar ist dieser Satz in seinem Munde doch nicht. Denn abgesehen davon, daß Jesus auch bei den Synoptikern sich als Gott bekennt und aus einem Selbstbewußtsein heraus spricht, das nur als das Selbstbewußtsein des wirklichen Sohnes Gottes psychologisch erfassbar ist (vgl. S. 121), zeigt auch sein allenthalben vorkommendes „um meinetwillen“, selbst wenn es gilt, auf die höchsten Güter zu verzichten, daß er seine eigene Person sehr in den Mittelpunkt des Evangeliums gestellt hat. Trotzdem hat die rationalistische Kritik versucht, wenigstens den Sinn vom Erlösungstode aus der Stelle hinauszuninterpretieren. Nun ist allerdings ganz richtig, daß der Ausdruck „sein Leben [seine Seele] hingeben“ an sich noch nicht die Hingabe in den Tod besagt (vgl. z. B. Apg. 15, 26). Stünde dieser Ausdruck allein da, so könnte man ihn auffassen als „sich verzehren im Dienen“. Diese Auffassung aber wird unmöglich gemacht durch den Zusatz „als Lösegeld für viele“. Denn schon in der klassischen Sprache hat dieser griechische Ausdruck den eigentlichen

Sinn „Lösegeld“. In der Septuaginta vollends wird das Wort als Übersetzung gebraucht für verschiedene hebräische Ausdrücke, die überhaupt keinen anderen Sinn zulassen. Dort handelt es sich stets um die Erlösung, bald vom Tode, bald aus der Gefangenschaft, bald aus sonst einer Haftung welcher Art auch immer, und zwar durch Hingabe eines anderen Gegenstandes als Ersatz für die verhaftete Person oder Sache. Da nun Jesus oft genug es ausgesprochen hat, daß die ganze Menschheit Gott gegenüber in einer für sie unbezahlbaren Schuld verhaftet ist (siehe z. B. 5, 26; 6, 12; 9, 2 u. a. besonders 18, 23 ff.), von der der Mensch nur frei werden kann durch gläubige Annahme seiner Heilsbotschaft (vgl. 8, 12; 10, 14 und 15; 11, 20 ff. u. a.), so kann er hier gar nichts anderes gemeint haben als was der Ausdruck an sich besagt: Die Hingabe seines Lebens in den Tod als Ersatz für die ganze in die Schuld verstrickte Menschheit. Allmählich sieht man das auch ein aufseiten der Kritik. Man sucht deshalb seine letzte Zuflucht in einem zwar sehr radikalen, aber nicht ebenso wissenschaftlichen Auskunftsmittel: Jesus habe diesen Satz noch gar nicht selber gesagt, sondern erst der Apostelschüler Markus habe ihn Jesus in den Mund gelegt, um die Lehre Jesu der späteren Paulinischen Lehre anzugleichen. Von da sei er natürlich zu Matthäus hinübergewandert. Durch diese kühne Behauptung wäre allerdings die ganze Entwicklung des christlichen Zentraldogmas auf den Kopf gestellt. Etwas unbegreiflich bliebe nur, wie Paulus auf seine ganz unevangelische Lehre kam, wenn Jesus noch gar nichts davon gewußt hat. Ebenso unbegreiflich, daß der alte Matthäus, der Jesu Lehre aus dessen eigenem Munde gehört hat, ohne Bedenken diese neue Lehre dem jungen Apostelschüler Markus abschreibt und ebenfalls Jesus nachträglich in den Mund legt. Viel verständlicher wird die Sache, wenn man sie einfach so auffaßt, wie sie in Wirklichkeit ist: Jesus, im klaren Bewußtsein seiner einzigartigen wesentlichen Gottessohnschaft und seiner Sendung als Erlöser der Menschen, hat hier mit deutlichen Worten ausgesprochen, was in seiner immer und immer wiederholten und als unerlässliche Heilsbedingung aufgestellten Forderung des engsten Anschlusses an seine Person bereits enthalten war: daß er durch die Hingabe seiner Person in den Tod Gott die Schuld bezahlt, die die sündige Menschheit nicht bezahlen kann. Und von Jesus haben die Apostel, besonders Paulus, diese Lehre genommen und weiter entfaltet.

Das ist allerdings ein Dogma, über das die moderne Menschheit sich entsetzt: ein Gott, der Blut fordert zur Sühne für die Schuld, und der dieses Blut von seinem eigenen Sohne fordert, da die Menschheit die Sühne nicht leisten kann. Aber dieses Entsetzen kommt daher, daß die moderne Menschheit keinen Begriff mehr davon hat, was Gott ist. Gott ist kein potenziierter Mensch. Gott ist der Absolute. In der christlichen Philosophie nennt man ihn das *ens a se*. Ein Begriff, den, so notwendig unser Verstand ihn vor den Anfang aller *entia*, alles Seienden, setzen muß, doch kein Verstand auszubedenken vermag. Würde aber die Menschheit wieder begreifen, daß Gott nicht

die Personifikation eines verschwommenen menschlichen Gefühles, sondern der Absolute ist, dann würde ihr mit Entsetzen aufleuchten, was Sünde ist. Und dann ahnte sie, wie im Erlösungstode Christi sich die unendliche Gerechtigkeit und die unendliche Barmherzigkeit Gottes, beides ebenso absolute Wesenseigenschaften des Absoluten, versöhnt die Hand gereicht haben, überstrahlt von Gottes unendlicher Liebe. Nicht einer weichen, sentimental, menschlichen Gefühls Liebe, sondern der Liebe Gottes.

Nebenbei sei bemerkt: daß es heißt: „für viele“ und nicht „für alle“, hat keine wesentliche Bedeutung. In der Sprache des Neuen Testaments steht „viele“ oft für „alle“. Es bezeichnet aber schärfer den Gegensatz zu dem einen, der sich für viele geopfert hat. Schließlich kommt das für alle dargebrachte Opfer ja auch nur denen zugute, die der Gnade folgend freiwillig sich Christus anschließen. Und das sind Gott sei Dank viele.

DIE HEILUNG DER BLINDEN IN JERICHO. Kap. 20 Vers 29—34 (Mark. 10, 46—52; Luk. 18, 35—43).

(29) Und als sie aus Jericho herauszogen, begleitete ihn eine große Volksschar. (30) Und siehe, zwei Blinde saßen am Weg. Sobald die hörten, daß Jesus vorbeizog, schrien sie laut: „Erbarme dich unser, Sohn Davids.“ (31) Die Leute aber schalten sie und hießen sie schweigen. Die jedoch schrien noch lauter: „Herr, erbarme dich unser, Sohn Davids.“ (32) Da blieb Jesus stehen, ließ sie rufen und sagte: „Was wollt ihr von mir haben?“ (33) Sie antworteten ihm: „Herr, daß unsere Augen geöffnet werden.“ (34) Da bekam Jesus Mitleid und berührte ihre Augen. Und sofort sahen sie wieder und schlossen sich ihm an.

- 29 Ganz unerwartet fährt Matthäus weiter: „Als sie aber aus Jericho herauszogen“, und läßt uns daraus selber den Schluß ziehen, daß Jesus also endgültig Peräa verlassen hat und bereits nach Jericho gekommen ist, von wo aus er seinen Einzug in Jerusalem hält. Dieser Verzicht auf einen zusammenhängenden Reisebericht entspricht wieder ganz seiner schriftstellerischen Art. Darum erwähnt er auch vom Aufenthalt in Jericho weiter nichts (vgl. dagegen Lukas 19, 1 ff.) als diese Blindenheilung. Die ist ihm offenbar deshalb wichtig, weil diese wunderbare Heilung mit den Umständen, unter denen sie geschah, den eigentlichen Anstoß gab zu dem nachher beschriebenen Triumphzug Jesu. Die Geschichte gehört also inhaltlich schon zu dem folgenden Abschnitt. Die Berichte der drei Synoptiker enthalten einige auffallende Widersprüche. Zunächst erzählt Markus nur von einem blinden Bettler. Während Lukas in der Zahl mit Markus übereinstimmt, berichtet Matthäus von zweien, ähnlich wie schon früher bei der Heilung der Besessenen in der Dekapolis (8, 28 ff.). Diese auch sonst bei Matthäus gelegentlich vorkommende Zweizahl (vgl. 9, 27; 21, 2) mit einer besonderen Vorliebe des Matthäus für diese Zahl zu erklären, ist natürlich ein Unsinn. Die Sache wird einen ähnlichen Grund haben wie schon bei den Besessenen (siehe S. 127): Die Nennung des Namens und die ausführliche ins einzelne gehende Schilderung bei

Markus, die beide das lebhafteste Interesse des Evangelisten verraten, lassen vermuten, daß Bartimäus eine in der ersten Christenheit bekannte Persönlichkeit war. Darum begnügt sich Markus mit dem Bericht von dessen Heilung, und Lukas folgt ihm hierin nach, während Matthäus den andern Unbekannten, der zugleich mitgeheilt wurde, auch erwähnt. Größer ist die zweite Schwierigkeit. Nach Matthäus und Markus geschah die Heilung beim Auszug aus Jericho. Lukas betont dagegen, daß es war, „als er sich Jericho näherte“. Es geht nicht an, diesen Ausdruck allgemein zu fassen = „als er in der Nähe von Jericho war“. Dem widerspricht das gleich darauf Folgende: „und er ging dann hinein und durchzog Jericho“. Ganz unmöglich ist die Lösung des hl. Augustinus, es handle sich bei Matthäus – Markus einerseits und bei Lukas andererseits um zwei verschiedene Heilungen. Das ist durch die völlige Parallelität der Berichte ausgeschlossen. Ebenso unwahrscheinlich ist aber auch die Annahme anderer, es sei je ein Blinder vor und nach dem Betreten der Stadt geheilt worden, und Matthäus habe den doppelten Bericht zusammengezogen. Annehmbarer wäre die von mehreren vorgeschlagene Lösung, die Blinden seien dem Heiland zwar schon beim Einzug begegnet, geheilt habe er sie aber erst beim Auszug. Lukas habe das Resultat vorausgenommen, um nachher die Geschichte vom Zachäus erzählen zu können, während Matthäus und Markus die Geschichte zusammenfassend beim Auszug berichteten (vgl. die blutflüssige Frau und die Tochter des Jairus, Matth. 9, 18 ff.). Solche freie Zusammenfassungen haben die Evangelisten sich zwar tatsächlich erlaubt (vgl. Matth. 21, 12 – 22 mit Mark. 11, 11 ff.). Aber es ist sehr unwahrscheinlich, daß Jesus die beiden Blinden so lange warten ließ bis nach dem nicht gerade kurzen Aufenthalt („herbergen“ Luk. 19, 7) bei Zachäus. Die Erzählung erweckt vielmehr den Eindruck, daß er sie im Gegensatz zu anderen (9, 27 ff.; 15, 22 ff.) gar nicht lange hat warten lassen. Der Widerspruch zwischen Matthäus – Markus einerseits und Lukas andererseits bleibt also bestehen. Und da der später schreibende, über genaue Kenntnis der Geschehnisse verfügende (vgl. Luk. 19, 1 ff.) Lukas ausdrücklich betont, es sei vor dem Eintritt Jesu in Jericho geschehen, so wird er recht behalten. Unbeschadet der Inspiration könnte man annehmen, daß Markus eben nicht gewußt und sich auch keine Gedanken darüber gemacht habe, wann das Ereignis genau stattgefunden, und daß er es deshalb in der von den Evangelisten auch sonst ausgeübten schriftstellerischen Freiheit an diese Stelle gesetzt habe. Der heilige Geist, der kein Schulmeister ist, hätte dabei keinen Grund gehabt, hier für pedantische Akribie zu sorgen. Bei Matthäus jedoch, dem Begleiter Jesu, ist weniger anzunehmen, daß er den Zeitpunkt dieses ihm so bedeutsam vorkommenden Geschehnisses vergessen habe. Aber da er die Geschichte von Zachäus wegließ und es ihm nur darauf ankam, den mit dem Auszug aus Jericho beginnenden Triumphzug Jesu zu schildern, hat er diese dafür so bedeutsame Heilung absichtlich an den Anfang des Triumphzugs gesetzt: „als sie aus Jericho auszogen“. Und Markus ist ihm hierin gefolgt. Die alten

Schriftsteller haben eben, wie schon einmal erwähnt (S. 107 ff.), in solchen unwesentlichen Einzelheiten auf historische Genauigkeit weniger Wert gelegt als wir, sondern aus anderen Gesichtspunkten heraus den Stoff künstlerisch angeordnet. Und der inspirierende Heilige Geist, der sie nicht als bloße Schreiber, sondern als selbsttätige Werkzeuge benutzte, hatte keine Veranlassung, sie über die Darstellungsweise späterer Jahrhunderte aufzuklären. Ganz unsinnig wäre es demnach, wegen solcher Widersprüche in der Darstellung unwesentlicher Nebenumstände die Geschichtlichkeit der Sache selbst in Zweifel zu ziehen. Verrät doch schon die lebhafteste Einzelschilderung des Markus („er warf den Mantel weg“), daß er sie von einem Augenzeugen hat, dem der Vorgang noch ganz wie gegenwärtig im Gedächtnis haftete.

Jesus hat also endgültig den Jordan überschritten und nähert sich Jericho. Nicht dem alten Jericho aus der kananäischen und altisraelitischen Zeit, einer kleinen nicht mehr als sechs Hektar Boden bedeckenden Festung. Das Jericho zur Zeit Christi lag etwas südlicher, von Palmen- und Balsamwäldern und Rosengärten umgeben. Herodes hatte einen prächtigen Palast dort errichten lassen nebst einem Amphitheater und einem Hippodrom. Sein Sohn Archelaus hatte den Palast noch weiter ausgebaut und kunstvolle Teiche angelegt, die mittels Kanälen aus weitentlegenen Quellen gespeist wurden. So war der bedeutende Grenz- und Handelsort zu einer damals modernen Stadt geworden, einem zweiten Jerusalem, dem es auch an Umfang (etwa vier Kilometer) ungefähr gleichkam. Die Begleitung Jesu ist schon ziemlich angewachsen. Viele
80 Pilger, die zum Osterfest wollen, haben sich ihm angeschlossen. Da sitzen zwei Blinde bettelnd am Wege, einer von ihnen der dem Markus und seinen Lesern bekannte Bartimäus. Es hat an Blinden in jener Gegend nicht gefehlt. Der feine, heiße Sand, der sich mit kleinen Mücken vermischt im Auge festsetzt, erzeugt leicht, unterstützt von dem zwischen kalten Nächten und tropisch- heißen Tagen rasch wechselnden Klima, eitrige Augenentzündungen, die oft zur völligen Erblindung führen. Die Beiden hören das Getöse der heranziehenden Menge. Und neugierig, wie Blinde sind, fragen sie, wer da komme. Ein Hoffnungsstrahl durchleuchtet ihre Finsternis, wo sie hören, es ist Jesus von Nazareth, von dessen Güte und Wundermacht sie so manche Kunde vernommen haben. Und nun schreien sie aus voller Kehle: „Erbarme dich unser, Sohn Davids.“ Das ist der offizielle Titel des Messias, den sie also in
81 gläubigem Bekenntnis Jesus geben. Viele Leute aber aus der Menge heißen sie unter Scheltworten schweigen, wohl aus Rücksicht auf Jesus, dem sie die Belästigung ersparen wollen. Vielleicht auch aus Furcht, der von den Blinden Jesus zugesprochene Titel könne politisch mißdeutet werden. Hatte doch der Hohe Rat in Jerusalem bereits den strengen Befehl erlassen, daß jeder, der von Jesu Aufenthaltsort wisse, zur Anzeige verpflichtet sei (Joh. 11, 57). Die Blinden aber lassen sich durch kein Schelten und Drohen beirren. Nur um so lauter wiederholen sie ihren Ruf: „Herr, erbarme dich unser, Sohn Davids.“ Und Jesus, ganz entgegen seiner sonstigen Gepflogenheit (vgl.

32 9, 27 ff.; 15, 22 ff.), bleibt stehen und gibt Auftrag, sie zu ihm zu bringen. Das Volk ändert seine Stimmung schnell, wenn es wahrnimmt, daß man oben anderer Meinung ist. Dieselben, die eben noch gescholten und gedroht haben, ermuntern nun die Blinden, die sich schließlich doch haben einschüchtern lassen: „Fasse Mut, steh auf, er ruft dich“ (Mark. 10, 49). Das läßt sich Bartimäus nicht zweimal sagen. Er springt auf, wirft den Mantel weg, der ihn im Laufen hindern könnte, und eilt zu Jesus, seinen Leidensgefährten mit sich ziehend. Jesus aber will noch ein neues Bekenntnis ihres Glaubens
33 hören. Darum fragt er: „Was wollt ihr von mir haben?“ „Herr, daß unsere Augen geöffnet werden.“ Wiederum nennen sie ihn in gläubigem Vertrauen auf seine übernatürliche Macht: „Herr“. „Rabbuni“ heißt es bei Markus. Dieses Wort übersetzt der Evangelist Johannes mit „Lehrer“ (Joh. 20, 16). Es bedeutet aber eigentlich noch mehr. Denn während die einfache Form Rabbi zur Zeit Christi ehrende Anrede war, besonders an Lehrer, so daß das Wort bald geradezu zum Titel „Lehrer“ wurde, findet sich die erweiterte Form Rabbuni oder Ribbuni in der altjüdischen Literatur nur als Anrede an Gott, nie als Anrede an Menschen, und wird überhaupt nur selten von hochstehenden Menschen gebraucht. „Herr, daß unsere Augen geöffnet werden.“ Man kann es mitfühlen mit den armen Blinden, wie sie sich sehnen, aus der ewigen Nacht ins Licht zurückkehren zu dürfen. — „Herr, daß unsere Augen geöffnet werden.“ Wir sollten auch oft so bitten. Wandeln wir doch auch im Finstern und sehen Freud und Leid und alle Dinge dieser Welt nur so, wie man im
34 Dunkeln sieht, nicht im hellen Lichte der Ewigkeit. — „Da bekam Jesus Mitleid.“ Es ist doch stets derselbe gütige erbarmungsvolle Heiland. „Er berührte ihre Augen. Und sofort sahen sie wieder“ — es könnte auch heißen „sahen sie“. Daß es ein W i e d e r sehen war, d. h. also, daß die beiden nicht Blindgeborene, sondern Blindgewordene gewesen sind, ist nicht mit Sicherheit aus dem griechischen Ausdruck zu entnehmen. „Und sie schlossen sich ihm an“ auf seinem Zuge nach Jerusalem, und wohl auch später.

Es ist, wie schon bemerkt, auffällig, daß Jesus hier ganz anders handelt als früher in Galiläa. Während er es dort nicht gerne hörte, wenn man ihn mit dem Messiasititel „Sohn Davids“ anredete, und dies auch zeigte, indem er einfach weiterging, bleibt er diesmal von selber stehen, läßt trotz der großen Volksmenge die Blinden herbeirufen und heilt sie vor aller Augen. Ebenso wird es kein Zufall sein, daß im Markusevangelium die Bezeichnung „Sohn Davids“ an dieser Stelle zum ersten Male sich findet. Jesus schiebt von jetzt an alle Rücksicht und Vorsicht beiseite. Er geht zum Angriff über. Er will nun öffentlich als Messias auftreten. Er will seine versteckten Gegner zwingen, nun Farbe zu bekennen, wenn nicht für ihn, dann gegen ihn. Er will in den Tod, um durch seinen Tod zu siegen. Man kann es sich denken, welche Begeisterung dieses auf die Anrufung „Sohn Davids“ hin öffentlich gewirkte Wunder in der zahlreichen Schar der begleitenden Festpilger weckte. Die Hosannah-Stimmung ist geschaffen und der Triumphzug beginnt.

für das Leben erklärt

Edmund Kalt für das Alte Testament und
Willibald Laue für das Neue Testament

16 Bände (teilweise in Halbbänden) Großoktav (etwa je 480 Seiten)

BAND VI: E. Kalt, Die Psalmen		(Ganzband)
Bei Abnahme des Gesamt-Kommentars:	Leinen	12. — Mark
Halbleder		14. — Mark
Bei Einzelbezug:	Leinen	14.40 Mark
Halbleder		16.80 Mark
BAND XI/1: W. Laud, Matthäus- und Markusevangelium, erste Hälfte		
BAND XI/2:		zweite Hälfte
Bei Abnahme des Gesamt-Kommentars:	Leinen	je 6.50 Mark
Halbleder		je 8. — Mark
Bei Einzelbezug:	Leinen	je 7.80 Mark
Halbleder		je 9.60 Mark
BAND XII: Bartelt, Lukas-Evangelium / Lohausz, Apostelgeschichte		
Bei Abnahme des Gesamt-Kommentars:	Leinen	12. — Mark
Halbleder		14. — Mark
Bei Einzelbezug:	Leinen	14.40 Mark
Halbleder		16.80 Mark

Jährlich werden zwei bis drei Bände erscheinen. Der Preis für die einzelnen Bände wird durchschnittlich derselbe bleiben. Die 16 Bände umfassen:

ALTES TESTAMENT

1. Band: Genesis, Exodus und Leviticus.
2. Band: Numeri und Deuteronomium, Josue, Richter, Ruth.
3. Band: Samuelbücher, Königsbücher.
4. Band: Chronik, Esdras und Nehemias, Tobias, Judith, Esther.
5. Band: Makkabäerbücher, Buch Job.
6. Band: Psalmen.
7. Band: Sprüche, Prediger, Hoheslied, Jesus Sirach.
8. Band: Weisheit, Iffataß.
9. Band: Jeremias, Klagelieder, Baruch, Kleine Propheten.
10. Band: Ezechiel, Daniel.

NEUES TESTAMENT

11. Band: Matthäus, Markus.
12. Band: Lukas, Apostelgeschichte.
13. Band: Johannesevangelium, Johannesbriefe.
14. Band: Römerbrief, Korintherbriefe.
15. Band: Kleine Paulusbriefe.
16. Band: Hebräerbrief, Katholische Briefe (außer Johannes, siehe 13), Apokalypse.

